Hempels wohlfeile Classiker-Ausgaben

National-Bibliothek sämmtlicher deutschen Classike[r]

Erste wohlfeile und vollständige Ausgabe ihrer Meisterwerke.

Wieland's Werke 79.

546.

Preis 2½ Sgr. = 9 Xr. Rh.

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Wieland's Werke.

Siebenunddreissigster Theil.

Zur Geschichte, Literatur und Kunst der Griechen und Römer.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Zur

Geschichte, Literatur und Kunst

der Griechen und Römer.

A*

Inhalt.

Griechen.

Geschichte.

Literatur.

Kunst.

Römer.

Geschichte.

Literatur.

Vorbemerkung.

Sämmtliche auf die Geschichte, Literatur und Kunst der Griechen und Römer bezügliche größere und kleinere Aufsätze und Anzeigen erscheinen hier in der durch den Inhalt bestimmten Folge. Nur wenige der bedeutendsten hatte Wieland selbst in die Werke und ihre Supplemente aufgenommen, Gruber eine größere Anzahl in bunter alphabetischer Reihenfolge gegeben oder darauf verwiesen. Erst durch unsere, manches völlig Verschollene an seinen gebührenden Platz stellende Sammlung wird es möglich, sich ein vollständiges Bild von dem mannichfachen Eingreifen Wieland's auf dem altclassischen Gebiete zu machen und über seine Ansichten in Betreff einzelner Punkte zur Klarheit zu gelangen. Ausgelassen haben wir nur die wenigen Worte, welche er der „Ankündigung einer vollständigen Ausgabe aller lateinischen Schriftsteller des Alterthums" im Teutschen Merkur 1778, II. S. 190 hinzufügte. Nachdem er bemerkt: „Wohlfeiler können Diejenigen, die nicht schon versehen sind, unmöglich zu einer schönen, bequemen und einförmigen Ausgabe aller lateinischen classischen Autoren kommen!" ersucht er „diejenigen Herren Schullehrer, welche sich verhoffentlich auch in hiesigen Gegenden zur Beförderung eines so gemeinnützigen Vorhabens verwenden wollen", wenn sie eine Anzahl Subscribenten zusammen haben sollten, sich an ihn zu wenden.

Aus den Uebersetzungen des Horaz, Lucian und Cicero sind nur die Vorreden und diejenigen Stücke aufgenommen, die auch ohne Rücksicht auf die Werke oder Stellen, auf welche sie sich beziehen, selbstständigen Werth haben, sei es als literarhistorische Ausführungen, sei es als Charakteristiken. Aus dieser Rücksicht mußten die an die Briefe sich anschließende und in sie verflochtene Lebensbeschreibung des Cicero und die Abhandlung über die Dichtkunst des Horaz ausgeschlossen werden. Jene Uebersetzungen werden immer ihren selbstständigen Werth neben Wieland's Werken behaupten.

An dieser Stelle geben wir Wieland's Widmung seiner Uebersetzung der Briefe des Horaz an seinen ehemaligen Zögling und damaligen Herrn, den regierenden Herzog Karl August von Sachsen Weimar und Eisenach, die in Wieland's Werken nicht fehlen darf.

„Gnädigster Herr!

„Ich erneuere eine alte Gewohnheit, die, wie alle menschliche Dinge, zum Mißbrauch worden ist, aber in ihrer ursprünglichen Lauterkeit, wie so viele andere Gewohnheiten der Alten, fromm und löblich war, indem Ew. Durchlaucht ich hiemit öffentlich mit einem Werke huldige, das Ihnen aus einem gedoppelten Grunde zugehört.

„Was auch der einzige ganz unparteiische Richter aller menschlichen Dinge, die Zeit, über diese und andere Beschäftigungen meiner einsamen Stunden für einen Ausspruch thun mag, so habe ich es für Pflicht gehalten, ihr den großmüthigen Fürsten zu nennen, dem ich die glückliche Ruhe und Freiheit schuldig bin, in deren Schooße sie entstanden sind; Früchte jener edeln Studien, die von den Alten mit so vielem Rechte die menschlichen und liberalen genannt wurden, und zu welchen eine unwiderstehliche Neigung mich von der ersten Jugend an hingezogen hat.

„Wenn aber gleich in diesem Betracht Alles, was die Muse, die mir beim Eintritt ins Leben zur unzertrennlichen Gefährtin zugegeben wurde, unter Ew. Durchlaucht Auspicien mich zu unternehmen angetrieben hat und noch ferner antreiben mag, Ihnen zugehöret, so gilt dies doch ganz besonders und vorzüglich von gegenwärtigem Werke, als welches dem Beifall, womit Ew. Durchlaucht dessen erste Probe aufgemuntert, und meinem Verlangen, das Vergnügen, so Sie daran fanden, vollständig zu machen, sein Dasein ganz allein zu danken hat.

„Geruhen Sie also, gnädigster Herr, diese Briefe, das Beste, was uns von einem der edelsten und schönsten Geister des alten Rom's übrig ist, in der deutschen Einkleidung, die ich selbigen zu geben versucht habe, mit Ihrer gewohnten Huld und Güte aufzunehmen, und betrachten Sie die Zueignung derselben als Wirkung eines von seinen Empfindungen schon lange gepreßten Herzens, das sich zu erleichtern wünscht, und aus Mangel eines Eigenthums, das Ihrer würdig genug wäre, Ihnen die Copei eines fremden Werkes darbietet, dessen ursprünglicher Werth groß genug ist, um nach Allem, was es unter der zweiten Hand verloren hat, noch immer geschickt zu sein, Ew. Durchlaucht in Augenblicken, welche Sie nicht unter die verlornen rechnen, eine angenehme und nützliche Unterhaltung zu geben.

„So gewogen auch die Grazien, deren ganz eigner Liebling Horaz unter den römischen Schriftstellern war, seinem Uebersetzer sein möchten, so würden doch diese Briefe um des bloßen Unterschieds der Sprachen und Zeiten willen von jener Zierlichkeit und Urbanität, die dem Original eigen sind, immer sehr viel verlieren müssen. Kein Gefühl, keine Kenntnisse und kein Fleiß können die Schwierigkeiten gänzlich überwinden, die einem Uebersetzer auf dieser Seite Trotz bieten.

„Aber wie wenig ich mir auch über diesen Punkt schmeichle, so getraue ich mir doch zu sagen, daß Ew. Durchlaucht von dem, was an Horaz das Schätzbarste ist, von seinem Geist, und

selbst von der eignen Laune und Manier, die ihn so besonders vor allen alten und neuern Schriftstellern auszeichnet, in der deutschen Copei so viel wiederfinden werden, als man von einem Uebersetzer erwarten und fordern kann, der sich mit seinem Original bekannt genug gemacht hat, um alle seine Schönheiten zu fühlen, in alle seine Launen einzugehen, seinen oft mit Fleiß räthselhaft ausgedrückten Sinn zu errathen und die Stimmung seines Gemüths und die geheimern Absichten, die Dieses oder Jenes dictirt haben mögen, zu ahnen, wo es nicht möglich war, sich ganz gewiß davon zu machen.

„Ein Commentar ist vielleicht bei keinem Product der alten Literatur weniger entbehrlich als bei den Horazischen Episteln. Nicht nur der Umstand, daß es größtentheils wirkliche Briefe sind, an Personen, mit denen er in besondern Verhältnissen stund, und meistens aus besondern Veranlassungen und mit besondern Absichten geschrieben, macht einige Kenntniß dieser Personen und Umstände nothwendig, um das Individuelle darin aufzufinden, das sehr oft der Schlüssel zu dem wahren Sinn und den geheimern Schönheiten derselben ist; selbst dasjenige, was man in den schönsten Zeiten von Rom unter dem Wort Urbanität begriff, diesen Geschmack der Hauptstadt und diese feine Tinctur von Gelehrsamkeit, Weltkenntniß und Politesse, die man aus dem Lesen der besten Schriftsteller und aus dem Umgang der cultivirtesten und vorzüglichsten Personen in einem sehr verfeinerten Zeitalter unvermerkt annimmt — selbst diese Urbanität an einem Schriftsteller gehörig zu empfinden, setzt eine Menge Kenntnisse voraus, die auch dem gelehrtern Theile der Leser nicht allezeit gegenwärtig sind. Ich hoffe daher, daß die Bemühungen, die ich mir zu diesem Ende gegeben, und die ungeachtet Alles dessen, was mir von vielen gelehrten Auslegern des Horaz vorgearbeitet worden, nicht der leichteste Theil meiner Arbeit waren, wenigstens den Vorwurf der Ueberflüssigkeit nicht zu befürchten haben; und

ich wünsche nur, das sie ebenso brauchbar befunden werden möchten, als sie nothwendig waren.

„Vielleicht sollte ich noch die Unternehmung selbst, die Horazischen Briefe in unsre Sprache umzusetzen, rechtfertigen? Aber das erleuchtete Urtheil, das Ew. Durchlaucht von dem Werth und Unwerth dieser Art von literarischen Arbeiten fällen, überhebt mich dieser Mühe, da es sich auf den Gesichtspunkt gründet, woraus die einsichtsvollsten Männer bei allen cultivirten Völkern diese Sache immer angesehen haben. Was gegen den Nutzen der Uebersetzungen aus fremden Sprachen eingewendet zu werden pflegt, gehört unter die Einwendungen, die man gegen alle menschlichen Dinge machen kann, und ist mit denselben völlig von einerlei Schlage. Ganz Europa antwortet dem Herrn Linguet, der uns bewies, daß wir kein Brod essen sollten, dadurch — daß es Brod ißt. Die einzige Art, die Verächter der Uebersetzungen der Alten zu widerlegen, ist, daß man gute Uebersetzungen liefre.

„Möchte diejenige, gnädigster Herzog, die ich Ew. Durchlaucht hiemit weihe, der Meinung entsprechen, welche Sie nach dem ersten Versuche von dem, was ich leisten könnte, faßten! Möchte sie lange genug zu dauern verdienen, um noch von der Nachwelt als ein Opfer angesehen zu werden, das die Musen durch meine Hand einem deutschen Fürsten dargebracht, der sie ehrt und liebt; einem Fürsten, der jedes Talent, jedes Verdienst zu schätzen weiß und dadurch verdient, sie um sich her versammelt zu sehen.

„Wie Vieles, was ich hier noch sagen möchte und sagen müßte, um nur die bloße Wahrheit zu sagen, versiegelt der Genius des Schweigens auf meinen Lippen. Und was bedarf es eines — in Vieler Augen immer verdächtigen — Lobes, wo die Sache selbst laut genug spricht? Alles Gute kündigt, gleich dem Lichte, sich selbst an, indem es da ist, und läßt wohlthätige und glänzende Spuren hinter sich, auch wenn es nicht mehr ist.

„Sie haben, gnädigster Herr, schon den Morgen eines Lebens, dessen Anfang die Freude und Hoffnung so vieler tausend Menschen war, mit Handlungen bezeichnet, die den schönsten Tag versprechen. In der Tageszeit, der ich mich unvermerkt nähere, liebt man auch das Gute vorauszusehen, das noch geschehen wird, und indem wir selbst herabsteigen, ist uns der Anblick Derer, die mit noch voller Kraft und Munterkeit zu Allem, was edel, groß und gut ist, emporstreben, ein herzerhöhendes Schauspiel.

„Möchten Sie, theuerster Fürst, im vollsten Maß des Glückes theilhaftig werden, in dem schönen Wirkungskreise, in dessen Mittelpunkt die Vorsehung Sie gesetzt hat, ungehemmt und unter dem Einfluß der günstigsten Sterne jeden edeln Wunsch Ihres großen Herzens zu befriedigen!

„Geschrieben zu Weimar, den 12. April 1782."

Griechen.

Geschichte.

Athen unter Perikles.[1])

Die Bearbeitung der alten Geschichte in der Bibliothèque universelle des Dames, wovon dieser zweite Band die Fortsetzung liefert, insonderheit die Geschichte desjenigen unter allen Völkern, dem wir am Meisten schuldig sind, der Griechen, ist von zuverlässigen Richtern unter den Landesleuten des Verfassers sehr günstig beurtheilt worden.

Ich, meines wenigen Ortes, trage, im Ganzen genommen, kein Bedenken, die Lobsprüche zu bekräftigen, die dem Fleiße, dem Scharfsinn und der Urtheilskraft, die der Verfasser in dieser Arbeit bewiesen, ertheilt worden sind. Indessen ist der Augenpunkt, aus welchem, und das Licht, in welchem man den Zusammenhang der Schicksale und Begebenheiten ganzer Völker und die Handlungen der merkwürdigen Menschen, welche die Hauptrolle darin gespielt haben, betrachten kann, so verschieden, als es die Personen sind, die sich zu Zuschauern der großen Weltschauspiele machen, welche die Muse der Geschichte vor unsern Augen vorbeiführt. Es kann also nicht wohl anders sein, als daß ebendieselben handelnden Personen und ebendieselben Thatsachen von verschiedenen Zuschauern, je nachdem sie einen nähern oder weitern, höhern oder tiefern Standpunkt genommen haben, oder je nachdem sie den Gegenstand im Sonnenlicht oder beim täuschenden Scheine selbst aufgesteckter Fackeln, durch heitre Luft oder durch einen Nebel betrachten, sehr verschieden ins Auge gefaßt und beurtheilt werden.

Ich muß gestehen, daß ich bei Durchlesung dieses Bandes hier und da auf Stellen gekommen bin, welche mir zu dieser

---

[1]) Die vom 12. April 1786 datirte Vorrede zum zweiten Bande der „Allgemeinen Damenbibliothek, einer freien Uebersetzung des französischen Werks dieses Namens mit zweckmäßigen Veränderungen und Zusätzen. Mit einer Vorrede von Wieland". Die sechs Bände dieser von Wieland's Schwiegersohn K. L. Reinhold unternommenen Uebertragung erschienen in den Jahren 1785—1789. Die Ueberschrift haben wir hinzugefügt. — A. d. H.

Reflexion Anlaß gegeben haben. Diejenigen, die mir am Stärksten aufgefallen, betreffen die Geschichte der Athenienser, und besonders das Urtheil, das der Verfasser über die Administration des Perikles fällt. Liegt es an seinen Augen oder an den meinigen, daß ich in der Art, wie er diesen Theil seines historischen Drama darstellt, nicht selten etwas Schiefes und falsch Beleuchtetes zu finden glaube? Da ich hierüber nicht entscheiden kann, so begnüge ich mich, so kurz als möglich zu sagen, wie ich diesen Gegenstand sehe, und überlasse der eignen Beurtheilung der Leser (unter welchem Worte immer auch die Leserinnen, die ich diesem Werke vornehmlich wünsche, mit begriffen sind), in welcher Vorstellungsart sie die meiste Wahrheit zu finden glauben.

Die Athenienser spielten eine glänzende, aber sehr kurze Rolle auf dem politischen Weltschauplatz. Waren sie dazu aufgelegt und eingerichtet, eine längere zu spielen und höhere Grade der Macht und des Einflusses in die großen Weltbegebenheiten zu erreichen? Und ist es die Administration des Perikles, was sie hieran verhindert und dagegen ihren Fall beschleunigt hat?

Um die wahre Antwort auf diese Fragen desto leichter zu finden, müssen wir vor Allem dasjenige, was den Atheniensern mit allen übrigen Griechen gemein war, in einem Blick zusammenfassen.

Die Griechen oder Hellenen, wie sie sich selbst nannten, bestanden von uralten Zeiten her aus einer Menge kleiner, von einander unabhängiger Völkerschaften, die, ihrer beinahe unaufhörlichen wechselseitigen Befehdungen ungeachtet, durch eine gemeinschaftliche Sprache, gemeinschaftliche Tempel und Mysterien, verschiedene besondere Nationalinstitute und (seit der Seefahrt nach Kolchis und der berühmten Kaledonischen Jagd) mehrmals durch gemeinschaftliche National-Angelegenheiten und -Unternehmungen bald schwächer bald stärker verbunden waren. So viele Städte in Grächen, so viele freie Staaten, die sich aus ihren rohen Anfängen in der sogenannten heroischen Zeit nach und nach zu ebenso vielen Republiken ausbildeten, worin die höchste Gewalt bald zwischen den edelsten Geschlechtern und dem Volke gesetzmäßig vertheilt, bald der goldne Zankapfel war, um den sich beide Theile stritten, und wovon die natürliche Folge war, daß die Verfassung selten im Gleichgewichte stand, sondern fast immer von der Aristokratie zur Demokratie,

von der Demokratie zur Oligarchie und von der einen oder andern zur Regierung eines Einzigen, die den Griechen unter den Namen der Tyrannie so verhaßt war, hinüberschwankte.

Bei einer solchen Verfassung hatte keine der griechischen Städte die Anlage, und in der That auch keine jemals im Ernste den Gedanken, sich die übrigen durch die Gewalt der Waffen zu unterwerfen. Physische und sittliche, politische und religiose Ursachen wirkten hier zusammen, um dem eigennützigen Vergrößerungsgeiste mehr oder minder enge Schranken zu setzen. Die Freiheit des ganzen Griechenlandes wurde als ein gemeines unverletzliches Erbgut, als das gemeinsame Interesse aller einzelnen Städte betrachtet, und wiewol Sparta, Athen, Thebä und Korinth unter allen übrigen hervorragten; wiewol besonders die beiden ersten immer das größte Ansehen behaupteten und um die Ehre, die übrigen zu leiten, wetteiferten: so war es doch vermöge ihrer Lage, Umstände und äußern Verhältnisse sowol als ihrer innern Verfassung und politischen Schwäche wegen schlechterdings unmöglich, daß eine von ihnen jemals das hätte werden können, was das kriegerische Rom in einem Zeitlauf von 600 Jahren durch die standhafteste Befolgung des festen Plans seines Senats für alle übrigen italienischen Städte und Völker wurde.

Aber ebenso unmöglich war es auch, daß irgend eine dieser kleinen griechischen Republiken, während daß in der Welt (von der sie einen so kleinen Winkel inhatten) die wichtigsten Veränderungen vorgingen; während daß auf der einen Seite der große Despot von Persien, auf einer andern der kleinere, aber im Steigen begriffene König von Macedonien, auf der dritten die mächtige Republik Karthago und auf der vierten das unvermerkt zur furchtbarsten Größe anwachsende Rom (wiewol dieses am Spätesten) immer stärker auf sie drückten, immer enger und vielfacher in ihre Angelegenheiten verflochten wurden — es war, sage ich, unmöglich, daß irgend eine der griechischen Städte unter solchen Umständen sich in die Länge, geschweige denn auf immer bei ihrer mit gemeinschaftlichen Kräften eine Zeit lang behaupteten Unabhängigkeit hätten erhalten sollen. Selbst unter der Voraussetzung, daß sie immer Alle für einen Mann gestanden hätten, ließe sich dies kaum denken. Aber wer wollte auch eine so chimärische Bedingung für etwas sittlich und politisch Mögliches ansehen, gesetzt auch, daß jemals ein griechischer Staatsmann oder Gesetzgeber den frommen Wunsch

des sterbenden Fra Paolo und eines jeden guten Bürgers: Esto perpetua! (Sei unvergänglich, mein Vaterland!) auf diese Art zu realisiren versucht hätte! Unvergängliche Platonische Republiken lassen sich wol in die Wolken bauen, so viel man ihrer will; aber nachdem Sparta selbst, die mit ihrer vom Lykurg erhaltenen Verfassung einer Platonischen Republik ähnlich genug sah, die starken Triebfedern und Räder, woraus sie, der Natur zu Trotz, so künstlich zusammengesetzt war, nach und nach stumpf werden sehen mußte, da Sparta selbst, welche nie einen Perikles gehabt hatte, endlich bis zur Mörderhöhle eines Nabis herabsank: so kann man sicher behaupten, Athen, dessen Geist nie militarisch gewesen war, hätte unmöglich immer frei und unabhängig bleiben können, wenn auch Perikles (dem unser Verfasser hauptsächlich den Verfall von Athen beimißt) niemals existirt hätte.

Man muß die prächtige Lobrede des Isokrates auf seine Vaterstadt selbst lesen, wenn man alle Titel beisammen sehen will, welche diese berühmte Stadt aufzuweisen hatte, um ihren behaupteten Primat unter den griechischen Republiken zu begründen. Verschiedene derselben stehen auf etwas schwachen Füßen; aber daß sie die Mutter der Künste und Wissenschaften, der Sitz des Geschmacks und der Politesse war, diesen Vorzug konnte ihr keine andere streitig machen. Dies war es, wodurch Athen, sogar nachdem der alte Ruhm der Griechen beinahe gänzlich erloschen war, den Herren der Welt, den Römern selbst noch Ehrfurcht eindrückte, dies war es, was sie in dem edelsten Sinne dieses Wortes durch eine lange Reihe von Jahrhunderten zur ersten Stadt der Welt machte. Hierin bestand ihr bleibender Ruhm, ihre wirkliche Größe, und zu dieser Größe — hatte Perikles sie erhoben.

Dieser edle Staatsmann, als er es auf sich nahm, ein Volk, das weder ohne Demokratie leben noch jemals sich selbst regieren konnte, durch die Macht seiner Beredsamkeit zu beherrschen, kannte den Charakter seiner Athenienser sehr genau. Er berechnete ihre Fähigkeiten und Mängel, ihr feines Gefühl für das Schöne, ihren Witz, ihre Lebhaftigkeit, ihren Unbestand, ihre aufbrausende Hitze, ihre Eitelkeit, kurz, ihre schöne und blinde Seite, ihre Stärke und Schwäche. Er sah sie ganz vorzüglich dazu geschickt, eine blühende Handelsstadt, der Vereinigungspunkt aller cultivirten und gewerbetreibenden Völker, die Schule der Weisen und die Werkstatt der schönen Künste zu

sein; und da ihn das Glück und die Umstände hierin begünstigten, so machte er sie dazu, ohne über die Mittel delicater zu sein, als Staatsmänner es gewöhnlich sind und sein dürfen. Der leichtsinnige Atheniensische Pöbel konnte sich wol nach dem Tode des großen Mannes von seinen Kleons und Alcibiaden mit der Möglichkeit, die halbe Welt zu überwältigen, in den Schlaf singen lassen; aber ein Perikles verstand sich besser darauf, was möglich oder unmöglich, und was für seine Mitbürger das Beste war. Er wußte zu gut, daß die Athenienser so wenig als die Megarer oder Abderiten jemals einen festen Rang unter den herrschenden Völkern behaupten konnten; die Künste der Humanität und des Friedens, die Musenkünste und die Wissenschaften waren es ganz allein, wodurch sie sich, was auch die Zeit vor Veränderungen in der politischen Weltverfassung herbeiführen möchte, wenigstens länger als durch irgend ein ander Mittel in Wohlstand und Ansehen erhalten und, wenn sie auch endlich dem Schicksal aller menschlichen Dinge unterliegen müßten, dennoch im Andenken der spätesten Jahrhunderte gleich den ewigen Werken ihrer Aeschylus und Sophokles, ihrer Phidias und Alkamenes ehrenvoll und unsterblich fortleben würden.

Was für einen Sinn hat also der Ausspruch: Die Staatsverwaltung des Perikles war die Epoche des Verfalls von Athen? Umgekehrt, sie war die Epoche des größten Ansehens, welches diese Republik jemals in Gräcien behauptet hatte, und legte den Grund zu dem, was bis auf diesen Tag der höchste Ruhm und Stolz der Minervenstadt geblieben ist. Aber der politische Verfall, der unmittelbar auf die glänzende Staatsverwaltung des Perikles folgte? War der etwa sein Werk? War er nicht vielmehr eine ganz natürliche Folge des Charakters eines Volkes, welches weder sich selbst noch Andere zu regieren wußte; eine Folge der Demokratie, deren sich die Athenienser auch ohne ihn bemächtiget haben würden; eine Folge ihrer Thorheiten, der Unfähigkeit ihrer Demagogen und Feldherren, welche freilich keine Perikles waren; eine Folge der Herrschsucht der Spartaner, der Eifersucht der übrigen Griechen, des Einflusses der Intriguen und Bestechungen des persischen Hofes u. s. w.: kurz, eine Folge der Natur und des Zusammenhanges der Dinge, wofür man niemals einen einzelnen Mann, wie groß auch sein Einfluß und Wirkungskreis gewesen sein mag, verantwortlich machen kann? Athen verlor nach und nach

seine **politische Macht**, welche nie ein Werk innerlicher Stärke, sondern eines günstigen einzelnen Augenblicks und eines großen Feldherrn (des **Themistokles**) gewesen war, und seine **Unabhängigkeit**, die es früher oder später immer verlieren mußte. Das Werk des Themistokles verschwand wie ein glänzendes Meteor; das Werk des Perikles dauerte fort, und dem Ruhm, den er sich dadurch erworben, hatte Athen noch sechs Jahrhunderte nach seinem Tode in dem Kaiser **Hadrianus** einen **zweiten Perikles** zu danken.

Der zu dieser Vorrede bestimmte Raum hat mir nicht verstattet, mich in eine umständlichere Apologie des großen Mannes einzulassen, dem, wie ich glaube, von unserm französischen Verfasser (vielleicht weil er seinen Standpunkt zu nahe nahm) nicht gehörige Gerechtigkeit erwiesen worden ist. Es ist mit Männern von dieser Classe wie mit der berühmten Bildsäule der Minerva von Phidias: diese schien in der Nähe ungeheuer fehlerhaft, rauh und ungestalt, aber sobald sie auf dem Schlosse zu Athen in ihrer gehörigen Höhe stand, bewunderte Jedermann die Richtigkeit der Verhältnisse, die Harmonie der Theile und eine Schönheit des Ganzen, die der Göttin der Künste und ihres Phidias würdig war.

Falsche Vergleichung der Griechen mit den Neuern.[1])

Die menschlichen Dinge, besonders diejenigen Einrichtungen, Erfindungen, Genie- und Kunstproducte u. s. w., worin sich die eigene sittliche Form oder der Charakter eines Volkes abbildet und auszeichnet, lassen sich aus so mancherlei Gesichtspunkten, von so vielerlei Seiten und in so verschiedenem Lichte betrachten, daß man sich nicht wundern muß, die Urtheile selbst der Gelehrten und Sachkundigen über ebendieselben Gegenstände oft sehr verschieden oder wol gar einander entgegengesetzt zu finden.

Alle diese Dinge hangen bei jedem Volke mit seiner besondern Lage und Lebensweise, politischen Verfassung, Religion und sittlichem Zustande, mit gewissen hieraus entsprungenen herrschenden Begriffen und Neigungen, zum Theil auch mit seinen Alterthümern, Volkssagen, angestammten Vorurtheilen und andern besondern Orts- und Zeitumständen durch tausend feine, oft kaum sichtbare Faden zusammen. Das Alles giebt bei verschiedenen Völkern oft sehr verschiedene Verhältnisse und Resultate, und es kann bei dem einen gut, anständig, schicklich, edel, groß und interessant gewesen sein, was alles dieses bei einem andern entweder gar nicht oder doch in einem viel geringern Grade ist.

Man kann daher nicht behutsam genug sein, wenn man über Sachen urtheilen will, welche so vielerlei Kenntnisse, ein so scharfsichtiges Auge und eine so gänzliche Freiheit von Parteilichkeit und vorgefaßten Meinungen voraussetzen — und diese Behutsamkeit ist nie nöthiger, aber vielleicht auch nie schwe-

[1]) Vom 1. October 1786 datirte Vorrede zum dritten Bande der „Allgemeinen Damenbibliothek“. — A. d. H.

rer, als wenn es um Vergleichung dessen, was die Alten und Neuern in einerlei oder sehr ähnlichen Gattungen und Fächern geleistet haben, zu thun ist. Es ist seit mehrern Jahren sowol unter uns als bei einigen andern Völkern, die in allen Arten von Cultur mit mehr oder weniger Rechte sich besser als wir zu sein dünken, ziemlich gewöhnlich worden, die Griechen (denen Europa im Grunde alle seine Cultur zu danken hat) in einer Vergleichung mit uns zu beurtheilen, die weder richtig noch billig ist, und Folgerungen daraus zu ziehen, die zu ganz schiefen Urtheilen über den Charakter und die Angelegenheiten, die Aufklärung und Verfeinerung, die Sitten, den Geschmack und die Werke dieser mit so großem Rechte berühmten Nation Anlaß gaben.

Der Verfasser der griechischen Geschichte, welche den größten Theil des zweiten und des gegenwärtigen dritten Theils der Allgemeinen Damenbibliothek ausmacht, scheint sich zwar die Beobachtung der goldenen Mittelstraße zwischen übertriebener Bewunderung und ungerechter Verkleinerung zur Pflicht gemacht zu haben, indessen hat mir doch geschienen, als ob sich ihm zuweilen der wahre Gesichtspunkt, woraus Personen und Sachen gesehen werden müssen, besonders in den Capiteln über die Philosophie und über das Theater der Griechen, unvermerkt verrückt und er daher von beiden nicht immer richtig genug geurtheilt habe. Da diesem Mangel in der Uebersetzung nicht hinlänglich abgeholfen werden konnte, wiewol man sich wenigstens der übertriebnen Lobsprüche, die im Original dem französischen Theater auf Unkosten des griechischen ertheilt werden, nicht theilhaftig gemacht hat, so war anfangs meine Meinung, die Berichtigungen, die ich nach meiner Vorstellungsart von diesen Gegenständen für nöthig hielt, in dieser Vorrede beizubringen. Aber verschiedene Umstände und eine kleine Verrechnung in Absicht des Raums und der Zeit, die mir hierzu übrig bleiben würden, haben die Ausführung dieses Gedankens für diesmal verhindert, und ich sehe mich daher genöthiget, das, was ich über beide Materien zu sagen habe, als einen Nachtrag zu den besagten Capiteln für den nächstfolgenden vierten Band aufzusparen.[1])

---

[1]) Dies unterblieb. Wieland lieferte zu den drei folgenden Bänden keine Vorrede. — A. d. H.

Kurze historische Darstellung der Begebenheiten, die den nächsten Anlaß zu den „Rittern" des Aristophanes gegeben haben.[1]

Die Ritter des Aristophanes wurden in der zweiten Hälfte des vierten Jahres der 88. Olympiade und des siebenten des peloponnesischen Krieges, ungefähr fünftehalb Jahre nach dem Tode des Perikles, an den kleinen Dionysien oder Anthesterien, d. i. an demjenigen Bacchusfeste, welches im Monate Anthesterion*) gefeiert wurde, zu Athen öffentlich aufgeführt.

Die Verwaltung der Republik schwankte damals in den Händen verschiedener Ehrgeizigen, die sich das Vertrauen und die Gunst eines leicht beweglichen, aber unbeständigen, launenvollen Volkes durch alle die parasitischen und falsch politischen Kunstgriffe, welche Perikles verachtet hatte, weil er ihrer nicht bedurfte, ausschließlich zu erringen oder zu erschleichen suchten.

In den wenigen Jahren, die seit dem Tode dieses großen Staatsmannes verflossen waren, hatten die beiden Parteien, die er durch die Obermacht seines Genius und die Größe seiner Verdienste überwältigt hatte, auf einmal wieder Luft bekommen, und wiewol einige unruhige und habsüchtige Menschen aus der niedrigsten Volksclasse, ein Eukrates, ein Lysikles, ein Kleon, ohne irgend eine Eigenschaft, welche sie zu Rathgebern und

*) Welcher größtentheils in unsern Hornung fällt.

[1]) Attisches Museum, II. 1. S. XVII—XXXII. Den Aufsatz „Kurze Darstellung der innerlichen Verfassung und äußerlichen Lage von Athen in dem Zeitraum, worin Aristophanes seine noch vorhandenen Komödien auf die Schaubühne brachte", haben wir Th. XXXIII. S. 33—52 gegeben. — A. d. H.

Vorstehern des Staats qualificirte, sich, so lange die aura popularis ihre Segel schwellte, eines hohen Grades von Ansehen und Einfluß zu bemächtigen gewußt hatten, so blieb doch die aristokratische Partei nicht so unthätig, noch ließ sich das Volk von seinen neuen Günstlingen so blindlings an der Nase führen, daß jene, die noch immer einige Männer von Verdienst in ihrem Mittel aufweisen konnte, die Hoffnung hätte aufgeben sollen, in einem so kritischen Zeitpunkte, da die Republik mehr als jemals tauglicher Diener vonnöthen hatte, über lang oder kurz das ehmalige Uebergewicht wieder zu erlangen.

Um die Zeit, in welche die öffentliche Aufführung der Ritter fällt, standen Nicias und Kleon an der Spitze dieser beiden Parteien, welche, wiewol der auswärtige Krieg sie von gewaltsamen Ausbrüchen ihrer wechselseitigen Eifersucht zurückhielt und sie im Gegentheil in die Nothwendigkeit setzte, gegen die zum Untergange ihrer Republik verbündeten Peloponnesier für einen Mann zu stehen, gleichwol unter der Hand Alles, was Popularität und Wohlredenheit, Ränke und Cabalen vermochten, in die Wette anwendeten, um einander aus dem Sattel zu heben und sich wo möglich des Steuerruders ausschließlich zu bemächtigen — ein der Demokratie ganz besonders eigenes Radicalübel, in welchem man (beiläufig zu sagen) die wahre Ursache, warum dieser Krieg so unglücklich für Athen ausfiel, hauptsächlich zu suchen hat.

Nicias hatte sein Ansehen größtentheils der freigebigen Anwendung seiner großen Reichthümer und zum Theil auch allerlei kleinen Kunstgriffen zu danken, wodurch er sich die Gunst des Volks zu erschleichen wußte, die der verwegene, unverschämte, mit einer ungestümen Art von natürlicher Beredsamkeit und (was in Demokratien ein nicht geringer Vortheil ist) mit einer athletischen Brust und Stentormäßigen Stimme begabte Kleon, so zu sagen, mit Sturm eroberte.

Der schwache und aus Bewußtsein seiner Schwäche außer dem Schlachtfelde überall furchtsame Nicias war also kein sehr tauglicher Gegenkämpfer gegen diesen immer weiter um sich greifenden Demiurgen, der mit solchen persönlichen Vortheilen fast immer auf den Athenischen Pöbel und das zahlreiche Heer der Heliasten, ja selbst auf die Majorität im Senate zählen konnte und daher immer furchtbar blieb, wiewol er den begüterten Volksclassen und der kleinen Zahl der wahren Freunde ihres Vaterlandes gleich verhaßt war. Allein

eben darum war es um so nöthiger, kein Mittel unversucht zu lassen, das seinen Sturz befördern oder wenigstens sein Ansehen bei dem großen Haufen schwächen konnte.

Mir ist daher sehr wahrscheinlich, daß unser Dichter von den Häuptern der aristokratischen Partei wo nicht gedungen, doch gewiß aufgemuntert worden, in dieser Komödie einen so ungewöhnlich heftigen und (wie sie vielleicht hofften) entscheidenden Angriff auf ihren Feind zu thun. Je größer und frischer die Klagen waren, die sie über ihn zu führen hatten, desto erwünschter mußte es ihnen sein, ein so scharf eingreifendes Werkzeug ihrer Rache in einem Dichter zu finden, der in den wenigen Jahren, seitdem er als der Gegenkämpfer eines Eupolis und Kratinos die Scene betreten, alle seine Vorgänger und Nebenbuhler hinter sich gelassen und sowol durch den großen Verstand, womit er sich des außerordentlichen Reichthums seiner kühnen, erfindungsreichen Phantasie und der unerschöpflichen Fülle und Gewandtheit seines Witzes zu Schimpf und Ernst zu gebrauchen wußte, als durch die ausnehmende Schönheit seiner Sprache und Verse bei dem für Alles dies so sehr empfindlichen Athenischen Volke eine Popularität errungen hatte, die ihn einem Jeden, der so unglücklich war, das Ziel seiner Satire zu sein — wenigstens jedem Andern als einem Sokrates — furchtbar und dem Kleon besonders um so furchtbarer machen mußte, da Dieser schon zweimal erfahren hatte, was es sei, unter die Geißel dieses keine Schonung kennenden Satyr's zu fallen.

Die Gegenpartei Kleon's hatte damals vornehmlich zwei von ihm empfangene ganz frische Beleidigungen zu rächen. Die eine, daß er allein Schuld daran gewesen war, daß die mit äußerst billigen Friedensvorschlägen nach Athen abgeschickte Spartanische Gesandtschaft aufs Kaltsinnigste empfangen und unverrichteter Dinge zurückgeschickt wurde, da es vielmehr das dringendste Interesse der Republik war, diese Gelegenheit, wo sie so unverhofft einen ehrenvollen und nützlichen Frieden erhalten konnte, mit beiden Händen zu ergreifen; die andere, daß Kleon, nachdem die Feindseligkeiten wieder erneuert worden waren, Mittel gefunden hatte, dem Demosthenes die Ehre, welche ihm die Beendigung der von ihm begonnenen und schon nahe zu ihrer Endschaft gediehenen Unternehmung bei Pylos gemacht haben würde, unverschämterweise aus den Händen zu spielen und sich selbst zuzueignen, wiewol er nicht den geringsten rechtmäßigen Anspruch daran zu machen hatte.

Da das vor uns liegende Stück sich vornehmlich um diese zwei Hauptbeschwerden gegen den Kleon drehet, so können wir uns der Mühe nicht überheben, zu Gunsten solcher Leser, die sich nicht gerne weiterweisen lassen, den eigentlichen Verlauf dieser Sache, so weit es zu besserer Verständniß des Stücks nöthig ist, nach dem Thucydides mit einiger Umständlichkeit darzulegen.

Im Anfange des vierten Jahres der 88. Olympiade machten die Athener Anstalten, das sich auf ihre Seite wendende Kriegsglück mit einigem Eifer zu benutzen. Demosthenes, einer ihrer tüchtigsten Feldherren in diesem Zeitpunkte, hatte mit Hilfe der Akarnanen und Messenier von Naupaktos die von Sparta und Korinth unterstützten Aetolier und Ambracioten genöthigt, die Belagerung der Städte Naupaktos und Argos (in Amphilochien, einem Districte der Provinz Akarnanien) mit großem Verluste aufzugeben. Da die Zeit seines Commando verflossen war, kam er nach Athen zurück, suchte und erhielt aber bald darauf wieder die Erlaubniß, sich mit einer Anzahl Messenier, die ihm gefolgt waren, als Freiwillige mit der Flotte, die den Korcyräern zu Hilfe geschickt wurde, abzugehen und, wofern sich an der peloponnesischen Küste, welche man umsegeln mußte, eine Gelegenheit zeigen würde, irgend etwas zum Vortheile von Athen zu unternehmen, seine Messenier dazu gebrauchen zu dürfen. Als diese Flotte längs der südlichen Küste des Peloponnesos fortsteuerte, erregte der Anblick des einst so blühenden und nun seit dem unglücklichen Ausgange des zweiten und dritten messenischen Krieges in Ruinen liegenden und den Spartanern dienstbaren Landes ihrer Voreltern einen so heftigen Tumult von Gefühlen und Leidenschaften in den Messeniern, daß sie sich nicht enthalten konnten, die Vorstellungen, womit dieser Anblick sie erhitzte, dem Demosthenes mitzutheilen, der diese Wirkung vielleicht schon zu Athen vorausgesehen und erwartet hatte. Wie dem auch sei, das Resultat davon war, daß Demosthenes den Befehlshabern der Flotte, Sophokles und Eurymedon, vorstellte, wie leicht es wäre, sich von Pylos (des nun zerstörten und von den Spartanern gänzlich vernachlässigten alten Sitzes des Homerischen Nestor's) Meister zu machen; wie leicht dieser schon von der Natur selbst befestigte, mit einem sehr bequemen Hafen versehene und von Sparta kaum sieben oder acht Meilen entlegene Posten zu einem der festesten und haltbarsten Plätze gemacht werden könnte, und von welcher unendlichen Wichtigkeit eine solche von

den Umständen des Augenblicks so sehr begünstigte Unternehmung durch ihre Folgen für Athen werden könnte. Wiewol nun die besagten Feldherren nicht zu überreden waren, in diese Idee einzugehen, so fügte sich's doch, daß die Flotte durch einen unversehenen Sturm genöthigt wurde, in die Bucht von Pylos einzulaufen und sich so lange daselbst zu verweilen, bis endlich die einer so langen Unthätigkeit ungewohnten Matrosen und Soldaten das Werk von freien Stücken angriffen und, von den schwärmerisch dafür eingenommenen Messeniern angefeuert, mit solchem Wetteifer daran arbeiteten, daß Pylos in sechs Tagen mit einem hohen Walle umgeben und von allen Seiten so stark befestigt war, daß eine von wenigen Schiffen unterstützte Besatzung dem Angriffe eines zahlreichen Heeres darin Trotz bieten konnte. Die Athener verfolgten nun ihren Weg nach Korcyra, und Demosthenes blieb mit seinen Messeniern und fünf bemannten Schiffen, die man ihm gelassen hatte, zu Behauptung seiner neuen Eroberung zurück. Die Spartaner, die dieses Unternehmen anfangs kaum bemerkt und mit Verachtung angesehen hatten, wurden jetzt plötzlich anderes Sinnes, riefen ihren König Agis von seinem Einfalle in Attika und ihre Flotte von der Unternehmung gegen Korcyra zurück und strengten alle ihre Kräfte an, um sich eines Postens, welchen sie nun mit Grund als einen Schlüssel zu ihrem Lande betrachteten, den sie nicht in feindlichen Händen lassen durften, noch vorher zu bemächtigen, ehe die nach Korcyra bestimmte athenische Flotte den Belagerten zu Hilfe kommen könnte. Aber Demosthenes und sein kleiner Haufe setzten ihnen einen unerschöpflichen Muth entgegen; alle Angriffe zu Land und Wasser wurden dadurch vereitelt, und Eurymedon, der sich noch bei Zakynth befand, als er von der Gefahr seiner Mitbürger zu Pylos Nachricht erhielt, eilte mit seiner Flotte zu ihrem Entsatze herbei. Die Spartaner, die sich dessen versahen, glaubten Alles gethan zu haben, um die Absicht des feindlichen Admirals zu vereiteln. Der Eingang des Hafens von Pylos, worin ihre eigene Flotte vor Anker lag, wurde durch die kleine Insel Sphakteria, ein unbewohntes, dicht mit Holz bewachsenes Eiland von ungefähr einer Viertelmeile im Umkreise, beschützt und so enge zugeschlossen, daß auf der Seite der neuen Festungswerke nur zwei und auf der entgegengesetzten höchstens neun Schiffe neben einander einfahren konnten. Diese kleine Insel hatten sie mit 400 spartanischen Hopliten aus dem Kerne ihres Heers besetzt, und da auf der ganzen

Küste, den Hafen ausgenommen, nirgends eine Landung möglich war und das Ufer überdies von ihren Landtruppen beschützt wurde, so hielten sie es für unmöglich, daß die inzwischen ungefähr funfzig Segel stark angelangte athenische Flotte der von allen Seiten bedrängten Festung einigen Beistand würde leisten können; ja, sie waren ihrer Ueberlegenheit und, im Falle sie von den Athenern dennoch angegriffen würden, des Sieges so gewiß, daß sie ihren ersten Vorsatz, die Einfahrt des Hafens durch Schiffe zu verstopfen, als eine ihrer unwürdige Vorsicht wieder aufgaben und den Feinden blos den Weg zu ihrer desto gewissern Niederlage offen zu lassen glaubten. Aber der Ausgang betrog ihre Hoffnung sehr: die athenische Flotte, nachdem sie vergebens erwartet hatte, daß ihr die peloponnesische in offner See entgegenkommen würde, drang durch beide Oeffnungen zugleich in den Hafen, und es erfolgte im Hafen selbst eines der hitzigsten Treffen, worin die Spartaner, des tapfersten Widerstands ungeachtet, den zur See gewöhnlich überlegenen Athenern den Sieg, einen Theil ihrer Schiffe und den Besitz des Hafens von Pylos überlassen mußten. Das Kränkendste bei dieser Niederlage war, daß sie keine Möglichkeit sahen, die 420 spartanischen Hopliten zu retten, die sie vorbesagtermaßen in die kleine Insel Sphakteria eingesperrt hatten, um Zuschauer eines Gefechtes, woran sie keinen Antheil nehmen konnten, zu sein, und die nun von athenischen Wachtschiffen so eng eingeschlossen gehalten wurden, daß es, um sie zur Uebergabe zu zwingen, nichts Anders als den Mangel an Lebensmitteln brauchte, den sie bald genug erfahren würden. Vierhundert spartanische Krieger waren in den Augen des Senats und der gesammten Bürgerschaft von Sparta mehr werth als alle andern Peloponnesier zusammengenommen, und der Gedanke, sie verloren zu geben, war ihnen so unerträglich und setzte sie in eine solche Bestürzung und Verlegenheit, daß sie zur Verhütung eines so großen Unglücks keinen andern Rath fanden, als den Athenern — den Frieden, sogar auf Bedingungen, wozu sie sich unter andern Umständen nie bequemt hätten, anzubieten. Da die athenischen Feldherren selbst nichts eifriger wünschten, so säumten sie sich nicht, den zu diesem Ende angetragenen Waffenstillstand unter verschiedenen harten Bedingungen, welche sie zu ihrer Sicherheit für nöthig hielten, zu bewilligen. Eine der vornehmsten war, daß die in der kleinen Insel eingeschlossenen Spartaner bis zu Austrage der Sache als eine Art von Kriegsgefangenen betrachtet und

nicht anders, als wenn der Friedensantrag von dem Volke zu Athen genehmiget worden wäre, in Freiheit gesetzt werden sollten.

Die Gesandten von Sparta würden ohne Zweifel von beiden Parteien als Boten des Friedens, nach welchen alle Landeigenthümer in Attika schon lange seufzten, günstig aufgenommen worden sein, wenn Kleon, dem mit Frieden keineswegs gedient war, und dessen Gewalt über seine Mitbürger größtentheils auf seiner Kenntniß ihrer schwachen Seite beruhte, nicht allen seinen demagogischen Kunstgriffen aufgeboten hätte, den Eindruck zu zerstören, den der öffentliche Vortrag der spartanischen Gesandten auf die Athener hätte machen müssen, wenn sie ihrem eignen Gefühle überlassen worden wären. Unglücklicherweise für die ganze Hellas und für Athen selbst wurde es ihm nur zu leicht, eine ohnehin zum Uebermuth im Glücke geneigte Menge durch den Anblick der Demüthigung, wozu sie ihre ewigen Nebenbuhler um die Hegemonie bereits gebracht sahen, zu so überspannten und unbilligen Forderungen zu bewegen, daß er leicht vorhersehen konnte, die Spartaner würden, ehe sie sich vor den Augen der ganzen Hellas zu so schmählichen Bedingungen verstünden, lieber das Aeußerste wagen wollen. Die Gesandten, ohne sich über die erhaltene Antwort zu erklären, baten nur, daß eine Commission niedergesetzt werden möchte, mit welcher sie mit kaltblütiger, ruhiger Ueberlegung die besagten Bedingungen Punkt vor Punkt erörtern könnten, um sich wo möglich durch beiderseitiges Annähern zu einem billigen und anständigen Vergleiche zu vereinigen. Je gerechter und zweckmäßiger dieser Antrag war, desto mehr war dem heillosen Kleon daran gelegen, dem Volke keine Zeit zur Besinnung zu lassen. Er brach also mit großer Heftigkeit in Vorwürfe gegen die Spartaner los, beschuldigte sie unredlicher, hinterlistiger Absichten und behauptete, es brauche dessen keinen andern Beweis, als daß sie sich nicht vor der öffentlichen Volksversammlung erklären, sondern nur mit einem Ausschusse von wenigen Personen, welche sie leichter auf ihre Seite zu ziehen hoffen könnten, unterhandeln wollten. Wenn sie es ehrlich meinten, so sollten sie auf der Stelle sagen, ob sie sich zu den Bedingungen verstehen wollten oder nicht. Da die lacedämonischen Gesandten hiezu weder Vollmacht hatten noch sich der Verantwortung aussetzen wollten, eigenmächtig etwas zugestanden zu haben, was ihrer Republik und ihren Bundesgenossen nachtheilig wäre, und da sie durch

Kleon's Uebergewicht alle Hoffnung verloren, ihren billigen Vorschlägen Eingang zu verschaffen, so kehrten sie unverrichteter Sachen nach Pylos zurück, der Waffenstillstand hörte auf, und die Feindseligkeiten wurden auf beiden Seiten mit neuem Eifer wieder angefangen. Der Preis, um welchen man jetzt kämpfte, waren die 400 in Sphakteria eingeschlossnen Spartaner. Um sie durch Hunger zu zwingen, sich den Athenern auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, welches diesen der leichteste und sicherste Weg dazu schien, wurde das kleine Eiland Tag und Nacht aufs Sorgfältigste bewacht. Aber desto größer war der Eifer der Peloponnesier, die durch große Belohnungen von Sparta aufgemuntert wurden, den Eingeschlossenen heimlich Lebensmittel zuzuschanzen, wiewol die Unternehmer oft ihr eigenes Leben dabei wagten. Da Demosthenes sich nicht entschließen konnte, die Eroberung dieser Insel zu versuchen, wobei er einen ungewissen Erfolg mit zu großen Aufopferungen hätte erkaufen müssen, die Blockade aber wegen des hartnäckigen Widerstandes der Spartaner sich in die Länge zog, so gebrach es endlich der kleinen und immer enger von den Peloponnesiern eingeschlossnen Besatzung von Pylos selbst an Lebensmitteln und Wasser. Die Nachricht von ihrer Lage, welche täglich mißlicher wurde und sogar gefährlich werden konnte, wofern die Besatzung vom Winter überrascht würde, wo die Unmöglichkeit, sich länger zu erhalten, sie zuletzt zwingen mußte, sich dem Feinde selbst gefangen zu geben, kam endlich nach Athen und erregte eine sehr lebhafte Unruhe. Man fing an, sich den Uebermuth reuen zu lassen, womit man die von Sparta so ernstlich nachgesuchte Aussöhnung von der Hand gewiesen hatte, und das Volk selbst murrte ziemlich laut gegen seinen Günstling Kleon, von welchem es sich dazu hatte verleiten lassen. Aber der Demagog half sich durch seine gewöhnliche Unverschämtheit, indem er ganz dreist versicherte, daß an allen diesen Nachrichten kein wahres Wort sei. Diejenigen, welche sie gebracht hatten, verlangten, wenn man ihnen nicht glaube, sollte man Abgeordnete an Ort und Stelle schicken und sich von ihnen berichten lassen, was sie gesehen hätten. Die Regierung, die sich dies gefallen ließ, trug dieses Geschäfte dem Theagenes und dem Kleon selbst auf; aber Dieser, dem mit Recht bange war, daß die Untersuchung zu seiner Beschämung ausfallen würde, zog nun andere Saiten auf, stellte dem Volke vor, daß man durch diese Maßregel nur die kostbare Zeit verlieren würde; wenn man die erhaltnen Nach-

richten für wahr halte, so sei kein andrer Rath, als sich unverzüglich einzuschiffen und die Spartaner in Sphakteria anzugreifen; einem Generale, der ein Mann von Herz wäre, müßte es ein Leichtes sein, mit einer solchen Handvoll Leute fertig zu werden, und er selbst wollte sich hiezu anheischig machen, wenn er das Commando hätte. Jedermann fühlte, daß dies dem Nicias galt, der damals erster Kriegsoberster zu Athen war und, wiewol es ihm nicht an persönlicher Tapferkeit fehlte, doch wegen einer Unentschlossenheit bekannt war, die ihm von seinen Gegnern für Furchtsamkeit ausgelegt wurde. Ein Theil des Volkes murrte über Kleon's Rede, und man rief ihm zu, warum er denn nicht auf der Stelle gehe, wenn die Sache so leicht sei. Nicias, dem sie vermuthlich nicht so leicht vorkam, erklärte sich sogleich, er verlange, mit Pylos nichts zu schaffen zu haben, und sei bereit, ihm das Commando abzutreten, wenn er sich damit beladen wolle. Kleon, der nicht glaubte oder vermuthlich nicht wünschte, daß es Jenem Ernst sei, wollte nun zurücktreten; aber Nicias erklärte sich darüber nochmals vor dem ganzen Volke, und da die Menge dem sich noch immer weigernden Kleon immer stärker zusetzte, fand sich Dieser, um dem Verdachte der Feigheit zu entgehen, genöthigt, die Befehlshaberstelle anzunehmen. Nunmehr trat er mit seiner gewohnten Frechheit und Großsprecherei hervor und versicherte, er fürchte sich so wenig vor den Spartanern, daß er nicht einen einzigen Mann aus der Stadt zu dieser Expedition verlange, sondern blos die gerade anwesenden Truppen aus Lemnos und Imbros und einige hundert Peltasten und Bogenschützen von verschiedenen Orten her dazu gebrauchen wolle, mit welchen allein er binnen zwanzig Tagen die Spartaner bei Pylos entweder lebendig nach Athen zu bringen oder todt auf dem Platze zu lassen verspreche. Man lachte über diese Prahlerei, und alle Wohldenkenden (sagt Thucydides) freuten sich darüber, daß doch Eines von Zweien unfehlbar erfolgen müsse, entweder Kleon's los zu werden, welches das war, was sie erwarteten, oder im schlimmsten Falle, wenigstens die Spartaner in ihre Gewalt zu bekommen.

Kleon brachte es nun dahin, daß von den damaligen Strategen zu Pylos nur Demosthenes allein beibehalten und ihm zum Collegen beigefügt wurde, und dies, weil er heimliche Kundschaft eingezogen hatte, daß Demosthenes die Ungeduld seiner Soldaten, einen Sturm auf die kleine Insel zu wagen, schwerlich länger werde zurückhalten können und er also bei

seiner Ankunft entweder das Schwerste schon gethan finden oder doch wenig Mühe haben werde, mit Hilfe eines so geschickten und erfahrnen Collegen glücklich und bald zu vollenden, was jener allein angefangen hatte. Das Letztere erfolgte denn auch; und wiewol aus der umständlichen Erzählung des Geschichtschreibers deutlich genug erhellet, daß Kleon wenig mehr als einen Zuschauer bei der Einnahme von Sphakteria vorstellte und der glückliche Ausgang dieser Unternehmung theils einem den Spartanern nachtheiligen, den Athenern hingegen vortheilhaften Zufall, theils der überlegenen Anzahl der Letztern, theils und hauptsächlich der Entschlossenheit der Messenier und ihres Anführers zuzuschreiben war: so wußte Kleon doch den Umstand, daß er die zu Kriegsgefangnen gemachten 292 Spartaner, die von 420 noch übrig waren, wirklich, so wie er tolldreisterweise versprochen hatte, binnen zwanzig Tagen nach Athen abführte, bei seinen Anhängern und dem großen Haufen dermaßen geltend zu machen, daß er allein die Ehre davon einerntete und (wie Aristophanes sich in Gemäßheit der Allegorie mehr zum Scherze, als um sie zu verstecken, einschleiert) sich das Verdienst bei dem alten Demos, seinem Herrn, beilegte, als ob er den Kuchen gebacken hätte, welchen Demosthenes für denselben zubereitet hatte.

Alles dies hatte sich ungefähr ein halbes Jahr vor der Aufführung dieser Komödie zugetragen, und es sei nun, daß unser Dichter von Demosthenes und Nicias heimlich dazu gedungen worden oder diesen Angriff aus eigner Bewegung, und um seine eigenen Beleidigungen zu rächen, auf den Demagogen gethan, so ist wenigstens so viel klar, daß er die ganze aristokratische Partei und alle guten Bürger, ja überhaupt Alle, die nach einem baldigen Ende dieses verderblichen Krieges sich sehnten, d. i. nicht weniger als alle hellenischen Völker, sich durch dieses Stück verbindlich zu machen hoffen durfte.

Die Pythagorischen Frauen.[1])

1.

Pythagoras ist einer von diesen ehrwürdigen Namen des Alterthums, die, wie die Namen Hermes, Orpheus, Zoroaster, Confucius u. a., kaum den Allerunwissendsten gänzlich unbekannt sind; Namen, die aus den Fluthen der Zeit, während sie von einer Generation zur andern das Gedächtniß so vieler Myriaden Menschen vom Erdboden hinwegschwemmt, immer in einerlei Höhe emporragen und gleich jenen unzerstörbaren Pyramiden des alten Aegyptens mit Ehrfurcht angestaunt werden, wiewol sie längst aufgehört haben, zu einigem gemeinnützlichen Gebrauch zu dienen, und die hohe Weisheit, die ihnen einen so allgemeinen und dauernden Ruf verschafft hat, sogar für die gelehrtesten und scharfsinnigsten Neuern zur Hieroglyphe geworden ist.

Wie viel man auch immer hiervon auf die bekannte Eigenschaft der Zeit, gewisse Gegenstände desto mehr in unsrer Einbildung zu vergrößern, je weiter sie aus unsern Augen rücken, schreiben will, so bleibt doch gewiß, daß ein Ruhm, der sich durch mehr als zweitausend Jahre an den Namen eines Mannes, von welchem beinahe nichts in die Augen Fallendes übrig ist, so fest angehängt hat, einen großen Charakter, ungewöhnliche Verdienste und einen beträchtlichen Einfluß in seine eigene und die nächstfolgenden Zeiten voraussetzt.

Daß dies auf eine sehr vorzügliche Art von Pythagoras

---

[1]) Zuerst im „Historischen Kalender für Damen auf das Jahr 1790. Von Archenholz und Wieland" (1789), dann im vierundzwanzigsten Bande der Werke. — A. d. H.

gelte, läßt sich meines Erachtens mit hinlänglichem Grunde behaupten, wiewol wenige berühmte Personen des Alterthums genannt werden können, deren Geschichte ungewisser, durch Tradition und Volkssagen mehr entstellt und in spätern Zeiten durch absichtliche Beimischung einer Menge unächter Zusätze und legendenmäßiger Märchen ärger verfälscht worden wäre als die seinige.

In diesem Stücke hat Pythagoras mit mehr als einem außerordentlichen Manne vor und nach ihm einerlei Schicksal gehabt; man hat, um ihn zum Werkzeuge von Absichten, die er nie gehabt hatte, zu machen, ein so zweideutiges, wunderbares und geheimnißvolles Wesen aus ihm gemacht, daß es bei dem Abgang hinlänglicher und zuverlässiger Urkunden beinahe unmöglich ist, zu sagen, was er war.

Das Gewissešte indessen ist, daß er über vierzig Jahre lang in dem untersten Theile von Italien, welchen die Griechen die große Hellas nannten, eine wichtige Rolle gespielt hat und der Stifter einer Schule theoretischer und praktischer Weisheit oder vielmehr einer merkwürdgen geheimen Gesellschaft gewesen ist, die sich durch alle Republiken dieses schönen Landes verbreitet und, ihrer kurzen Dauer ungeachtet, noch Jahrhunderte nach ihrer Ausrottung wohlthätige Spuren ihres ehmaligen Daseins in Italien und Griechenland zurückgelassen hat.

2.

Diese Gesellschaft, von welcher Pythagoras die Seele war, scheint sich keinen geringern Zweck, als die sittliche und politische Reformation oder Wiedergeburt jener größtentheils sehr verderbten Republiken vorgesteckt gehabt und zu gewisserer Erzielung eines so großen Zwecks den Anfang damit gemacht zu haben, sich selbst zu der höchsten moralischen Vollkommenheit auszubilden, deren die menschliche Natur fähig scheint.

Man kann der Idee, die man sich von dieser ersten Pythagorischen Gesellschaft oder Ordensverbindung und ihrem Einfluß auf die freien Städte in Großgriechenland zu machen hat, vielleicht keine bessere Grundlage geben als diese: daß, selbst lange nachdem sie in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden war, ein so ungemein vortrefflicher Mann wie Archytas von Tarent gleichsam aus ihrer Asche hervorging,

und daß einer der größten Staatsmänner und Kriegshelden und unstreitig der tugendhafteste und vollkommenste Mensch, den Griechenland aufzuweisen hat, Epaminondas, die Ausbildung, die ihn dazu machte, von einem unmittelbaren Schüler des Pythagoras, dem Lysis von Tarent, empfangen hatte.

Sogar die fabelhafte Sage, die sich in spätern Zeiten entspann und zu einem gemeinen Volksglauben wurde, daß einige berühmte Gesetzgeber, Zaleukus von Lokri, Charondas von Catana und sogar der römische König Numa, die Weisheit, die ihnen einen so großen Namen gemacht, aus dem Unterricht des (erst lange nach ihrem Tode gebornen) Pythagoras geschöpft haben sollten, bestätigt die Wahrheit dessen, was ich von der großen Einwirkung des Pythagorischen Ordens auf seine Zeitgenossen behauptet habe; denn sie beweiset, nach einer sehr richtigen Bemerkung des Cicero,[1]) wie groß der Name der Pythagoreer und der Ruf ihres Instituts in Italien gewesen sein müsse, da die spätern Römer, die aus den Erzählungen ihrer Voreltern sich von der Weisheit und den Tugenden ihres Königs Numa den größten Begriff machten, bei ihrer Unwissenheit in der Zeitrechnung nicht anders denken konnten, als ein Mann, der alle seine Zeitgenossen an Weisheit übertraf, müsse ein Schüler des Pythagoras gewesen sein.

3.

Pythagoras war der erste öffentliche Volkslehrer und Sittenprediger unter den Griechen, und man schreibt seinen Predigten Wirkungen zu, deren sich schwerlich irgend ein neuerer Bußprediger rühmen kann. Als er nach Kroton*) kam, sagt

*) Kroton oder Kroto (jetzt Crotone, eine kleine Stadt in Calabria Ultra) war damals eine der größten, schönsten und volkreichsten Städte in ganz Italien. Vorzüglich rühmte man die Gesundheit ihrer Lage und Luft (die zu dem Sprichwort: „Gesunder als Kroton" Anlaß gab) und die Vorzüge ihrer Einwohner an körperlicher Stärke und Geschicklichkeit in den gymnastischen Uebungen. Wenig Städte konnten eine so große Menge Sieger in den öffentlichen Kampfspielen zu Olympia u. s. w. aufweisen; und man pflegte daher zu sagen (doch vermuthlich nur zu Kroton selbst): „Der Letzte unter den Krotonern ist noch immer der Erste unter den übrigen Griechen".

[1]) Tusc., IV. 1. – A. d. H.

Justinus*), fand er die Einwohner in Ueppigkeit, Wollust und Hoffart versunken. Ein gewöhnlicher Mensch, wie schön er auch immer sprechen könnte, würde solchen Leuten die Frugalität lange vergebens anpreisen; aber Pythagoras, dem zu seiner hohen Weisheit und allen seinen übrigen Gaben noch eine seltne Schönheit und eine majestätische Gestalt zu Statten kam, wußte sich Eingang zu verschaffen, und kurz, er ließ nicht nach, bis er eine so große und allgemeine moralische Bekehrung in dieser reichen und üppigen Stadt zuwege brachte, daß „man sich gar nicht vorstellen konnte, die Krotoner, die man jetzt sah, hätten jemals die Wollüstlinge sein können, die sie ehemals waren". Der Apostel der Weisheit erleichterte sich dieses große Werk nicht wenig dadurch, daß er sowol die männliche Jugend als die jungen Frauen besonders in die Cur nahm und jedem Theile seine eigenen Tugenden und Pflichten so nachdrücklich ans Herz legte, daß ein wahrer Wetteifer unter ihnen entstand, wer es dem Andern darin zuvorthun möchte. Die Jünglinge wurden Muster der Sittsamkeit und legten sich mit einem zu Kroton nie erhörten Fleiß auf Philosophie und schöne Wissenschaften, und die jungen Frauen (wird man es auch dem ehrlichen Trogus glauben?) „trugen alle ihre goldgestickten Kleider, Juwelen, Halsketten, Armbänder u. s. w. in den Tempel der Juno, legten sie der Göttin als ein Opfer der häuslichen Tugend zu Füßen und gaben zu erkennen, daß Zucht und Keuschheit, nicht schimmernder Putz die wahre Zierde ihres Geschlechtes sei".

Wenn wir auch, wie billig, der Obermacht des Pythagorischen Genius über die Seelen der Krotoner nicht die ganze ausgedehnte Wirkung zutrauen, die ihr Justin's Erzählung zu geben scheint; wenn wir annehmen, daß die jungen Frauen und edeln Matronen, die er gewonnen habe, ihren Mitbürgerinnen ein so schönes Beispiel zu geben, bei Weitem den kleinern Theil des schönen Geschlechtes zu Kroton ausgemacht haben dürften: so bleibt diese Anekdote noch immer eines der rühmlichsten Denkmäler dessen, was die Weisheit über die zarten Seelen der

*) Im vierten Capitel des zwanzigsten Buchs seiner Auszüge aus einem großen historischen Werke des Trogus Pompejus, der zu Cäsar Augustus' Zeiten lebte. Porphyrius in seinem Roman von Pythagoras beruft sich dieser fast unglaublichen Sittenverbesserung der Krotoner wegen auf das Zeugniß des Dicäarchus von Messina, eines berühmten Schriftstellers aus der Aristotelischen Schule, welchen Cicero seinen Lieblingsautor (delicias suas) nennt.

sanftern Hälfte des Menschengeschlechtes vermag, und die Geschichte hat einige ähnliche, aber wenig größere Triumphe der weiblichen Tugend aufzuweisen.

4.

Pythagoras hatte also auch Jüngerinnen und unter diesen sogar mehrere, die zu seinem geheimen Unterricht zugelassen wurden und als Pythagoreerinnen in der engern Bedeutung des Wortes hier und da von den Alten erwähnt werden. Ich weiß nicht, wie viel wir an des athenischen Geschichtschreibers Philochorus Verzeichnisse der Heroiden oder Pythagorischen Frauen verloren haben: wenig, wenn er sich auf einen bloßen Katalogen eingeschränkt hätte, viel, wenn er (wie aus der Benennung Heldinnen zu vermuthen ist) Züge und Anekdoten aus ihrem Leben angeführt hat, welche diesen erhabenen Namen rechtfertigen. Jamblichus, ein anderer romantischer Biograph des Pythagoras, der uns funfzehn Philosophinnen aus der Schule dieses Weisen vorzählt, meldet nur von einer einzigen, die er Timycha nennt, einen solchen heroischen Zug; aber das Ganze sieht einem übel zusammenhangenden Märchen zu ähnlich, um selbst in dem Munde eines weit zuverlässigern Erzählers, als Jamblichus ist, Glauben zu verdienen.

Um indessen nicht etwa bei meinen Leserinnen in den Verdacht zu kommen, als ob ich ihr Geschlecht ohne zureichende Ursache einer Heldin berauben wolle, will ich ihm dieses Geschichtchen aus dem einunddreißigsten Capitel seines „Lebens des Pythagoras" nacherzählen. Der Tyrann Dionysius von Syrakus, sagt er, kam auf den Einfall, einigen in den Pythagorischen Mysterien eingeweihten Personen, die zu gewissen Zeiten von Tarent nach Metapontum zu reisen pflegten, durch eine überlegene Anzahl Syrakuser aufpassen und die guten Leute mit Gewalt entführen zu lassen. Sein eigener Schwager Eurymenes schämte sich nicht, sich zu diesem häßlichen Auftrage gebrauchen zu lassen. Er legte sich mit dreißig wohlbewaffneten Kriegsknechten in einen Hohlweg, den die Pythagoreer nothwendig passiren mußten; und als diese, ungefähr zehen Personen stark, in ihrer Unschuld daherzogen, fiel er unversehens mit großem Geschrei über sie her. Die guten Leute, wiewol

unbewaffnet, schlugen sich dennoch, wie es dem Pythagorischen Ordensmuth geziemte, eine gute Weile mit den dreißig Soldaten herum; endlich aber, wie sie zu merken anfingen, daß die Partie gar zu ungleich sei, glaubten sie der Tugend nichts zu vergeben, wenn sie sich mit der Flucht zu retten suchten. Denn, sagt der weise Jamblichus, die gesunde Vernunft lehrt, daß die Tapferkeit darin besteht, daß man wisse, wann und wo man fliehen, und wann und wo man ausdauern soll. Sie würden auch, da sie leicht zu Fuß, die ihnen nachsetzenden Feinde hingegen schwer bewaffnet waren, glücklich entkommen sein, wenn sie nicht auf der Flucht an ein großes Bohnenfeld, das bereits voller Schoten war, gerathen wären. Da ihnen nun das Pythagorische Dogma nicht erlaubte, eine Bohne auch nur anzurühren, so blieben sie auf einmal stehen, wehrten sich noch mit Steinen und Knütteln und Allem, was ihnen vor die Hand kam, so lange sie konnten, und ließen sich zuletzt Alle zusammen lieber todtschlagen, als daß sie sich ergeben hätten. Eurymenes, sehr mißmüthig darüber, daß er auch nicht mit einem einzigen lebendigen Pythagoreer vor dem Tyrannen erscheinen sollte, ließ die Erschlagenen begraben, richtete ihnen ein Heldendenkmal auf und zog mißmüthig nach Hause. Unterwegs stieß er auf einen andern Pythagoreer, Myllias von Kroton, der mit seiner im zehnten Monat schwanger gehenden Ehegattin Timycha von den Uebrigen zurückgelassen worden war, weil die gute Frau ihrer Bürde wegen nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte. Sogleich läßt sie der edle Eurymenes lebendig gefangen nehmen, trägt unterwegs große Sorge, daß ihnen nichts abgehe, und langt endlich wohlbehalten bei dem Tyrannen an. Dieser läßt sich den ganzen Hergang erzählen, bezeigt sich sehr betrübt darüber und verspricht dem Pythagorischen Ehepaar, daß er sie vor allen Andern in hohen Ehren halten würde, wenn sie mit ihm regieren wollten. Da aber Myllias und Timycha sich zu nichts verstehen wollten, fuhr Dionysius fort: „Antwortet mir wenigstens nur auf eine einzige Frage, so will ich Euch unversehrt und mit einer ehrenvollen Begleitung wieder nach Hause schicken. Was war die Ursache, Myllias, warum Deine Freunde lieber sterben als durch ein Bohnenfeld entfliehen wollten?“ „Sie“, versetzte Myllias, „wollten lieber sterben, als auf Bohnen treten, und ich will lieber sterben, als Dir die Ursache sagen, warum wir auf keine Bohnen treten.“

Dionysius, dessen Neugier durch diese Antwort aufs Höchste stieg, ließ den Pythagoreer sogleich mit Gewalt wegführen und befahl, Torturinstrumente herbeizubringen und die Timycha zu foltern, in Hoffnung, eine schwangere und der Unterstützung ihres Mannes beraubte Frau würde durch die Furcht der Marter leicht dahin zu bringen sein, ihm das Geheimniß zu entdecken. Aber die heldenmüthige Frau, ohne sich lange zu bedenken, biß sich selbst die Zunge ab und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht, um ihm zu zeigen, wenn auch die zärtere weibliche Natur durch die Folter gezwungen werden könnte, etwas, das sie zu verschweigen schuldig sei, zu verrathen, so habe sie doch Muth genug, sich selbst des dazu erforderlichen Organs zu berauben und ihr Geheimniß dadurch in Sicherheit zu setzen.

Was man auch von dieser Erzählung halten mag, so däucht mich, Beispiele einer weniger ungewöhnlichen Stärke der Seele, Beispiele der Mäßigung, der Selbstverleugnung, der Geduld und der Standhaftigkeit in Gelegenheiten, die im gemeinen und häuslichen Leben häufig genug vorkommen, würden den Pythagorischen Frauen ebenso viel Ehre gemacht haben und für den größern Theil ihres Geschlechtes zur Aufmunterung und Nachfolge dienlicher gewesen sein als dieses Beispiel eines beinahe unnatürlichen Heroismus. Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreise ihres häuslichen Lebens unscheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfordert wird, als derjenige ist, womit auf dem großen Schauplatze der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geschichtschreiber beschäftigen! Und beruht nicht größtentheils auf jenen unscheinbaren Tugenden das Wohl der Familien sowie auf diesen der Wohlstand des Staats? Pythagoras scheint mir — so viel ich aus den wenigen ächten Ueberbleibseln seiner Philosophie und den beinahe ganz verloschnen Spuren seiner Lebensgeschichte schließen kann — über Alles dieses gedacht zu haben, wie Derjenige denken muß, der sich zum sittlichen Arzt verderbter Menschen und Staaten berufen fühlt; und wenn auch das Wenige, was uns Justinus von seiner zu Kroton bewirkten Sittenverbesserung erzählt, das Einzige wäre, was wir von ihm wüßten, so wäre es genug, uns zu überzeugen, daß seine Philosophie nicht auf Schwärmerei oder täuschende Gaukelkünste (wie Viele, die ihre Meinung von ihm auf die Autorität eines

Porphyrius, Jamblichus und Ihresgleichen stützen, von ihm urtheilen), sondern auf richtige und wahre Schätzung der menschlichen Dinge gegründet war.

5.

Unter den Pythagorischen Frauen scheint Theano, die Gemahlin des Pythagoras, noch mehr durch ihre persönlichen Vorzüge als das Ansehen, welches ihr diese Verbindung mit dem Haupte des Ordens gab, die erste und merkwürdigste gewesen zu sein. Aber eben das Schicksal, das die ganze Pythagorische Gesellschaft nebst ihrem Stifter betroffen hat, hat uns der Mittel beraubt, auch mit dieser merkwürdigen Frau genauer bekannt zu werden. Etliche Briefe an Freundinnen, die unter ihrem Namen gehen, und einige einzelne Züge, die uns von verschiedenen alten Schriftstellern aufbehalten worden, sind Alles, was den Menschenkenner in den Stand setzen kann, sich einige Vorstellung von ihrem Geist und Charakter zu machen.

Theano war, der wahrscheinlichsten Meinung zufolge, die Tochter eines Krotoners, und ich glaube mich nicht irren zu können, wenn ich ihre Verbindung mit dem liebenswürdigen Weisen für eine Folge der enthusiastischen Hochachtung halte, die er sich unter den Einwohnern von Kroton erworben hatte. Denn es ist auf keine Weise wahrscheinlich, daß er vor seiner Niederlassung in Großgriechenland, d. i. in der ersten Hälfte seines Lebens, die er größtentheils auf seine Reisen und seinen Aufenthalt in Aegypten verwendet hatte, schon vermählt gewesen sein sollte. Die Person, in welcher ein Pythagoras seine Hälfte erkannte, und die er so sehr liebte, daß er von einem gewissen erotischen Dichter, Hermesianax (aus dessen verliebten Elegien an die berühmte Hetäre Leontium uns Athenäus[1]) ein ziemlich großes Stück aufbehalten hat), beschuldigt wird, rasend in sie verliebt gewesen zu sein — diese Person muß um so gewisser alle Vorzüge und Tugenden ihres Geschlechtes in sich vereiniget haben, als es selbst für den Erfolg seines ganzen Instituts wesentlich war, daß die Gemahlin Desjenigen, der die Sitten einer ganzen Nation verbessern wollte, würdig wäre, im

[1]) XIII. 70. — A. d. H.

Charakter einer Ehegattin und Mutter allen Frauen zum Vorbild aufgestellt zu werden, ja selbst sowol die Theilnehmerin seiner geheimsten Gedanken und Entwürfe als die Gehilfin ihrer Ausführung zu sein.

Wir befinden uns, wie gesagt, mit dieser Frau, welche aller Wahrscheinlichkeit nach eine der vorzüglichsten Personen ihres Geschlechtes war, in dem Fall eines Künstlers, der aus dem Bruchstück eines Armes oder Fußes, einem Finger und einem zerstümmelten Kopfe die Bildsäule der Juno oder Venus eines Polyklet wieder herstellen sollte. Dies zu versuchen, ist hier meine Absicht nicht; ich begnüge mich, meinen Leserinnen (denn für Leserinnen ist der gegenwärtige Aufsatz eigentlich bestimmt) diese Bruchstücke vorzulegen, wie sie zu uns gekommen sind, nicht zweifelnd, ihre angeborne Divinationskraft werde sie daraus ebenso gut und vielleicht noch sicherer auf die ursprüngliche Schönheit des durch die Zeit zerstörten Götterbildes schließen lassen, als das Auge der Liebe aus dem zufällig entdeckten Anfang eines zierlichen Fußes oder der leisen Verrätherei einer unvermerkt gesprungnen Stecknadel die schönen Formen ahnet, woraus Gewohnheit und conventioneller Wohlstand unter gesitteten Völkern weislich ein Geheimniß macht.

6.

Ich fange mit den größern Stücken und also mit den Briefen der Theano an, welche der berühmte Aldus Manutius in seiner mit Hilfe des gelehrten Griechen Marcus Musurus zu Stande gebrachten Sammlung von Briefen verschiedener griechischen Philosophen, Redner, Dichter und anderer berühmter Personen zu Venedig im Jahre 1499 zuerst durch den Druck bekannt gemacht hat.[1])

Die Frage, was von der Aechtheit dieser Briefe zu halten sei (worüber die Meinungen der Gelehrten vermuthlich immer getheilt bleiben werden), kann, bei Ermanglung zureichender Entscheidungsgründe, durch keine anderen als inneren Kennzeichen ausgemacht werden, und am Ende wird wol immer bei

[1]) Wieland benutzte wol den Abdruck in Gale's Opuscula mythologica, physica et ethica (1688). Später gab sie Orelli in seiner Collectio epistolarum Graecarum. — A. d. H.

jedem gelehrten Leser ein gewisses Gefühl, das sich schwerlich ganz in deutliche Begriffe auflösen läßt, den Ausschlag geben müssen. Wenn ich dem meinigen trauen darf, so finde ich in den drei Briefen, die ich meinen Leserinnen vorlege, nichts, was Verdacht bei mir erweckte, daß sie nicht von einer Frau, und von einer Frau, wie ich mir die Gemahlin des Pythagoras vorstelle, geschrieben sein könnten; im Gegentheil, ich finde in ihnen einen so sichtbaren Charakter von kunstloser weiblicher Einfalt im Stil und von Pythagorischem Geiste in Gedanken und Vorstellungsart eingedrückt, daß ich — ungeachtet aller Vermuthungen, welche die Aldinische Briefsammlung gegen sich hat — an ihrer Aechtheit nicht zweifeln mag.[1]) Ueber die Frage, ob diese Briefe nicht einer andern, jüngern Theano zuzuschreiben seien, werde ich meine Meinung in der Folge sagen. Zuerst also die Briefe selbst.

Theano an Eubula.

Ich höre, Du ziehest Deine Kinder gar zu zärtlich auf. Dein Wille ist, eine gute Mutter zu sein; aber, meine Freundin, die erste Pflicht einer guten Mutter ist, nicht sowol dafür zu sorgen, daß sie ihren Kindern angenehme Empfindungen verschaffe, als sie so früh als möglich an das, was die Grundlage jeder Tugend ist, an Mäßigung und Bezähmung der sinnlichen Begierden zu gewöhnen. Du hast Dich also wohl vorzusehen, daß die liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bei ihnen spiele. Kinder, die von ihrem zartesten Alter an wollüstig erzogen sind, müssen nothwendig unvermögend werden, dem Reiz der Sinnenlust, der so mächtig auf sie wirkt, jemals widerstehen zu können. Es ist demnach Pflicht, meine Liebe, sie so zu erziehen, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme; welches geschieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt und ihr Körper gewöhnt wird, immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieser übermäßig weichlich und reizbar, jene eine Feindin aller Arbeit und Anstrengung werden muß. Daher ist nichts nöthiger, als daß wir unsre Zöglinge in demjenigen am Meisten üben, wovor sie sich am Meisten scheuen, wenn sie gleich traurige

[1]) Vgl. unten S. 37*). — A. d. H.

Gesichter dazu machen und ihnen wehe dabei geschieht; es giebt kein besseres Mittel, zu machen, daß sie, anstatt Sclaven ihrer Leidenschaften und ebenso verdrossen zur Arbeit als nach Wollust gierig zu werden, eine frühzeitige Hochachtung für das, was schön und edel ist, bekommen, und jener sich enthalten, diesem hingegen sich ergeben lernen.

Also, liebe Freundin, wenn Du Deine Kinder gar zu überflüssig und köstlich nährst, vielen Aufwand machst, um ihnen bald dieses bald jenes Vergnügen zu verschaffen, sie immer spielen und Muthwillen treiben lässest, ihnen gestattest, Alles zu sagen und zu beginnen, was ihnen einfällt, immer befürchtest, das liebe Kind möchte weinen, und Dir Mühe giebst, es lachen zu machen, lachst und Deine Freude daran hast, wenn es nach seiner Wärterin schlägt oder Dir selbst garstige Namen giebt; ferner, wenn Du so große Sorge trägst, die Kinder im Sommer immer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten: so erlaube mir zu sagen, daß Du sehr Unrecht daran thust. Siehst Du nicht, daß armer Leute Kinder, die von diesem Allen nichts wissen, demungeachtet leichter aufkommen, wachsen und gedeihen und sich überhaupt weit besser befinden? Du hingegen ziehst Deine Söhne wie lauter kleine Sardanapalen auf und giebst ihrer männlichen Natur durch diese Verzärtelung einen Knick, wovon sie sich nie wieder erholen kann. Ich bitte Dich, was soll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht den Moment zu essen kriegt, weint? wenn er essen soll, immer nur das Leckerhafteste verlangt? wenn's heiß ist, gleich vergehen will, wenn's kalt ist, schlottert? wenn ihm etwas verwiesen wird, widerbellt und Recht haben will? wenn man ihm nicht Alles giebt, was er verlangt, das Maul hängen läßt? wenn er nicht immer geätzt wird, sich erboßt? Was kann aus solchen verzärtelten Kindern, wenn sie zu männlichen Jahren kommen, Anders werden als elende Sclaven ihrer eigenen und fremder Leidenschaften?

Mache Dir also eine ernstliche Angelegenheit daraus, liebe Freundin, eine gänzliche Reform mit Deiner Kinderzucht vorzunehmen und anstatt dieser weichlichen eine strenge Erziehung in Deinem Hause einzuführen. Laß sie Hunger und Durst, Hitze und Kälte ausstehen lernen und gewöhne sie, mit Geduld zu ertragen, wenn sie von Andern ihres Alters oder von ihren Vorgesetzten beschämt werden. Denn Abhärtung, Arbeit und Erduldung körperlichen Ungemachs sind für junge Gemüther,

was das Alaunwasser für die Zeuge, die man in Purpur färben will: je stärker sie damit getränkt worden sind, desto tiefer dringt die Farbe der Tugend ein, desto schöner, feuriger und dauerhafter wird sie.*) Siehe also zu, meine Liebe, daß es Deinen Kindern nicht ergehe wie den Reben, die, von schlechten Säften genährt, nothwendig schlechte Trauben tragen; oder wie sollte eine üppige und weichliche Erziehung bessere Früchte bringen können als Leichtfertigkeit, Uebermuth und das Gegentheil von jeder Eigenschaft, wodurch ein Mensch sich selbst und Andern nützlich ist?

Theano an Nikostrata.

Auch mir, liebe Freundin, ist zu Ohren gekommen, was von Deinem Manne verlautet, der, wie es heißt, die Thorheit hat, sich eine Hetäre**) zu halten; aber mir ist leid, daß ich zugleich hören muß, Du seist schwach genug, eifersüchtig darüber zu sein. Was Deinen Gemahl betrifft, so kenne ich der Männer nur zu viele, die mit seiner Krankheit behaftet sind. Die armen Leute lassen sich wie dumme Vögel durch die Lockungen dieser Geschöpfe fangen; sie scheinen von dem Augenblick an, da sie ins Garn eingegangen sind, alle Besinnung verloren zu haben, und verdienen in dieser Rücksicht mehr Mitleiden als Unwillen. Du hingegen überlässest Dich Tag und Nacht einer unmäßigen Traurigkeit und Verzweiflung und beschäftigst Dich mit nichts, als wie Du ihn beunruhigen und ihm den Genuß seiner neuen Liebschaft verkümmern wollest. Das solltest Du nicht thun, meine Liebe! Die Tugend einer Ehefrau ist nicht, ihren Mann zu belauern und zu hüten, sondern sich in ihn zu schicken; und dies thut sie, wenn sie seine Thorheiten mit Geduld erträgt. Zudem sieht er in seiner Hetäre blos eine Person, bei der er

*) Die Schicklichkeit dieses Gleichnißbildes im Munde der Theano fällt desto mehr in die Augen, wenn man weiß, daß das Färben bei den Griechen unter die weiblichen häuslichen Geschäfte gehörte.

**) Ich bin genöthiget, dieses gewissermaßen unübersetzbaren Wortes wegen mich auf meine erste Anmerkung zu den Hetärengesprächen im dritten Theile Lucian's zu beziehen. Zwar hätte ich hier statt Hetäre das Wort Mätresse gebrauchen können; aber ist das eine nicht ebenso wenig deutsch als das andre? Die Hetären sind eigentlich so gut auf griechischem Boden gewachsen wie die Philosophen; warum soll man also jenen ihren ursprünglichen und eigenen Namen nicht ebensowol lassen als diesen?

Vergnügen sucht, in seiner Frau hingegen eine Gattin, die einerlei Interesse mit ihm hat. Euer gemeinschaftliches Interesse aber ist, Uebel nicht mit Uebeln zu häufen, und wenn er ein Thor ist, so ist dies kein Grund, daß Du darum eine Thörin sein mußt. Es giebt Leidenschaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereizt, durch Schweigen und Geduld hingegen desto eher gehoben werden, wie man zu sagen pflegt, ein Feuer, das man ruhig brennen lasse, erlösche von sich selbst.*) Eine Frau, die ihrem Manne, wenn er seine Untreue vor ihr zu verbergen sucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu sündigen hoffte; und was gewinnt sie damit? Er sündigt fort und läßt sie zusehen. Wenn Du Dir von mir rathen lassen willst, Liebe, so denke nicht, seine Zuneigung zu Dir sei nothwendig an die Unsträflichkeit seiner Sitten gebunden. Betrachte die Sache in einem andern Lichte. Denke, daß Deine Verbindung mit ihm eine Gemeinschaft für das ganze Leben ist — daß er zu seiner Hetäre nur geht, weil er gerade nichts Klügeres zu thun weiß und sich die Langeweile bei ihr zu vertreiben hofft — und daß er immer wieder zu Dir zurückkommt, weil er mit keiner Andern als Dir zu leben wünscht. Dich liebt er, wenn die Vernunft Herr über ihn ist, Jene aus Leidenschaft; aber die Leidenschaft dauert eine kurze Zeit, man wird ihrer bald satt, und sie vergeht ebenso schnell wieder, als sie entstanden ist. Ein Mann müßte ein ausgemachter Taugenichts sein, den eine Hetäre auf lange Zeit fesseln könnte. Denn was ist thörichter als ein Genuß, wodurch wir uns selbst Unrecht thun? Es wird nicht lange anstehen, so wird er merken, welchen Schaden er seinem Vermögen und guten Namen dadurch zufügt. Kein Mensch, der seinen Verstand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit sehenden Augen in sein Verderben. Sei also versichert, das Recht, das Du an ihn hast, wird ihn Dir zurückbringen. Er wird einsehen, wie nachtheilig eine solche Lebensart seinem Hauswesen ist; er wird die Schmach der allgemeinen Mißbilligung nicht länger ertragen können; sein Gefühl für Dich wird wieder erwachen, und er wird bald wieder anderes Sinnes werden.

Du hingegen, liebe Freundin, anstatt Dich mit einer Hetäre

*) Die Griechen in den asiatischen Städten waren von diesem Axiom so überzeugt, daß sie gar keine Feueranstalten hatten, sondern ganz gelassen zusahen, wenn ihre Häuser und ihre vornehmsten Gebäude gelegentlich abbrannten. Recherches philosophiques sur les Grecs, Part. III. p. 58.

messen zu wollen, zeige den großen Unterschied zwischen Dir und einer solchen Dirne durch anständiges Betragen gegen Deinen Mann, sorgfältige Führung Deines Hauswesens, gutes Vernehmen mit Deinen Bekannten und wahre Mutterliebe zu Deinen Kindern. Erweise diesem Geschöpfe die Ehre nicht, mit ihr zu eifern. Denn nur mit tugendhaften Personen zu eifern, ist schön. Deinem Manne hingegen zeige Dich immer zur Aussöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich sogar das Herz unsrer Feinde, und die Tugend, aber auch sie allein, erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch sie kann eine Frau in gewissem Sinne über ihren Mann selbst Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem solchen Weibe hochgeschätzt als gleich einem Feinde belauert sein wollen. Je mehr Achtung Du ihm zeigst, desto beschämter wird er werden, desto eher sich mit Dir auszusöhnen verlangen und Dich dann um so stärker und zärtlicher lieben, wenn er durch Betrachtung Deiner untadeligen Aufführung und Deiner Liebe zu ihm zu einem so viel lebhafteren Gefühl seines Unrechts gegen Dich gebracht worden ist. Euer Glück wird dann dieser kurzen Unterbrechung wegen nur desto größer sein. Denn so wie nach einer überstandenen Krankheit nichts Süßeres ist als das erste Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit, so enden sich auch die Mißhelligkeiten unter Freunden in einer desto innigern Gemüthsvereinigung.

Nun, meine Freundin, stelle diesem Rath die Eingebungen der Leidenschaft entgegen! Diese rathet Dir, weil er krank ist, sollst Du Dich durch Gram und üble Laune ebenfalls krank machen; weil er gegen die Rechtschaffenheit sündigt, sollst Du wenigstens gegen die Anständigkeit sündigen; weil er seinem Vermögen und Credit Schaden zufügt, sollst Du das Deinige auch dazu beitragen, indem Du Dich über ihn hinaufzusetzen scheinst und Dein Interesse von dem seinigen absonderst. Du glaubst ihn zu züchtigen und strafst Dich selbst. Denn, sage mir, wie willst Du Dich an ihm rächen? Etwa Dich von ihm scheiden? So wirst Du, weil Du doch noch viel zu jung bist, verwittwet zu bleiben, es wieder mit einem andern Manne versuchen, und wenn dieser in den nämlichen Fehler fällt, wieder mit einem andern — oder Dich entschließen müssen, Dein Leben ledig und einsam zuzubringen.*) Oder willst Du Dich nicht

*) Es ist nicht zu leugnen, daß der Gedanke, ohne Mann zu leben, für griechische Frauen etwas Erschreckliches war. Diese Vorstellung also mußte ihre Wirkung thun.

mehr um Deine Haushaltung bekümmern und, indem Du Alles drüber und drunter gehen lässest, Deinen Mann zu Grunde richten? Würdest Du Dich dadurch nicht selbst zugleich mit ihm unglücklich und elend gemacht haben? Du drohest der Hetäre mit Deiner Rache? Sie wird sich vor Dir in Acht zu nehmen wissen; und wolltest Du es bis zu einem persönlichen Angriff treiben, so rechne darauf, daß ein Weib, die der Scham entsagt hat, streitbar ist. Hältst Du es für etwas Schönes, alle Tage mit Deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, so bedenke, daß alles Keifen und Schelten seinen Ausschweifungen kein Ziel setzt, sondern blos Euere Zwietracht immer unheilbarer macht. Oder wie? solltest Du etwa gar mit Anschlägen gegen seine Person umgehen? Nein, meine Freundin, da würde die Tragödie, die uns die Verbrechen einer Medea in ihrem ganzen Zusammenhang darstellt, ihren Zweck sehr an Dir verfehlen;*) denn sie lehrt uns die Eifersucht zu bezähmen, nicht ihr den Zügel schießen zu lassen. Die Krankheit, an der Du leidest, gleicht in diesem Stücke den Augenkrankheiten: man muß schlechterdings die Hände davon zurückhalten; Geduld und Standhaftigkeit sind das einzige Mittel, wodurch Du sie zu heilen hoffen kannst.

Theano an Kallisto.

Die Gesetze haben Euch jungen Frauen zwar die Gewalt gegeben, Euer Hausgesinde zu regieren, sobald Ihr heirathet, aber wie Ihr regieren sollt, überlassen sie Euch, von den ältern zu lernen, die ohnehin so gern von Oekonomie sprechen und gute Lehren geben. Es ist eine schöne Sache, das, was man nicht weiß, zu lernen und den Alten zuzutrauen, daß sie durch

*) Diese Beziehung auf die Medea der Tragödie würde mir die Aechtheit dieses schönen und einer Theano so würdigen Briefes verdächtig gemacht haben, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß Aeschylus, ein Zeitgenosse des Pythagoras, eine Medea geschrieben haben soll; nichts von Thespis und Phrynichus zu sagen, die schon eine geraume Zeit vor Aeschylus den Stoff zu ihren monologischen Dramen aus der alten Heldengeschichte nahmen.

ihre Erfahrenheit am Geschicktesten sind, uns guten Rath zu geben. Eine Person, die noch erst so kürzlich aus dem jungfräulichen Stand in den häuslichen getreten ist, kann nicht früh genug anfangen, ihre junge Seele mit solchen Dingen zu nähren.

Das Erste, was eine Frau in ihrem Hause zu regieren hat, sind ihre Mägde; und hierbei, meine Liebe, kommt Alles darauf an, es dahin zu bringen, daß sie Dir mit gutem Willen dienen. Die Herzen unsrer Sclavinnen werden nicht zugleich mit ihren Personen gekauft; jene muß eine verständige Herrschaft sich erst durch ihr Betragen zu eigen machen, und dies geschieht, wenn man ihnen nicht mehr zumuthet, als recht ist, und sie so behandelt, daß sie weder unter zu vieler Arbeit einsinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müssen. Denn sie sind Menschen wie wir. Es giebt Frauen, die zu ihrem größten Schaden viel dabei zu gewinnen glauben, wenn sie ihre Mägde recht übel halten, sie mit Arbeit überladen und ihnen, so viel sie nur immer können, an ihrem nothdürftigen Unterhalt abbrechen. Böser Wille, Untreue und heimliche Zusammenverschwörung des Gesindes gegen das Interesse der Herrschaft sind die natürlichen Folgen davon; um etliche Dreier im Einzelnen zu ersparen, zieht man sich einen Schaden zu, der zuletzt ins Große läuft. Um nicht in diesen Fehler zu verfallen, meine Liebe, wirst Du am Besten thun, Deinen Sclavinnen etwas Gewisses und Festgesetztes, nach Proportion der Wolle, die sie gesponnen oder verarbeitet haben, zu ihrem täglichen Unterhalte zuzumessen, so daß sie desto besser leben können, je fleißiger sie gewesen sind. Was aber ihre Vergehungen betrifft, so siehe dabei hauptsächlich auf das, was Dir selbst anständig ist. Strafe Deine Mägde, je nachdem sie mehr oder weniger verschuldet haben, ohne Zorn und ohne Grausamkeit; denn was Dir jener an Deiner Würde benommen hat, kann durch diese nicht wieder ersetzt werden. Wenn Du immer Deiner selbst mächtig bleibest, so kannst Du ihnen nur desto besser zeigen, daß Du entschlossen seiest, keine Unarten noch Bosheiten an ihnen zu dulden. Sind ihre Laster unverbesserlich, so mache lieber, daß Du ihrer auf einmal los wirst, und verkaufe sie; denn was soll Dir die Herrschaft über ein Ding, das Dir unnütz ist? In Allem diesem aber nimm immer die Vernunft zur Rathgeberin; sie wird Dich nicht nur belehren, ob wirklich gefehlt worden ist, damit Du nicht einem

Unschuldigen Unrecht thust, sondern auch, wie groß der Fehler sei, damit Du die Strafe dem Vergehen proportioniren kannst. Oft ist Nachsicht und Verzeihung die vernünftigste Maßregel, die eine Frau nehmen kann, um größern Schaden zu verhüten und ihr Ansehen, worauf in den häuslichen Verhältnissen so viel ankommt, beizubehalten. Manche Frauen können so grausam sein, ihre Sclavinnen zu geißeln und in einem Anfall von Zorn oder Eifersucht ihren Grimm auf eine unmenschliche Art an ihnen auszulassen, um, wie sie sagen, ein abscheuliches Exempel an den armen Geschöpfen zu statuiren. Aber was ist der Vortheil, den sie von einem so strengen Hausregiment haben? Die einen grämen sich über das Marterleben, das sie führen müssen, vor der Zeit zu Tode, andere suchen ihr Heil in der Flucht, noch andere haben sogar aus Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt. Wenn sich dann zuletzt die Frau in ihrem Hause allein sieht und mit ihrem Schaden die Unklugheit ihrer häuslichen Regierung bejammert, dann kommt die Sinnesänderung zu spät. Erinnere Dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Instrumente, die, zu wenig gespannt, keinen Ton von sich geben und, zu hoch gespannt, springen. Gerade so verhält es sich zwischen einer Frau und ihrem Gesinde: durch zu viel Nachsicht verliert die Frau ihr Ansehen, und die Mägde vergessen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten. Und so gilt auch hier der goldne Spruch:

„Der Mittelweg ist überall der beste".

7.

Dies sind die drei Briefe der Theano, die aus einer vermuthlich weit größern Anzahl*) durch die Gunst des Zufalls dem Schicksal der übrigen entronnen sind, und von deren Aechtheit ich meines Orts überzeugt bin.**) Verschiedene alte

*) So beruft sich z. B. Pollux eines Wortes wegen auf einen Brief der Theano an Timarete, der nicht mehr vorhanden ist.

**) Der gelehrte Lukas Holstenius hat aus einer Handschrift der Vaticanischen Bibliothek vier andre kleine Briefe oder Fragmente von Briefen bekannt gemacht, die den Namen der weisesten Theano an der Stirne führen, aber von den ächten auf den ersten Blick so leicht als Kupfer von Gold zu unterscheiden sind.

Autoren erwähnen noch einer jüngern Theano, die von den meisten (nach der gewöhnlichen Ungenauigkeit der Griechen in solchen Dingen) immer mit der ältern so wie diese mit jener vermengt wird. Mir scheint es Jamblichus am Besten getroffen zu haben, nach welchem die eine mit dem Pythagoras selbst und die andere mit Brontinus, einem seiner vornehmsten Anhänger zu Kroton, vermählt war. Diese letztere macht eine ungenannte Biographie des Pythagoras*) (die von der andern nichts zu wissen scheint) zu einer Tochter dieses Weisen; und mir ist wahrscheinlich, daß die Vermahnungen an Frauenzimmer und die Denksprüche verschiedener Personen aus dem Pythagorischen Orden, die ihr von Suidas zugeschrieben werden, nichts Anders als Sammlungen waren, die diese jüngere Theano theils von den Briefen ihrer Mutter und anderer Frauen des Ordens, theils von sogenannten Apophthegmen oder denkwürdigen Sinn- und Sittensprüchen derselben, die ihr aufbehaltenswürdig schienen, gemacht hatte; Sammlungen, aus welchen vermuthlich sowol die mitgetheilten Briefe als folgende Apophthegmen sich als Fragmente zufälligerweise erhalten haben.

* * *

Theano wurde einst gefragt, wodurch sie berühmt zu werden gedächte. Die Frage sollte vielleicht eine Schlinge sein. Sie antwortete mit dem Homerischen Verse:**)

„Fleißig die Spindel drehend und meines Ehebetts wartend."

Einer andern Person, welche von ihr wissen wollte, worin der Inbegriff dessen, was einer Frau ziemt, bestehe, antwortete sie: „Ganz für ihren eigenen Mann zu leben".

Meines unmaßgeblichen Erachtens wiegen diese beiden kurzen Antworten alle goldnen Sprüche des Pythagoras auf und enthalten (wie sehr auch der Geist, worin Theano sie gab, aus der Mode gekommen sein mag) den Text zu einer sehr vollständigen Sitten- und Pflichtenlehre der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts. Wir würden bald bessere Zeiten

*) Die wir blos aus den Auszügen kennen, die sich davon in der Bibliothek des Photius Nr. 260 befinden.

**) Ilias, I. 31. Agamemnon sagt dem alten Priester Chryses, daß dies zu Argos das Loos seiner Tochter sein sollte; Theano wandte den Vers durch bloßes Weglassen zweier n auf sich selbst an. [Sie setzte den Nominativ statt des Accusativs. — A. d. H.].

sehen, und es würde in weniger als einem halben Jahrhundert eine wunderbare Regeneration aller unsrer ihrem Untergang zueilenden europäischen Staaten erfolgen, wenn ein Trichter erfunden werden könnte, allen jetzt lebenden Frauen und Jungfrauen die Sinnesart einzugießen, die in diesen einfältigen Antworten der schönen Theano athmet.

Die griechischen Frauen, die in den Mysterien der Ceres eingeweiht waren, sahen sich durch die Gesetze derselben genöthiget, neun Tage, theils vor theils während der Begehung der Thesmophorien, von ihren Männern abgeschieden zu leben. Wenn die Meinung, die uns Herr von Pauw von dem feurigen Temperament der griechischen Damen beibringen möchte, gegründet wäre, so müßten ihnen allerdings diese neun Tage und Nächte etwas lang vorgekommen sein. Ein Spötter könnte vielleicht eine mitleidige Rücksicht auf diesen Umstand in der Antwort finden, welche Theano einer jungen Frau gab, von welcher sie gefragt wurde, nach wie langer Zeit eine Frau, die sich einem Manne genähert habe, rein genug sei, um den Thesmophorien beiwohnen zu können. „Sogleich, wofern es ihr eigener ist," antwortete Theano; „und ist es ein anderer, niemals." Ich sehe in dieser Antwort nichts als eine mit wenig Worten sehr viel sagende Belehrung einer jungen Person, die (nach ihrer Frage zu urtheilen) von der ehelichen Verbindung und von den Thesmophorien gleich unrichtige Begriffe hatte. Die Mysterien der ersten (wollte die ebenso aufgeklärte als tugendhafte Theano sagen) sind zu heilig, als daß keine Ehefrau, die ihren Pflichten getreu ist, jemals durch sie verunreiniget werden könnte; und die andern sind es so sehr, daß eine Frau, die jene zu profaniren fähig ist, durch keine Abstinenztage rein genug werden kann, sie jemals ohne Entheiligung begehen zu können.

Es geschah einst zufälligerweise, daß einer ihrer Bekannten, ohne daß sie es gewahr wurde, Gelegenheit bekam, ihren Arm bis über den Ellenbogen entblößt zu sehen. „Welch ein schöner Arm!" rief er aus. „Aber nicht für Jedermann" (*Ἀλλ' οὐ δημόσιος*), sagte Theano. Man begreift nicht gleich, was an diesem Worte so Witziges oder Besonderes sein soll, daß es von einem Moralisten, zwei Kirchenvätern und einer kaiserlichen Prinzessin*) als ein gar merkwürdiges Apophthegma citirt worden

*) Plutarch, Clemens von Alexandrien, Theodoretus und Anna Komnena.

ist. Um den ganzen Nachdruck des Wortes δημόσιος auszudrücken, hätte ich eigentlich übersetzen sollen: „aber er gehört nicht dem Publicum an". Man sieht, daß ein zwar indirecter, aber ziemlich scharfer Verweis in der Wendung dieser Antwort liegt. Wenn ich (will sie sagen) eine Bildsäule wäre, die an einem öffentlichen Platze stände und ihren Arm zeigte, so wäre Jedermann berechtigt, ihn anzusehen und in so laute Ausrufungen über seine Schönheit auszubrechen, als ihm beliebte; denn da gehörte er dem Publicum an. Bei einer Hetäre oder öffentlichen Tänzerin wär' es ebendasselbe. Aber es war unschicklich und gegen die Ehrerbietung, sich eine solche Ausrufung zu erlauben, wenn man durch ein Ungefähr den Arm der Gemahlin des Pythagoras unverhüllt zu sehen bekommen hatte; wenn die Bescheidenheit in einem solchen Falle auch den Augen erlaubt, sich die Gunst des Zufalls zu Nutze zu machen, so sollte sie wenigstens den Mund verschließen. Freilich erfordern die heutigen Begriffe von Galanterie gerade das Gegentheil, und nach diesen kam Theano mit der bloßen Ausrufung des unbescheidenen Zuschauers noch leicht genug davon; aber sie nahm es, wie man sieht, etwas schärfer mit dem, was sich für eine ehrliche Frau schickt; und vielleicht las sie auch in den Augen dieses Profanen etwas, das eine Antwort, die ihn sogleich in seine Schranken zurückwies und vermuthlich mit keinem sehr anziehenden Lächeln begleitet war, nothwendig machte. Eine petite Maîtresse hätte sich freilich anders benommen!

Die Alten schreiben ihr auch ein Buch über die religiöse Frömmigkeit (εὐσέβεια) zu, aus welchem vermuthlich der folgende, von Clemens Alexandrinus angezogene Gedanke genommen ist: „Dieses Leben wäre eine wahre Lustpartie für die Lasterhaften, wenn die Seelen nicht unsterblich wären, und der Tod wäre in diesem Falle für sie Gewinn." Ein Gedanke, der zwar keine scharfe Prüfung aushält, aber doch, in ein gewisses Licht gestellt, für die Meisten etwas so Einleuchtendes hat, daß Plato selbst kein Bedenken trug, Gebrauch von ihm zu machen.

Nach dem Zeugnisse des Didymus soll Theano auch Verse gemacht und (wie Theodoretus, ich weiß nicht aus welcher Quelle, berichtet) nach dem Tode des Pythagoras gemeinschaftlich mit ihren Söhnen Telauges und Mnesarchus der Schule, oder richtiger zu reden, der geheimen Gesellschaft desselben vorgestanden haben.

8.

Unter den Pythagorischen Frauen werden Arignote, Damo und Myia als Töchter des Pythagoras und der Theano genannt. Die beiden Erstern sind wenig bekannt; aber von der Letztern wird als etwas, das sie mit einem Zuge charakterisirt, angemerkt, daß sie während ihres jungfräulichen Standes bei festlichen Gelegenheiten den Chor der Jungfrauen und als Ehefrau den Chor der Frauen geführt habe. Sie war mit dem berühmten Athleten Milo von Krótona vermählt, den seine ungewöhnliche Leibesstärke und die gymnastischen Uebungen nicht verhinderten, ein Freund und Jünger des Pythagoras zu sein. Man hat nichts von ihr übrig als einen Brief an eine junge Mutter über die Wahl einer Amme, der durchaus so verständige Regeln enthält, daß Sokrates und Hippokrates gemeinschaftlich nichts Weiseres über diesen Gegenstand hätten sagen können. Es ist meines Erachtens merkwürdig, daß sich in diesem Briefe (an dessen Aechtheit nicht zu zweifeln ist) auch nicht die geringste Spur zeigt, daß Myia — die doch als eine Tochter des Pythagoras und der Theano die Grundsätze der reinsten Moral unmittelbar aus der Quelle eingesogen hatte — das Selbststillen der Kinder für eine Naturpflicht der Mütter gehalten hätte. In der That überwiegen (seltene Ausnahmen abgerechnet) die Gründe, welche es den Müttern aus den höhern Classen auch sogar des bürgerlichen Standes mißrathen, bei Weitem diejenigen, die unsre populären Moralisten, bis auf die trivialsten Romanschreiber herab, seit mehrern Jahren einigen ausländischen Declamatoren nachgehallt haben. Eine Amme, die mit allen den körperlichen und sittlichen Tugenden begabt wäre, welche die weise Myia mit größtem Rechte für unentbehrliche Erforfernisse zu diesem Dienste hält, dürfte in unsern Tagen nicht viel leichter zu finden sein als eine Mutter, welche die Stelle einer so vollkommnen Amme selbst einnehmen könnte. Und so werden denn wol Ziegen, Kühe oder Eselinnen (bei denen man aller Besorgnisse ihres moralischen Charakters halber überhoben ist) in den meisten Fällen die tauglichsten Ammen sein — welches hier nur im Vorbeigehen gesagt und den Müttern, die über die Frage, „wie eine Sache gethan wird", nicht so gleichgiltig sind als die gute Madame Shandy, Tristram's Mutter, zu näherer Beherzigung empfohlen wird.

Neben dieser Pythagorischen Tochter finden sich unter einer ziemlichen Anzahl andrer Frauen dieses Ordens, deren Name das Einzige ist, was sich von ihnen erhalten hat, noch drei, welche jenen gewöhnlich beigefügt werden, wiewol, außer einigen Ueberbleibseln ihrer Schriften, weder von der Zeit, wann sie gelebt, noch von ihren Umständen das Geringste bekannt ist. Ihre Namen sind Phintys, Periktione und Melissa. Von den beiden Ersten hat uns ein gewisser Johannes von Stobä, der Compilator einer schätzbaren Blumenlese aus ungefähr fünfhundert poetischen und prosaischen Schriftstellern des Alterthums,*) einige Fragmente aufbehalten.

Das erste ist aus einer Schrift der Phintys gezogen, worin sie von der Tugend, die ihrem Geschlechte besonders und eigens zukomme, von der weiblichen Sophrosyne, handelt — ein Wort, dessen ganze Bedeutung zu erschöpfen mir keines in unsrer Sprache geschickt scheint. Denn es umfaßt alle die besondern Tugenden, die ein wohlgeordnetes Gemüth zur Quelle haben: eine Seele, die über ihre Sinne, Begierden und Leidenschaften Herr ist und sich gern in den engen Kreis der häuslichen Pflichten und der aus ihrer Erfüllung entspringenden Glückseligkeit einschränkt. Sie setzt diese weibliche Sophrosyne, in welcher eigentlich die moralische Schönheit des Weibes bestehe, hauptsächlich in die Keuschheit und eheliche Treue, in Reinlichkeit und äußerste Simplicität in Kleidung und Putz, in Entfernung von Allem, was auch nur den leisesten Verdacht der Koketterie und Begierde, andern Männern als ihrem eigenen zu gefallen, auf sie werfen könnte, in die geflissenste Einschränkung in ihr Hauswesen, in Zärtlichkeit und Sorge für ihren Mann, ihre Kinder und ihr Hausgesinde und in eine von aller abergläubischen oder schwärmerischen Neigung zum Außerordentlichen und Geheimnißvollen gereinigte religiöse Frömmigkeit.

Die Fragmente aus den Schriften der Periktione sind größtentheils nichts als Wiederholung und Bestätigung ebenderselben sittlichen Begriffe, Grundsätze und Maximen, auf welche die Pythagorische Schule die Philosophie der Frauen hauptsächlich einschränkte. Periktione eifert sehr gegen Luxus, Hoffart und Wollust; sie geht hierin beinahe so weit als der strengste Cyniker oder Anachoret, ohne daß man sie mit Grund beschuldigen könnte, zu weit zu gehen. Wie ungefällig auch ihre Moral gegen die gemeinsten Schwachheiten ihres Geschlechts ist,

*) Er selbst lebte in der andern Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Ch. G.

so kann man sich doch nicht erwehren, ihr völlig Recht zu geben, wenn sie behauptet: daß nur eine Frau, die über alle diese Schwachheiten, über alle Eitelkeit, Sinnlichkeit und Hang zu Müssiggang und Wollust erhaben ist, nur eine durchaus vernünftige, gesetzte, sich selbst genugsame und allen ihren Pflichten unverrückt getreue Frau, in deren Kopf und Herzen, Innerlichem und Aeußerlichem, kurz, in deren ganzem Leben und Wesen Alles zusammenstimmt, Alles Harmonie ist — daß nur eine solche Frau fähig sei, ihren Mann, ihre Kinder, ihr ganzes Haus und, wofern das Schicksal sie zu der hohen Bestimmung einer Fürstin oder Königin berufen hätte, ganze Staaten und Völker glücklich zu machen.

In einem andern Fragmente schärft sie eine andere Rubrik von Pflichten ein, auf welchen das Wohl der Familien und also mittelbarerweise das Wohl der Staaten beruht, „die Pflichten der Kinder gegen die Eltern". Auch diese treibt sie, sowie die Pflichten der Ehefrau gegen den Mann, auf die äußerste Spitze, ohne daß man ihr zumuthen könnte, auch nur das Geringste von ihren Forderungen nachzulassen.

Von Melissa ist nichts auf uns gekommen als ein kleiner Brief an eine junge Dame, die sich einige Belehrung von ihr ausgebeten hatte, was eine vernünftige Frau in Absicht auf ihren Putz zu beobachten habe. Ich hoffe meinen Leserinnen durch die Mittheilung desselben Vergnügen zu machen, wiewol sie daraus sehen werden, daß die Frauen des Pythagorischen Ordens zu den Hauptartikeln eines Modejournals ihrer Zeit, wofern ein solches schon damals zu Kroton, Tarent oder Sybaris herausgekommen wäre, wenig Beiträge geliefert haben würden.

Melissa an Klearete.

Du scheinst mir von selbst und vermöge einer glücklichen Naturanlage so voll schöner und guter Gesinnungen zu sein, daß Dein so ernstlich bezeigtes Verlangen, etwas über den Putz einer Frau von mir zu hören, mir desto gewissere Hoffnung giebt, Du werdest durch alle Stufen des Alters eine getreue Anhängerin der Tugend sein. Eine verständige und edel denkende Frau muß sich dem Manne, mit dem sie gesetzmäßig verbunden ist, immer in einem stillen, unscheinbaren Putze nähern, aber

keineswegs prächtig, kostbar und mit entbehrlichen Auszierungen überladen; in einer ganz einfachen, reinlichen, weißen Kleidung wird sie immer geputzt genug sein.

Durchsichtige,*) ganz purpurne und mit Gold durchwirkte Kleider müssen aus ihrer Garderobe gänzlich ausgeschlossen sein. Die Hetären, die darauf ausgehen, so viele Männer als möglich in ihr Garn zu ziehen, mögen solcher Anlockungen nöthig haben; aber der Schmuck einer Frau, die nur einem einzigen gefallen will und soll, besteht in ihren Sitten, nicht in ihren Kleidern. An einer ehrlichen Frau ist nichts schöner, als wenn sie ihrem eigenen Manne angenehm zu sein sucht, unbekümmert, ob sie einem jeden, der ihr vor die Augen kommt, gefalle oder nicht.

Statt der Schminke diene Dir die schöne, natürliche Röthe, die ein Zeichen der Schamhaftigkeit ist, und Rechtschaffenheit, Anständigkeit und Sittsamkeit statt goldner Ketten und Edelsteine.

Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe zum Schönen nicht in einem kostbaren Aufzuge, sondern in der guten Einrichtung ihres Hauswesens; und sie ist gewiß, daß sie ihrem Manne durch nichts besser gefallen kann, als wenn sie Alles nach seinen Wünschen anordnet und ausführt. Denn die Wünsche des Mannes müssen das ungeschriebene Gesetz sein, nach welchem eine wohlgeartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muß glauben, daß ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichste Mitgift sei, die sie ihrem Manne zugebracht habe, und daß sie sich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele als auf äußerliche gute Gestalt und Vermögen zu verlassen habe. Denn diese kann uns eine Krankheit oder die Mißgunst der Menschen und des Schicksals rauben, jene hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil sie einen Theil, und unstreitig den besten Theil von uns selbst ausmachen.

Was denken nun meine Leserinnen von den Frauen des Pythagorischen Ordens? Sie sind freilich zu alt, um Frauen

*) Dergleichen Zeuge wurden vorzüglich zu Tarent fabricirt. Anfangs wurden sie wol nur von Hetären getragen, aber nach und nach gefielen sich auch die ehrlichen Frauen darin, und zuletzt war (wie auch heutzutage in großen Städten) zwischen einer ehrlichen Frau und einer Hetäre kein äußerliches Unterscheidungszeichen mehr — bei vielen auch kein innerliches.

nach der heutigen Welt und Mode zu sein; auch muß man den Umstand nicht ganz aus den Augen lassen, daß sie sämmtlich in Republiken lebten, deren Verfassung den großen Unterschied der Stände und Conditionen nicht zuließ, der bei den meisten Völkern des heutigen Europa die Grenzen des Schicklichen und Anständigen für einige so sehr erweitert hat.

Bei dem Allen dürfte doch schwerlich zu leugnen sein, daß wir in der Entfernung von der Pythagorischen Sophrosyne unvermerkt bis an den äußersten Rand der andern Extremität gekommen sind, wo einer oder zwei Schritte mehr in unwiderbringliches Verderben stürzen würden.

Wir werden also doch wol, je eher je besser, wieder umkehren müssen, und leider haben wir einen nur gar zu langen Weg zu machen, bis wir der gegenseitigen Extremität (wenn anders Einige, die dieses zu lesen Geduld genug gehabt haben, die Sinnes- und Lebensart einer Theano, Melissa und Periktione mit diesem Namen belegen sollten) so nahe gekommen sind, daß wir, ohne uns selbst zu schaden, stille stehen dürften.

Indessen freue ich mich, hinzusetzen zu können, daß ich, sogar in den höchsten Ständen, mehr als Eine kenne, die, es sei als Jungfrau oder Vermählte, ebenso würdig als die Tochter des Pythagoras gewesen wäre, den Chor der Jungfrauen und Frauen zu führen.

Und da mein glückliches Loos mich selbst seit einunddreißig Jahren mit einem Weibe vereinigt hat, die als Ehefrau und Mutter und in jedem andern reinen menschlichen Verhältniß von jenen Pythagorischen Frauen für ihre Schwester erkannt worden wäre, so sei mir erlaubt, ihr zu einem öffentlichen Denkmal der Dankbarkeit für das Glück meines Lebens, das ich ihrer Liebe und ihren Tugenden schuldig bin, und unsern Töchtern zur Aufmunterung, einer solchen Mutter immer ähnlicher zu werden, diesen kleinen Aufsatz hiermit besonders zuzueignen.

Ehrenrettung der Aspasia.[1])

Die sogenannten Cours d'Amour oder Gerichtshöfe für Liebessachen, welche vermuthlich unsern meisten Leserinnen (wenigstens dem Namen nach) bekannt sind, gehören unter die sonderbarsten Ausgeburten jener seltsamen Mischung von Rohheit und Galanterie, Barbarei und Verfeinerung, die den Hauptzug im Charakter der Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge ausmachen.

Ihr eigentlicher Sitz war das mittägliche Frankreich, wiewol sie nach und nach auch in die nördlichen Provinzen übergingen, wo sie den Namen Jeux sous l'Ormel, Spiele unter dem Ulmbaum, führten, weil sie gewöhnlich im Mai auf freiem Felde unter dem Schatten einer großen Ulme gehalten wurden.

Die unter dem Namen der Troubadours oder Trouveren bekannten Poeten oder (wenn man lieber will) Reimer dieser Zeiten scheinen durch eine Art von Dichterei, Tensons und Jeux-partis genannt — worin es immer um die Entscheidung eines zwischen zwei Damen oder Herren oder unter zwei Verliebten entstandenen Streites über eine problematische Frage

[1]) Der Aufsatz über Aspasia war zuerst 1789 im oben angeführten „Historischen Kalender für Damen auf das Jahr 1790" erschienen. Im vierundzwanzigsten Bande der Werke vereinigte ihn Wieland mit dem gleichzeitig erschienenen über Julia und dem späteren über Faustina unter der Aufschrift: „Ehrenrettung dreier berühmter Frauen, der Aspasia, Julia und Faustina". Da er unsern Aufsatz auch dort nicht auf andere Weise mit denen über Julia und Faustina verbunden hat, so glaubten wir die nur zufällige Vereinigung zu Gunsten unserer Theilung (in Griechen und Römer) fallen lassen zu dürfen. Wieland's Gedicht „Aspasia oder die Macht der Schwärmerei" war schon im Mai 1773 erschienen. — A. d. H.

aus der Philosophie oder Rechtsgelehrsamkeit der Liebe zu thun war —, zur Errichtung dieser lächerlich-ernsthaften höchsten Reichsgerichte des Liebesgottes Gelegenheit gegeben zu haben.

Da die Producte einer noch ziemlich barbarischen Muse, deren Fruchtbarkeit aber keine Grenzen hatte, damals einen sehr wesentlichen Theil der Unterhaltungen ausmachten, womit sich die Damen auf ihren schwermüthigen und thurmreichen Schlössern die Langeweile vertrieben, so kam der Fall sehr oft, daß die Frauen oder ihre Ritter (denn in diesen Zeiten mußte jede Dame ihren Ritter und jeder Ritter seine Dame haben) mit der Art, wie der Dichter irgend eine mehr oder weniger erhebliche oder spitzfindige Frage entschieden hatte, nicht zufrieden waren und eine Revision seines Urtheils vornahmen, die nicht selten zu neuen Streitigkeiten Gelegenheit gab.

Diese vermehrten sich nach und nach dergestalt, daß man endlich auf den Einfall kam, eine Art von Gerichtshöfen zu errichten, denen man das Recht zugestand, sowol über alle diese erotischen Fragen und Zweifel als über alle Arten von Zwistigkeiten, die unter Verliebten entstehen könnten, in letzter Instanz zu urtheilen. Die Richter, aus welchen eine solche Cour d'Amour bestand, wurden aus dem Mittel der Damen, Ritter und Dichter des Districts erwählt und bestanden immer aus Personen, denen man ihrer Scharfsinnigkeit und Erfahrenheit wegen eine vorzügliche Einsicht in Liebes- und Ehrensachen zutrauen konnte.

Die Damen brachten dieses neue Institut, das sich mit den Gegenständen, die für den größten Theil ihres Geschlechts die interessantesten sind, beschäftigte, und das ihnen so viele und mannichfaltige Gelegenheit gab, die Feinheit ihrer Empfindungen, die Schärfe ihres Witzes und ihre wundervollen Gaben für die Verwicklung der einfachsten und die Entwicklung der verworrensten Sachen schimmern zu lassen — die Damen, sage ich, brachten dieses neue Institut, wovon sie natürlicherweise die Seele waren, gar bald in solche Aufnahme, daß sich diese Gerichtshöfe der Liebe, besonders in der Provence und in Languedoc — „in diesen lustigen Ebenen und unter dieser freudigen Sonne, wo bei jedem Schritte, den man thut, der Verstand von der Einbildungskraft überrascht wird, und Viva la joya! aus allen Augen funkelt und auf allen Lippen schwebt"*) — unglaublich vervielfältigten.

*) Tristram Shandy im letzten Buche des siebenten und im ersten des achten Theils.

In Kurzem dehnten sie ihre Gerichtsbarkeit über das ganze Reich der Liebe und der Galanterie aus; unzählige Händel dieser Art wurden bei ihnen anhängig gemacht; die Parteien unterwarfen sich ohne Murren ihren richterlichen Sprüchen oder Arrêts d'Amour (wie sie im Kanzleistil dieser seltsamen Gerichtshöfe genannt wurden), und aus diesen Entscheidungen formirte sich nach und nach eine Art von Gesetzbuch, dessen Autorität in ganz Frankreich anerkannt wurde.

Personen vom ersten Rang präsidirten in diesen Gerichten, und die berüchtigte Königin Isabelle von Baiern,*) unter welcher die ehemalige Frivolität der französischen Nation ihre höchste Stufe erreichte, trieb die Sache so weit, daß sie für die Cour d'Amour, die sie am königlichen Hofe selbst errichtete, Präsidenten, Räthe, Requetenmeister, Auditeurs, Geheimschreiber, Gens du Roi, kurz, alle Arten von Officianten, die bei den höchsten Gerichtshöfen zu Paris vorkommen, anordnete; und so weit ging damals die Ehrfurcht vor den Damen und die Gefälligkeit gegen den Muthwillen einer Königin, welche Frankreich an den Rand des Untergangs brachte, daß Prinzen von Geblüte und andere von den größten Herren des Reichs, ja sogar gravitätische Magistratspersonen und angesehene Geistliche sich nicht schämten, diese lächerlichen Würden zu bekleiden. Eine Thatsache, die, nach der Vorstellungsart und den Sitten unsrer Zeit zu urtheilen, so unglaublich ist, daß der ausgelassenste Poet es kaum wagen würde, in einem Possenspiel etwas Aehnliches zu erdichten.

Aber was man sich am Wenigsten träumen lassen sollte, und was unstreitig das Abenteuerliche dieser ritterlichen und romantischen Zeiten am Stärksten schildert, ist der Umstand, daß sogar Päpste die Liebesgerichtshöfe in ihren Schutz nahmen; daß die Zeit, da diese Häupter der Christenheit zu Avignon Hof hielten, gerade die Epoche war, wo die Cours d'Amour in der Provence und den angrenzenden Ländern in ihrem höchsten Flore standen, und daß Innocenz VI. die damals mächtigen Grafen von Ventimiglia und von Tenda, als sie ihm einen Besuch machten, unter Andern auch mit dem Schauspiel einer glänzenden Cour d'Amour regalirte.

Ich sehe, daß mich diese seltsame Erfindung eines dem Jahrhundert des Perikles sehr unähnlichen Zeitalters beinahe zu weit von Aspasien weggeführt hat. Aber die besagten

*) Gemahlin des unglücklichen Königs Karl's VI. von Frankreich.

weiblichen Gerichtshöfe des vierzehnten Jahrhunderts kamen mir ziemlich natürlich in den Sinn, da ich mich anschicken wollte, als Sachwalter der schönen Aspasia aufzutreten und eine Revision des strengen oder vielmehr ungerechten Urtheils zu verlangen, welches die Nachwelt auf einseitige Beschuldigungen verdächtiger Ankläger und auf bloße Anscheinungen hin allzu leichtsinnig über diese Frau ausgesprochen hat, welche meines Erachtens eine Zierde ihres Geschlechts gewesen ist.

Gäb' es, dachte ich, noch irgendwo eine Cour d'Amour, die in besserm Rufe stände als der Hof der Königin Isabeau, so würde ich die Gerechtigkeit derselben anrufen, um den so viele Jahrhunderte lang gekränkten Ruhm meiner Clientin, der nunmehr, da er sie selbst nichts mehr angeht, ein Eigenthum ihres ganzen Geschlechts geworden ist, wieder herzustellen. Da mir aber dieser Weg nun einmal abgeschnitten ist, warum sollte ich mir nicht alle meine Leserinnen in eine Cour d'Amour oder vielmehr in eine Art von ehrwürdigem weiblichem Areopagus versammelt denken können und die gute Sache der griechischen Dame, zu deren Fürsprecher ich mich aufwerfe, auf ihren gerechten Ausspruch ankommen lassen?

Ich habe nicht zu besorgen, daß irgend Jemand so verwegen sein werde, weder die Gehörigkeit noch die Unparteilichkeit dieses Richters anzufechten. Denn wenn es auch scheinen könnte, als ob das, was der Ruhm Ihres Geschlechts dabei zu gewinnen hat, Sie verleiten möchte, die Gelindigkeit der Strenge vorwalten zu lassen, so ist auf der andern Seite zu bedenken, daß Ihnen ebenso viel daran gelegen ist, die Ehre, die nur der Tugend gebührt, mit keiner Unwürdigen zu theilen, als nicht zuzugeben, daß sie Derjenigen, die einen gerechten Anspruch an sie hat, entzogen werde.

Auch auf mich kann hoffentlich kein Verdacht einiger Parteilichkeit, Bestechung oder Hoffnung einiges Gewinns bei dieser Sache fallen; und wie gütig und gefällig gegen mein Geschlecht gewisse Lästerzungen meine erhabene Clientin auch immer abgeschildert haben mögen, so ist doch nur zu gewiß, daß es nicht mehr in ihrer Gewalt steht, den Dienst, den ich ihr erweisen werde, auch nur mit der kleinen Belohnung zu vergelten, welche die Liebesgöttin bei einem alten Idyllendichter Demjenigen verspricht, der ihr den entlaufnen Amor wiederbringen würde.[1])

[1]) Moschus, I. 4. 5. — A. d. H.

Da ich also hiermit vor meinen edeln und gutherzigen, aber in Behauptung der Rechte der Tugend unbestechlichen Richterinnen erscheine, mich des durch unzählige ältere und neuere Schriftsteller und Buchmacher gröblich gemißhandelten guten Namens einer Dame, welcher ihre Verleumder selbst die größten Vorzüge einzugestehen genöthiget sind, anzunehmen, hätte ich die schönste Gelegenheit, zwei der häßlichsten Untugenden zu rügen, die fast allgemein und die Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten sind, deren man sich im täglichen Leben schuldig macht: nämlich die Geneigtheit, Allem, was zum Nachtheil und zur Verkleinerung vorzüglicher Personen in der Welt erzählt wird, Gehör zu geben, und die Gewohnheit, in allen Fällen, wo das Betragen einer solchen Person einen Anschein von Zweideutigkeit hat, lieber ohne genauere Untersuchung dem bösen Schein zu glauben, als auf eine günstige Auslegung der Sache zu denken, wie viele Ursache wir auch finden könnten, unser Urtheil mehr auf diese Seite zu neigen als auf jene. Aber die Sache, die ich zu führen übernommen habe, ist so gut, daß ich kein Bedenken trage, mich dem strengen Gesetze zu unterwerfen, an welches der weise Solon alle Diejenigen band, die vor dem Areopagus als Kläger oder Fürsprecher zu reden hatten, und vermöge dessen ihnen alle rednerischen Kunstgriffe, die Richter zum Voraus einzunehmen, ihre Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzuleiten oder ihr Gemüth zu Gunsten der einen und zum Nachtheil der andern Partei in Bewegung zu setzen, schlechterdings verboten waren. Ebenso wenig werde ich mich des berühmten Mittels bedienen, wodurch der Redner Hyperides die Lossprechung der schönen Phryne vor dem furchtbaren Gericht der Heliasten zu Athen bewirkte. Ich werde die Richterinnen weder durch die Schönheit noch die übrigen außerordentlichen Talente meiner Clientin zu bestechen suchen. Ich setze also Alles, was hierüber zu sagen wäre, als bekannt voraus und komme zur Hauptsache.

Die gemeine oder vielmehr die allgemein angenommene Meinung setzt die Aspasia von Milet in eine Classe von Frauenzimmern, die (aus Gründen, wovon hier nicht die Rede sein kann) durch die Gesetze Solon's zwar geduldet und beschützt, aber nichts desto weniger allezeit, selbst in den Zeiten der größten Sittenverderbniß zu Athen, als Personen, die eine unehrbare Lebensart trieben, angesehen und von allem Umgang mit ehrlichen Frauen abgeschnitten waren — mit einem Worte,

in die Classe der Hetären. Die Geschichte berühmter Frauenzimmer, nach alphabetischer Ordnung (deren erster Theil im Jahre 1772 zu Leipzig bei Böhmen herausgekommen ist), eine aus dem Dictionnaire historique portatif des Femmes célèbres und den Memoirs of the most illustrious Ladies of all Ages and Nations zusammengetragene Compilation, die ich statt aller andern aus eben diesem Tone singenden Autoren anführen will, drückt sich über Aspasien folgendermaßen aus: „Aspasia, eine der berühmtesten Buhlerinnen im alten Griechenlande, war von Milet gebürtig und stammte aus einer edeln Familie. Wahrscheinlicherweise mag sie in Megara angefangen haben, sich durch ihr Handwerk einen Namen zu machen. Sie war übrigens in verschiedenen Betrachtungen eine sehr schätzbare Person; denn sie besaß bei einem ungemeinen Verstand eine große Gabe der Beredsamkeit, welche sie durch sorgfältiges Studium der Redekunst zur Vollkommenheit gebracht hatte, eine Kunst, worin sie es dem Prodikus und Gorgias gleich that. Nächstdem verstand sie sich sehr gut auf die Philosophie und hatte besonders in dem Theile der Moral, der von der Regierung und Staatsklugheit handelt, außerordentliche Einsicht u. s. w. So war Aspasia beschaffen, als ihr der Gedanke einkam, Athen wäre der einzige Schauplatz, der ihrer würdig sei; worauf sie auch mit einem Gefolge von jungen Mädchen, welche sie in der Kunst, ihre Reizungen geltend zu machen, unterrichtet hatte, dahin ging, um eine Schule der Beredsamkeit zu eröffnen und eine Akademie der Liebe zu halten. Dies war in der That ein Mittel, ganz Athen an sich zu locken. Einige kamen hin, weil sie aus ihren Unterredungen über die Kunst der Beredsamkeit und über mancherlei philosophische Materien Unterricht zu schöpfen suchten; Andere fanden sich ein, weil ihnen daran gelegen war, ihre und ihrer Schülerinnen Umarmungen zu genießen. Sie hatte auch in der That berühmte Schüler und machte gar ansehnliche Erorberungen. Sie unterrichtete den Sokrates in der Redekunst; sie flößte dem Perikles, einem großen Philosophen und Redner in Athen,*) die lebhafteste Liebe ein und hielt Beiden zugleich Vorlesungen über

*) Eine lächerliche Art, den Perikles zu charakterisiren! Gerade so, als wenn Einer bei Erwähnung des Namens Pitt hinzusetzte: „ein großer Philosoph und Redner in London“.

die Staatsklugheit. Dies berichten uns von ihr Plato, Plutarch und Athenäus" u. s. w.

In einem ebenso platten Stil und in eben diesem waschhaften Tone fährt der Verfasser dieser aus den ungleichartigsten Materialien, aus wahren Zügen, Vermuthungen, Sagen und Verleumdungen zusammengestoppelten Geschichte der Aspasia fort, die Umstände ihrer Verheirathung mit dem Perikles und ihres häuslichen Lebens mit ihm vorzutragen. Er versichert uns, sie habe ihm „oftmals, wenn es ihm gar zu sehr an Zeit gefehlt habe, ganze Reden gemacht, die er dann öffentlich zu halten nicht das mindeste Bedenken getragen". „Aber", fährt er fort, „sie leistete ihm, wie man sagt, auch noch eine andere Art von Diensten. Vor ihrer Verheirathung brachten die Männer, die sich am Fleißigsten zu ihren Vorlesungen einfanden, auch ihre Weiber zu ihr, damit sie ihre Reden und Gespräche hören sollten. Dieses gute Zutrauen — nahm noch mehr zu, als sie die Gemahlin des Perikles wurde. Da nun Perikles, so zärtlich er auch Aspasien liebte, gleichwol oftmals andere flüchtige Neigungen hatte, so war sie ihm in seiner Liebe zu denjenigen von den Weibern der Bürger, die ihm gefielen, beiräthig und beförderlich."

Und so wäre denn Aspasia, die Freundin eines Sokrates, die Juno des Athenischen Jupiter's (wie sie von den Komödienschreibern genannt wurde), mit etlichen Federzügen in eine Buhlerin, Schulhalterin und Kupplerin verwandelt! Es ist Schande, auch für den gemeinsten Buchfabrikanten unsers Jahrhunderts, mit so wenig Sinn und Beurtheilung zu schreiben; es ist schändlich, mit einer so gefühllosen Plumpheit den Charakter einer Person zu besudeln, die ein Gegenstand der Bewunderung und Hochachtung der edelsten Menschen ihrer Zeit war; aber es ist ganz unerträglich, zu Beglaubigung ungereimter Verleumdungen sich auf Plato und Plutarch zu berufen und den größten Theil der Leser, denen der dreiste Ton des Erzählers seine Zuverlässigkeit zu verbürgen scheint, zu dem irrigen Wahn zu verleiten, als ob alle die Infamien, die er Aspasien so zuversichtlich nachsagt, auf dem Zeugniß eines Plato beruhten oder durch das Ansehen eines Plutarch's außer allem Zweifel gesetzt würden.

Das Verhör der sämmtlichen Zeugen, die in Sachen meiner schönen Clientin auftreten sollen, wird uns ganz andere Resultate geben. Wir werden sehen, aus was für schlammigen Quellen

die Verleumdungen geflossen sind, womit Aspasiens Charakter schon bei ihrem und Perikles' Leben angeschmitzt wurde, ohne dadurch in den Augen ihrer edelsten Zeitgenossen etwas von seinem Glanze zu verlieren; wir werden durch die wenigen mit sich selbst übereinstimmenden Nachrichten und Charakterzüge, die uns (außer einem paar ehrwürdiger Schriftsteller ihrer Zeit) der ehrliche, wiewol schwatzhafte und leichtgläubige Plutarch von ihr hinterlassen hat, hinlängliches Licht erhalten, um uns die Entstehung jener Verleumdungen erklären zu können, und wenn einige griechische Autoren, fünf und mehrere hundert Jahre nach Aspasien, die Sarkasmen etlicher zügelloser Komödienschreiber für einen hinlänglichen Grund genommen haben, auf eine unwürdige Art von ihr zu sprechen, so werden wir sehen, daß diese Herren mit unserm französischen Biographen und seinem Dolmetscher in eine Classe gehören und gerade so viel Achtung und Gehör verdienen als diese.

Unter Denen, die das Glück hatten, mit Aspasien zu leben, sind nur Zwei, die ihrer in ihren Schriften, zwar nur im Vorbeigehen, aber auf eine ehrenvolle Art erwähnen, Plato und Xenophon, der Erste in einem seiner schönsten Dialogen, Menexenus betitelt, der Andere im dritten Capitel der Unterredung zwischen Sokrates und Kritobulus über die Oekonomie.

Im Menexenus spricht Sokrates mit einem jungen Athener dieses Namens von dem Vorhaben des Senats, den Bürgern, die zu Anfang des berühmten peloponnesischen Krieges ihr Leben für das Vaterland gelassen hatten, eine feierliche Leichenrede halten zu lassen. Menexenus meint, Derjenige, auf den die Wahl des Senats falle, werde wegen Mangel an Zeit, sich dazu vorzubereiten, sehr verlegen sein und wol gar aus dem Stegreife reden müssen. „Wie?" sagt Sokrates, „denkst Du nicht, daß ein jeder von diesen Herren seine Rede auf diesen Anlaß schon lange fertig liegen hat? Und am Ende, was ist denn auch so Schweres daran, daß es einer großen Vorbereitung dazu bedürfte? Ja, wenn Einer die Athener im Peloponnesus oder die Peloponnesier zu Athen zu loben hätte, da möchte wol ein großer Redner dazu gehören, um sich Beifall zu verschaffen und seine Zuhörer zu überzeugen; aber wenn man Diejenigen, die man lobt, zu Richtern hat, da ist es keine Kunst, gut zu sprechen." — „Du getrautest Dir also," sagt Menexenus, „diese Rede zu halten, wenn es Dir vom Senat aufgetragen würde?" —

„Warum nicht," erwidert Sokrates, „da ich das Glück gehabt habe, eine Lehrmeisterin in der Redekunst zu haben, die viele Andre zu sehr guten Rednern gemacht hat, und darunter Einen, der unter allen Griechen nicht Seinesgleichen hat, den Perikles?" — „Wer wäre diese," versetzt Menexenus, „wenn Du nicht Aspasien meinst?" — „Keine Andere! Sie und Konnus, des Metrobius Sohn, sind ja Beide meine Lehrmeister, Jener in der Musik,*) Aspasia in der Rhetorik. Es ist also kein Wunder, wenn ein Mann, der einer solchen Erziehung genossen hat, gut zu sprechen weiß." — „Und was hättest Du denn zu sagen, wenn Du die Leichenrede halten müßtest?" fragt Menexenus. — „Vielleicht nichts," antwortet Sokrates, „wenn ich aus mir selbst reden müßte; aber zu gutem Glück hörte ich erst gestern zu, als Aspasia, da von dem Vorhaben, eine solche Rede halten zu lassen, gesprochen wurde, sich über diesen Gegenstand vernehmen ließ und uns auf der Stelle zeigte, was darüber zu sagen wäre; so daß die Leichenrede, die vom Perikles gehalten wurde, meines Bedünkens blos aus den Bruchstücken, die ihm von Aspasiens Rede im Gedächtniß geblieben waren, zusammengeleimt war." — „Erinnerst Du Dich dessen noch, was Aspasia sagte?" fragt Menexenus. — „Ich hätte sehr Unrecht, wenn ich es leugnen wollte," antwortet Sokrates; „denn sie gab sich Mühe genug, es mir beizubringen, und es fehlte wenig, daß ich nicht Schläge von ihr bekommen hätte, weil ich so viel davon wieder vergessen hatte." — „Was hindert Dich also, es mir vorzutragen?" — „Meine Lehrmeisterin könnte ungehalten auf mich werden, wenn ich ihre Rede öffentlich bekannt machte." — „Das hast Du ganz und gar nicht zu besorgen, Sokrates! Thue mir den Gefallen, sage mir die Rede her; ob es die von Aspasien, oder von welchem Andern sie ist, gilt mir gleich! nur die Rede!" — „Du wirst mich vielleicht auslachen, daß ich in meinem Alter noch Spaß treibe?" — „Ganz und gar nicht, Sokrates! mir ist Alles recht, wenn ich nur die Rede bekomme." — „Nun, so werde ich Dir denn wol zu Willen sein müssen," sagt Sokrates; „müßte ich's doch, wenn Du haben wolltest, daß ich mich ausziehen und tanzen sollte, da wir doch Beide hier allein sind. So höre denn!" Und nun fängt er an, seinem

*) Die Musik war gerade das, worin Sokrates am Wenigsten gethan hatte, und dies macht hier eben die Ironie auffallender.

Freunde die vorgebliche Rede der Aspasia*) vorzutragen, die dieser Dame allerdings große Ehre machen würde, wenn wir nicht Ursache hätten, zu glauben, daß sie nicht mehr Recht an dieselbe habe als Diotima an die schwärmerisch-metaphysische Theorie der Liebe, die ihr in Platon's Gastmahl in den Mund gelegt wird. — Wie er fertig damit ist, setzt er hinzu: „Und dies, Freund Menexenus, wäre also die Rede der Aspasia von Milet." — „Beim Jupiter!" ruft Menexenus aus, „Du giebst mir einen großen Begriff von dieser Aspasia, wenn sie im Stande ist, solche Reden abzufassen. Wer sollte das von einer Frau erwarten?" — „Wenn Du es nicht glaubst," erwidert Sokrates, „so komm mit mir; Du sollst sie selbst reden hören." — „O mein guter Sokrates," versetzt Jener, „ich bin oft genug in Aspasiens Gesellschaft gewesen, um zu wissen, was von ihr zu erwarten ist." — „Wie so?" fragt Sokrates. „Du bewunderst sie also nicht und weißt ihr keinen Dank für ihre Rede?" — „Im Gegentheil, Dem, von welchem Du diese Rede hast, einen sehr großen Dank," antwortet Menexenus, „es sei nun, daß ich ihn ihr oder einem Andern schuldig bin." — „Gut!" sagt Sokrates, „aber daß Du mir nichts ausplauderst! Du würdest Dich dadurch um viele andere gar schöne politische Discurse von ihr bringen, die ich Dir in der Folge mittheilen will." — Dies ist Alles, was Plato in seinen Werken von Aspasien sagt.

In der Stelle, wo Xenophon ihrer erwähnt, ist die Rede davon, wie viel eine Hausfrau zum Wohlstand oder zum Schaden ihres Hauswesens beitragen könne, und wie nöthig es sei, daß der Mann, der eine junge, unwissende und unerfahrne Person (wie alle griechischen Mädchen vermöge ihrer Erziehung gewöhnlich waren) geheirathet habe, sie auf eine verständige Art zu bilden und eine gute Hausmutter aus ihr zu ziehen wisse. — „Du glaubst also," sagt Kritobulus zum Sokrates, „die guten Frauen, deren Du vorhin erwähntest, seien von ihren Männern dazu gebildet worden?" — „Ich denke, es wird sich so befinden, wenn wir genauer nachsehen," antwortet Sokrates. „Uebrigens empfehle ich Dir die Aspasia, die Dir über diese ganze Materie mit viel größerer Sachkenntniß sprechen kann als ich."

*) Diese Rede ist, wenige Züge ausgenommen, gänzlich von derjenigen verschieden, die vom Perikles wirklich gehalten und vom Thucydides dem zweiten Buche seiner Geschichte des peloponnesischen Krieges einverleibt worden ist, und die den Athenern so wohl gefiel, daß sie alle Jahre an dem Gedächtnißtage der in besagtem Kriege umgekommenen Bürger öffentlich recitirt wurde.

Man erlaube mir nun, über diese beiden Stellen einige Anmerkungen zu machen.

In der ersten herrscht offenbar ein gewisser Ton von Scherz und Ironie, der den eigentlichen Sinn und Zweck Platon's etwas zweideutig macht. Indessen meint Plutarch, unter allem diesem Scherze sei doch so viel historische Wahrheit, daß man zu glauben Ursache habe, der Umgang, den viele Athener mit dieser Frau gepflogen, habe keine andre Absicht gehabt, als von ihrer Geschicklichkeit in der Kunst zu reden Vortheile zu ziehen. Dies konnte geschehen, ohne daß Aspasia im eigentlichen Wortverstande eine Schule der Rhetorik gehalten, einem Manne wie Perikles seine Reden dictirt oder einem Sokrates (der um die Zeit, wovon hier die Rede ist, über vierzig Jahre alt war) Ohrfeigen gegeben hätte, weil er seine Lection nicht recht gelernt hätte. Indessen scheint es auch unter den damaligen Athenern solche Strohköpfe gegeben zu haben, die sich nicht vorstellen konnten, wie eine schöne und geistvolle Frau die Demagogen von Athen zu bessern Rednern und geschicktern Staatsmännern machen könne, ohne ihnen Vorlesungen über Rhetorik und Politik zu halten; oder wie sie einem Perikles Ideen zu seiner Ehrenrede auf die Bürger, die im peloponnesischen Kriege zuerst gefallen wären, hätte geben können, ohne ihm die ganze Rede zu machen; und über diese Leute spottet der Platonische Sokrates augenscheinlich. Uebrigens ist der ganze Dialog so gut eine Fiction als alle andern Platonischen Dialogen.

„Aber was für eine Ursache konnte er haben, eine Rede, deren Verfasser er ohne Zweifel selbst war, auf Aspasiens Rechnung zu setzen?"

Es fällt, dünkt mich, ziemlich stark in die Augen (zumal wenn man seine Rede mit der des Perikles vergleicht), daß sie gemacht war, die letztere auszulöschen. Aber die Rede des Perikles galt nun einmal bei den Athenern für ein so großes Meisterstück, daß etwas Unpopuläres und Verhaßtes darin war, sich die Miene zu geben, als ob man etwas Besseres machen könne. Was konnte er nun, um diesem Vorwurf zu entgehen, für eine artigere Wendung nehmen, als sich die gemeine Meinung von Aspasiens Stärke in der Rhetorik und Politik zu Nutze zu machen und seine Rede für das wahre Original dieser großen Meisterin zu geben, wovon die Rede des Perikles nur als eine ungetreue Copie anzusehen sei? Das Verhaßte

des Unternehmens, den Athenern zu zeigen, wie diese Leichenrede hätte lauten müssen, um des großen Aufhebens, das man davon machte, würdiger zu sein, fiel auf diese Art nicht geradezu auf Plato, und er hatte dennoch hinlänglich dafür gesorgt, daß sich kein verständiger Leser über den wahren Verfasser irren konnte.

So wie in dem, was Plato den Sokrates von Aspasien sagen läßt, etwas Uebertriebenes und Ironisches ist, so ernsthaft ist hingegen der Ton, worin Xenophon's Sokrates in dem ganzen Gespräche mit dem Kritobulus und also auch in der Stelle, wo er ihn an Aspasien verweiset, spricht. Hier ist nicht nur kein Schatten von Zweideutigkeit, sondern sogar der Schlüssel zu dem, was Plutarch von den Athenischen Herren meldet, die kein Bedenken trugen, ihre Gemahlinnen zu Aspasien zu führen, damit sie von den Gesprächen dieser außerordentlichen Frau profitiren möchten.

Es ist wahr, Plutarch setzt unmittelbar hinzu: „ungeachtet sie ein Gewerbe trieb, das eben nicht das anständigste war; denn sie unterhielt Mädchen in ihrem Hause, die sich dem Vergnügen der Mannspersonen widmeten". Sie müßte also dieses unehrbare Gewerbe sehr heimlich getrieben haben. Denn daß angesehene Männer von Athen ihre Frauen in ein solches Haus geführt haben sollten, oder daß Athenische Frauen sich zum Umgang mit einer Fremden, die eine solche Profession getrieben hätte, verstanden haben sollten, war den Sitten der Athener so schnurgerade entgegen, daß es sich gar nicht denken läßt. In einer von Terenz übersetzten Komödie des Menander macht sich der Athener Chremes ein Bedenken, nur das Wort Hetäre in Gegenwart seiner Frau auszusprechen; und die edelsten Männer von Athen sollten sich nicht geschämt haben, ihre Ehefrauen selbst in ein berüchtigtes Haus zu führen, um von einer Kupplerin Weisheit und Tugend zu lernen? Ein Sokrates sollte mit einer solchen Person öffentlich umgegangen sein? sollte (wie er beim Xenophon thut) einen wackern Mann an eine solche Person gewiesen haben, um von ihr zu lernen, wie ein Mann seine Ehegattin bilden müsse? Ein Perikles sollte in einem schon ziemlich vorgerückten Alter fähig gewesen sein, sich von seiner Gemahlin, einer edeln Athenerin, zu scheiden, um ein solches Weibsstück zu heirathen? Und (was das Widersinnigste ist) eine Person von edler Abkunft, welche, nach Plutarch's eigenem Vorgeben, reizend und liebens-

würdig genug war, einem Perikles eine wahre Leidenschaft, eine Liebe, die sich auch nach seiner Vermählung mit ihr immer in gleicher Stärke erhielt, einzuflößen, sollte ein Gewerbe getrieben haben, wodurch eine Lais oder Phryne ihre eigenen Reizungen zu beschimpfen geglaubt hätte? Es würde unbegreiflich sein, wie der gute Plutarch den Komödienschreibern, deren Frechheit ihm bekannt genug war, so offenbare Ungereimtheiten habe nachsprechen mögen, wenn seine Lebensbeschreibungen nicht so häufige Beweise enthielten, daß es ihm nicht schwer fiel, sich die unglaublichsten Dinge als möglich vorzustellen, und daß bei allem seinem guten Verstande seine Feder nicht immer von einer richtigen Beurtheilung geleitet wurde. Freilich erlaubten sich die Aristophanes, Kratinus, Eupolis und Ihresgleichen auch gegen Aspasien, was sie sich sogar gegen Sokrates, was sie sich gegen die größten Männer der Republik und gegen Perikles selbst erlauben durften. Eine Frau, die durch ihren Geist, ihre Talente, ihre Kenntnisse, die Eleganz der Sitten und die freiere Lebensart des ionischen Frauenzimmers, wovon sie den Athenern das erste und vollkommenste Modell an sich selbst zeigte, gegen die äußerst einfach erzogenen, unwissenden, langweiligen und fast immer in ihrem Gynäceon vegetirenden Athenerinnen so gewaltig abstach, mußte ja wol diesen zügellosen Witzlingen, die nichts zu scheuen hatten und Götter und Menschen so lächerlich machen durften, als sie wollten und konnten, manche Blöße geben, sie von Seiten ihrer Sitten anzugreifen; und Aristophanes war kein Mann, der eine solche Gelegenheit unbenutzt ließ, zumal da er, indem er seine Pfeile auf Aspasien abdrückte, den Perikles selbst (der desto mehr Neider und Feinde hatte, je größer er war) ungestraft verwunden konnte. Nicht zufrieden also, sie seine Omphale und Dejanira und, nachdem er sie geheirathet hatte, seine Juno zu nennen, ging Aristophanes so weit, der Feindschaft des Perikles gegen die Megarer und dem peloponnesischen Kriege eine Ursache zu geben, die, indem sie Aspasiens Sitten und Charakter anschmitzte, zugleich ein verächtliches und verhaßtes Licht auf den Perikles selbst fallen ließ. „Etliche von unsern jungen Leuten", sagt er, „gehen in trunknem Muthe nach Megara und entführen die H*r* Simätha; die Megarer erboßen sich darüber und entführen, sich zu rächen, der Aspasia zwei H*r*n; und so sind drei Metzen die saubere Quelle des Kriegs, der über die ganze Hellas ausgebrochen ist! Das ist's, warum der Olympier Perikles

so gewaltig blitzt und donnert und in ganz Griechenland Alles zu unterst zu oberst kehrt" u. s. w.*) So konnte Aristophanes seinen Dicäopolis sprechen lassen; aber Plutarch, der die wahren Ursachen des Decrets gegen Megara und des peloponnesischen Krieges aus seinem Thucydides wissen konnte, hatte Unrecht, die Berufung der Megarer auf diese Verse des Aristophanes für einen hinlänglichen Grund zu halten, „warum es gar schwer sei, hinter die wahren Ursachen des peloponnesischen Krieges zu kommen".

Uebrigens konnte, Aspasiens Ehre unbeschadet, etwas Wahres an der Anekdote sein. Aspasia hatte ohne Zweifel sehr artige junge Mädchen unter ihren Sclavinnen, ohne daß sie darum das Schimpfwort verdienten, womit Dicäopolis sie belegt; die jungen Megarer konnten, um sich wegen der Entführung der Simätha zu rächen, ein paar schöne Sclavinnen aus Aspasiens Hause entführt haben, und Aspasia konnte eine solche Verwegenheit sehr übel finden, ohne daß dies die Ursache des Krieges wurde, wiewol es natürlicherweise nicht geschickt war, die Megarer dem Perikles angenehmer zu machen.

„Aber", wird vermuthlich der Advocatus diaboli, den ich mir bei dieser Rechtfertigung Aspasiens gegenwärtig denke, einwenden, „böse Gerüchte, noch vier, fünf oder mehr hundert Jahre nach ihrem Tode (wo alle möglichen Ursachen, sie verleumden zu wollen, längst aufgehört hatten), von einem so gutherzigen Manne wie Plutarch und von so unbescholtnen Leuten wie Athenäus, Suidas, Syncellus u. A. so zuversichtlich fortgepflanzt, können doch wol nicht ohne allen Grund sein."

In der That, so denke ich auch; und ich habe schon so viel davon angedeutet, daß es nicht schwer sein wird, dieses Räthsel aufzulösen. Aspasia war ein Frauenzimmer aus Jonien, und die Jonierinnen standen — vermuthlich wegen des freiern Umgangs, der in diesem schönen Lande unter beiden Geschlechtern stattfand, und wovon eine lebhaftere Begierde zu gefallen, mehr Geschicklichkeit, ihre Reize geltend zu machen, und mehr Sorge für innerliche und äußerliche Verschönerung durch Talente, Geschmack, Putz, Artigkeit der Sitten und Manieren die natürliche Folge bei den Damen war — die Jonierinnen, sage ich, standen zu Athen in so bösem Rufe, daß der Philosoph Aeschines sie in einem seiner Dialogen durch die Bank für Koketten und

*) Aristophanes in den Acharnern, Act 2, Scene 5.

etwas noch Aergers erklärte. Aspasia lebte zu Athen, wie sie zu Milet oder Smyrna gelebt hätte. „Eine Frau, die mit Allem, was wir Männer bei ihrem Geschlechte suchen, Eigenschaften verband, welche wir als ein Eigenthum des unsrigen anzusehen gewohnt sind, war in Athen eine Art von Wunder. Sie erregte die allgemeine Aufmerksamkeit und wurde in Kurzem ein Gegenstand der Bewunderung für die Einen und der Mißgunst für die Andern."*) Sie hatte (wie es scheint, und wie es sich für ihre edle Abkunft und für ihre Umstände schickte) verschiedene artige Mädchen als ihre Aufwärterinnen mitgebracht, die nach ionischer Sitte in der Musik und Tanzkunst geübt waren und (was ich, ohne des Gegentheils positiv versichert zu sein, nicht für unmöglich erklären möchte) vielleicht in einem Kloster von Jungfrauen der Diane oder Vesta nicht in ihrem Elemente gewesen wären. Bei aller Decenz und Sittlichkeit, die in einem Hause unfehlbar herrschen mußte, das von Weisen besucht wurde, und wohin die vornehmsten Athener ihre jungen Frauen führten, läßt sich allenfalls begreifen, daß unter dem Schleier des Geheimnisses zwischen einem Alcibiades oder Axiochus und einem solchen Kammermädchen dies und jenes verhandelt werden konnte, wovon Aspasia weder Lust hatte, noch sich verbunden glaubte, besondere Kundschaft zu nehmen.[1]) Aber wäre dies auch nicht gewesen, so braucht es nur einen sehr mäßigen Grad von Menschenkenntniß, um einzusehen, daß sie sich darum nicht weniger hätte nachsagen lassen müssen, sie locke die edelsten und wichtigsten Männer zu Athen durch den Reiz des Vergnügens in ihr Haus; und ohne Zweifel war es gerade das Gesetz, das sie sich gemacht hatte, ihre Thür nur Personen vom ersten Rang oder von ausgezeichneten Verdiensten offen zu halten, was den Ausgeschlossnen Anlaß und Vorwand gab, ihre Sitten zu lästern. Vermuthlich hatte sogar der Ruf, daß sie eine Schule der Beredsamkeit, Staatskunst und Sittenlehre halte, keinen andern Grund, als der Freiheit, womit ihr Haus von Männern besucht wurde, das Anstößige zu benehmen, das die Eiferer für die gute alte Sitte darin finden mochten. Im Grunde aber war es aller Wahrscheinlichkeit nach eine Art von Akademie der schönen Geister und der Vereinigungspunkt der besten Gesellschaft von Athen. „Staatsmänner besuchten es, um im Schooße der Musen und Grazien

*) Agathon, Th. III. S. 168.

[1]) Im „Agathon", XIV. 4 warnt Aspasia Danae vor Alcibiades. — A. d. H.

auszuruhen: die Anaxagoras und Sokrates, um ihre Philosophie aufzuheitern; die Phidias und Zeuxis, um schöne Bilder und Ideen aufzuhaschen; die Dichter, um ihren Werken die letzte Politur zu geben; die edelste Jugend von Athen, um sich zu bilden oder sich wenigstens rühmen zu können, in Aspasiens Schule gebildet worden zu sein."*)

Wenn dies auch nichts mehr als Hypothese wäre, so ist es doch die einzige, die das Widersprechende in den Nachrichten der Alten von dieser außerordentlichen Frau vereinigt; die einzige, die uns begreiflich macht, wie die Einen so viel Rühmliches, die Andern so viel Nachtheiliges von ihr sagen konnten; die aber eben dadurch zu mehr als einer bloßen Hypothese wird. Sie setzt Alles, was dunkel und zweifelhaft an ihrem Charakter oder unglaublich an ihrer wirklichen Geschichte ist, in ein so helles Licht, als man nach mehr als zweitausend Jahren nur immer verlangen kann. Nur durch sie erklärt sich, warum ein Xenophon und Plato mit so vieler Zurückhaltung dennoch nichts, als was ihr rühmlich ist, von ihr sagen; wie sie einem Perikles so lieb, so unentbehrlich, wie sie sogar seine Gemahlin werden konnte; warum die Einen eine Weise, die Andern eine Hetäre aus ihr machten, und wie es zuging, daß ein Plutarch, der das Gefällige von diesem Charakter mit dem Soliden von jenem in ihr vereinigt sah, zwischen dem, was sie war, was sie schien, und was man ihr andichtete, zweifelhaft, sich nicht besser zu helfen wußte, als daß er Alles, wie übel es auch zusammenpaßte, in ein disparates Bild vereinigte, das, wie jenes beim Horaz,[1]) von oben einen schönen Mädchenkopf auf einem bunt befiederten Pferdehalse zeigt und unten sich in einen häßlichen Fischschwanz endigt.

Und doch wie leicht war es, wenn er sich lebendig genug in Aspasiens Zeit, Umstände und Verhältnisse und in die wesentlichsten Charakterzüge, die er selbst ihr beilegt, hineingedacht hätte, wie leicht war es, sich alle anscheinenden Widerprüche zu erklären und die unartigen Ausfälle eines Kratinus und Aristophanes (wobei es im Grunde doch blos darum zu thun war, dem Perikles bei dem Volke Schaden zu thun), wofern er ihrer auch erwähnen wollte, wenigstens für das, was sie waren, für Muthwillen und Verleumdung und nicht für Zeugnisse zu halten, die der Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers würdig seien!

*) Agathon, Theil III. S. 168.

[1]) Ars Poet., 1—5. — A. d. H.

Man braucht nichts als diese Verleumdungen der frechsten und ausgelassensten Satire abzurechnen und das Vorurtheil zu berichtigen, das der Contrast zwischen einer ionischen Dame und einer Athenerin dem Pöbel zu Athen gegen Aspasien beibringen mußte, so ist alles Uebrige, was uns Plutarch von ihrem Geist, ihren Talenten und ihrer Lebensgeschichte sagt — wie wenig es auch unser Verlangen, mit einer so seltenen Person recht genau bekannt zu werden, ganz befriedigen kann — doch hinlänglich, uns zu überzeugen, daß sie eine schöne und große Rolle zu Athen gespielt habe. Aber hätte sie dies gekonnt, „wenn sie nicht vorsichtig in ihrem Betragen und aufmerksam gewesen wäre, sich die Hochachtung Derjenigen zu erwerben, deren Beifall für den öffentlichen Bürge ist? Oder können wir glauben, daß Perikles sich hätte einfallen lassen, sie zu seiner Gemahlin zu machen, wenn er nur hätte vermuthen dürfen, daß sie um einen andern Preis zu haben sein könnte?"*)

Mehr zur Rechtfertigung meiner edeln Clientin zu sagen, würde ein unbilliges Mißtrauen in die Weisheit, Gerechtigkeit und Humanität unsrer Richterinnen verrathen und selbst der Achtung zu nahe treten, die ein Schriftsteller dem schönen Geschlechte schuldig ist. Wir unterwerfen uns also mit aller Ruhe, die uns das Bewußtsein einer guten Sache giebt, ihrem entscheidenden Ausspruche; und sollten wir ja gegen alle Vermuthung einen schwarzen Stein zu viel bekommen, so möge Minerva selbst ihren weißen hinzulegen**) und dadurch die Lossprechung einer Sterblichen bewirken, die einst, mit allen ihren Gaben überhäuft, den Dienst der Grazien mit dem ihrigen so gut zu verbinden wußte![1])

*) Agathon, Theil III. S. 168 f.

**) Wenn eine vor dem Areopagus angeklagte Person ebenso viel weiße als schwarze Steine bekam, so wurde sie losgesprochen, weil, wo die Wage der Gerechtigkeit in völligem Gleichgewicht steht, die Billigkeit sich auf die Seite der Humanität neigt. Damit aber doch dem Gesetze, kraft dessen die mehrern Stimmen entscheiden, kein Abbruch geschehe, so wurde, wenn dieser Fall eintrat, im Namen der Minerva ein weißer Stein hinzugelegt und dadurch die Majorität zu Gunsten des Beklagten hergestellt.

[1]) Fr. Jacobs lieferte in Wieland's „Attischem Museum", III. 2. S. 207—216 in seinen „Beiträgen zur Geschichte des weiblichen Geschlechtes, vorzüglich der Hetären zu Athen" (jetzt im vierten Bande der „Vermischten Schriften") ein entsprechendes Bild der Aspasia. — A. d. H.

Xanthippe.[1])

Was der junge Lamprokles in dem Gespräch [mit seinem Vater Sokrates[2])] von dem unerträglichen Wesen seiner Mutter sagt, bestätigt Aeschines, einer der wärmsten Anhänger des Sokrates, durch die Frage, die er in Xenophon's Gastmahl[3]) an seinen Meister thut: „Wenn, wie Du sagst, ein Mann seine Frau bilden kann, wie er will, Sokrates, warum hast denn Du die Deinige, die von allen Widerbellerinnen, die ehemals lebten, jetzt leben und künftig leben werden, die unerträglichste ist, nicht zu einem zahmern und mildern Wesen umgebildet?" Aber die scherzhafte Wendung,*) wodurch Sokrates eine directe und ernsthafte Antwort auf eine so unbescheidene Frage von sich ablehnt, ob sich gleich aus ihr schließen läßt, daß er die gute Xanthippe von dieser Seite für unverbesserlich gehalten habe, sagt doch deutlich genug, daß er selbst sich sehr wohl mit ihr habe vertragen können; und der Begriff, den man sich aus der Unterredung mit seinem Sohne von ihr zu machen bewogen wird, scheint mir nicht nur jene Vertragsamkeit ganz begreiflich zu machen, sondern überzeugt mich sogar, daß Sokrates vielleicht in ganz Attika keine Frau hätte finden können, die besser für ihn getaugt hätte und ihm sogar zur Aufrechthaltung seines Hauswesens unentbehrlicher gewesen wäre als sie.

*) Wiewol eine Menge platter Herren, die seiner Antwort erwähnen, sie für bittern Ernst nehmen.

[1]) Attisches Museum, III. 1. S. 155—158 (in den Erläuterungen zu Wieland's Uebersetzung von „Sokratischen Gesprächen aus Xenophon's „Denkwürdigen Nachrichten von Sokrates“"). — A. d. H.

[2]) Memor., II. 2. — A. d. H.

[3]) Conv., 2. 10. — A. d. H.

Xanthippe scheint mir, blos nach ihrem vornehmen Namen*) zu urtheilen, aus einem guten Hause in Athen gewesen zu sein; aber vermuthlich ohne Vermögen, was sehr häufig der Fall aristokratischer Töchter zu Athen war, dafür aber, was nicht häufig der Fall war, so häuslich und wirthschaftlich erzogen, daß Sokrates, dessen ökonomische Umstände sehr übel zu einer Dame, wie etwa die Gemahlin des ehrlichen Strepsiades in den Wolken war, gepaßt haben würden, große Ursache hatte, sich in ihr glücklich zu preisen. Ich stelle sie mir (nach einem Winke, den Sokrates in dem genannten Gespräch hierüber zu geben scheint) als eine Frau aus der Classe der Männinnen vor, die den Mangel an zarter Weiblichkeit und Grazie durch eine stattliche Amazonengestalt und eine derbe, rüstige Leibesbeschaffenheit ersetzen, von raschem, leicht aufbrausendem Temperament, etwas streitlustig und gern das letzte Wort behaltend, übrigens eine fleißige, emsige, auf Alles aufmerksame, streng über guter Zucht und Ordnung haltende Hausmutter, die ihre liebe Noth mit drei solchen jungen Bengeln hatte, wie ich mir die Söhne des Sokrates vorstelle, und täglich Gelegenheit genug bekommen mochte, sich über ihre Unarten zu ereifern. Denken wir uns noch die sehr knappen Umstände eines Gelehrten hinzu, der weder Geld verdienen wollte, noch sonst auf eine zulängliche sichre Einnahme rechnen konnte, und wie viele Sorgen eine brave Hausfrau in einer solchen Lage hat, um die Oekonomie im Gange zu erhalten, ohne einem Manne wie Sokrates mehr zuzumuthen, als recht war, so begreift man um so leichter, wie eine Frau, auf welcher so viele Sorgen liegen, zu einer habituellen Säure kommen kann, die nur kleiner Veranlassungen nöthig hat, um alle Augenblicke in ungestüme Hitze aufzubrausen und ihrer übeln Laune durch Brummen und Schelten Luft zu machen. Sokrates, der ohnehin nicht viel zu Hause war, konnte sich bei seiner ihm eigenen Kälte und Gleichmüthigkeit leicht gewöhnen, den Rauch um des Feuers willen

*) Nach Gewohnheit der Athener bekam sie den Namen Xanthippe entweder ihrem Vater oder dem Großvater von väterlicher oder mütterlicher Seite zu Ehren, deren einer Xanthippos hieß; und daß dies ein adeliger Name war, erinnern wir uns aus der ersten Scene der Wolken. Der Vater des Perikles führte diesen Namen, und es wäre nicht unmöglich, daß Xanthippe eine Anverwandte von ihm und dieser Umstand die Veranlassung gewesen wäre, daß Sokrates in seinen jüngern Jahren den Zutritt im Hause des Perikles erhielt und mit Alcibiades, dem Neffen dieses großen Staatsmannes, in so vertrauliche Bekanntschaft gerieth.

zu ertragen und einer Frau, die so wesentliche Verdienste um ihn hatte, einige, wiewol sehr beschwerliche Fehler ihrer guten Eigenschaften wegen zu übersehen; aber von einem jungen Menschen wie Lamprokles, der sich wahrscheinlich mehr auf seinen Vater einbildete, als er durch seine wenige Aehnlichkeit mit ihm berechtigt war, und der (wie Herr Weiske[1]) wohl bemerkt) einen guten Theil von seiner Mutter Hitze geerbt haben mochte, war eine so weise Mäßigung nicht zu erwarten, und Sokrates fand es daher für nöthig, ihn seiner Kindespflicht mit Nachdruck und durch solche Vorstellungen zu erinnern, die, wofern nur etwas Gesundes an seinem Kopf und Herzen war, wenigstens einen ernstlichen Vorsatz, sich zu bessern, bei ihm wirken mußten.

---

[1]) In den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Sokratischen Denkwürdigkeiten „mit ausführlichen Sacherläuterungen und kurzen philologisch-kritischen Bemerkungen" (1794). — A. d. H.

Entschuldigung der Athenienſiſchen Nußkrämerinnen.[1])

In einem gedruckten Aufſatz, worin der ungenannte Verfaſſer gelegenheitlich unſern Schönen den nicht allzu höflichen Vorwurf macht, „daß ſie es nicht für Schande halten, keine Zeile ihrer eigenen Mutterſprache richtig zu buchſtabiren und mit Verſtand zuſammenſetzen zu können", leſe ich unmittelbar darauf folgende Stelle: „In Athen war es wol übertrieben, wenn jede Nußkrämerin und Näſcherin des Markts convulſiviſche Bewegungen machte, ſobald ein Wort des attiſchen Dialekts von einem Fremden unrichtig gedehnt oder falſch ausgeſprochen wurde. Allein" u. ſ. w.

Aus dieſer Art ſich auszudrücken ſchließe ich (und vermuthlich muß jeder Leſer ſo ſchließen), daß der Ungenannte ſich hier auf eine Thatſache berufe. Denn, wenn es nicht ſeine hiſtoriſche Richtigkeit damit hätte, daß jede Nußkrämerin und Näſcherin des Markts in Athen convulſiviſche Bewegungen gemacht hätte, ſobald ein Fremder ein Wort des attiſchen Dialekts mit einem falſchen Accent in ihrer Gegenwart ausgeſprochen, mit welchem Grunde hätte der Ungenannte ſagen können, daß dies übertrieben geweſen ſei?

In der That, geſetzt auch, daß man der Schärfe nach eine ſo ungemein zarte und reizbare Organiſation der Athenienſiſchen Nußkrämerinnen nicht eben übertrieben nennen könnte, ſo wird doch ein Jeder gerne geſtehen, daß es eine ſehr außerordentliche und wunderbare Eigenſchaft der beſagten Nußkrämerinnen geweſen wäre. Convulſiviſche Bewegungen machen, wenn ein

[1]) Teutſcher Merkur 1780, III. S. 36—43 (die erſte der Miscellaneen). — A. d. H.

Fremder einen falſchen Accent auf ein Wort legt oder einen Vocal zu hell oder zu dunkel, zu lang oder zu kurz ausſpricht u. dergl., iſt kaum weniger außer dem ordentlichen Lauf der Natur, als ſein Waſſer nicht halten können, wenn man den Dudelſack blaſen hört, oder vor einer Kreuzſpinne in Ohnmacht fallen.

Es iſt ſehr möglich, daß mir in einer ziemlich langen Bekanntſchaft mit den Alten der Autor und die Stelle entwiſcht ſein kann, womit der Ungenannte vermuthlich die hiſtoriſche Wahrheit eines ſo ſeltſamen Phänomens zu erweiſen im Stande iſt. Indeſſen wäre doch keine Unmöglichkeit, daß ihm ſein Gedächtniß — und noch eine andre bekannte Urſache, weswegen faſt alle Erzählungen in jedem Munde, durch den ſie gehen, einen Zuſatz erhalten — wider Wiſſen und Willen einen kleinen Streich geſpielt hätte, und daß er, wenn er ſeinen Beweis vor Gericht ſtellen müßte, am Ende doch wol kein giltigeres Zeugniß anzuführen hätte als die Stelle in Cicero's Buche De claris Oratoribus (c. 46), wo dieſer aus Gelegenheit des zwar ſehr empfindbaren, aber doch unerklärbaren Dinges, das er die Farbe der Urbanität nennt, die Bemerkung macht: daß dies quiddam urbanius, das die eigentlichen Römer von römiſchſprechenden Ausbürgern unterſcheide, nicht nur an den Rednern, ſondern überhaupt im gemeinen Leben merklich ſei. Cicero erläutert dieſes durch ein Beiſpiel, das uns jetzt nicht mehr ſo verſtändlich iſt als dem Brutus, mit dem er ſprach, und fügt dann hinzu: Ut ego jam non mirer illud Theophrasto accidisse, quod dicitur: cum percunctaretur ex anicula quadam, quanti aliquid venderet, et respondisset illa atque addidisset: *Hospes, non pote minoris*, tulisse eum moleste, se non effugere hospitis speciem, cum aetatem ageret Athenis optimeque loqueretur. Die Anekdote läuft (um uns mit keiner wörtlichen Ueberſetzung zu proſtituiren) darauf hinaus: Theophraſt habe einsmals eine alte Hökenfrau zu Athen (denn ſo was ſcheint wol die anicula geweſen zu ſein) gefragt, wie theuer ſie ihre Waare gebe; die Frau, die ihn nicht gekannt und ihn ſeinem Accent nach für einen Fremden gehalten, habe ihn in ihrer Antwort nach damaliger Gewohnheit Fremdling geheißen, und Theophraſt (der wirklich ein Ereſier, aus der Inſel Lesbos war) habe ſich nicht wenig darüber geärgert, daß er ſein ganzes Leben zu Athen zugebracht haben, für einen der beredteſten Männer ſeiner Zeit gehalten werden und es doch in der Eleganz der attiſchen Mundart nicht weiter gebracht haben ſollte, als nur

den Mund aufzuthun, um von einer alten Hökenfrau für einen Ausbürger erkannt zu werden.

Herr Rollin, dem durch eine ganz natürliche Association bei dieser Anekdote seine Parisischen Poissardes einfallen mochten, hat nicht Unrecht, wenn er mit einer Art von Erstaunen ausruft: Quel goût il y avait à Athènes jusque dans le plus petit peuple! Das Geschichtchen ist artig genug; und doch scheint auch Cicero es nicht ganz richtig erzählt zu haben. Denn aus dem Quintilian, der dessen auch Erwähnung thut (L. VIII. c. 1), ist zu ersehen, daß der Grund, warum die alte Hökin entdeckte, daß Theophrast kein geborner Athenienser sei, nicht sowol in der außerordentlichen Zartheit ihres Ohrs, als in Theophrast's Affectation, recht rein attisch zu sprechen, lag. Denn da sie (vermuthlich von ihm selbst) gefragt wurde, woran sie denn merken könne, daß er fremd sei, antwortete sie: an nichts Anderm, als daß er gar zu attisch spreche, quod *nimium attice* loqueretur. Gerade das Bestreben, den attischen Accent, der ihm nicht natürlich war, zu treffen, verrieth ihn.

Doch, wieder auf unsern Ungenannten zu kommen, wird es wol erlaubt sein, zu fragen, wie aus der anicula quadam eine Nußkrämerin oder Näscherin des Markts geworden sei. Es konnte ja ebensowol eine Trödlerin, ein Kräuterweib, eine Fisch- oder Käsekrämerin gewesen sein? Und warum jede Nußkrämerin? Woher die convulsivischen Bewegungen, welche die armen Nußkrämerinnen über den falschen Accent des Fremden gemacht haben sollen? Und auf welchem Grunde beruhet also der Vorwurf einer übertriebnen Verzärtelung der Nußkrämerinnen zu Athen in Rücksicht auf den attischen Dialekt? Es ist am Ende nur eine Kleinigkeit — ganz gewiß; aber es wäre doch zu wünschen, daß diese flüchtige und unzuverlässige Art, Gebrauch von Anekdoten oder historischen Zügen aus alten Schriftstellern zu machen, nicht (wie wir aus manchen Beispielen zeigen könnten) auch bei uns immer stärker einrisse. An französischen Schriftstellern von einem gewissen Schlage, selbst an einigen der besten, ist man sie zwar schon lange gewohnt, aber ich sehe nicht, was wir dabei gewinnen werden, wenn wir es ihnen in dieser witzig sein sollenden Art zu bavardiren gleich oder noch zuvorthun lernten.

Daß ich einem großen Theile der neuesten französischen Belletristen kein Unrecht thue, wenn ich ihnen diese Art von Nachlässigkeit, besonders in Dingen, die sich auf die alte Literatur beziehen, Schuld gebe, bedarf wol keines Beweises. Doch sei

mir erlaubt, nur ein paar Beiſpiele davon zu erwähnen, die mir in dem Auszug aus einer franzöſiſchen Ueberſetzung des Agathon, den der Auguſtmonat der Bibliothèque universelle des Romans vom Jahre 1778 liefert, aufgeſtoßen ſind. Wie lächerlich das ganze Werk in dieſem Auszug mißverſtanden und defigurirt worden, davon will ich lieber gar nichts ſagen, da es nichts mehr iſt, als was beinahe allen Werken des nämlichen Schriftſtellers in franzöſiſchen Ueberſetzungen und in den Auszügen, welche die Bibliothèque des Romans davon giebt, begegnet iſt. Schwerlich iſt jemals einem Autor, den man noch dazu ehren wollte, ſchlimmer mitgeſpielt worden, und man muß geſtehen, daß die Art, wie der Ueberſetzer oder der Auszieher oder alle Beide die Geſchichte zwiſchen Agathon und Danae moderniſiren und in Caricatur verwandeln, Alles übertrifft, was ihre Landesleute in dieſer Art noch geleiſtet haben. Aber wenn der Ueberſetzer den Agathon, der ein Zeitgenoſſe von Dionyſius und Plato iſt, der Danae den Hirtenroman des Longus von Daphnis und Chloë vorleſen läßt, und wenn der Auszieher am Schluſſe ſagt: „Agathon wünſchte ſich Glück, den Maximen des Plato und Zeno wenigſtens eine Zeit lang gefolgt zu haben. Die ſtoiſchen Grundſätze hatten ihn fähig gemacht, einige Unglücksfälle mit Standhaftigkeit zu ertragen, und die Platoniſche Liebe hatte ihm den Gräuel einer blutſchänderiſchen Liebe erſpart" — was ſoll man von einem Gelehrten ſagen, der in Plato's Zeiten von ſtoiſchen Grundſätzen ſpricht und den Roman von Daphnis und Chloë fünf oder ſechs Jahrhunderte früher vorleſen läßt, als der Verfaſſer desſelben geboren war, und was von einem Ueberſetzer, der ſeinem unſchuldigen Autor ſolche Schnitzer aufheftet? So grobe Anachronismen in einem Werke, wo beinahe alle Perſonen aus der Geſchichte genommen und in den nämlichen Zuſammenhang, worin ſie wirklich gelebt haben, geſetzt ſind, laſſen ſich durch die Anachronismen, die man einem Virgil zu gut hält, oder durch diejenigen, die in einem Gedichte, deſſen Subject aus einem alten Ritterbuche genommen iſt, mit Wiſſen und Willen gemacht werden — nicht rechtfertigen. Das Beſte, was man davon ſagen kann, iſt, daß Derjenige, der den Zeno zum Zeitgenoſſen von Plato macht, es nicht beſſer gewußt habe — und daß er freilich dieſer Unwiſſenheit ungeachtet übrigens doch ein ehrlicher Mann ſein und am Ende ſo gut in den Himmel kommen könne als Petavius und Scaliger.

Literatur.

Ob man begründet sei, aus einigen Stellen der Ilias zu vermuthen, daß Homer ein Bastard gewesen sei.

Gegen A. Pope.[1])

Homer's Eltern waren den Alten ebenso unbekannt als seine Vaterstadt. Um die Ehre, daß er in ihren Mauern geboren worden, stritten sich verschiedene Länder und Städte, und wofern nicht alle mit gleichem Rechte, so bleibt wenigstens die Sache zwischen Smyrna und Chios unentschieden. Auf gleiche Weise werden ihm so viele Väter und Mütter gegeben, daß das Einzige, was sich Gewisses davon sagen läßt, die Ungewißheit ist, worin wir uns bis auf den heutigen Tag über seinen Stammbaum befinden. Wir wissen so viel als gar nichts von seinen Lebensumständen; aber wir haben das, wodurch sein Leben allen folgenden Zeiten ehrwürdig und wohlthätig worden ist, das, wodurch er war, was er war, das, worin sein Genius, sein Herz, seine die ganze Menschheit, ja (so weit es in seiner Zeit möglich war) die ganze Natur umfassende Individualität ewig fortlebt, wir haben seine Werke — und in seinen Werken ihn selbst: was kümmert uns alles Uebrige? Die umständlichste Geschichte würde uns nicht mehr von seinem Geist und Herzen sehen lassen, als wir in seinen Gedichten sehen, wenn wir Augen dazu haben.

Bekanntermaßen war es eine alte und ziemlich allgemeine Gewohnheit bei den Griechen, berühmten Personen, deren Herkunft man nicht eigentlich wußte, Götter zu Vätern zu geben.

---

[1]) Teutscher Merkur 1781, II. S. 125—138. — A. d. H.

Es ist also leicht zu erachten, daß man bei einem Manne wie Homer — bei einem Dichter, dessen Werke die Nachwelt für Eingebung der Musen hielt, und dem zu Smyrna und Chios als einem unter die Götter aufgenommenen Genius eigene Tempel geweiht waren — von jener Gewohnheit keine Ausnahme gemacht haben werde. Aber aus dem Umstande, daß ihm bald Mercur zum Vater, bald — vermittelst einer langen Genealogie von Göttern, Nymphen und Götterkindern — eine Enkelin vom Apollo zur Mutter und der Fluß Meles zum Vater gegeben wird, ist nichts gegen die Aechtheit seiner Geburt zu schließen. Alles, was daraus folgt, ist, daß seine Eltern unbekannt waren.

Auch die Lebensbeschreibungen Homer's, die unter Herodot's und Plutarch's Namen gehen und beide darin übereinstimmen, daß er ein Jungferkind, die Frucht eines strafbaren Umgangs eines gewissen Mäon's mit seiner Nichte Kritheïs gewesen und, weil seine Mutter am Ufer des Flusses Meles von ihm entbunden worden, den Namen Melesigenes erhalten habe, verdienen in allen Betrachtungen um so weniger Glauben, da beider Stücke Unächtheit von den Gelehrten längst anerkannt ist und das erste (nach Pope's Ausdruck) mehr dem Leben eines Schulmeisters als eines Homer's ähnlich sieht und würdiger ist, von einem Schulmeister als von dem Homer der Geschichtschreiber geschrieben zu sein. Im andern beruft sich der Verfasser zwar auf das Zeugniß des Ephorus, eines Geschichtschreibers, welchem Polybius und Strabon das Lob beilegen, daß er viel Genauigkeit in seine Untersuchungen des Alterthums gebracht habe; allein da die Werke dieses Ephorus, aus welchen wir uns der Beschaffenheit seines Zeugnisses vergewissern könnten, nicht mehr vorhanden sind, was könnte uns bewegen, auf seinen bloßen Namen hin eine Erzählung anzunehmen, welche die Eltern des ehrwürdigsten unter den Dichtern mit Schande brandmalt; zumal da andre, ebenso glaubwürdige Geschichtschreiber in einem so wesentlichen Punkt, als der Name der Mutter ist, widersprechen und aus allen diesen Widersprüchen weiter nichts erhellet, als daß sie an die Namen Polykaste, Klymene, Themisto, Eumetis und Kritheïs gleich viel Recht habe, oder daß wir, nachdem wir alle Zeugen abgehört haben, ungefähr ebenso viel von der Sache wissen als vorher.

Bei Allem dem scheint doch die Wirklichkeit einer Tradition, die auf Homer's Geburt einen Schatten wirft, nicht geleugnet

werden zu können. Aber könnte diese Tradition nicht aus der bloßen Ungewißheit seiner Herkunft und selbst aus dem Streit so vieler Städte und Familien um die Ehre, ihn, es koste, was es wolle, zu den Ihrigen zu zählen, entstanden sein? Hätten die Mäoniden zu Kyme (oder Kuma)*) ein anständigeres Mittel, den Homer in ihren Stammbaum einzupfropfen, als den verbotnen Liebeshandel zwischen Mäon und seiner Nichte finden können, so ist es sehr vermuthlich, daß sie solches vorgezogen hätten.

So wenig zureichenden Grund indessen die Tradition von Homer's unehlicher Geburt in historischen Zeugnissen hat, so glaubt doch sein englischer Uebersetzer Pope in gewissen Stellen der Ilias selbst einen desto stärkern Grund zu finden, die Anzahl der berühmten und verdienstvollen Bastarde mit dem ersten der Dichter zu vermehren. Er glaubt eine gewisse Vorneigung zu dieser von den bürgerlichen Gesetzen wenig begünstigten Classe von Erdensöhnen an ihm zu bemerken und findet sich daher (wie er in der Anmerkung zum 93. Vers des 5. Buchs seiner Iliade sagt) nicht ungeneigt, zu glauben, Homer möchte wol selbst Einer aus ihrem Mittel und also in dem Falle des Shakespearischen Thersites gewesen sein, der zum Bastard des Königs Priamus sagt: „Ich bin auch ein Bastard, ich bin allen Bastarden gut." (Troilus und Cressida, 5. Act.)

Die Gelegenheit, bei welcher Pope diese Anmerkung macht, ist die Stelle, wo Homer von der schönen Theano, Antenor's Gemahlin, sagt, daß sie den Pedäus, wiewol er ein unehlicher Sohn von ihrem Manne gewesen, mit ebenso viel Sorgfalt im Hause erzogen habe als ihre eignen leiblichen Kinder.[1]) Aber unglücklicherweise ist in dieser ganzen Stelle kein Wort, das Popens Anmerkung begünstigte. Im Gegentheil, da er es der schönen Theano zu einem besondern Verdienst anzurechnen scheint, daß sie so viel an ihres Mannes Sohne gethan, wiewol er ein Bastard war, so giebt er deutlich genug zu erkennen, daß sie mehr gethan, als man von ihr hätte fordern können. Auch sagt er nicht, daß sie es aus besondrer Achtung oder Neigung gegen die Bastardise, sondern ihrem Manne zu

*) Nicht Cumä, wie Pope schreibt. Denn Cumä lag in Campanien, und das Kyme oder Kuma, wovon hier die Rede ist, war eine kleine Stadt in der Aeolide.

[1]) Ilias, V. 69–71. — A. d. H.

Ehren oder aus Liebe und Gefälligkeit gegen ihren Mann gethan. Ich sehe nicht, was in diesem Allen Parteiisches für die Bastarde sein sollte. Und gesetzt auch, Homer hätte durch die Erwähnung dieses schönen Zugs von Theano's Charakter (es sei nun, daß er solchen selbst erdichtet oder in den Nachrichten, die ihm ohne allen Zweifel den historischen Stoff zu seinem Gedichte gegeben haben, begründet gefunden) etwas dazu beitragen wollen, andre tugendhafte Hausfrauen in ähnlichen Fällen zu einem ähnlichen Betragen aufzumuntern und dadurch das Schicksal der armen Unglücklichen, die ohne ihre Schuld unter der nothwendigen Strenge der bürgerlichen Gesetze leiden, zu erleichtern: folgte denn daraus gleich, daß er wol selbst einer von ihrem Orden gewesen sein müsse? Müßte denn Derjenige, der die Christen zu einem menschlichen, billigen und anständigen Betragen gegen die Juden ermahnte, darum nothwendig oder nur vermuthlich selbst ein Hebräer sein?

Aber Pope führt zu Unterstützung seiner Vermuthung noch eine Stelle aus dem 8. Buch der Ilias an, wo, seinem Vorgeben nach, Agamemnon, da er dem jungen Teucer wegen der Proben von Tapferkeit, die er vor den Augen des Oberfeldherrn abgelegt, mit vieler Wärme seinen Beifall giebt, der unehlichen Geburt dieses braven Jünglings as a kind of Panegyrik upon him erwähnen soll. Dieser Panegyrik findet sich freilich in Pope's Uebersetzung, aber wahrlich nicht im Original. Man vergleiche beide. So spricht Pope's Agamemnon:

> Oh youth for ever dear (the Monarch cry'd)
> Thus always thus, thy early worth be try'd!
> Thy brave example shall retrieve our host,
> Thy country's saviour and *thy fathers boast!*
> Sprung from an alien's bed *thy Sire to grace,*
> *The vig'rous offspring of a stol'n embrace,*
> *Proud of his boy, he own'd the generous flame*
> *And the brave son repays his cares with fame.*

Sollte man nicht, wenn man diese glühende Stelle liest und mit dem Original, wo beinahe kein Wort von dem Allen zu sehen ist, vergleicht, auf den Argwohn gerathen müssen, Pope sei, in Absicht auf den vorgeblichen physischen Vorzug der unehlichen Kinder vor den ehlichen, mit der Ketzerei des berüchtigten Julius Cäsar Vanini angesteckt gewesen, über

dessen bekannten Wunsch*) der gelehrte Warburton in einer Note zu des Bastard Edmund's Rede in der 2. Scene des 1. Acts vom König Lear in einen so heftigen Eifer ausbricht? Oder wollte Pope vielleicht dem berühmten Duc of Barwyk, einem natürlichen Sohne König Jakob's II., mit diesem, zwar nicht in Homer's, aber ganz in Vanini's Geiste geschriebnen Lobe der Bastardei ein Compliment machen? Wenigstens ist der alte Dichter ganz unschuldig daran; denn der läßt seinen Agamemnon nichts mehr als dies sagen:**)

„Teucer, so würdigst Du Dich des Telamonischen Namens!
Triff so ferner, Du Lieber, und streb', ein Licht den Achäern
Und dem Vater zu werden, der Dich von der Wiegen an aufzog
Und, ungeachtet Dich ihm nur eine Sclavin geboren,
Sorgsam in seinem Palast als seinen Sohn Dich ernährte.
Eifre nun auch, in der Ferne dafür ihm Ehre zu machen!"

Wo ist hier nun der Schatten eines Gedankens von

*) O! utinam extra legitimum et connubialem torum essem procreatus! etc. Vanini, De admirandis Naturae Reginae Deaeque Mortalium arcanis Dialogi. Dial. XLVIII. p. 320—322. Uebrigens muß man die ganze Stelle im Zusammenhange selbst lesen, um zu sehen, daß Warburton's Eifer hier etwas unzeitig, und daß mehr Laune als Freigeisterei in diesem Wunsche oder Traume (wie er ihn nennt) des armen Vanini ist. Im Grunde sagt er in dieser ganzen Stelle nichts mehr, als was das erste Capitel in Tristram Shandy, nur mit einer andern Wendung, auch sagt — und was gewissermaßen wahr und res facti ist; wiewol weder die Natur noch die ehliche Verbindung noch Vanini Schuld hat, wenn nicht alle ex legitimo et connubiali toro Geborne auch wirklich con amore gezeugt werden. Conferatur, si placet, das dritte Capitel der Geschichte des Philosophen Danischmende.

**) Da diese Uebersetzung (das einzige „Triff so ferner" ausgenommen, wodurch in der Stolbergischen das Βάλλ' οὕτως sehr glücklich ausgedrückt ist) von den beiden, die wir vor zwei Jahren[1]) zugleich erhalten haben, und deren jede, aus ihrem gehörigen Gesichtspunkte beurtheilt, große Verdienste hat, nicht zwar dem Sinne nach, aber in Worten, Wendung und Versification verschieden ist, so muß ich um Erlaubniß bitten, die Regeln, wornach ich bei etwaiger Vergleichung beurtheilt zu werden wünsche, mit Wenigem anzuzeigen. Ueberhaupt gilt das, was ich neulich von den Uebersetzungen Lucian's gesagt habe, noch in weit höherm Grade von Homer. Wer die unermeßlichen Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung aus eignen Versuchen kennt, kann am Besten einsehen, wie viel Ruhm und Dank Denen gebührt, die das Eis so glücklich gebrochen und schon so viel geleistet haben. Was ich also sagen werde, wird nicht aus der elenden Absicht, die Verdienste beider Uebersetzungen zu verkleinern, gesagt, sondern blos zur Steuer der Wahrheit, und weil ich es als eine Art von Nationalangelegenheit ansehe, daß Uebersetzungen des ersten und größten aller Dichter zur möglichsten Vollkommenheit, die vermöge der Natur der Sache zu erreichen ist, gebracht werden. Vielleicht irre ich, wenn ich es für möglich halte, den Regeln, die bei

[1]) Von Bodmer und Stolberg. — A. d. H.

dem kraftvollen Sprößling einer verstohlnen Umarmung und von allen den schönen Tautologien, womit der

Uebersetzung etlicher weniger Verse leicht beobachtet werden können, auch bei mehr als funfzehntausenden[1]) immer getreu zu bleiben; aber gegen die Regeln selbst ist, glaube ich, nichts einzuwenden. Das Wesentlichste derselben besteht meines Erachtens in Folgendem. Erstens die Treue, die man allezeit seinem Original, wie viel mehr einem Homer, schuldig ist, weniger in gleichförmiger Stellung und Wendung der Worte als darin zu setzen, daß die Worte und Wendungen, die man wählt, so viel möglich die nämliche Wirkung auf die deutschen Leser machen, die das Original auf die griechischen machte. Jenes ist nicht immer möglich, ohne daß bald der Effect der ganzen Stelle, bald die Schönheit der Diction, bald der Wohlklang des Hexameters und die angemessenste Art, solchen zu moduliren, darunter leiden müsse; dieses ist vielleicht selten zu erhalten, ohne daß man bald eine andre Wendung des Ausdrucks, bald eine andre Stellung der Worte, bald eine kleine Umschreibung dessen, was Homer (nicht immer des Nachdrucks halben) mit einem oder zweien Worten sagt, zu Hilfe nehmen müßte. Und aller dieser Freiheiten würde ich (wenn ich mich an den Platz eines Uebersetzers des Homer's denke) um so mehr vonnöthen haben, weil ich mir zweitens alle mögliche Mühe geben würde (und ohne unendliche Mühe wär' es auch schlechterdings unmöglich), meine Versification in Absicht auf Rhythmus, Fülle, Wohlklang, kurz (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) auf die Singbarkeit, den Homerischen Versen so nahe zu bringen als möglich, ohne mir darum die Freiheiten zu erlauben, die Homer selbst sich nicht selten nimmt, und die in seiner Sprache, die an sich schon lauter Musik ist und sich unendlich schön declamiret, bei Weitem das Ohr nicht so sehr beleidigen als in der unsrigen, in welcher man über diesen Punkt nicht strenge genug sein kann. Denn ich bin überzeugt, daß die Schönheit der Versification (in dem ganzen Umfang dessen, was darunter begriffen ist) die Hälfte des Verdiensts einer Uebersetzung Homer's ausmacht. Die Rede ist hier nicht von gewissen Härtigkeiten, die der Dichter oft mit Mühe sucht, weil sie wie eine gewisse Austerität des Colorits der Natur des Gegenstands angemessen sind und die abgezielte Wirkung befördern, sondern hauptsächlich von Vermeidung solcher Modulationen des Hexameters, die je und allezeit ein feines Ohr beleidigen. Dahin gehören, um nur etliche Beispiele zu geben, solche Hexameter, die sich in der Mitte in zwei Hälften brechen, wie z. B. diese:

Welchen er mit erfahrnen || Künstlern | selber geordnet —

Diesem | werden wir | einen || andern | Kämpfer erkiesen,

oder solche, welche in einzelne abgesonderte Füße zerfallen, wie z. B. dieser:

Sidonischer Weiber
Arbeit, || welche || Alexander, || ähnlich den Göttern,

oder wie dieser:

Teukros, || werther || Telamonide, || Führer der Völker,

ein Vers, der von dem schönen Homerischen, der so völlig die wahre Modulation einer aufmunternden Anrede hat:

Τεῦκρε, φίλη κεφαλή, Τελαμώνιε, κοίρανε λαῶν,

sehr absticht und schon dadurch dem Ohr widrig ist, weil er von selbst in zwei

---

[1]) Die Ilias hat nahe an dreizehntausend Verse. — A. d. H.

neuere Dichter nicht genug auszusprechen vermag, wie stolz der alte Telamon auf die Heldenthat ist, einen so feinen Jungen aufgestellt zu haben? Wie ungleich ist das Alles der keuschen Einfalt und jungfräulichen Bescheidenheit der Homerischen Muse! Weit entfernt, dem Teukros seine Unehlichkeit noch gar zu einem Vorzug anzurechnen, giebt ihm Agamemnon deutlich das Gegentheil zu verstehen, indem er ihm als etwas, wofür er seinem Vater ganz besonders verbunden sei, anrechnet, daß er ihn, ungeachtet er nur der Sohn einer Sclavin oder eines Kebsweibs sei (*νόθον περ ἐόντα*), in seinem königlichen Palast auferzogen, und es also um so mehr Pflicht für ihn sei, sich des Namens eines Telamoniden würdig und seinem abwesenden Vater Ehre zu machen.

Mit der Anmerkung, welche Pope aus dem Commentar des Eustathius anführt, hat es zwar insoweit seine Richtigkeit, daß nichts Gewöhnlichers in den heroischen Zeiten war, als daß die griechischen Fürsten die im Kriege erbeuteten und ihnen zu ihrem Antheil zugefallnen Sclavinnen (welche nicht selten selbst Königstöchter waren) zu der sehr zweideutigen Ehre ihres Bettes erhoben. So war z. B. Teucer's Mutter, wiewol sie damals eine Sclavin Telamon's war, nichts Geringers als eine geborne Königin,*) nämlich Hesione, die Tochter des Königs Laomedon und Schwester des Priamus. Aber wenn Eustathius daraus folgern will, daß die bürgerlichen Rechte der ehlichen und unehlichen Kinder vollkommen gleich gewesen und jene

trochäische und zwei Adonische Verse zerfällt.' Lieber wollte ich das sehr entbehrliche *κοίρανε λαῶν* weglassen, das *Τελαμώνιε* (welches für deutsche Leser ohnehin der Umschreibung kaum entbehren kann) umschreiben und das *φίλη κεφαλή* in den folgenden Vers werfen, um nur eine der Homerischen im Rhythmus näher kommende Anrede zu gewinnen. Wer dergleichen Dinge als Mikrologien benaserümpfen wollte, dem würde ich antworten: daß die größten Redner und Dichter des Alterthums die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf dergleichen Kleinigkeiten für ihrer nicht unwürdig gehalten haben, und daß noch kein Gedicht, so vortrefflich es auch in allen übrigen Stücken sein mochte, ohne die Magie der schönen Versification dauerhaften Beifall erhalten hat. Uebrigens ist es überflüssig, hinzuzusetzen, daß die Stolbergische Uebersetzung der Ilias größtentheils so schön versificirt ist, daß das Horazische:

Opere in longo fas est obrepere somnum,[1])

nirgends billiger als hier stattfindet.

*) So nennt sie Teucer selbst beim Sophokles (im Ajax, V. 1324), da er sich gegen die verächtlichen Vorwürfe, die ihm Agamemnon wegen seiner Geburt macht, vertheidigt.

[1]) Ars Poet., 360. — A. d. H.

vor diesen keine Vorzüge gehabt hätten, so geht er zu weit. Denn die unehlichen waren ordentlicherweise nicht successionsfähig, sondern wurden mit einem kleinen Erbtheil abgefunden. Doch scheint Herr Schaufelberger in seiner Clavi Homerica, II. p. 179 noch mehr auf der andern Seite zu weit zu gehen, wenn er (wie man wenigstens aus seinen Ausdrücken schließen muß) behauptet: daß die unehliche Geburt in den heroischen Zeiten mit einer Art von Vermailigung und Unehre verbunden gewesen sei. Die Vorwürfe, die Agamemnon dem Teucer wegen seiner Geburt beim Sophokles macht, und auf welche sich Herr Schaufelberger zu Unterstützung seiner Meinung beruft, beweisen um so weniger, weil sie von einem Feinde und in der höchsten Heftigkeit des Affects ausgestoßen werden; auch beantwortet sie Teucer in einem so hohen Ton, daß er lächerlich gewesen sein würde, wofern die unächte Geburt damals wirklich einem Fürstensohn schimpflicher gewesen wäre, als sie es noch heutiges Tages unter den gesittetesten Nationen Europens ist. Ja, Agamemnon's Vorwürfe selbst gehen nicht sowol über Teucer's Unächtheit als darüber, daß er der Sohn einer Sclavin, und was in den Augen der stolzen Griechen noch verächtlicher war, einer Ausländerin gewesen. So wenig also dieser Beweis beweiset, so sehr scheint hingegen aus der ganzen Geschichte der heroischen Zeit das Gegentheil dessen, was man damit beweisen wollte, in die Augen zu fallen. Diese Zeiten wimmeln von Bastarden der Götter und der Heroen, und man sieht sie überall mit den ächten Söhnen, die Succession allein (und auch diese nicht immer) ausgenommen, auf gleichem Fuß. Homer selbst nennt den Teucer *κοίρανον λαῶν*, ein Titel, der ihn mit allen übrigen Befehlshabern unter dem griechischen Heere in einerlei Classe stellt; und nichts kann begründeter sein als die Anmerkung des Eustathius, daß er in eben dem Augenblick, da er Teucern rühmen und aufmuntern wollte, und (ich setze hinzu) da er solcher Männer wie Teucer so höchst bedürftig war, ihm gewiß seine unächte Geburt nicht vorgerückt haben würde, wenn der Name Bastard nach den damaligen Begriffen und Sitten schimpflich gewesen wäre. Allem Ansehn nach war es in der heroischen Zeit der Griechen damit, wie es ein paar Jahrtausende später in den neuern ritterlichen Zeiten war. Die alten Ritterbücher copiren in diesem wie in vielen andern Stücken getreulich die Sitten der Zeit, worin die Verfasser lebten. König Arthur und Amadis selbst sind nicht ächter geboren

als Teucer; und beinahe die ganze zahlreiche Descendenz des Amadis de Gaule bis ins fünfte und sechste Glied kommt immer eher in die Welt, als ihre Eltern copuliret sind. Nicht nur damals trug Wilhelm der Eroberer kein Bedenken, einen förmlichen öffentlichen Brief mit den Worten anzufangen: Ich Wilhelm, genannt der Bastard, König von England u. s. w. — sondern noch im vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wimmelt's in den französischen, englischen, spanischen u. a. Geschichten noch beinahe so sehr von berühmten Bastarden, die sich dieses Namens ganz und gar nicht schämten, als in der Heldengeschichte der Griechen. Der berühmte Graf von Dunois ist unter diesem Namen nicht bekannter als unter der Benennung des Bastards von Orléans. Und wem ist nicht der Bastard von Navarra oder der Bastard von Savoyen in den Memoiren der Zeiten Franz' I. in Frankreich unter dieser Qualification öfter als unter ihren eigentlichen Ehrennamen vorgekommen?

Mit Allem diesem also glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, daß aus den Stellen, welche Pope aus Homer's Werken zum Behuf der gemeinen Tradition von seiner vorgeblichen unächten Geburt anführt, mit nichten die mindeste Vorliebe oder sympathetische Zuneigung dieses Vaters der Dichtkunst für die Bastarden herzuleiten sei, und daß die Gründe, womit man ihm eine vorgebliche Begünstigung dieser nach Vanini's Meinung ohnehin schon allzu sehr begünstigten Kinder der Natur auflasten wollen, weiter nichts erweisen, als daß er auch in diesem Punkt die Vorstellungsart und das Costüme der Menschen und Zeiten, die er schildert, getreulich dargestellt habe.

Ueber Homer's Götterlehre.[1])

Der junge Gelehrte, von dem dieses Fragment herrührt, scheint sein Urtheil von Homer's Göttern, Homer's Unverschämtheit u. s. w. dem theuern Abbé Terrasson oder sonst so einer dürren, alles Dichtergefühls ermangelnden Seele nachzusagen und hat vermuthlich den Dichter nie selbst gelesen; oder — desto schlimmer, wenn er ihn gelesen und nicht besser empfunden hat! Indessen hätte ihm auch blos das Wenige, was Pope (in seinem der übersetzten Iliade vorangeschickten Versuch) über Homer's Götter gesagt, das Verständniß öffnen können.

Es ist ungereimt, Homer's Jupiter — so erhaben und groß er ist — mit der ewigen und ewig unerforschlichen Grundursache aller Dinge in Parallele zu stellen. Homer's Götter, der Griechen Götter, waren ihnen herrschende und schützende Geister und Jupiter der König dieser Geister. Dies verändert den Gesichtspunkt völlig. Noch ungereimter ist's, mit unsern lautern Begriffen zu siegprangen, die uns Homer's menschenähnliche Weise, seine Götter vorzustellen, so entsetzlich abgeschmackt machen sollen. Als ob uns nicht von der Wiege an von unsern Ammen, Wärterinnen, Müttern, Großmüttern, Schulmeistern u. s. w. von je her und bis auf diese Stunde unendlich kleine, sinnliche, menschliche und nur zu oft höchst ammenhafte Vorstellungen von Gott beigebracht worden wären! — Wir haben wol den Griechen viel vorzuwerfen, wir! — Und wie konnte endlich der Verfasser sich nicht erinnern, daß die geschrie-

[1]) Teutscher Merkur 1775, IV. S. 236—240. Es sind die vier ersten Anmerkungen Wieland's zu einem Aufsatze „Anmerkungen über die Religion der Kamtschadalen". — A. d. H.

bene Offenbarung selbst immer und allezeit nach Menschenweise von Gott spricht, ihm menschliche Gestalt, Gliedmaßen, Sinne, Leidenschaften, Verfahrensweisen, Absichten u. s. w. zuschreibt und in Allem diesem das göttliche Ansehen der ältesten Urkunde, die den Menschen als Gottes Bild aufstellt, zum Grunde hat? — Wie konnt' er vergessen, daß Geister verkörpert werden müssen, wenn sie für den Naturmenschen Etwas sein sollen; daß der Mensch, sobald er sich Geister unter einer Gestalt denken muß, in der ganzen Schöpfung keine würdigere und vollkommnere finden kann als die seinige — und daß der unzugangbare Vater der Natur selbst, um sinnlichen Menschen (wie wir im Grunde alle mehr oder weniger sind und sein sollen) anschauliche Begriffe und lebendige Gefühle von sich selbst zu geben, kein ander Mittel sah, als sich zu solchen bildlichen Vorstellungen nach Menschenweise (d. i. zu Anthropomorphismen) herabzulassen? Mit welcher fühlbaren Evidenz hätte ihm Herder den aus den Tiefen der Natur herausgeschöpften Grund dieser Lehrart Gottes begreiflich machen können!*) In dem Lichte, das ihm dadurch aufgegangen wäre, müßte ihm auch Homer's Weise, seine Götter — die, wie gesagt, am Ende doch nur Dämonen sein sollten — zu den Menschen herabzuziehen (wenn sie auch nicht immer und in jedem Sinn gegen Platon's Vorwürfe gerechtfertigt werden kann), wenigstens ganz anders erschienen sein, als da er sie durch das Medium eines metaphysischen Compendium unsrer sogenannten natürlichen Theologie anguckte.

*) Im ersten Theil der Aeltesten Urkunde überall.

*

Woher hat der Verfasser, daß Homer und die Griechen unter ihrem Jupiter den Weltschöpfer verstanden hätten? Schöpfer der Welt und Regierer der Welt war ihnen ganz zweierlei. Jener war für sie im eigentlichsten Sinne der unbekannte Gott — wie er's noch immer den meisten Menschen, Christen und Nichtchristen, ist, so viel auch Manche unter ihnen von ihm schwatzen gelernt haben, und so gelehrt sie sich mit ihren unendlich abgezognen negativen Begriffen und metaphysischem Rothwälsch zu sein dünken.

*

Es ist eine große Regel, daß Einer, wenn er spricht oder schreibt, immer selbst wissen sollte, was er spricht oder schreibt. Das Gegentheil begegnet täglich so viel Gelehrten und Schriftstellern von Rang und Ansehen, daß man's billig einem jungen Autor verzeihte, wenn ihm so was Autorliches begegnet. Nur gerügt muß es werden! — Was will z. B. der Verfasser hier mit seinen Völkern, die mehr durch Imagination als reinen Verstand denken? Wo, zu welcher Zeit, in welchem Welttheile ist jemals ein Volk gewesen, das durch reinen Verstand gedacht hat? Wann hat jemals nur ein einziger Menschensohn durch reinen Verstand gedacht? Wer sagt dem Verfasser, daß ein Volk deswegen, weil es durch die Imagination denkt, Widersprüche verdauen könne? denn durch die Imagination denken, soll doch hier vermuthlich so viel sagen, als Alles für möglich oder glaublich halten, was man sich anschaulich denken kann. Aber was für eine arme Ursach hat er uns da gegeben, um eine so sehr verwickelte, aus so unzähligen Umständen, Thatsachen, Begriffen, Sitten und Gebräuchen der ältesten Welt u. s. w. zusammengeschlungne Wirkung zu erklären! Ei, ei, ei! wie bald der junge Mann mit der Mythologie — diesem tiefen und reichen Schacht, worin die größten Gelehrten bis jetzt gegraben haben und noch lange graben werden — und mit den armen Griechen fertig ist! wie kurzen Proceß er macht! Aber warum dachten sie auch nicht mit dem reinen Verstand!

*

Die Historie von Kutka und seinen Mäusen ist eine sehr hübsche Historie; es gehörte nun so gerade eine sich selbst ganz gelassene, noch von keinem Zaum der Vernunft gebändigte kamtschadalische Phantasie dazu, um so traumähnlich zu dichten; und es sollte gewiß unsern größten Genien sauer werden, den Pendant zu diesem Stücke aus ihrem Gehirne zu ziehen. Aber wie Einem einfallen kann, diese Fabel mit den griechischen Fabeln vom Jupiter zu vergleichen und durch die Vergleichung nicht einmal etwas herauszubringen, ist — seltsam genug! Denn das angebliche Resultat: „daß in beiden einerlei Ideen zum Grunde liegen", ist, da es ohne den mindesten Beweis gesagt wird, so viel als kein Resultat und giebt nicht einmal den mindesten netten Begriff. Auch sollte doch wol zwischen dem kamtschadalischen Kutka und dem Homerischen Jupiter noch ein andrer Unterschied sein als dieser, daß Jupiter feiner und listiger ist!

Villoison's Entdeckung einer sehr wichtigen Handschrift der Werke Homer's.[1])

Der Urheber dieses Schreibens hat eine starke Präsumtion für sich, daß er den Werth seines gefundnen Schatzes nicht höher angegeben habe, als er seinem innern Gehalt nach wirklich ist. Gesetzt aber auch, er wäre nicht ganz so wichtig, als er ihn bei der ersten ungefähren Schätzung und in der ersten Freude über einen so unverhofften Fund sich vorgestellt; gesetzt, daß wir durch diese Handschrift zu mehrerer Berichtigung des Homerischen Textes und zu vollkommnerem Verständniß desselben nicht ganz so viel gewännen, als uns Herr von V*** zu versprechen scheint: so bleibt die Entdeckung dieses bisher vernachlässigten und vor allen andern bekannten Handschriften der Homerischen Werke so vorzüglichen Manuscripts noch immer für alle Freunde der wahren Gelehrsamkeit eine höchst interessante Begebenheit und ist es um so viel mehr, da sie schwerlich von Jemanden hätte gemacht werden können, der sie zu benutzen geschickter wäre als Herr von V***. Seine Stärke in der Sprache Homer's und in der griechischen Literatur überhaupt ist ungewöhnlich, und seine Liebe zu dieser Art von Wissenschaften, sein Eifer für ihre Beförderung übertrifft Alles. Er ist gegenwärtig begriffen, diesen ganzen Codex eigenhändig abzuschreiben; und wir haben Ursache zu hoffen, daß die Frucht dieser Bemühung eine neue Ausgabe des Homer's sein werde, die alle bisherigen an Vollkommenheit weit hinter sich lassen wird. Indessen wünschen und hoffen wir mit allem Respect, den wir den alten Alexandrinischen Grammatikern, Exegeten und Emendatoren des Homer's

---

[1]) Teutscher Merkur 1779, I. S. 263–266. Zusatz zu einem darauf bezüglichen Briefe Villoison's. — A. d. H.

schuldig sind, daß Herr von W*** sich bei dieser Gelegenheit einer Stelle aus Lucian's wahrer Geschichte erinnern werde, welche (ungeachtet des Persiflage, das durch dieses ganze Stück des witzigsten aller Spottgeister herrschet) den Aristarchen und Bentleyen alter und neuer Zeiten einen sehr nöthigen Wink zu geben scheint. Er erzählt nämlich: als er auf seiner wundervollen Reise in die Insel der seligen Schatten gekommen, habe er während seines Aufenthalts daselbst sich auch mit Vater Homer bekannt gemacht und sich unter Andern bei ihm erkundiget, was es mit den Versen, die ihm von den Grammatikern abgesprochen worden, für eine Bewandniß habe. Homer aber habe diese Verse allesammt für die seinigen anerkannt. „Ich konnte also nicht umhin," setzt Lucian hinzu, „die frostige Spitzfindigkeit (ψυχρολογίαν) der Grammatiker Zenodotus und Aristarchus (welche besser hatten wissen wollen, was Homer geschrieben habe, als Homer selbst) sehr sträflich zu finden." Man kann mit einer unermeßlichen Sprachgelehrsamkeit sehr stumpf an dichterischem Sinne sein; und Hannibal, da er dem Schulmeister, der ihm mit einem tiefen Bückling einen von ihm verbesserten Homer präsentirte, das Buch an den Kopf warf und sagte: „Wenn Du der Mann wärst, der den Homer verbessern könnte, so brauchtest Du wahrlich kein Hosenpauker zu sein" — hatte wol so Unrecht nicht; wiewol er den ehrlichen Schulmeister auf eine weniger soldatische Art hätte zurechte weisen können. Es sei ferne, daß ich hierdurch das Verdienstliche der Bemühungen der alten Grammatiker und gelehrten Neuern, die ächte Lesart des Homer's oder irgend eines andern trefflichen Schriftstellers herzustellen und über dunkle Stellen Licht zu verbreiten, im Geringsten mißkennen wolle! Alles, was ich damit sagen will, ist blos: daß man sich ebenso sehr zu hüten habe, den Arbeiten der alten Kritiker einen allzu großen Werth beizulegen; daß man kaum genug Vorsicht und scharfe Beurtheilung anwenden könne, eh man Verbesserungen eines Dichters von Jemanden annimmt, der nicht selbst ein Dichter ist, und daß in tausend Fällen die Entscheidungsgründe zwischen einer gewissen Lesart und einer vorgeschlagnen Verbesserung, selbst für die scharfsinnigsten Richter, schwebend und zweifelhaft bleiben. Eine Anmerkung, wozu uns, wofern es nöthig wäre, die Commentatoren, Emendatoren und Uebersetzer der Shakespeare'schen Werke eine Menge Beispiele an die Hand geben könnten.

Ueber Wolf's Prolegomena ad Homerum.[1])

Der Inhalt dieses mir von einem gelehrten Freunde zu beliebigem Gebrauche mitgetheilten Auszugs schien mir in mehr als einer Rücksicht die Stelle, die ich ihm hier einräume, zu verdienen. Ich theile mit dem Verfasser die lebhafteste Hochachtung für den ebenso tiefen als scharfsinnigen Untersuchungs- und Prüfungsgeist und die seltne Gelehrsamkeit des berühmten kritischen Philologen, gegen dessen Hypothese über Homer und die ihm zugeschriebenen Gedichte hier einige bescheidene Zweifel vorgetragen werden; und weit entfernt, zu besorgen, daß ihm diese Bekanntmachung derselben mißfallen könnte, bin ich vielmehr gewiß, daß es sein ganzer Ernst war, da er in den Prolegomenis den Wunsch äußerte, eine Hypothese, die er (wie man sieht) schon selbst von allen Seiten beleuchtet und mit einem Scharfblick, der nur wenigen Gelehrten seiner Profession gegeben ist, geprüft hat, auch von Andern in die genaueste und strengste Prüfung genommen zu sehen. Von einer solchen ist nun zwar hier die Rede nicht; indessen scheinen mir doch die Zweifel des gelehrten Briefstellers erheblich genug, um Aufmerksamkeit zu verdienen und meinen Wunsch zu rechtfertigen, daß Herr Professor Wolf selbst sie seiner Beurtheilung und Auflösung würdig halten möge.

---

[1]) Teutscher Merkur 1796, I. S. 328 f. Anmerkung zu dem Auszug eines Briefes von . . . dt, der „Einige Zweifel über die in den Wolfischen Prolegomenis zum Homer aufgestellte Hypothese" ausspricht. — A. d. H.

Zur Uebersetzung der Werke des Homerus von dem Verfasser der Noachide.[1])

Wiewol vorstehende kurze Anzeige nicht alles Gute von dieser Bodmer'schen Uebersetzung Homer's sagt, noch in ihrer zweckmäßigen Kürze sagen konnte, was man, um ihr vollständige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sagen müßte: so ist doch jetzt weder Raum noch Noth, in eine genaue Untersuchung dessen, was Bodmer geleistet oder nicht geleistet hat, was beim Umsetzen des Homerischen Gesangs in deutsche Hexameter nothwendig verloren gehen mußte u. s. w., uns einzulassen. Also nicht als einem kunstliebhabenden oder kunstrichterlichen Leser, sondern blos als einem alten Freunde des lieben ehrenwerthen Greises sei mir erlaubt, hier einen Augenblick mein Herz reden zu lassen — mich einen Augenblick in die glücklichen Tage meiner Jugend zurückzuträumen, als ich in den Jahren 1753 und 54 in seinem Hause lebte und in seliger, ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beschränktheit, Weltunerfahrenheit und jugendlicher Herzensfülle die Briefe der Abgestorbenen und Abraham's

[1]) Teutscher Merkur 1778, II. S. 283—285. Zusatz zu einer kurzen Anzeige dieser Uebersetzung (von Merck) daselbst S. 282 f. Zu Merck's Aeußerung, die Uebersetzung lese sich an den meisten Orten sehr gut, besonders wenn man die Hexameter nicht so genau mit den griechischen vergleiche, hat Wieland die Anmerkung gemacht: „Ich glaube, man könne mit gleich vieler Wahrheit Beides sagen, sie gewinnen und verlieren durch die Vergleichung mit dem Original. Bei sehr vielen, sonderlich vorzüglich schönen Stellen habe ich die besondere Mühe wahrgenommen, die sich Herr Bodmer mit glücklichem Erfolg gegeben, dem Wohlklang und Numerus des Originals nahe zu kommen. Wo er zurückbleibt, liegt die Schuld meistens nicht an ihm, sondern an unsrer von der griechischen wahrlich sehr verschiedenen Sprache; wie Jeden, der es versuchen will, da oder dort besser zu machen, bald die eigne Erfahrung lehren wird. *Experto credite!*" — A. d. H.

Prüfung in eben dem Museo, an eben dem Tische schrieb, wo Bodmer wechselsweise bald den Eingebungen seiner patriarchalischen Muse horchte, bald sich von der Homerischen, ihrer Schwester, tiefer hinab in das Heldenalter der Griechen führen ließ und schon damals (vielleicht nur als Spiel, und um seine Kräfte wie an Ulyssens Bogen zu versuchen) einige Bücher der Ilias und Odyssee zu übersetzen anfing. Es wäre fanatisch von mir, wenn ich von Tausenden, die den vortrefflichen Mann nicht kennen wie ich; nicht bei und mit ihm gelebt haben wie ich; nicht Vaterzärtlichkeit und Vatersfürsorge von ihm genossen haben wie ich; nicht Gelegenheit gehabt haben, seinen ganzen Charakter, seinen ganzen Geist und Sinn, sein so zartfühlendes, unverdorbnes, von keiner Thorheit, keinem Laster seines Jahrhunderts angestecktes, allem Guten (das ihm allein schön war) offenes Herz, die Reinheit seiner Sitten und die wahrhaft Homerische Einfalt seiner Lebensart so manche Jahre lang anzuschauen wie ich — erwarten oder fordern wollte, daß ihnen der unvermuthete Anblick der auf einmal vollendet hervortretenden Ilias und Odyssee, von diesem Mann, der mir einst so viel war — ein Werk von solchem Umfang, solchen unermeßlichen Schwierigkeiten, von dessen ersten Anfängen ich vor mehr als vierundzwanzig Jahren Augenzeuge gewesen war — diese lange Zeit über in der unscheinbaren Stille der Häuslichkeit und Abgeschiedenheit seines Urhebers immer warm gehalten und mit ächtem Homerischen Sinn und unverwandtem Hangen an seinem alten Lieblingsdichter ausgebrütet, endlich im achtzigsten Jahre seines Lebens auf einmal vollendet und ebenso still und prunklos, wie sein ganzes Leben war, in die Welt hingegeben zu sehen — es wäre fanatisch, sage ich, wenn ich von tausend Andern, die nicht in meinem Falle waren, fordern wollte, daß ihnen dieser Anblick eben die innige Freude hätte machen sollen wie mir. Ich kann ihnen ihre Kälte so gut verzeihen, als sie mir hoffentlich meine Wärme verzeihen können. Aber dies, liebe Deutschen, ist doch nicht zu viel, wenn ich von dem Herzen eines jeden braven Mannes unter Euch, der seit funfzig oder vierzig oder dreißig oder zwanzig oder auch nur seit den nächsten zehn Jahren an dem Zustande unsrer Literatur und an den Schritten, welche die Nation diese Zeit über in Gefühl des Guten und Schönen, Geschmack, Aufklärung u. s. w. vor-, seit- oder rückwärts gethan hat, einigen Antheil genommen, gut genug denke, um ihm zuzutrauen,

daß dieses an sich selbst in jeder Betrachtung schätzbare Werk mit desto mehr gutem Willen und (warum sollt' ich mich scheuen, das rechte Wort zu nennen?) mit desto mehr von dem ehrerbietigen Gefühl, das man dem verdienst- und ehrenvollen Alter schuldig ist, werde aufgenommen werden, da es das letzte Geschenk eines achtzigjährigen Mannes ist, der sich seit mehr als einem halben Jahrhundert so viele und so wahre Verdienste um seine Nation und Zeit und in beiden um die Nachwelt gemacht hat. Herzerfreulich ist es für seine Freunde, daß er uns dies Geschenk noch selbst bei frohem, gutem Muthe hat machen können; und lange möge die Vorsehung noch die Tage eines Mannes vermehren, dessen Geistesmunterkeit und unermüdete Thätigkeit bei solcher innerer Ruhe des Gemüths, in einem Alter, an das so wenige Menschen reichen, ihn zum lebendigen rührenden Beispiel des Segens und der Glückseligkeit eines in frommer altväterlicher Einfalt und Rechtschaffenheit mit der Weisheit und den keuschen Musen zugebrachten Lebens macht!

Bodmer ist nun, nachdem Voltaire endlich vom Schauplatz der Eitelkeit, auf welchem er seine Rolle bis zum Plaudite![1]) rein ausgespielt hat, abgetreten sein soll, so viel ich weiß, der Aeltervater aller Dichter in Europa. Man kann sich wol keine größere Ungleichheit denken, als in dem Charakter des Lebens und der Werke dieser beiden Männer herrscht; und dies untersagt natürlicherweise alle Vergleichung. Auch sei es ferne von mir, den (wiewol nicht *piis*) Manibus eines Mannes Hohn sprechen zu wollen, dessen Geist und Talente und — Verdienste (denn wer wird ihm auch diese absprechen?) nach vielen Jahrhunderten noch ein Wunder in den Augen unsrer Nachkommen sein werden! Aber gleichwol, am Ende der Laufbahn, welcher Mensch, an dessen Kopf und Herzen noch etwas Gesundes ist, würde nicht *Henriade*, *Zaïre*, *Philosophie de l'Histoire*, *Pucelle* und die *Seigneurie de Ferney* obendrein darum geben, lieber Bodmer als Voltaire gewesen zu sein?

---

[1]) Anspielung auf die Worte des Augustus kurz vor seinem Tode. — A. d. H.

Homer-Uebersetzung von Voß.

1. Zu der Uebersetzungsprobe von Homer's Odyssee.[1])

Daß Herr Voß an einer Uebersetzung der Odyssee arbeite, ist schon ziemlich lange bekannt. Da er dieses Werk nunmehr zu Ende gebracht und eine Ausgabe desselben auf Pränumeration zu veranstalten gedenkt, so hat er sich der Gelegenheit des Merkur's bedienen wollen, dem Publico wieder eine Probe davon vorzulegen. Wo die Arbeit selbst den Meister lobt, wie hier, bedarf es unsrer Anpreisung nicht; wir sind überzeugt, daß Männer von Geschmack, die den Homer in seiner eignen Sprache lesen und also mit den Uebersetzungen vergleichen können (nach vorstehender Probe vom Ganzen zu urtheilen), nicht nur Homer's Geist und kräftigen Ausdruck, sondern, so weit als der deutsche Hexameter dem Homerischen sich nähern kann, selbst den edeln, freien, männlichen Gang seines Verses und die Musik seines Gesanges in dieser Vossischen Uebersetzung wiederfinden werden. Ohne gegen die verdienstvolle Arbeit unsers alten ehrwürdigen Freundes, deren Werth wir bei einer andern Gelegenheit anerkannt haben,[2]) ungerecht zu sein, freuen wir uns, diesen Ulyssesbogen nun auch von einem jüngern Manne gespannt zu sehen, und hoffen, daß die Folge ihn überzeugen wird, für den Ruhm keiner undankbaren Nation gearbeitet zu haben.

---

[1]) Teutscher Merkur 1779, I. S. 116 f. Zusatz zu der daselbst S. 97 bis 116 gegebenen Probe. — A. d. H.

[2]) Vgl. S. 90 ff, wo auch dasselbe, Wieland beliebte Bild vom Bogen des Ulysses sich findet. — A. d. H.

2. Empfehlung derselben.[1])

Ich wünsche und hoffe, daß der edlere Theil des Publicums sich durch die täglich zunehmende Menge von Subscriptionen auf Bücher, die man nicht kennt, sich nicht werde abhalten lassen, diese Vossische Uebersetzung der Odyssee zu begünstigen, deren Werth bereits aus den mitgetheilten Proben bekannt ist, und die durch die Anmerkungen, welche Herr Voß hier verspricht, für die Liebhaber Homer's, die nicht Gelehrte von Profession sind, einen neuen Werth bekommen wird. Dürfte ich den Herrn Voß im Namen vieler von seinen Freunden um etwas bitten, so wär' es: sich durch den vermeintlichen Fund der neulich entdeckt sein sollenden Handschrift in Venedig (einen Schatz, der sich wahrscheinlicherweise in Kohlen verwandeln dürfte)[2]) nicht von seinem Vorhaben einer neuen Ausgabe der griechischen Odyssee abhalten zu lassen und die Spracheanmerkungen, anstatt solche seiner Uebersetzung hinten beizufügen, für diese neue Ausgabe des Texts aufzusparen.

---

3. Uebersetzung der Odyssee von Voß.[3])

Wir gedenken dieser Uebersetzung (welche besage der ansehnlichen Subscriptionsliste bekannt genug ist, um keiner weitern Anzeige zu bedürfen) blos als einer seltnen und merkwürdigen Erscheinung an unserm literarischen Horizont, und um dem Verfasser für das ungemeine Vergnügen, womit wir sie gelesen haben, öffentlich Dank zu sagen. Das Verdienst, so sich Herr Voß dadurch um unsre Literatur gemacht hat, ist den großen Schwierigkeiten gleich, die er aufs Glücklichste überwunden hat. Die Uebersetzung ist so getreu, daß man sie beinahe wörtlich nennen kann; ein wesentlicher Vorzug, den sie vor allen übrigen metrischen Uebersetzungen Homer's voraus hat, und worin ihr allein die italienische des Abts Salvini an die Seite gesetzt werden kann. Bei dieser Treue ist sie durchaus ächt und rein in der Sprache, frei von affectirten Gräcismen, seltsamen Wortfügungen, harten Versetzungen u. dergl., ist überhaupt schön versificirt und so fließend, daß Niemand, der

---

[1]) Teutscher Merkur 1779, III. S. 197. Zusatz zu der Ankündigung von Voß vom 15. Juli 1779. — A. d. H.

[2]) Vgl. oben S. 87 f. — A. d. H.

[3]) Teutscher Merkur 1782, II. S. 87 f. — A. d. H.

nicht selbst vom Metier ist, den Fleiß, womit die Verse gearbeitet sind, und die Mühe, die sie dem Verfasser oft gekostet haben müssen, so leicht gewahr werden wird. Der Umstand, daß Herr Voß Zeile für Zeile übersetzt hat, wird dadurch, daß er dieser Genauigkeit auch nicht die kleinste Schönheit des Originals aufgeopfert, zu einem sehr wichtigen Vorzug, und jeder Andere, dem der Genius Homer's nicht so sichtlich beigestanden hätte, würde unter einer so schweren Aufgabe erlegen sein. Kurz, Homer hat noch in keiner uns bekannten Uebersetzung in jeder Betrachtung weniger verloren; und wer die Odyssee nicht griechisch lesen kann, findet hier einen Abguß, der dem Urbild so ähnlich sieht, daß der Unterschied — selbst für den kalten Kunstrichter — von keiner Erheblichkeit ist.

---

4. **Briefe über die Vossische Uebersetzung des Homer's.**[1])

Erster Brief.

B. den 12. April 1795.

Sie scheinen in Ihrem letztern Briefe als etwas Ausgemachtes vorauszusetzen, daß ich die Vossische Ilias gelesen haben müsse; was werden Sie also von mir denken, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst vor wenigen Tagen zufälligerweise die Entdeckung gemacht, daß sie schon über Jahr und Tag öffentlich erschienen sei?[2]) Seltsam genug, da Sie wissen, daß Fielding's

---

[1]) Teutscher Merkur 1795, II. S. 105—111; III. S. 400—436. Als Verfasser der Briefe bezeichnet sich Wieland in der Anzeige der Musenalmanache auf das Jahr 1797 im Teutschen Merkur. Daß der dritte Brief X. unterschrieben ist, war wol ein Versehen. Am Schlusse steht richtig Wieland's W. — A. d. H.

[2]) Wieland hatte der neuen Uebersetzung des Homer in einer Note zu einer Probe der „Mythologischen Briefe" (Teutscher Merkur 1794, I. S. 305f.) gedacht, wo es heißt: „Die leider nur zu kleine Zahl der Liebhaber der schönen Literatur unter uns werden ohne Zweifel den mythologischen Briefen des Herrn Hofrath Voß (wovon hier eine kleine Probe mitgetheilt wird) um so begieriger mit mir entgegensehen, da wir von einem so scharfsinnigen und mit den Alten so vertrauten Selbstforscher in diesem Fache, wo noch immer so viel Schutt wegzuräumen, so viel Dunkles aufzuklären, so viel Unrichtiges zu berichtigen, so viel Verworrenes zu sondern und so mancher Knoten aufzulösen ist, uns sehr viel zu versprechen Ursache haben. Noch interessanter werden diese Briefe dadurch, daß Herr Voß sich durch dieselben den Weg zu einem Commentar über Homer bahnt, womit er dem wichtigen Geschenke, das er unsrer Literatur durch seine vor Kurzem .... erschienene neue Uebersetzung der Werke Homer's gemacht hat, vollends die Krone aufsetzen wird, und wozu ihm Alle, die den Werth einer solchen Arbeit zu schätzen wissen und das Bedürfniß derselben fühlen, aus vollem Herzen mit mir Gesundheit, Muße und alle mögliche Aufmunterung wünschen werden." — A. d. H.

Pfarrer Adams selbst kaum ein mehr schwärmerischer Liebhaber vom Aeschylus war, als ich's von Homer's Werken bin. Zwar wird mein Aufenthalt in einem der abgelegensten Winkel einer Gegend, worin ich vielleicht der Einzige bin, den eine solche Erscheinung interessirt, Ihnen die Sache weniger befremdend machen; aber zur Steuer der Wahrheit muß ich Sie doch versichern, daß mir dieses, ungeachtet meiner gezwungnen Abgeschiedenheit von der Welt, nicht begegnet wäre, wenn in einer von den gelehrten Zeitungen und Monatsschriften, die ich von meinem G** von Zeit zu Zeit mitgetheilt erhalte, von dem Dasein der Vossischen Ilias (die doch bei Hammerich schon im Jahre 1793 herausgekommen sein soll) auch nur mit einem Wort Erwähnung geschehen wäre. Dies — gestehen Sie es mir, wiewol Sie selbst ein Wenig mehr, als mir lieb ist, dabei betroffen sind — ist in der That noch mehr als seltsam, es ist, mit Ihrer Erlaubniß, so — doch das Wort muß nun schon heraus — so schändlich, daß ich mich im Namen unsrer ganzen Nation einer so unbegreiflichen Gleichgiltigkeit schäme. Es ist ein neuer trauriger Beweis, wie weit es bereits mit dem Verfall des Geschmacks unter uns gekommen ist, und mit welchen starken Schritten wir uns bei allem Anschein einer immer zunehmenden Cultur der Barbarei wieder nähern, bevor wir noch den Gipfel erreicht haben, von welchem es allenfalls natürlich wäre, allmählich wieder herunterzuglitschen. Wahrlich, so war es nicht zu unsrer Zeit! Welch ein Aufsehen, welche Neugier, welch eine lebhafte Theilnehmung, welchen Jubel würde eine Uebersetzung der Homerischen Werke — und nun erst eine solche, wie man von einem Manne wie Voß erwarten muß — vor vierzig Jahren bei Allen, die nur an einigen Grad von Ausbildung und Geschmack Anspruch machten, verursacht haben! Wie würden die gelehrten Tagblätter geeilt haben, einander mit ihrer Anzeige zuvorzukommen! Welch ein Geschäfte würden sich die damaligen Kunstrichter daraus gemacht haben, eine für unsre Sprache und Literatur so wichtige Arbeit zu beurtheilen, ihren Werth zu bestimmen, ihre Vollkommenheiten und Mängel ins Licht zu setzen! Wie? Sind wir etwa schon so weit — oder besser zu sagen, wie jämmerlich muß es mit uns stehen, wenn wir uns einbilden können, schon so weit gekommen zu sein, daß eine Uebersetzung Homer's etwas Unbedeutendes und keiner Notiz Würdiges in unsern Augen ist? Was könnte denn wol ein Mann von Genie, der mit allgemein anerkannten Talenten zugleich

einen so seltnen Grad philologischer Gelehrsamkeit verbindet wie unser Voß, was für ein größeres Geschenk könnte er seiner Nation machen, als eine meisterhafte Uebersetzung Homer's? Und wenn wir die Sache auch nur von Seiten der Schwierigkeiten betrachten, womit eine literarische Unternehmung vor der andern umgeben ist, wo fände sich wol eine, zu welcher mehr Kühnheit, mehr Imagination und Urtheilskraft, mehr Scharfsinn, mehr Gewandtheit des Geistes, mehr Unverdrossenheit, und man möchte fast sagen Hartnäckigkeit im Arbeiten, und ein größerer Schatz von gelehrten Kenntnissen aller Arten erfordert würde, als zu einer Uebersetzung Homer's? Und eine so schwere, so große, so verdienstvolle Geistesarbeit, die ihrem Unternehmer, sofern sie ihm wirklich gelungen ist, den öffentlichen Dank der Nation ebenso gut und mit noch größerm Recht, als ehemals des Bischofs Burnet Geschichte der Reformation in England eine öffentliche Danksagung von dem britischen Parlament, zuziehen sollte, wird bei uns im Jahre 1794 nicht einmal einer ehrenvollen Erwähnung in den unzähligen Zeitschriften, womit Deutschland überschwemmt ist, werth geachtet? Beinahe sollte ich, wenn es nur irgend möglich wäre, auf den Argwohn gerathen, daß der Vossische Homer der vielleicht zu hoch gespannten öffentlichen Meinung und Erwartung kein Genüge gethan habe, und daß nicht sowol Gleichgiltigkeit oder irgend ein geheimes Complot (in welches doch, wenn man auch annehmen wollte, daß es bei einer gewissen Partei stattfände, doch nicht alle deutsche Gelehrte eingegangen sein könnten), als vielmehr die Verlegenheit, was man sagen und wie man von einem Werke urtheilen solle, welches man weder aus voller Brust gutheißen, noch ohne Gefahr, ungerecht und unbillig zu sein, tadeln kann, Schuld an diesem unbegreiflichen Stillschweigen sei. Aber wie gesagt, diese Voraussetzung läßt sich bei der Vossischen Uebersetzung gar nicht denken. Alles müßte mich täuschen, oder von allen Uebersetzern Homer's in allen Sprachen, welche deren aufzuweisen haben, hat gewiß keiner mehr Geschicklichkeit, mehr Enthusiasmus und Liebe für den ionischen Barden, ein tieferes Gefühl aller Schönheiten und Vorzüge seiner unübertrefflichen Gesänge und einen unverdrossnern Fleiß, sich, so viel nur immer möglich, aller derselben zu bemächtigen, zu dieser Unternehmung mitgebracht, keiner so viel von sich selbst gefordert und sich die Arbeit so schwer gemacht als Voß. Es ist also unmöglich, daß es ihm mißlungen sein könnte, daß er nicht alle seine Vor-

gänger übertroffen haben sollte; wenigstens läßt sich gar nicht denken, daß er — der gewiß nicht eher mit seiner Arbeit hervortrat, bis er in einem gewissen Grade selbst mit sich zufrieden war —, er, der gewiß so gut als der Maler in Emilia Galotti genau wußte, was er geleistet, und was er nicht geleistet, und warum er es nicht leisten konnte — es ist gar nicht denkbar, sage ich, daß er so weit unter einer billigen Erwartung des gelehrten Publicums geblieben sein könnte, um die Gleichgiltigkeit zu verdienen, womit er (wie man sich wenigstens zu schließen gezwungen sieht) von demselben aufgenommen worden ist.

Doch verzeihen Sie, daß ich mich so lange bei einem so höchst unangenehmen Umstand aufhalte! Was auch die Ursache desselben sein mag, ich brenne vor Verlangen, mit meinen eigenen Augen zu sehen, wie einer meiner Lieblinge unter unsern Dichtern die Ilias, meinen Liebling unter den Dichterwerken, in unsre Sprache übergetragen hat; und ich beschwöre Sie bei allen Musen, deren Priester Sie sind, mir so bald als möglich durch einen der Sylphen oder Gnomen, die Ihnen hoffentlich zu Gebote stehen, und wenn es auch durch den Diable boiteux selber wäre, ein Exemplar der Vossischen Uebersetzung zu übersenden, in dessen ungeduldigster Erwartung ich u. s. w.

Zweiter Brief.

Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie Sich über die Gleichgiltigkeit ereifern, womit dem Anschein nach Vossens deutscher Homer aufgenommen worden ist. Gewiß haben nicht Alle, von welchen zu erwarten war, daß sie ein solches Werk bekannt zu machen eilen würden, und am Allerwenigsten die Herausgeber kritischer Blätter, eine so giltige Entschuldigung für ihr Stillschweigen anzuführen als — ich, dessen Werk die Kunstrichterschaft nie gewesen ist, und der weder genugsame Kenntnisse noch Lust hat, sich einem Amt zu unterziehen, dessen Pflichten ich mir so schwer vorstelle, daß ich mir eher einen Platz unter den Richtern am Styx als unter den berufnen und unberufnen Richtern über Werke des Geistes und Geschmacks zu behaupten getraute; nichts davon zu sagen, daß man eine solche Arbeit wie die Vossische Uebersetzung Homer's nicht nur gelesen, sondern studirt haben muß, um ein Urtheil, dessen man sich nicht zu schämen habe, darüber zu fällen, und daß es mir dazu im verwichnen Jahre

schlechterdings an Muße fehlte. Eben diese Ursachen sind es, was mich auch entschuldigen muß, daß ich von einem andern Werke bisher geschwiegen habe, welches in seiner Art ebensowol die öffentliche Aufmerksamkeit verdient und meines Wissens ebenso kaltsinnig als unser deutscher Homer aufgenommen worden ist: ich meine die ungefähr zu gleicher Zeit erschienene Borussias,[1]) die nun freilich keine Ilias ist, aber doch wahrlich vor tausend andern Producten des vergangnen Jahres verdient hätte, die Aufmerksamkeit unsrer Kunstrichter zu beschäftigen. Doch darüber mögen sich Die verantworten, deren Beruf es ist, die kritische Gerechtigkeit auf unserm Parnaß zu handhaben! — Ich eile, mein Freund, Ihr Verlangen zu stillen, und würde mir Vorwürfe darüber machen, wenn ich Sie auch nur eine Minute länger von dem Vergnügen abhielte, Sich durch Ihre Augen zu überzeugen, mit welcher Kraft Ihr Lieblingsdichter diesen Ulyssesbogen zu spannen[2]) vermocht hat. Ich enthalte mich absichtlich jedes Urtheils, um das Ihrige desto freier zu lassen. Lesen Sie, vergleichen Sie, was Voß geleistet hat, mit dem Original selbst, mit den Arbeiten seiner Vorgänger in unsrer und in andern Sprachen, mit dem Ideal, das Sie Sich ohne Zweifel von dem gemacht haben, was eine möglichst vollkommene Uebersetzung Homer's in unsrer Sprache sein müßte; und wenn Sie Muße und Lust haben, so theilen Sie das Resultat Ihrer Untersuchungen mit Ihrem u. s. w.

Dritter Brief.

Zürnen Sie nicht zu sehr über mich, daß ich so lange gesäumt habe, mich meiner Schuld zu entledigen und Ihnen über meine mit dem Vossischen Homer gemachte Bekanntschaft einen ausführlichen Bericht zu erstatten. Hindernisse, die ich nicht vorhersah, und Arbeiten, die ich nicht von mir abwälzen konnte, nahmen mir meine Zeit weg und ließen mir für meinen lieben Homer nur verstohlne Augenblicke; und so mußte ich mir gefallen lassen, daß ich, was seiner Natur und Würde nach eine sehr ernste Beschäftigung hätte sein sollen, als eine bloße Erholung von meinem eigentlichen Geschäfte behandeln konnte. Erwarten Sie also nur wenig von mir, weniger sogar, als ich unter andern Umständen vielleicht hätte geben können, keine

[1]) Von Jenisch. — A. d. H. [2]) Vgl. oben S. 93, Anm. 2. — A. d. H.

ausführliche Beurtheilung und Schätzung, keine genaue Vergleichung der Copie mit dem Original oder mit andern Copien; Beides überlasse ich behörigern und eigentlich dazu berufnen Richtern, besonders der Allgemeinen Literatur-Zeitung, welche hoffentlich nicht länger zögern wird, von dem Dasein eines Werkes Notiz zu nehmen, das doch wol für unsre Sprache und Literatur von ganz andrer Wichtigkeit ist als so manche Producte des Augenblicks und der Mode oder einer verwilderten Einbildung oder des leidigen Hungers, mit welchen man nicht genug eilen kann, unser Publicum bekannt zu machen. Alles, was ich dermalen zu leisten vermag, ist, Ihnen aufrichtig zu bekennen, wie dieses Werk Ihres auch von mir so sehr geschätzten Freundes auf mich gewirkt hat; und auch dies nur in der Absicht, mir Ihre Belehrung und Zurechtweisung, wo ich es nöthig habe, zu erbitten.

Zuvörderst also ein paar Worte über den ersten Eindruck, den die neue Uebersetzung auf meine ästhetischen Sinne machte. Da ich die ältere Vossische Uebersetzung der Odyssee immer als ein Meisterwerk betrachtet und vornehmlich darum hochgehalten hatte, weil sie bei einer seltnen Treue und Stärke so viel Klarheit hat und unsrer Sprache so wenig Gewalt anthut: so machte die Nachricht, daß in der neuen Ausgabe unter zehn Versen kaum einer unverändert beibehalten worden sei, daß ich bei der Odyssee anfing und aus dem nämlichen Grunde, anstatt in einem Zuge fortzulesen, alle Augenblicke in die alte Uebersetzung und zugleich in den griechischen Text guckte. Das Resultat dieser Art zu lesen war, daß ich fast auf allen Seiten wirkliche Verbesserungen, aber auch nicht weniger unnöthige und unbedeutende, ja sogar manche zu sehen glaubte, wo der Verfasser (wenn ich so sagen darf) sich selbst chicanirt und blos, um zu verändern, was schon gut genug war, anders gemacht zu haben schien. Ueberhaupt schien mir's unleugbar, daß die umgearbeitete Uebersetzung sich nicht nur genauer und wörtlicher an den Ausdruck des Dichters der Odyssee (wer er auch sei) anschmiegt, sondern auch seinen Rhythmus und so zu sagen seinen Gang und den Auftritt seiner Füße besser hören läßt. Dafür aber fiel mir im Ganzen etwas Fremdes und Undeutsches in Sprache und Wortstellung auf, womit ich mich, ich gestehe es unverhohlen, nicht versöhnen kann, und worin Herr Voß (wie ich besorge) um so gewisser auf einen Irrweg gerathen ist, da sich nicht hoffen läßt, daß er für seine Neuerungen

und für Alles, was jedem unbefangenen Leser an seiner Homerischen Sprache (die von der Sprache seiner eigenen schönen Gedichte so gewaltig absticht) anstößig sein muß, jemals eine überwiegende Stimmenmehrheit erhalten werde; es sei nun, daß man diese nach der Zahl oder nach dem Gewichte bestimmen will. Ehe ich fortfahre, erlauben Sie mir, zur Probe und Erläuterung des bisher Gesagten gleich mit dem Anfang des ersten Gesangs der Odyssee ein Wenig ins Besondere zu gehen.

Die ersten 10 Verse der Ausgabe von 1781 lauten, wie folgt:

Sage mir, Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit geirrt nach der heiligen Troja Zerstörung,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat
Und auf dem Meere so viel unnennbare Leiden erduldet,
Seine Seele zu retten und seiner Freunde Zurückkunft.
Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er strebte;
Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben.
Thoren! welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrschers
Schlachteten; siehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Sage hievon auch uns ein Weniges, Tochter Kronion's!

Jedermann war, so viel ich weiß, mit diesen Versen wohl zufrieden. Und wie sollte man nicht? Oder wer getraute sich, den griechischen Text in ebenso viel Versen getreuer, d. i. zugleich Homerischer und deutscher, zu geben? Wahr ist's, das Wörtchen siehe! im neunten Vers ist nicht im Original, und dagegen fehlt ein Beiwort (πολύτροπος) im ersten Verse; aber wenn wir's so haarscharf nehmen wollten, wer würde bestehen? Selbst unser Freund in seiner neuen Uebersetzung nicht, wie sich leicht mit einer Wolke von Beispielen belegen ließe. Horaz wenigstens würde sich (nach der Probe von — zwei Versen, die er uns in der „Epistel an die Pisonen" gegeben hat, zu urtheilen:

Dic mihi, Musa, virum, captae post moenia Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes)

kein Gewissen daraus gemacht haben, um mit dem griechischen Dichter gleichen Schritt zu halten, ein Beiwort aufzuopfern, da er gleich in den ersten zwei Versen ihrer zwei fahren läßt — wiewol ich darum nicht behaupten möchte, daß Horaz, wenn er

die ganze Odyssee im Geschmacke dieser kleinen Probe übersetzt hätte, uns ein Muster einer vortrefflichen Copie geliefert haben würde. Herr Voß ist nun freilich strenger gegen sich selbst; denn von diesen zehn Versen ist nur der dritte und siebente unverändert geblieben. Desto mehr Ehre und Dank gebührt ihm (werden Sie sagen), da er so viel mehr von sich selbst fordert als die strengsten seiner Leser. Allerdings, wenn er sich selbst wirklich und ohne Aufopferung irgend einer wesentlichen Eigenschaft jeder Schrift, sie sei in Versen oder Prosa geschrieben, verbessert hat. Aber wenn er, einer noch genaueren Aehnlichkeit in Wort und Schall zu Lieb', so weit ginge, dem, was man seit mehrern Jahrhunderten deutsche Sprache genennet hat, auffallende Gewalt anzuthun — wie dann? Hören wir also, wie obige 10 Verse in der neuen Ausgabe lauten:

Sage mir, Muse, vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerstöret,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat,
Auch so viel im Meere der kränkenden Leiden erduldet,
Strebend zugleich für die eigene Seel' und der Freunde Zurückkunft.
Dennoch nicht die Freund' errettet' er, eifrig bemüht zwar;
Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben,
Thörichte! welche die Rinder dem leuchtenden Sohn Hyperion's
Schlachteten; jener darauf nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Hievon sag auch uns ein Weniges, Tochter Kronion's!

Es wäre ungerecht, einige wirkliche Verbesserungen in diesen Versen mißkennen zu wollen: z. B. die Veränderung des viel gewanderten in vielgewandten und die Bemühung, das in der ersten Uebersetzung ausgelassene Wort *ἀρνύμενος* im fünften Verse durch strebend auszudrücken, wiewol das Wort strebend den Sinn desselben nur unvollkommen giebt und überdies streben mit dem Vorwort für ein Solöcismus ist. Aber diese zwei Verse ausgenommen, scheint mir, daß durch die Veränderung mehr verloren als gewonnen worden. Wer kann z. B. einen Vers dulden wie dieser:

Dennoch nicht die Freund' errettet' er, eifrig bemüht zwar;

und wer wollte nicht lieber die erste Lesart:

Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er strebte,

zumal da der Spondeus dennoch durch doch hinlänglich ersetzt werden konnte, und die Schönheit des zwar (περ) als Endsilbe des Verses wahrlich nicht groß genug ist, um uns für die unerträgliche Härte und Undeutschheit dieses Verses zu entschädigen; zumal da bei allem diesem ängstlichen Streben nach Gleichförmigkeit dennoch das keineswegs müssige Wörtchen ὡς ausgelassen werden mußte; denn im Griechischen heißt es wörtlich: Aber auch so nicht rettet' er seine Gefährten, wie gern er auch wollte. Hier, sollte man denken, wäre das leidige Wort jene (das in dieser Uebersetzung meinem Gefühle nach so oft die besten Verse verderbt) statt die Freund' oder seine Gefährten, am rechten Orte gestanden, und der Vers wäre mit einem sehr unbedeutenden Verlust fertig gewesen. Ob der siebente Vers nicht getreuer so zu geben wäre:

Denn sie gingen durch ihren selbsteignen Frevel zu Grunde,

überlass' ich Ihrer Entscheidung; wenigstens wäre dadurch das *αὐτῶν σφετέρῃσιν* ausgedrückt und ein Endspondeus, der nicht im Text ist, vermieden. Auch möchte Frevel dem griechischen Worte genauer entsprechen als Missethat. Im achten Verse ist offenbar zweideutig, ob die Gefährten des Odysseus die Rinder des Helios oder ob sie die Rinder dem Helios, d. i. für ihn geschlachtet. Auch sagt der Text nicht geschlachtet, sondern aufgegessen. Wörtlicher könnt' es wol nach dem Griechischen heißen:

Thoren, welche die Rinder des Helios, Sohns Hyperion's,
Schmauseten; denn dafür nahm er ihnen den Tag der Zurückkunft.

Schmauseten, wiewol ich gern ein schicklicheres Wort hätte, drückt doch den Sinn des *κατήσθιον* besser aus als schlachteten; die Amphibolie fällt weg, und der zweite Vers hat richtig seine fünf Daktylen wie im Grundtext.

Nun fängt mit dem elften Verse die Erzählung an, und urtheilen Sie nun selbst, ich bitte Sie, ob mein obiger Ausdruck, daß der Uebersetzer sich öfters selbst chicanirt habe, zu hart ist. Lesen Sie die fünf folgenden Verse in beiden Ausgaben, halten Sie sie gegen einander und gegen den Griechen, und machen Sie mir begreiflich, wenn Sie können, was unsern Freund bewogen haben mag, so unbarmherzig mit sich selbst zu verfahren!

Alle die Andern, so viel dem verderbenden Schicksal entflohen,
Waren jetzo daheim, dem Krieg entflohn und dem Meere;
Ihn allein, der so herzlich zur Heimath und Gattin sich sehnte,
Hielt die unsterbliche Nymphe, die hehre Göttin Kalypso,
In der gewölbeten Grotte und wünschte sich ihn zum Gemahle.

Alles, was der strengste Aristarch mit dem Original in der Hand an diesen Versen zu verändern gefunden haben möchte, wäre höchstens gewesen, das wünschte im letzten Verse in das Particip zu verwandeln und sich dadurch genauer an das Griechische anzuschmiegen; um das Wort entfliehen nicht zweimal hinter einander zu gebrauchen (wiewol der Grieche selbst sich nichts daraus macht), im zehnten Vers entgingen oder entrannen zu setzen, und etwa das den Grotten der Kalypso gegebene Beiwort (*γλαφυρός*) besser als durch gewölbt auszudrücken, da es wenigstens ebensowol zierlich polirt, schimmernd, heißen kann. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn er von allen übrigen Veränderungen in den folgenden Versen auch nur eine gutgeheißen hätte.

Schon die Andern alle, so viel dem Verderben entrannen,
Waren daheim, den Schlachten entflohn und des Meeres Gewässern,
Ihn allein, der sich sehnte zur Heimath und zur Gemahlin,
Hielt die erhabne Nymphe, die herrliche Göttin Kalypso,
Dort in gewölbeter Grott', ihn selbst zum Gemahle begehrend.

Die Veränderung des ersten Verses ist offenbar blos um des Anfangsspondeen willen gemacht worden; da aber *schon die* doch eigentlich nur ein Trochäus ist und also die Absicht nur halb erreicht wird, hingegen die ungewöhnlich weite Entfernung dieses Nebenwortes von dem Zeitworte, wozu es gehört, deutschen Ohren widrig klingt, so scheint mir der gewonnene Trochäus nicht wichtig genug, um die Veränderung zu rechtfertigen. Der zwölfte Vers in der ersten Uebersetzung drückt den Homerischen von Wort zu Wort aus und ist rein deutsch, wofür denn also statt Krieg Schlachten, und statt Meere des Meeres Gewässern, als um dadurch, nicht etwa eine völlig gleichlautende Versification (denn wie ganz anders klingt *ἠδὲ θάλασσαν* als Meeres Gewässern?), sondern fünf Daktylen, wie im Original, herauszuzwingen — eine Art von Verdienst, die meistens mit jeder noch so geringen Aufopferung schon zu theuer erkauft wird. Im dreizehnten Verse erhalten wir für den

herzlichen Ausdruck der ganzen Bedeutung, die das Wort κεχαρημένον in sich schließt, das kalte, aber vornehmere Wort Gemahlin (statt des traulichern Gattin) zur Entschädigung! Auch im vierzehnten Verse ist durch die Veränderung mehr verloren als gewonnen; denn die fünf Daktylen statt der Homerischen drei wird Herr Voß selbst schwerlich in den Anschlag bringen wollen, und meinem ästhetischen Sinne wenigstens sagt der veränderte Vers weniger als der vorige.

Ich müßte einen großen Theil der ganzen Odyssee abschreiben, wenn ich alle Verse bemerken wollte, wo die Veränderung offenbar unnöthig oder unbedeutend und also dadurch allein schon tadelhaft genug ist. Nur noch etliche zur Probe aus eben diesem ersten Gesange.

V. 26. Allda saß er des Mahls sich freuend.

Jetzo sass er am Mahl und freute sich.

(Homer's Ausdruck kann Beides heißen; aber über die Frage, welche Deutung vorzuziehen sei, ließe sich wol lange hadern, und am Ende kommt's doch so ziemlich auf Eins hinaus.)

V. 39. Weder Jenen zu tödten, noch um die Gattin zu werben.

Weder ihn selbst zu tödten, noch *werbend das Weib zu versuchen.*

(Jener Vers ist das Homerische, Wort für Wort; in diesem wird die Hälfte des Hexameters auf Umschreibung des Wortes μνᾶσθαι verwandt; nichts von den vier Daktylen für die vier Homerischen Spondeen zu sagen.)

V. 47. Möchte doch Jeder so fallen, wer solche Thaten beginnet!

Also verderb' auch Jeder, wer solcherlei Thaten verübet.

(Der erste Vers ist, den Worten und dem Silbentanz nach, dem Homerischen gleichförmig. Im andern gewinnen wir nichts als das häßliche alte Wort solcherlei und einen Daktylus mehr, als Homer hat.)

V. 56. 57. Immer schmeichelt sie ihm mit sanft liebkosenden Worten,
Daß er des Vaterlandes vergesse.

Und ihm stets mit holden und sanft einnehmenden Worten
Schmeichelt sie, dass er vergesse der Ithaka.

(Die ungewöhnliche sprachwidrige Wortversetzung, ihm stets mit holden Worten schmeichelt sie, verderbt nach meinem Gefühl ein paar schöne Verse, anstatt sie zu verbessern.)

V. 96.-98.
Also sprach sie und band sich unter die Füße die schönen
Goldnen ambrosischen Sohlen, womit sie über die Wasser
Und das unendliche Land im Hauche des Windes einherschwebt.

Jene sprach's, und unter die Füsse *sich band sie* die Sohlen,
Schön, ambrosisch und golden, womit sie über die Wasser
Und das unendliche Land hinschwebt wie im Hauche des Windes.

(Indem ich einen Grund aufsuche, warum Voß sich entschließen konnte, so schöne Verse wie jene drei abzuändern, um sie in Sprache und Wohlklang — schlechter zu machen, fiel mir ein, ob dieser Grund etwa in dem mit Fleiß (wie es scheint) gesuchten Spondeus Land hinschwebt liege und eine dem Hinschweben nachahmende Bewegung des Verses dabei beabsichtigt sei. Ich guckte in meinen Homer, und siehe da, Dieser sagt gar nichts von hinschweben, sondern läßt die Göttin von ihren goldnen Sohlen über Meer und Land mit dem Hauche (nicht wie im Hauche) des Windes getragen werden. Richtiger hat Virgil diese drei Verse übersetzt:

Pedibus talaria nectit
Aurea, quae sublimem alis sive aequora supra
Seu terram rapido pariter cum flamine portant,

und gleichförmiger dem Original im Gange der Worte und der Silbenfüße (den Spondeus im zweiten Fuße des 97. Verses ausgenommen) würden diese drei Verse etwa so lauten:

Also sprach sie und band sich dann unter die Füße die schönen
Goldnen ambrosischen Sohlen, die über die Wasser sie tragen
Und das unendliche Land, zugleich dem Hauche des Windes.)

Doch wozu noch mehr Beispiele häufen, da sich dergleichen auf allen Blättern finden? Anstatt solcher Veränderungen, wodurch die erste Uebersetzung, wiewol (meinem Gefühl nach) nicht zu ihrem Vortheil, ganz neu geworden ist, hatte ich erwartet, daß ihr blos die Flecken, quos aut incuria fudit aut humana parum cavit natura, abgewischt würden. Ueberdies hatte ich auch gehofft, Herr Voß würde sich, von so vielen nicht unerheblichen Beweggründen dazu eingeladen, der gar zu ängstlich gewissenhaften Nachbildung gewisser Homerischer Beiwörter überheben, die bei Allem, was man zu ihren Gunsten sagen kann und mag, zu dem hohen Vorzug, den der alte ionische Sänger vor allen spätern Dichtern bis auf diesen Tag behauptet hat, gewiß sehr wenig beitragen. Es ist sehr möglich, daß ich mich irre, und gern will ich bessere Belehrung annehmen; aber ich kann mir, was diesen Punkt betrifft, nicht aus dem Kopfe bringen, daß eine Hauptursache der Beiwörter, die hier gemeint sind, darin zu suchen sei, daß Homer und die übrigen Aoiden seiner Zeit ihre Gedichte nicht schrieben, sondern (so ziemlich nach der Weise der geschicktesten Improvisatori in Italien) aus dem Stegreif sangen, und daß diese Beiwörter hauptsächlich Hilfsmittel waren, die fortschreitende Bewegung des Gesangs bald aufzuhalten, bald zu beschleunigen und die Bildung und Abrundung der Verse zu befördern, auch wol (tranchons le mot!) dem Dichter selbst fortzuhelfen, der (wie ein großes Genie er auch sei, und wie viel die Muse, die ihn begeistert, auch für ihn thue!) doch, sobald er improvisirt, dergleichen Behelfe nicht wohl entbehren kann. Meines Erachtens gehören hieher nicht nur solche Beiwörter wie *δῖα θεάων* („die göttliche unter den Göttinnen"), sondern selbst die meisten, die man mit Dionysius von Halikarnaß als charakteristisch und gewissen Göttern oder Helden eigenthümlich anzusehen pflegt, wie der Herrscher im Donnergewölk Zeus (*νεφεληγερέτα Ζεύς*), der Argosmörder Hermes, die Eos mit den Rosenfingern (*ῥοδοδάκτυλος*), die hauptumlockten Achäer (*καρηκομόωντες*), die schönlockigen Töchter (*ἐυπλοκαμῖδες*) Achäa's und hundert andere versefüllende, durch häufige Wiederholung endlich für den Leser (und selbst für den Hörer, dem sie nicht vorgesungen werden) sehr müssig und zuletzt lästig werdende Beiwörter, womit gewiß kein großer Dichter neuerer Zeiten seine Werke auszustaffiren sich entschließen könnte. Wenigstens soll mich Niemand so leicht überreden, daß der Sänger der Odyssee selbst etwas Be-

sonderes darin gesucht habe, wenn er z. B. im zweiten Gesang V. 120 u. 121 singt:

> Aller, so viel auch gelebt *schönlockige* Töchter Achaia's,
> Tyro oder Alkmen' und die *schöngelockte* Mykene,

eine Wiederholung, welche sogar Herr Voß sich nicht getraute aus dem Original beizubehalten, sondern (wie viel es auch seiner beinahe deisidämonischen Ehrfurcht vor Homer gekostet haben mag) sich lieber entschloß, das zweite ἐυπλόκαμος mit schöngekränzt[1]) zu verwechseln. Ich will damit nicht sagen, daß ein Uebersetzer der Homerischen Gesänge diese Beiwörter gänzlich vermeiden solle; aber gewiß würde der ionische Barde bei unsern deutschen Lesern gewinnen, wenn man sich nicht so übergewissenhaft an seine Beiwörter bände, sondern mit Wahl und Urtheil zuweilen andere an ihre Stelle setzte oder sie auch manchmal gar wegließe. Besonders sollte dies, denke ich, von solchen gelten, wie z. B. das schwerwandelnde Hornvieh in Athenens Rede, I. V. 92. Ein solches Beiwort mag seinen Platz immer behalten, wenn der Dichter in eigner Person uns eine Landschaft oder ein Viehstück vormalt; aber in der Rede der Minerva mit Jupiter thut es eine schlechte Wirkung. Beiläufig zu sagen, hat es mich auch gewundert, warum Aegisthus, der Verführer Klytämnestrens und Mörder Agamemnon's, in beiden Ausgaben unbescholten geblieben ist, ungeachtet ihm jedes andere Beiwort eher zukäme, und ἀμύμων (wie Herr Voß gewiß so gut weiß als Clarke) nicht schlechterdings einen unbescholtnen, sondern ebensowol blos einen mit persönlichen, vom sittlichen Charakter unabhängigen Vorzügen begabten Mann bezeichnet.

Ich hoffe, Sie denken gut genug von mir, um mir zuzutrauen, daß ich Alles, was ich bisher an der neuen Odyssee Ihres Freundes getadelt habe, nicht in der eiteln Einbildung vorgebracht, als ob Herr Voß so oberflächliche und in die Augen springende Bemerkungen nicht selbst gemacht haben könne und ohne Zweifel wirklich gemacht habe; sondern eben darum, weil ich versichert bin, daß er über sein Verfahren bis auf die kleinsten Kleinigkeiten Rechenschaft geben könnte und, bei dem unsäglichen Fleiß, den er auf die Ausarbeitung seines Homer's verwendete, nicht ein Wort ohne Ueberlegung gesetzt oder geändert hat — eben darum wünschte ich über die Gründe

[1]) Wieland irrt hier; im Texte steht ἐυστέφανος. — A. d. H.

seines Verfahrens in allen den Stücken, worin mein Gefühl oder mein Urtheil dem seinigen widerspricht, belehrt zu werden.

Uebrigens brauche ich Ihnen nun kaum zu sagen, daß die Stimmung, die ich von der umgeschmolznen Odyssee zur Vossischen Iliade mitgebracht, nichts weniger als geschickt war, mich dem Stil und der Manier, worin sie gearbeitet ist, zum Voraus günstig zu machen. Soll und darf ich's Ihnen gestehen? Gleich auf der ersten Seite fielen mir der Zorn, der *entbrannt* den Achaiern unnennbaren Jammer erregte, das *aber* im vierten Verse, das *Wer* hat *jene der Götter* empört, der *treffende* Phöbos, die *hellumschienten* Achaier, das *Jener* sprach's, die häufigen unsrer Sprache fremden Activ-Participien, *tragend* den Lorbeerschmuck, *ehrend* den Priester zu scheun, die solöcistischen Redensarten einen entsenden, statt fortgehen heissen, *von* dem Olympos *enteilen*, statt dem Olympos — so stark auf, daß ich mich ernstlich zusammennehmen mußte, um fortzufahren. Aber ich muß Ihnen auch zur Ehre meines Geschmacks sagen, daß dieser widrige Eindruck, so wie ich laut zu lesen fortfuhr (eine unnachläßliche Bedingung bei jedem Dichter) in dem schönen wogenden Fluß und der ausdrucksvollen, der Sache immer so angemessenen Musik der Homerischen Verse, deren Widerhall ich immer zu hören glaubte, in der ebenso ruhig als unaufhaltbar fortschreitenden Bewegung, in der immer wahren, immer lebendigen und beseelten Darstellung, in dem kräftigen Farbenton und dem unerschöpflichen Reichthum der Sprache, der sich hier vor mir ausbreitete, kurz, in der ganzen Fülle und Herrlichkeit Homer's sich unvermerkt verlor. Immer williger, immer befriedigter überließ ich mich der angenehmen Täuschung, den Fürsten der griechischen Barden unsre Sprache — wie billig, mit einem etwas fremden Accent —, aber so geläufig und meisterhaft, als ob es seine eigene wäre, reden zu hören; und so oft als ich eine Pause im Lesen zu machen genöthigt war, konnte ich nicht aufhören, zugleich das Talent und den unermüdlichen Fleiß des deutschen Dichters zu bewundern, der sich aus bloßer Liebe zu Homer, und den so wohlverdienten Dank nur von der Nachwelt erwartend, dieses Verdienst um unsre Nation erworben und ihr die Ehre verschafft hat, die einzige zu sein, die eine unmodernisirte, ächte, zu gleicher Zeit Homer's Worte, Geist, Stil und Versart mit beispielloser Treue darstellende Copie der Ilias in ihrer Sprache besitzt.

So wahr mir indessen dieses scheint, und so stark die Be-

weise hievon einem jeden unbefangenen Leser, der Gefühl für die edelste der Musenkünste hat, auf allen Blättern in die Augen leuchten: so däucht mir doch, Voß habe bei seiner Uebersetzung hauptsächlich die höchste Gleichförmigkeit mit der Homerischen Versification, die ihm in unsrer Sprache zu erreichen möglich war, zu erreichen gesucht. Er wünschte uns, so zu sagen, den alten Aoiden Ton für Ton hören zu lassen; und da dies ebenso sehr als eine gewissenhafte Treue in allem Uebrigen für ihn Hauptzweck war, so war er auch entschlossen, in vorkommenden Collisionsfällen demselben, wenn es nicht anders sein könnte, alles Andre — nur nicht den Homer selbst, aufzuopfern. Denn da er sich, um diese der Homerischen möglichst gleichförmige Modulation zu erhalten, zum Gesetz machen mußte, uns nicht nur Vers für Vers zu geben, sondern sich auch in der Stellung der Worte, wenigstens derjenigen, auf welchen jedesmal der Nachdruck der Rede beruht, so genau als möglich ans Original zu halten: so mußte er sich dadurch die Arbeit nothwendig erschweren und, bei der großen grammaticalischen Verschiedenheit beider Sprachen, sich selbst in die unvermeidliche Nothwendigkeit setzen, gar oft entweder das, was ihm Hauptzweck war, aufzuopfern oder unserer Sprache (wenigstens dem, was der Sprachgebrauch zu Gesetzen gemacht hat, und welche von guten Dichtern befolgt zu sehen Jedermann gewöhnt ist) eine Gewalt anzuthun, die ihm, wie ich besorge, unter zehn Lesern kaum einer verzeihen wird. Denn da diese so häufig vorkommenden, deutschen Ohren mißfälligen Wortstellungen sogar mir, der, nur um seinen Homer ganz wiederzufinden, sich gern Alles gefallen läßt, den reinen und vollen Genuß nur zu häufig verbittert haben: so kann ich mir leicht vorstellen, was für eine Wirkung sie auf die große Mehrheit Derjenigen thun müssen, die in seiner Ilias keine deutsch-griechische, sondern eben die Sprache und Wendungen des Hexameters erwarteten, die z. B. in seinen eigenen Idyllen allgemein gefallen haben. Freilich habe ich, indem ich die Ursachen seiner mit unsrer Sprache sich herausgenommenen kleinen Freiheiten berührte, zugleich seine Rechtfertigung gemacht. Aber ich besorge, daß sich die Zoilusse, ja vielleicht die Aristarchen selbst damit nicht befriedigen lassen werden. Man muß nichts Unmögliches wollen, werden Sie sagen. Hätte Voß den Zweck, dem er so viele Opfer auf Kosten des deutschen Syntaxes bringt, immer und allenthalben erreicht, so wollten wir uns ja gern in die Nothwendigkeit fügen und mitunter um des

Feuers willen etwas Rauch geduldig ertragen. Aber man vergleiche ihn einmal Vers für Vers mit Homer, und man wird finden, daß er sich an unzähligen Stellen kein Bedenken macht, wo Homer einen Spondeen hat, einen Daktylus, oder umgekehrt für einen Daktylus einen Spondeen zu setzen. Konnte er nun — dieser einem Uebersetzer schlechterdings unentbehrlichen Freiheit ungeachtet — dennoch in ganzen Stellen eine bewundernswürdige und die beste Wirkung machende Aehnlichkeit seiner Hexameter mit dem Homerischen herausbringen (zum Beweis diene statt tausend anderer Beispiele, die ebenso gut angeführt werden konnten, jetzt nur die Vergleichung, welche Helena im dritten Gesang, V. 209 bis 224 zwischen Menelaos und Odysseus anstellt), — warum sollte es ihm denn nicht ebenso möglich gewesen sein, dasselbe zu leisten, ohne (wie nicht selten geschieht) dem Leser durch harte Wortversetzungen und andre Anomalien von den Gesetzen der schönen Sprache eine Unlust zu verursachen, die den Meisten dadurch desto unangenehmer wird, weil sie nicht wissen, was sie dadurch gewinnen, oder ob das, was allenfalls damit (vielleicht nur für wenige spitzfindige Kenner der griechischen Sprache), gewonnen wird, durch die den Meisten verursachte Unlust nicht zu theuer erkauft werde? Ich gestehe Ihnen, daß ich verlegen wäre, was ich auf eine solche Einwendung antworten sollte.

Aber noch verlegener bin ich, mir selbst zu sagen, was der Mann, der Homeren im Ganzen so vortrefflich übersetzt hat, weil er selbst ein großer Dichter ist, und weil kein Andrer den alten Musenliebling so innig gefühlt und so rein verstanden hat wie er — für einen Grund haben konnte, den so wohl errungenen Preis, allgemeinen Beifall und allgemeinen Dank, mit solchen — wie soll ich's nennen? — Wunderlichkeiten zu verscherzen, welche weder, als durch irgend eine Noth veranlaßt, entschuldigt, noch mit irgend einer dadurch gewonnenen Schönheit gerechtfertigt werden können. Hier nur etliche wenige Beispiele zur Erklärung dessen, was ich darunter verstehe.

I. Ges. V. 8. *Wer* hat jene *der Götter* empört — anstatt *Welcher der Götter* hat jene ꝛc. Ebenso im
III. Ges. V. 167. *Wer* doch dort *der Achaier* ꝛc. und
III. Ges. V. 416. *Beid'* entflammt' ich die *Völker* sodann ꝛc.
I. Ges. V. 86. 87. Denn bei Apollon *fürwahr*, Zeus' Lieblinge, welchem, o Kalchas,
Flehend *zuvor*, den Achaiern der Götter Rath Du enthüllest,

(Diese Flickwörter fürwahr und zuvor stehen nicht im Text und verschönern ihn keineswegs. Mit einer kleinen Veränderung würden beide Verse, däucht mich, dem Griechischen genauer anpassen und besser lauten; z. B.

Denn, bei Zeus' geliebtem Apollon, zu welchem, o Kalchas,
Flehend, den Danaern Du die Räthe*) der Götter enthüllest.)

I. Ges. V. 170. Heim mit den Schiffen zu gehn, *den gebogenen* — —

I. Ges. V. 426. Hierauf steig' ich empor —

(Das Adverb. temp. hierauf (τότε) ist ein Jambus. Wenn dieses Wort wie ein Spondeus gebraucht wird, so ist es ein demonstratives Adverb. loci. Das konnte denn doch durch das unschuldige Wörtchen *Alsdann* so leicht vermieden werden, welches hier ohne Anstoß als ein Spondeus gebraucht werden kann.)

Hieher gehört besonders der ungewöhnliche und sogar sprachwidrige Gebrauch der Vorwörter Solcher und Jener, der Einem fast auf allen Blättern auffällt, mit dem ich mich um so weniger aussöhnen kann, weil es fast immer so leicht gewesen wäre, ihn zu vermeiden. Ὣς φάτ' heißt, also sprach er (oder sie). Warum denn *Jener* sprach's, da es vielmehr *Dieser* heißen müßte? Unzähligemal werden Sie diese Vertauschung des Dieser mit Jenem in der Vossischen Iliade finden, ohne sich einen Grund davon angeben zu können, als eine Vorliebe zu Jenem, die aber ungerecht ist, weil Jener nicht Dieser sein kann, da er Diesem in unsrer Sprache entgegengesetzt ist. Ebenso widerlich klingt mir das so häufig vorkommende solcher, solche, solches, bei Gelegenheiten, wo schwerlich ein anderer deutscher Dichter oder Prosaist es für der oder dieser gebrauchen würde, z. B.

I. 518. Heillos, traun, ist *solches,* dass du mit Here zu hadern
Mich empörst.
Heillos, traun, wird *solches* zuletzt und gar unerträglich,

*) Herr Adelung muntert uns mit größtem Rechte auf, diesen Plural, wiewol er den Hochdeutschen ungewöhnlich und also auffallend sein soll, durch Gebrauch wieder gangbar zu machen, da er doch die Autorität Notker's, Winsbeck's und des Heldenbuchs, also ein hohes Alter in unsrer Sprache, für sich hat.

Wenn Ihr Beid' um Sterbliche nun Euch also entzweiet;
Doch nicht *solches* geschah — (anstatt: doch das
geschah nicht).

Lieber will ich des ältern ungenannten Uebersetzers:

Welch heilloses Beginnen u. s. w.
Heillos ist es fürwahr, ein unerträglich Beginnen ꝛc.
Aber ich wählte so nicht u. s. w.

Indeß gestehe ich, daß mir das Wort heillos hier in beiden Uebersetzungen nicht gefällt; und die heiligen Manen Homer's würden es schwerlich übel nehmen, wenn *Ἦ δὴ λοίγια ἔργ'* im Deutschen durch „Wahrlich, Du thust nicht wohl" gegeben würden. Allzu große Treue wird oft wahre Untreue.

Eine Redeform, in welche Herr Voß sich sonderbar verliebt zu haben scheint, da sie in seinem Homer so oft vorkommt, wiewol sie weder deutsch noch griechisch noch lateinisch klingt, ist nach meinem Gefühl sein solöcistischer Gebrauch des Genitivs in folgenden und unzähligen ähnlichen Redensarten: Er sprengt *dunkles Weines*, *des Weines* trinken — *eilendes Schwungs* entstieg sie der Fluth — Helena sprach's, die Herrliche, *langes Gewandes* — Nie mangelte mir *des Weines* und *Geduftes* — Beide gedenken wir *stürmendes Muthes* u. dergl. Wenn es je einer allgemeinen Nationalversammlung aller deutsch redenden Völker gefallen wird, diese seltsamen Redeformen durch ein Gesetz in unsre Sprache einzuführen, so werd' auch ich mich unterwerfen; aber bis dahin bin ich wol nicht der Einzige, dem sie mißfallen, und der keinem einzelnen Schriftsteller, wie groß auch sein Ansehen und seine Verdienste seien, das Recht zugesteht, um seiner mehrern Bequemlichkeit oder um irgend eines ihm eigenen spitzfindigen Grundes willen so willkürlich mit unserer ehrwürdigen Sprache zu verfahren.

Ich übergehe Verschiedenes, was ich an den Vossischen Hexametern in der Iliade auszusetzen hätte, um so lieber, da hier unendlich mehr zu loben als zu tadeln ist und ich aller dieser mikrologischen Kritteleien an einem überhaupt so vortrefflichen Werke herzlich überdrüssig bin. Denn es schmerzt mich in der Seele, daß die bisher gerügten und manche andere ähnliche Flecken, die Herr Voß so leicht hätte wegwischen können, aber vermuthlich nicht wollte, weil er sie nicht für Flecken erkennt, nur allzu wahrscheinlich die leidige Wirkung haben wer-

den, das Prognostikon zu erfüllen, welches er sich selbst am Ende seiner Epistel an den Herrn Grafen Friedrich Leopold Stolberg (vor der ersten Ausgabe seiner Odyssee) gestellt hat: Der Welt nicht, aber der Nachwelt Dank sei Dein Lohn! Und doch wäre auch, um diesen desto vollständiger zu erhalten, zu wünschen, daß er in einigen Jahren die letzte Hand an sein Werk legen und nicht selbst Schuld daran sein möchte, daß ein Andrer komme und, nachdem Voß das Schwerste und Wichtigste gethan, mit geringer Mühe sich seines Kranzes bemächtige.

Vierter Brief.

Antwort auf den vorigen.

Das wolle der Himmel nicht, daß der so wohlverdiente Lohn des Dankes seiner Zeitgenossen unserm Voß für seinen Homer nicht zu Theil werde! Nein, mein Freund, ich besorge es nicht! Das wird Germaniens Genius verhüten, wenn es anders einen hat, dem die Ehre des deutschen Namens nicht gleichgiltig ist. Weder das Stillschweigen der Herren, die sich theils der öffentlichen Berichterstattung, theils des Richteramts selbst in der literarischen Welt bemächtigt haben, noch das Urtheil solcher Leser, die sich schon durch die ersten Blätter haben abschrecken lassen, noch die vermeinten oder wirklichen Freiheiten, welche sich Voß mit unsrer Sprache herausgenommen hat, oder deren er angeklagt wird, werden verhindern, daß ihm über kurz oder lang nicht nur von den eigentlichen Kennern (deren so wenige sind, daß ich mich selbst unter sie zu rechnen nicht dreist genug bin), sondern selbst von dem unbefangenen und mit reinem Gefühl und Geschmack urtheilenden Theil des Publicums volle Gerechtigkeit widerfahre. Alles kommt, dünkt mich, darauf an, daß man den Vossischen Homer nach dem Zweck beurtheile, welchen der Uebersetzer selbst sich zu erreichen vorgesetzt hatte. Dieser war augenscheinlich kein anderer, als uns den alten ionischen Sänger so unverändert als nur immer möglich in unsrer Sprache hören zu lassen. Er hatte bei seiner Uebersetzung kein eigenes, sich selbst gemachtes Ideal (wie Pope z. B.) vor Augen; das Ideal, wornach er arbeitete, war Homer selbst. Es war ihm also nicht um Verschönerung, Modernisirung oder Einkleidung des uralten Sängers in irgend ein zierliches oder vornehmes Costüme unsers Zeitalters oder

um Modulirung seiner Gesangweise nach irgend einer Singmode desselben, sondern lediglich um eine ganz getreue Copie und Darstellung von Beidem zu thun — so getreu nämlich, als die wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden Sprachen es nur immer verstatten könnte. Es giebt griechische und römische alte Schriftsteller genug, die man ohne Nachtheil so deutsch reden lassen kann, wie sie sich in unsrer Sprache vermuthlich ausgedrückt haben würden (oder auch, um gut zu schreiben, hätten schreiben müssen), wenn sie zu unsrer Zeit geschrieben hätten; ja, es sollte mir nicht schwer sein, zu beweisen, daß dies an den meisten und selbst an den vorzüglichsten Werken der Alten zu thun sogar Pflicht eines guten Uebersetzers sei. Aber mit Homer ist dies ganz anders. Die ihm zugeschriebenen Werke sind die älteste und einzige Urkunde aus einem dem Menschenforscher sehr wichtigen Zeitraume, der den unsrigen beinahe um 3000 Jahre übersteigt. Alles ist in ihm wichtig, weil er die einzige Quelle ist, aus welcher wir schöpfen können, um uns eine richtige Vorstellung von der Verfassung und Lebensweise, den Sitten und Meinungen, mit einem Worte, von der Stufe der Cultur, worauf damals die gebildetsten Völker Europens und Asiens standen, zu machen. Wer ihn zu lesen wünscht, möchte, wenn's möglich wäre, keinen Zug, keinen, auch nicht den zartesten Pinselstrich von seinem Gemälde verlieren, oder — er weiß nicht, was er will. Dies, lieber Freund, war es, was Voß unbeweglich vor Augen hatte, da er sich dieser großen und ihrer unzähligen Schwierigkeiten wegen fast ungeheuern Unternehmung widmete. Treue, äußerst mögliche Treue war in dieser Rücksicht das erste, fast möcht' ich sagen das einzige Verdienst.

Aber Homer war ein Sänger und der Fürst der Sänger seiner Zeit; wir wünschen ihn wo möglich auch zu hören. Sein lebendiger Gesang ist zwar längst verhallt, aber sein Hexameter selbst ist schon eine Art von Sangweise und hat noch so viel von jenem Lebendigen in sich, daß wir auch von ihm wo möglich kein Wort, keine Silbe, keinen Ton verlieren möchten. Aeußerste Treue ist folglich auch hierin das erste, das einzige Gesetz.

Die Aufgabe war also: nicht nur den materiellen Inhalt der Iliade und Odyssee, sondern vornehmlich Homer's Geist, Seele, Stil, Sprache, Ton und Gesangweise in unsre Sprache, so viel sie davon nur immer fassen könnte, überzutragen.

Diese unsre Sprache ist noch eine lebendige, also noch nicht von allen Seiten bestimmt, unveränderlich und in Grenzen, welche zu überschreiten Frevel wäre, eingeschlossen. Ihr Reichthum ist ungeheuer; aber dies verhindert nicht, daß sie nicht in mehr als einer Betrachtung noch dürftig und manches Zuwachses fähig wäre. Ihre wesentlichsten Formen sind durch den Gebrauch so vieler Jahrhunderte unveränderlich festgesetzt; aber wenn wir bedenken, was für eine erstaunliche Veränderung nur seit hundert Jahren mit ihr vorgegangen, und welch ein Unterschied zwischen den besten Dichtern und Prosaisten der funfzig letzten Jahre des siebzehnten und denen der vierzig ersten und der fünfundfunfzig letzten des achtzehnten Jahrhunderts zum unleugbaren Vortheil der letztern vorwaltet: so müßten wir sehr eigensinnig sein oder eine sehr parteiische Meinung von uns selbst hegen, wenn wir leugnen wollten, daß sie auf dem bisherigen Wege noch manchen Fortschritt thun könne, ehe sie die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit erreicht haben wird; wenn anders eine Sprache je so weit kommen kann.

Wer die unsrige mit der griechischen vergleichen kann und verglichen hat, weiß, daß jene vor vielen andern (besonders vor der französischen) fähig ist, sich an diese anzuschmiegen; und je weiter man (denke ich) in der Vergleichung ginge, je mehr Spuren einer ursprünglichen Verwandtschaft und Abkunft von einer und ebenderselben Stammmutter würden sich entdecken lassen. Indessen ist bei Allem dem der Unterschied weit größer als die Aehnlichkeit, und die griechische Sprache hat so viele negative und positive Vorzüge vor der deutschen, die letztere ist besonders durch ihre leidigen Hilfswörter und durch den Mangel der griechischen Aoristen und Participien in einen solchen Nachtheil gesetzt, daß sich dem Uebersetzer Homer's, der uns (um seinem Zweck genug zu thun) Vers für Vers geben soll, schon allein von dieser Seite ungeheure Schwierigkeiten entgegenthürmen. Nehmen Sie dazu, daß unsre Sprache, zumal in Vergleichung mit der griechischen, arm an Vocalen ist und, wiewol sie aus diesem Grunde an langen, harten, schwersilbigen Worten großen Ueberfluß hat, dennoch an Spondeen (welche doch zu ächten Hexametern unentbehrlich sind) solchen Mangel leidet, daß sie Trochäen für Spondeen gelten zu lassen genöthigt ist. Erinnern Sie Sich ferner, daß der Grieche den Vortheil der kleinen Bindungswörtchen γε, δε, κε, τε hat, wodurch er, sobald er's nöthig findet, eine Silbe mehr gewinnen kann; daß Homer

die seinem Uebersetzer versagte Erlaubniß hat, sich dreisilbige Wörter dadurch zu verschaffen, daß er aus einer Silbe zwei macht (z. B. *θεοῖο* für *θεοῦ*, *ἐμέο* oder *ἐμεῖο* für *ἐμοῦ*, *χερείων* für *χείρων*), aber dafür auch wieder durch Zusammenziehung oder Verwandlung der Vocalen aus viersilbigen Wörtern dreisilbige und aus dreisilbigen zweisilbige zu machen; kurz, daß er sich in diesem Stück eine Menge Freiheiten herausnimmt, die in der Folge von den Grammatikern unter den Namen Prosthesis, Diäresis, Aphäresis, Epenthesis, Synkope, Apokope u. s. w. zu grammatischen Figuren erhoben wurden, und daß er dadurch für seine Versification eine Menge kleiner Erleichterungen und Bequemlichkeiten erhält, die seinem deutschen Uebersetzer (wiewol er derselben so viel mehr als der Grieche bedürftig wäre) größtentheils gänzlich versagt sind. Ziehen Sie das Alles in Betrachtung und sagen Sie mir dann, ob nicht die Natur der Sache und die unleugbarste Billigkeit erfordere, daß wir einem Uebersetzer, um so vielerlei Nachtheile, die er gegen den Griechen hat, in etwas zu vergüten und die Sachen zwischen ihm und seinem Original in einiges Gleichgewicht zu setzen, in Absicht der Sprache nicht so viel Willkür und Freiheit gestatten müssen, als nur immer möglich ist? Ich rechne hieher

1) das Recht, sich des ganzen Umfangs und Reichthums der Sprache dergestalt zu bedienen, daß er, wo und wann er es für nöthig und schicklich hält, ausgestorbene Wörter wieder ins Leben zurückrufen, veraltete und vernachlässigte wieder in Uebung bringen und veredeln und mit gehöriger Beurtheilung und Behutsamkeit (was sich von selbst versteht) auch aus den edlern Provinzialdialekten zu Hilfe nehmen dürfe, was ihm noth ist.

2) Das Recht, neue Wörter zu prägen, vornehmlich zusammengesetzte Beiwörter, zu Ersetzung der Homerischen, wo diese so beschaffen sind, daß sie ohne Unfüglichkeit in unsre Sprache übertragen werden können. Ich möchte hierin einen Dichter wie Voß um so weniger eingeschränkt sehen, da von ihm nicht zu vermuthen ist, daß er sich des Horazischen dabitur licentia sumta pudenter ungebührlich übernehmen werde. Nach meinem Urtheil ist gegen den allergrößten Theil der neugeprägten Wörter aus Zusammensetzung, die in der Vossischen Iliade und Odyssee vorkommen, nichts Erhebliches einzuwenden; ich finde vielmehr die meisten ebenso wohlgemacht und den Homerischen glücklich angepaßt wie den *volkverschlingenden* König (*δημοβόρος*

βασιλεύς) im 231. Vers des ersten Gesanges der Ilias. Indessen ist dies ein zarter Punkt, und was Einem anstößig ist, finden vielleicht zwanzig Andre sehr erträglich. So gestehe ich z. B. gern, daß meines Bedünkens der Uebersetzer, der ohne Bedenken im 180. Vers des dritten Gesangs das harte Beiwort *κυνῶπις*, welches Helena sich selbst giebt, durch schändliche ausgedrückt, sich (wiewol aus andern Rücksichten) die nämliche Freiheit mit manchen andern hätte nehmen und z. B. für die gaulgerüsteten und gaultummelnden Männer, das *schollige* Troja, den *tönenden* Redner von Pylos vielleicht andere Beiwörter ausfindig machen können. Was die beiden ersten betrifft, so wurde zwar vor Alters das Wort Gaul eigentlich gebraucht, ein großes und starkes Schlachtroß zu bezeichnen, und insofern scheint es unter dem unserm Uebersetzer nach Nr. 1 zustehenden Rechte begriffen zu sein. Aber unglücklicherweise hat der neuere Gebrauch, besonders das übliche Karrengaul, dieses Wort so herabgewürdigt, daß ich besorge, es möchte ebenso gewagt sein, ein edles Streitroß in der Iliade Gaul als einen tapfern Mann Kerl zu nennen.

Nächstdem kann, denke ich, dem Uebersetzer Homer's noch weniger als dem Dichter überhaupt

3) das Recht, die Worte eines Satzes in eine andere Ordnung zu stellen, als sie gewöhnlich in Prose gestellt zu werden pflegen, streitig gemacht werden, wenn er sich auch dieses Privilegiums (wie aller andern) *pudenter* bedient. Da ich alle diese Punkte, welche Stoffs genug zu besondern Abhandlungen geben dürften, hier nur flüchtig berühren kann, so bemerke ich mit Rücksicht auf die Versetzungen, welche Sie an Voß tadeln, nur dies Wenige. a) Es giebt Fälle, wo dadurch, daß z. B. das Zeitwort gegen die Gewohnheit vor das Hauptwort gesetzt wird, die Rede einen Nachdruck (einen Drucker, wie es die Maler nennen) erhält, der diese Wortstellung zu einer wirklichen Schönheit macht. Von Beispielen dieser Art wimmelt es in der Iliade. Aber auch wo dies der Fall nicht ist, muß, wie ich glaube, dem Uebersetzer schon aus dem oben angeführten Grunde (nämlich um ihm die Möglichkeit, die Musik des Homerischen Hexameters besser und vollständiger überzutragen, zu erleichtern) die Freiheit, hierin (pudenter) nach Willkür zu verfahren, zugestanden werden; und dies um so mehr, da eine größere Mannichfaltigkeit von Formen und Wendungen dadurch gewonnen und besonders in Versen ohne Reim der Unterschied

der poetischen Sprache von der prosaischen mehr erhoben und merklich gemacht wird. b) Was die Fälle betrifft, wo Voß das Beiwort mit einem eigenen Artikel hinter das Hauptwort setzt, kommt es meines Erachtens darauf an, ob etwas mehr als eine bloße Bequemlichkeit für den Dichter damit gewonnen wird. Wenn ein besonderer Nachdruck auf das Beiwort gelegt werden soll, so wird schwerlich Jemand diese Form mißbilligen. Dies scheint nun freilich bei dem von Ihnen getadelten *Schiffen, den gebogenen*, der Fall nicht zu sein, und ich bekenne offenherzig, daß mir alle vorkommenden Beispiele dieser Art ebenso anstößig sind als Ihnen.

Zu den unverlierbaren Rechten eines Uebersetzers alter Dichter rechne ich auch

4) den freien, zwar nicht ganz willkürlichen, aber doch so wenig als möglich eingeschränkten Gebrauch des activen Mittelworts (Particips). Eine Theorie der Regeln, vermöge welcher die Einschränkung stattfände oder nicht, wäre der Arbeit eines scharfsinnigen Sprachforschers werth. Mich selbst hat hierin jederzeit blos mein Gefühl geleitet, und ich wage es daher nicht, in einem positiven Tone über die Fälle, wo Voß hierin zu tadeln sein möchte, zu sprechen. Meines Erachtens sind sie gegen die unzähligen, wo er sich in Absicht dieser Mittelwörter blos des Rechts, das der Gebrauch schon lange allen deutschen Dichtern zugestanden, bedient hat, in so geringer Anzahl, daß sie nur an einem so sehr gearbeiteten und der Vollkommenheit so nahe gebrachten Werke, wie die Vossische Ilias ist, bemerkt zu werden verdienen. Auch ich rechne unter diese wenigen das von Ihnen angestrichne *Ehrend* den Priester zu scheun; es fällt mir auf, ohne daß ich recht sagen kann, warum; vielleicht weniger um sein selbst willen, als weil mir im unmittelbar vorhergehenden Verse auch beifallend schon ein Wenig aufgefallen war. Gewiß ist, daß die beiden Homerischen Verse (Ilias, I. 22, 23) ohne Mittelwort ganz leicht dahinfließen, und daß die ihnen gegenüberstehenden Vossischen hingegen durch dies beifallend und ehrend, ich weiß nicht was Steifes bekommen, weswegen man sie gern anders haben möchte. Dies letztere Gefühl habe ich wider Willen bei manchen andern Versen des ersten Buchs; und ich weiß nicht, durch was für eine Fatalität es geschehen ist, daß das Meiste, was dem Leser entweder als solöcistisch oder aus andern Ursachen auffällt, gerade in diesem ersten Buche zusammentreffen mußte.

Unter diese Rubrik gehört nach meiner Empfindung neben mehr andern:

V. 32. Gehe denn, reize mich nicht, *dass* wohlbehalten *du kehrest!*

V. 186. — — — — — dass ein Anderer *zage*,
Gleich sich mir zu wähnen
(zage scheint hier zu stark, statt sich scheue).

V. 249. Dem von der Zung' *ein Laut* wie des Honiges Süsse daherfloss.

Doch in solche Kritteleien kann ich mich jetzt nicht einlassen; also nur noch zwei Worte über den Ihnen verhaßten elliptischen Genitiv. Ich finde die von Ihnen angeführten Beispiele von zweierlei Art. Die einen sind blos analogisch nach der alten gewöhnlichen Redensart stehendes Fußes gebildet, wie *zürnendes Herzens, stürmendes Schwungs* u. dergl. Gegen diese, däucht mich, ist nichts einzuwenden. Mit Helena, die Herrliche, *langes Gewandes*, dürfte dies wol der Fall nicht sein, und ich gestehe, daß ich dies langes Gewandes mit baarem Gelde aus Voß' Iliade hätte herauskaufen mögen.

Doch warum wollten wir uns durch solche einzelne Flecken aufhalten lassen, das wesentliche Verdienst, das Herr Voß sich durch seinen Homer um die Nation gemacht hat, mit dem verdienten Dank zu erkennen? Glauben Sie mir, lieber Freund, oder vielmehr glauben Sie es Sich selbst und Ihrem eigenen Gefühl, wir würden vergebens auf eine Uebersetzung harren, die uns Alles, was den alten Sänger charakterisirt, seinen Geist, sein Feuer, seinen Ton und Ausdruck und die Musik seines Hexameters getreuer und lebendiger wiedergebe als diese. Auch wenn Alles an dieser Uebersetzung wörtlich so bliebe, wie es ist, würden wir nicht weniger von ihr sagen können; und ich glaube mich auf die Erfahrung eines Jeden, der überhaupt Sinn für Homer hat, berufen zu dürfen, ob nicht alle die Eigenheiten, die Ihnen in der veränderten Odyssee und der Ilias selbst anstößig sind, beim Fortlesen, und sobald wir uns vom Genius des alten Dichters recht ergriffen und durchwärmt fühlen, uns entweder unmerklich oder unanstößig werden, ja uns vielmehr, besonders was die Versetzungen, die Participien und die immer wiederkommenden Beiwörter betrifft, als zu Homer's Stil und Manier gehörig und (so zu sagen) als Bürgen für die Treue der Copie sogar willkommen sind. Denn eine getreue Copie,

nicht eine verschönerte oder — verwässerte Nachahmung ist doch das, was wir von Voß erwarteten, und das, was er leisten wollte. Uebrigens hat er lange, sorgfältig und gegen sich selbst streng genug an diesem wichtigen Werk gearbeitet, um auch sich selbst am Richtigsten beurtheilen zu können, und ich finde mich daher sehr geneigt, wegen Alles dessen, was Sie und ich auszustellen gefunden haben, geradezu an ihn selbst zu appelliren. Sollte ja noch hier und da etwas wegzupoliren oder einzelne Verse wieder (mit Horaz[1]) zu reden) auf den Amboß zu bringen sein, so können wir erwarten, daß er, wenn er einst seinen versprochenen Commentar über Homer's Werke zu Stande gebracht haben wird, bei einer künftig vollständigen Ausgabe von der letzten Hand keine Mühe sparen werde, dieses ewige Werk der Vollkommenheit so nahe zu bringen, als man von dem Werk eines — Menschen zu verlangen berechtigt ist.

---

[1]) Ars Poet., 441. — A. d. H.

Ueber das Schicksal in der alten Tragödie.[1])

An einem kleinen zufälligen Umstand, an einem einzigen ungeziemenden, d. i. nach dem Aberglauben der Griechen Unglück vorbedeutenden Worte, das einem Aufwärter unversehens entschlüpft war, hängt in des Euripides Jon Tod oder Leben und somit die Katastrophe des ganzen Stücks! Wenn nicht zu leugnen ist, daß zu Erfindung eines solchen Mittels, die Katastrophe herbeizuführen, weder Genie noch Kunst gehört, so ist hingegegen nicht weniger gewiß, daß nicht nur die entscheidenden Momente im Leben eines jeden Menschen, sondern selbst die größten Weltbegebenheiten öfters an solchen kleinen, unbedeutend scheinenden, zufälligen Ereignissen hangen; und dies ist zu Rechtfertigung eines Dichters hinlänglich, dem es überhaupt in seinen Dramen weniger um künstliche Erfindung und Anordnung der Fabel als um das Ethos und Pathos der Personen und um Situationen, die ein lebhaftes Interesse bewirken, zu thun war. Die alten Griechen glaubten eigentlich nicht an den Zufall in dem Sinne, worin wir dies Wort zu nehmen pflegen; auch das Zufällige, auch das Unversehene geschah ihrem Glauben nach *θεία μοίρα*, durch göttliches Verhängniß; wenigstens glaubten sie dies, sobald der Ausgang bewies, daß die Entscheidung eines wichtigen Umstands an einem solchem Spinnefaden gehangen hatte. Diese *θεία μοῖρα*, dieses göttliche Schicksal muß mit der Einmischung der poetischen Götter in

[1]) Attisches Museum, IV. 3. S. 160—163. Aus Wieland's Erläuterungen zum „Jon" des Euripides. — A. d. H.

menschliche Dinge, wo sie als mithandelnde Personen erscheinen und gleich den Menschen aus besondern Beweggursachen nach bestimmten Zwecken handeln, nicht verwechselt werden. Dem Schicksal sind die Götter selbst unterworfen; so fern ist es, daß sie die Urheber desselben wären. Aber was war denn der Begriff, den sich die Alten von diesem Schicksal machten? Sobald sie sich denselben klar zu machen suchten, gewiß kein andrer als eben derselbe, den wir Neuern mit diesem noch immer allgemein und täglich gebrauchten Worte verbinden — nämlich der Begriff des allgemeinen Zusammenhangs aller Dinge und Ereignisse in der Welt, insofern als er nothwendig, von dem Verstand und Willen der Sterblichen unabhängig und eben darum unbegreiflich ist; eines Zusammenhangs, der gerade deswegen, weil von dem Unerklärbaren und außer unsrer Vorsicht und Willkür Liegenden in demselben so häufig das Glück oder Unglück einzelner Menschen und ganzer Völker abhängt, ein dunkles Gefühl in uns erregt, daß etwas Göttliches in ihm sei, daß er das Werk einer unumschränkten, unerforschlichen Macht sei, welche zu hoch über uns throne, als daß es so schwachen und beschränkten Wesen wie wir Sterblichen möglich und ziemlich sein könnte, sie zu fragen: „Was machst Du?“ Aber daraus, daß dieses Schicksal unerforschlich ist, folget keineswegs, daß es auch blind sei oder von den Griechen, und insonderheit von ihren tragischen Dichtern, für blind gehalten worden wäre, d. i. daß sie sich vorgestellt hätten, die Umstände und Ereignisse, von welchen die Bestimmung des Glücks oder Unglücks der einzelnen Menschen abhängt, werden wie durch ein Sieb auf sie herabgeschüttelt. Gesetzt aber auch, sie hätten sich das Schicksal wirklich blind, regel- und absichtlos und besonders auf das sittliche Verhalten der einzelnen Menschen ganz und gar keine Rücksicht nehmend gedacht, wie sie dessen neuerlich beschuldigt werden, so ist doch ganz irrig, wenn behauptet wird, die tragischen Dichter der Alten hätten die Helden und Heldinnen ihrer Fabeln als bloße Automaten und blinde Werkzeuge eines blinden Schicksals dargestellt. Man muß wenig mit ihren Werken bekannt sein, um so etwas vorzugeben, wovon der Augenschein gerade das Gegentheil lehrt. Daß ihre Helden nicht wie Rasende gegen die allmächtige Nothwendigkeit anrennen, wird ihnen wol Niemand zum Vorwurf machen wollen; aber überall sehen wir sie, so viel und so lange es Menschen mög-

lich ist, mit ihrem Schicksal **ringen** und nach Maßgabe ihres individuellen Charakters Alles anwenden, was Muth, Klugheit, Standhaftigkeit und Kraftanstrengung vermögen, um über ihr widriges Glück Meister zu werden oder, wofern sie unterliegen **müssen**, wenigstens edel und anständig zu fallen. Doch dies nur im Vorbeigehen; denn die Sache verdient eine gründliche und ausführliche Erörterung, die ich mir auf eine andere Gelegenheit vorbehalte.

Zu Alxinger's Uebersetzung der „Hekabe" des Euripides.[1])

Ich übergebe den Liebhabern diese Uebersetzung einer der schönsten Tragödien des beredten Euripides, wie ich sie von meinem Freunde erhalten habe, sogar ohne das mir Mißfällige in der Art, die griechischen Namen zu schreiben, abzuändern. Kenner des Originals werden Alles, was an dieser Copie zu loben ist, nicht verkennen; was die Kritik oder der Geschmack etwa daran zu tadeln haben könnte, wird in Kurzem von dem Verfasser selbst bemerkt werden und bei mehrerer Auspolirung seiner Arbeit leicht zu verbessern sein. Mein Lob würde parteiisch klingen, und tadeln mag ich nicht gern anders, als indem ich versuche, ob ich es besser machen könne. Mein Ideal, wie Euripides zu übersetzen wäre, gedenke ich nach Vollendung des Lucian's, der mich jetzt noch ganz beschäftiget, in einigen Versuchen zu zeigen.

Was die Frage betrifft, ob man Heléna oder Hélena im Deutschen aussprechen, d. i. ob die mittlere Silbe lang oder kurz sein soll, so entscheidet meine Meinung — nichts; aber ich spreche im Deutschen Heléne, nicht nur aus eben der Ursache, warum ich Mänáde spreche, sondern hauptsächlich weil es der Gebrauch im Deutschen so mit sich bringt. Ein Anders ist's, wenn man Helena statt Helene schreibt; denn da erfordert der Gebrauch gerade das Gegentheil. Bei der Note 7[2]) erinnere ich nur beiläufig, daß ich auch der Meinung

[1]) Teutscher Merkur 1787, II. S. 59 f. Die Uebersetzung nebst Anmerkungen steht daselbst S. 3—58. — A. d. H.

[2]) Dort heißt es: „So würde sich ein Racinischer Odysseus ausdrücken; aber dafür zieht ihn auch sein Freund Boileau, der Gesetzgeber auf dem Parnaß, dem Euripides vor." Und nach Anführung der betreffenden drei Verse: „Nun, das heißt wahrhaftig jetter l'encensoir au visage." — A. d. H.

des Boileau bin, daß Racine den Euripides in vielen Stücken übertroffen habe; und wiewol mein Freund Alxinger sehr berechtigt ist, anders zu denken, wenn er nicht anders denken kann, so ist mir doch leid, daß er sich über diese Sache auf eine Art ausgedrückt hat, die leicht so mißgedeutet werden dürfte, als ob er auch zu den patriotischen Deutschen gehöre, die sich durch Geringschätzung der größten französischen Dichter bei Personen von Geschmack und gesundem Urtheil lächerlich machen; welches doch, wie ich versichert bin, bei ihm keineswegs der Fall ist, noch sein kann.

Vorbericht zur Uebersetzung des „Jon“ von Euripides.[1])

Diese Uebersetzung war schon im Frühlinge des Jahrs 1802 fertig und sollte meiner Absicht zufolge sofort im dritten Hefte des vierten Bandes des Attischen Museums abgedruckt werden, um die Leser in den Stand zu setzen, den damals viel besprochnen Schlegel'schen Jon mit dem Jon des griechischen Meisters vergleichen und mit eignen Augen sehen zu können, wie beide denselben Stoff bearbeitende Künstler und ihre Werke sich gegen einander verhalten; eine Vergleichung, welche, mit reinem Sinne für das Wahre, Schöne und Geziemende angestellt, für Freunde und Jünger der Kunst nicht anders als unterhaltend und lehrreich sein kann.

Zufällige Umstände unterbrachen die Fortsetzung des Attischen Museums; meine Arbeit blieb diese Zeit über in meinem Pulte liegen, und ich gewann durch diese Verzögerung wenigstens so viel, daß ich desto mehr Zeit an ihre Ausfeilung verwenden konnte.

Nun aber, da jene Hindernisse gehoben sind und besagtes Museum wieder ununterbrochen fortgesetzt werden soll, säume ich nicht länger, meinen Jon oder vielmehr den Jon des Euripides so ächt und getreu, als ich ihn in einer lesbaren deutschen Uebersetzung nachbildend darzustellen vermochte, ans

[1]) Attisches Museum, IV. 3. S. 3f. — A. d. H.

Licht treten zu lassen, selbst für jene Nebenabsicht noch immer früh genug, aber auch ohne sie für die Liebhaber altgriechischer Kunstgebilde nicht zu spät, da Jon unstreitig unter den vorzüglichsten Tragödien des Euripides eine der schönsten ist. Nächstens soll ihr im ersten Hefte des fünften Bandes Helena, die dem Jon in keinem Stücke nachsteht und für unsre Zeitgenossen noch mehr Anziehendes hat, und, wenn ich lebe, noch beide Iphigenien, Hippolytus und Medea folgen.[1])

---

[1]) Diese letztern vier Stücke erschienen nicht. — A. d. H.

Grundriß und Beurtheilung der Tragödie „Jon“ von Euripides.[1])

Der Stoff oder (in der Kunstsprache der Alten zu reden) die Fabel dieser Tragödie ist aus den ältesten Zeiten von Athen geschöpft und scheint in den Umständen, worin der Dichter von der Geschichte abweicht, sich zum Theil auf alte Sagen der Bewohner von Attika zu gründen, zum Theil vermöge der Freiheit, die den Dichtern zusteht, von Euripides erdichtet zu sein.

Die Geschichte, dem natürlichen Laufe der Dinge getreu, macht den Jon, dessen Wiedervereinigung mit seiner ihm bisher unbekannten fürstlichen Mutter die Haupthandlung des Stücks ausmacht, zu einem Sohne des Xuthus und der Kreusa; aber nach einer alten Volkssage hatte der Gott Apollo selbst dieser Königstochter in ihrer frühesten Jugend den jungfräulichen Gürtel gewaltsamerweise aufgelöset, und noch zu Pausanias' Zeiten zeigte man zu Athen den Fremden, wenn sie von den Propyläen herabstiegen, die Höhle des Cekropischen Felsens, worin die That geschehen sein sollte.

Mir dünkt nicht unwahrscheinlich, daß diese Sage unsern Dichter auf den glücklichen Gedanken gebracht habe, den Jon zur heimlichen Frucht dieses verliebten Frevels des Delphischen Gottes zu machen und auf diesen Umstand den Plan einer Tragödie zu gründen, die in allen den Stücken, deren Vereinigung diese Art von Schauspielen in den Augen der Griechen

[1]) Neues Attisches Museum, I. 1. S. 1–46. — A. d. H.

zum höchsten und anziehendsten aller Dichterwerke erhob, wenige ihresgleichen hat und vielleicht allein von dem Oedipus des Sophokles übertroffen wird.

In der That scheint in diesem einzigen Umstande der Keim der ganzen Fabel unsers Jon's eingewickelt zu liegen, und vermittelst der bloßen Voraussetzung, „daß Apollo, nachdem ihm mit der jungen Königstochter etwas Menschliches begegnet war, zugleich seinem Sohne das Leben erhalten und die Ehre der Mutter sicher stellen wollte", sehen wir in diesem bei der größten Einfachheit sehr künstlich angeordneten Drama Alles sich auf die natürlichste Weise entwickeln.

Kreusa setzt aus Furcht vor unausweichlicher Schande ihren heimlich gebornen Sohn in eben der Höhle aus, worin sie ihn von dem Delphischen Gott empfangen, und in Hoffnung, sein Vater werde für die Erhaltung desselben besorgt sein, beladet sie den Korb, worin sie das Kind aussetzt, mit verschiedenen Dingen, woran sie es dereinst wiedererkennen möchte, wenn die Fügung des Gottes oder ein glücklicher Zufall sie wieder zusammenbringen sollte. Apollo betrügt ihre Erwartung nicht. Er vertraut sein Geheimniß seinem Bruder Mercur, läßt durch diesen das Kind vor die Schwelle des Delphischen Tempels tragen, und in der Pythia, die es zuerst gewahr wird, verstärkt er das natürliche Gefühl des Mitleidens auf einen so hohen Grad, daß sie sich entschließt, das Kind durch eine Delpherin ernähren zu lassen und im Tempel zum Dienste des Gottes aufzuziehen. Indessen treibt das Muttergefühl die junge Prinzessin wieder in die Höhle, und da sie von dem Kinde keine Spur mehr findet und Apollo (was freilich nicht sehr löblich ist) sie über das Schicksal desselben völlig im Dunkeln läßt, fürchtet sie, daß es eine Beute der in diesen Felsen nistenden Raubvögel geworden sein könnte, und beweint seinen Tod, ohne doch (wie es scheint) die Hoffnung, mit welcher sie es dem Schutze seines göttlichen Erzeugers überlassen hatte, gänzlich aufzugeben.

Kreusa wird einige Zeit darauf mit Xuthus, einem ausländischen Fürstensohne, zur Belohnung seiner Verdienste um die Athener vermählt; aber diese Ehe bleibt viele Jahre lang kinderlos. In der Einfalt jener rohen Zeiten nahmen die Griechen in allen Fällen, wo sie sich selbst nicht zu helfen wußten, ihre Zuflucht zu dem Pythischen Orakel. Auch Xuthus und Kreusa entschließen sich endlich zur Reise nach Delphi; aber

Xuthus, der aus leicht begreiflichen Ursachen noch ungeduldiger nach einem Erben ist als seine Gemahlin, kann dem Verlangen nicht widerstehen, während Kreusa die Reise nach Delphi fortsetzt, einen Abstecher nach Lebadia zu machen, um das Orakel des Trophonius über den Ausgang seines Vorhabens zu befragen. Ich habe in den Erläuterungen bereits angemerkt, daß der Dichter sich den hier begangenen Anachronismus (der ohnehin vielleicht von keinem seiner Zuschauer bemerkt wurde) um so weniger anfechten ließ, weil es in seinem Plane nothwendig war, Kreusen mit dem jungen Jon allein zusammenzubringen, welches nicht wohl geschehen konnte, wenn Xuthus mit ihr zugleich nach Delphi gekommen wäre.

Auch hier ist Alles mit vieler Kunst motivirt und wahrscheinlich gemacht. Kreusa sucht den günstigen Augenblick zu benutzen, um von Apollo durch eine verdeckte Wendung zu erfahren, was aus seinem und ihrem Sohne geworden sei. Dies führt zwischen der Mutter, die mit ihrem unerkannten Sohne, und dem Sohne, der mit seiner unerkannten Mutter spricht, eine der schönsten Scenen herbei, die irgend eine Tragödie aufzuweisen hat, und die dadurch, daß die Zuschauer von dem Vorredner Mercur mit dem wirklichen Verhältnisse zwischen Jon und Kreusen bereits bekannt gemacht worden, unendlich mehr Interesse erhält, als sie haben würde, wenn ihnen beide Personen ebenso fremd wären, als sie einander selbst sind. In Beiden scheint sich die geheime Sympathie, die man die Stimme des Blutes zu nennen pflegt, durch leise, äußerst zarte Regungen zu verrathen. Kreusa, welche durch den jungen Tempeldiener Zutritt beim Orakel zu erhalten hofft, entdeckt ihm das unglückliche Abenteuer ihrer Jugend, unter dem Vorgeben, daß es einer ihrer Freundinnen begegnet sei; und da die vorwitzigen Fragen des Jünglings (dem eine geheime Ahnung zu sagen scheint, daß er selbst vielleicht bei dieser Geschichte betroffen sein könnte) sie ins Besondere zu gehen nöthigen, so veranlaßt die Aehnlichkeit zwischen dem Schicksale Jon's und dem des ausgesetzten Kindes, falls es noch am Leben wäre, daß auch Kreusa sich näher nach Jon's Umständen erkundigt, so daß der Zuschauer immer mit klopfendem Herzen dem Augenblicke entgegensieht, da Kreusa ihren Sohn in Jon erkennen werde; was auch beinahe hätte erfolgen müssen, wenn ihre Augen nicht theils durch die lange Gewohnheit, ihr Kind für verloren zu halten, theils durch die einer Frau, zumal ihres Standes, natür-

liche Furcht, sich zu irren und bloßzugeben, gehalten worden wären.

Ob dies hinreicht, den Dichter zu rechtfertigen, daß er nicht wenigstens in Kreusen einen Zweifel entstehen läßt, ob der Sohn, dessen Schicksal so schwer auf ihrem Herzen liegt, nicht vor ihr stehe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Auch muß ich gestehen, daß es nach den strengen Regeln der Kunst tadelhaft scheint, daß Kreusa, nachdem Jon ihr die Unziemlichkeit ihres Vorhabens — den Gott durch die vorhabende Frage einer seiner erhabenen Natur sehr unwürdigen Uebelthat zu bezichtigen — vorgestellt und sie versichert hat, daß kein Diener des Tempels sich zu einem solchen Wagestücke gebrauchen lassen würde, daß, sage ich, Kreusa (nach einer kurzen Apostrophe an Apollo, worin sie ihm im Namen ihrer vorgeblichen Freundin wohlverdiente Vorwürfe macht) sich auf einmal zu beruhigen und in ihr Schicksal zu ergeben scheint, folglich die Handlung plötzlich stille stünde, wenn nicht zu gutem Glücke der so eben ankommende Xuthus sie wieder in den Gang brächte. Ich habe diesem Tadel nichts entgegenzusetzen, als daß die Ergebung Kreusens nur scheinbar ist und allem Ansehen nach blos daher kommt, weil sie ihren sich nähernden Gemahl gewahr wird, der ihr kaum noch so viel Zeit läßt, daß sie den Jon um Verschweigung des Geheimnisses ihrer Freundin bitten kann. Daß nun Xuthus gerade in einem Augenblicke anlangt, wo er den Dichter aus einer Verlegenheit zieht, ist freilich für den Letztern glücklich; aber wie viele Tragödien gäb' es wol, wenn den Dichtern nicht vergönnet wäre, daß der Zufall, der doch im wirklichen Leben so oft die Hauptrolle spielt, auch ihnen zuweilen (wiewol so selten als nur immer möglich) zu Hilfe kommen dürfte? Fand nicht Sophokles selbst in einem Stücke, das an Regelmäßigkeit der Anordnung, genau motivirtem Zusammenhange aller Theile und künstlicher Verwicklung und Entwicklung des Knotens nicht seinesgleichen hat, sich genöthigt, den alten Hirten von Korinth, der die Nachricht vom Tode des vermeinten Vaters des Oedipus bringt, gerade in dem Augenblicke, wo er ihn nöthig hat, zu Theben ankommen zu lassen? In solchen Fällen ist zu Rechtfertigung des Dichters schon hinlänglich, daß die Person, deren er benöthigt ist, nothwendig kommen muß, wenn sich nicht gleich beweisen läßt, daß sie gerade in diesem und keinem andern Augenblicke habe kommen müssen. Obgleich den Dichtern keine unumschränkt willkürliche Gewalt

über Ort und Zeit zugestanden werden kann, so ist und bleibt ihnen doch erlaubt, je nachdem es das Bedürfniß der Sache erheischt, jenen zu erweitern oder zu verengen, diese zu verlängern oder zu verkürzen und zum Beispiele, was sich vielleicht in mehrern Tagen oder Wochen begab, in ebenso viele Stunden zusammenzudrängen, insofern es nur als möglich zu denken ist oder sich auch nur vermittelst einer unmerklichen Täuschung der Einbildungskraft glauben läßt, daß die Sache sich in dieser Zeit habe zutragen können.

Die Handlung macht nun durch die Ankunft des Xuthus und durch die Antwort, die ihm Apollo giebt, auf einmal einen so großen Vorschritt, daß sie zu einem erwünschten Ausgange gebracht zu sein scheint; aber weil dieser Ausgang nur dem Xuthus angenehm sein kann, für Kreusen hingegen äußerst kränkend und unerträglich ist, so werden die Verhältnisse der Personen auf eine fürchterliche Art dadurch verrenkt und überspannt und Mutter und Sohn (Beide einander noch unbekannt und aus der gerechtesten Ursache aufs Aeußerste gegen einander erbittert und erhitzt) endlich so weit getrieben, daß Beide auf dem Punkte stehen, daß jene den Sohn, dessen Leben sie mit dem ihrigen zu erkaufen bereit wäre, zu vergiften, dieser die geliebte Mutter, welche zu finden sein sehnlichster Wunsch ist, vom Delphischen Felsen herabzustürzen.

Nichts kann einfacher und natürlicher sein als die Mittel und Wege, wodurch diese höchst tragische Lage der Hauptpersonen des Stücks hervorgebracht wird, sobald wir annehmen (was unleugbar die Meinung des Dichters war), daß Apollo im Grunde der erste Beweger der ganzen Handlung oder vielmehr (wiewol er immer hinter der Scene verborgen bleibt) wirklich eine mithandelnde, ja, insofern er unsichtbarerweise Alles leitet, die wichtigste Person des Stücks ist. Die Bewegursachen, warum Apollo sich nicht öffentlich für den Vater Jon's erklären will, fallen so sehr in die Augen, daß es überflüssig wäre, dem, was die zu Ende des Stücks erscheinende Göttin an seiner Statt hierüber sagt, nur ein Wort hinzuzusetzen. Vermuthlich glaubte Euripides, die Götter hätten so gut als wir Menschenkinder ein gewisses Decorum zu beobachten; und wenn auch (nach dem gemeinen, auf uralte Sagen gegründeten Volksglauben) eine Zeit gewesen sei, wo sie sich von den Reizen der Erdetöchter zu manchem Mißbrauche ihrer unwiderstehlichen Uebermacht hinreißen lassen, so gezieme es doch dem Tragödien-

dichter keineswegs, sie in Person auf die Bühne zu stellen, um durch unanständige Geständnisse eine ehrliche Dame, die einst unfreiwillig und beinahe als Kind das Opfer ihrer Lust geworden war, schamroth zu machen und mit einer That, deren sie selbst sich zu schämen Ursache hätten, noch öffentlich prahlen zu wollen. Bei Allem dem hatte Apollo doch für seinen und Kreusens Sohn die Gesinnungen eines Vaters. Daher das Orakel, welches dem Xuthus ankündigt: „der Erste, der ihm beim Herausgehen aus dem Innern des Tempels begegnen werde, sei sein Sohn“. Der Gott sah vorher oder leitete es vielmehr so, daß Jon der Erste war, der Jenem entgegenkam.

Natürlicherweise ist nun Xuthus hoch erfreut, sich so plötzlich mit einem Sohne und Erben, wie Jon ist, begabt zu sehen; und wiewol er selbst nicht recht weiß, wie er zu ihm gekommen, so sagt ihm doch sein Gedächtniß (wie es scheint) genug, um seinen Glauben an die untrügliche Wahrhaftigkeit des Orakels zu verstärken; zumal da Jon selbst ihm durch Fragen (die ein heutiges Parterre freilich gar zu naiv finden würde) auf die Spur hilft.

Jon, dem sein Herz nichts für diesen fremden Mann sagt, weigert sich mit einer kaltblütigen Besonnenheit und einem selbstbewußten Stolze, der seinen Charakter immer mehr und mehr entfaltet, ihn für seinen Vater zu erkennen; und da Xuthus zuletzt alle seine Zweifel zum Schweigen gebracht hat, ist doch die Freude über die Entdeckung, daß er frei geboren ist, das Einzige, was ihn rührt; und der Gedanke, der künftige Erbe eines angesehenen und reichen griechischen Fürsten zu sein, läßt ihn so gleichgiltig, daß er lieber im Dienste des Delphischen Gottes verharren als dem Xuthus nach Athen folgen will. Unter den Bewegursachen, womit er seine Abneigung gegen den neuen Stand, in welchen sein vermeinter Vater ihn versetzen will, rechtfertigt, legt er das meiste Gewicht auf die Vorstellung, was für Folgen seine Einführung in das Haus des Erechtheus unmittelbar auf Kreusen und durch sie auf ihn selbst haben und wie grenzenlos der Haß der so tief gekränkten und in ihrer Hoffnung so grausam getäuschten Fürstin gegen den aufgedrungnen Sohn einer unbekannten Mutter sein werde. So natürlich diese Betrachtung im Munde des jungen Göttersohns ist, so verräth sie darum nicht weniger Kunst von Seiten des Dichters, der dadurch die gegenwärtige

Scene unvermerkt mit den folgenden in Verbindung setzt und wie durch eine Art von weissagender Ahnung die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu dunkler Erwartung wichtiger Ereignisse spannt.

Xuthus, der in diesem Stücke gleichsam eine Hilfsrolle spielt und daher auch nichts mehr als ein schlichter gewöhnlicher Mensch seines Standes ist, begnügt sich, anstatt sich auf eine Beantwortung der schönen Rede seines vermeinten Sohnes einzulassen, ihn zu einer seiner neuen Lage gemäßen Denkart zu ermahnen; und zu seiner Beruhigung verspricht er ihm, ihn nicht eher öffentlich für seinen Sohn zu erklären, bis er Gelegenheit finden werde, Kreusen in Güte dahin zu vermögen, daß sie seine Absichten mit ihm begünstige. Daß ihm dieses mit der Zeit gelingen würde, war glaublich genug, um dem jungen Jon einzuleuchten. Es mußte Jedem wahrscheinlich sein, dem Kreusens Geheimniß ebenso verborgen war als dem Xuthus und Jon. Denn was anders als der Gedanke, daß ihr eigener Sohn vielleicht noch am Leben sein könnte, hätte sie abhalten sollen, zur Adoption eines mit so vielen Vorzügen begabten Jünglings ihre Einwilligung zu geben? Jon fügt sich also, weil er nichts Erhebliches mehr einzuwenden hat, dem Verlangen seines vermeinten Vaters, und da der Beschleunigung ihrer Rückreise nichts mehr entgegensteht, trennen sie sich von einander mit der Abrede, daß Jon seinen Delphischen Freunden zum Abschied ein großes Gastmahl geben sollte, während Xuthus den Cithäron (die eine der beiden Spitzen des Parnassus) besteigen wollte, um sich einer ihm obliegenden Religionspflicht zu entledigen und dem Bacchus, der dort einen Tempel hatte, nebst den übrigen Göttern, denen man nach der Geburt eines Erben zu opfern pflegte, ein feierliches Dankopfer darzubringen. Dieses Opfer ist keineswegs ein bloßer Behelf des Dichters, um den Xuthus, den er von den folgenden Scenen entfernt halten mußte, mit guter Art los zu werden; wenigstens erschien es den griechischen Zuschauern nicht in diesem Lichte. Xuthus konnte sich als ein so religiöser Mann, wie er sich in diesem ganzen Stücke zeigt, dieses Opfers nicht überheben, ohne aus seinem Charakter herauszutreten.

Beide, Vater und Sohn, hatten nun alle Ursache, einem fröhlichen Erfolg entgegenzusehen; aber zum Unglücke hatte der Chor Alles, was zwischen Xuthus und Jon verhandelt worden war, mit angehört — und der Zuschauer ahnet leicht, daß die

Anhänglichkeit dieser Frauen an ihre königliche Gebieterin ihnen nicht gestatten werde, des scharfen Verbots des Xuthus ungeachtet, ein so wichtiges Geheimniß in ihren Busen zu verschließen. Aber wie konnte auch Xuthus unbesonnen genug sein, ein Geheimniß von solcher Wichtigkeit den Ohren dieser Weiber zu vertrauen? Einem neuern Dichter würde eine so handgreifliche Unwahrscheinlichkeit mit Recht nicht verziehen werden; auf der griechischen Scene galt sie für keinen Fehler und setzte den Dichter nicht dem mindesten Tadel aus. Bei ihnen war der Chor ein wesentlicher Theil jeder Tragödie, und daß er die Scene nie verlassen durfte, war ein Gesetz, an welches der Dichter so streng gebunden war, daß man ihm jede Unschicklichkeit, die durch Beobachtung desselben veranlaßt wurde, willig übersah. Der Chor durfte Alles anhören, Alles wissen; und in dem gegenwärtigen Falle glaubte Xuthus sich seiner Verschwiegenheit durch die angedrohte Lebensstrafe, wenn er der Fürstin etwas verrathen würde, hinlänglich versichert zu haben.

Aber es fiel anders aus; und unser Dichter, dem Kreusens Belehrung von Allem, was zwischen Xuthus und Jon vorgegangen, zur Peripetie des Stücks und zu Bewirkung des höchsten tragischen Interesse schlechterdings unentbehrlich war, weiß die Sache so geschickt anzustellen und herbeizuführen, daß der Zuschauer nichts natürlicher findet, als daß Alles so und nicht anders habe kommen müssen. Diese Kunst ist es, was unsre neuern Dichter den Griechen abzulernen suchen sollten, und was, weil es freilich keine leichte Sache ist, gerade am Meisten verabsäumt wird.

Sobald Xuthus sich mit seinem vermeinten Sohne entfernt hat, erleichtert sich der Chor, der an den Schicksalen Kreusens den lebhaftesten Antheil nimmt, der Gefühle, die er in Gegenwart des Fürsten hatte zurückhalten müssen; und während er seinem Kummer über das so widrig für Kreusen ausgefallene Orakel Luft macht und noch im Zweifel ist, ob er dem Verbote des Xuthus gehorchen wolle oder nicht, kommt Kreusa nach Vollendung ihres andächtigen Besuchs der Altäre zu Delphi in den Vorhof des Pythischen Tempels zurück, von einem alten Diener ihres Hauses, dem ehemaligen Pädagogen*) ihres

*) So nannten die Griechen eine Art von Kammerdienern, welche den Knaben aus gutem Hause, sobald sie aus den Händen der Weiber kamen, zu beständigen Begleitern und Aufsehern zugegeben wurden. Man erkiesete dazu gewöhnlich einen im Hause gebornen jungen Sclaven, der zu einem solchen

Vaters, begleitet, von dessen treuer Anhänglichkeit sie sich auf jeden Fall, wie auch das Orakel ausfallen möchte, die wärmste Theilnahme versprach. Kaum erblickt sie den Chor, so eilt sie auf ihn zu und erkundigt sich mit klopfendem Herzen nach der Antwort des Orakels. Der Chor, unvermögend, seinen Schmerz über das Schicksal seiner geliebten Fürstin zu verbergen, antwortet blos mit einem kläglichen Ach Gott! — und hat damit schon zu viel gesagt, um nicht Alles sagen zu müssen. Nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst, ob er schweigen oder mit Gefahr seines Lebens reden soll, entschließt er sich, wie zu erwarten war, zum Letztern und entdeckt Kreusen Alles, was ihm von dem neuen Verhältnisse zwischen Xuthus und Jon bekannt ist. Die Wirkung, welche diese Entdeckung auf die tiefgekränkte Fürstin macht, ist um so heftiger, da sie (wie es scheint) noch immer eine geheime Hoffnung genährt hatte, daß Apollo bei diesem Anlasse sich ihres und seines Sohnes erinnern und Mittel finden werde, Mutter und Kind wieder zu vereinigen. Nichts gleicht dem Schmerze, der Wuth, der Verzweiflung dieser Unglücklichen, da sie sich so schnöde von dem Gotte vernachlässiget und mißhandelt sieht; sie durchbricht endlich alle Bande der religiösen Scheu und der fräulichen Schamhaftigkeit, die ihre Zunge noch bisher gefesselt hatten, und die dithyrambische Raserei, worin sie dem Sohne Latonens das Ungeheure seines an ihr begangenen Unrechts vorwirft, kann an Schönheit und Stärke des leidenschaftlichen Ausdrucks schwerlich übertroffen werden. Im heftigsten Aufbrausen der Leidenschaft ihrer selbst und der Ehrfurcht, die sie dem Apollo im heiligsten seiner Tempel schuldig ist, vergessend, hat sie bereits zu viel gesagt, als daß sie sich weigern könnte, ihren bestürzten und erstaunten Zuhörern (für welche ihre Reden unbegreifliche Räthsel sind) aus dem Wunder zu helfen und dem Alten auf seine Fragstücke Alles, was zwischen ihr, dem Gott und der unglücklichen Frucht seines Frevels vorgegangen, umständlich zu entdecken. Das zarte Gefühl des Gehörigen und Anständigen, was den Euripides selten verläßt, zeigt sich hier auf eine allen Dichtern in ähnlichen Fällen zur Nachahmung zu empfehlende Art darin, daß er Kreusen ihre schmerzlichen und beschämenden

Dienste vorzüglich geeigenschaftet war, und er stand (so wie die Ammen oder Pflegerinnen bei den Töchtern) lebenslänglich in einem seinem vormaligen Amte und seiner darin bewiesenen Treue und Klugheit angemessenen Ansehen bei der Familie, der er angehörte.

Geständnisse nicht in einer zusammenhangenden Erzählung thun läßt, sondern daß der Alte Alles durch eine lange Reihe von Fragen und Antworten in einzelnen Versen gleichsam tropfenweise aus ihr herauspressen muß.*) Auch darin ist die Kunst des Dichters bemerkenswerth, daß er Kreusen nicht plötzlich, und sobald sie das ihr geschehene Unrecht erfährt, in jene wüthenden Gemüthsbewegungen ausbrechen läßt. Ihr Schmerz äußert sich anfangs nur durch kurze Ausrufungen; sie bestrebt sich, den Sturm in ihrer Seele zurückzuhalten, und behält noch Besonnenheit genug, allen Umständen, die ihr der Chor entdecken kann, nachzuforschen. Erst nachdem ihr der Alte die ganze Schändlichkeit des Verfahrens ihres undankbaren Gemahls (so wie er sich dasselbe vorstellt und erklärt) ausführlich entwickelt und (wiewol unwissenderweise) den unerträglich kränkenden Gedanken in ihr erregt hat, „Apollo achte ihrer und ihres von ihm erzielten Sohnes so wenig, daß er, anstatt den letztern für sie zu erhalten und ihm ein glückliches Loos vorzubereiten, nun, da sich dazu die schönste Gelegenheit zeigte, da es darum zu thun war, dem Hause Erechtheus' einen Erben zu geben, ihr lieber den mit einer Fremden heimlich erzeugten Bastard des Xuthus aufdringen wolle, ob es gleich blos von ihm abgehangen hätte, seinen und Kreusens Sohn zu diesem Ende aufzusparen". Nun erst durchbricht ihre aufs Aeußerste gereizte Empfindlichkeit alle Schranken; nun erst macht sie dem Gotte die bittern Vorwürfe, wodurch das ganze Geheimniß dessen, was zwischen ihnen in der Höhle des Cekropischen Felsens vorgegangen, nach und nach an den Tag kommt.

Wie musterhaft der Dichter in der Ausführung dieser ganzen Scene der Natur getreu bleibt — mit welcher Zartheit und Züchtigkeit er einen so schlüpfrigen Stoff behandelt — und wie er, selbst in den heftigsten Ausbrüchen der Leidenschaft, das jeder Person Gemäße und Anständige, das Charakteristische des Geschlechts, Standes, Alters und der übrigen Verhältnisse jeder Person (was die Alten unter dem Ethos verstehen) nie aus den Augen verliert, kann keinem aufmerksamen und sinnigen Leser entgehen. Ein schöner Zug dieser Art ist z. B., daß

*) Ich weiß sehr wohl, und wie könnt' ich es nicht wissen? daß Reden und Gegenreden in einzelnen jambischen oder trochäischen Versen eine den alten Tragikern gewöhnliche Form sind; aber daß sie von dieser Form immer nur dann Gebrauch machen, wenn sie einen bestimmten Grund dazu haben, darin liegt das Nachahmungswürdige.

Kreusa, so ungeheuer sie sich von Apollo und Xuthus beleidigt glauben muß, dennoch dem Gedanken, sich wenigstens an dem Letztern zu rächen, nicht eher Gehör giebt, bis sie von dem Alten durch die stärksten Vorstellungen dazu aufgereizt worden ist. Man könnte zwar mit dem Pater Brumoy einwenden: der Anschlag, den unschuldigen Jon — da sie die von dem Alten vorgeschlagene gewaltsame Ermordung desselben allzu gefährlich findet — durch Gift aus dem Wege zu räumen, sei noch immer zu grausam für eine so gefühlvolle Frau, wie Kreusa sich in dem ganzen Stücke zeigt. Aber diese Frau war eine Königstochter aus der alten Heldenzeit der Griechen; und eben weil sie so gefühlvoll ist, fühlt sie das ihr geschehene Unrecht desto lebhafter und tiefer. Jon ist in ihren Augen ein Mitschuldiger des Betrugs, den ihr der undankbare, treulose Xuthus spielt; sie hat kein anderes Mittel, die hinterlistige Einschiebung des fremden Bastards in das Haus des Cekrops zu hintertreiben; sie sieht in Vater und Sohn ihre ärgsten Feinde, und gegen einen Feind war nach der Moral ihrer Zeit und der Griechen überhaupt Alles erlaubt. Ich sehe nicht, warum dies Alles nicht, wenigstens zu Rechtfertigung des Dichters, mehr als hinreichend sein sollte.

Weniger tadelfrei hingegen scheint der Gebrauch zu sein, den der Dichter von dem alten Pädagogen des Erechtheus zu Ausführung der zwischen ihm und Kreusen verabredeten Vergiftung macht. Dieser Mann mußte (nach dem geringsten Ansatze der Zeitpunkte,*) die zu Bestimmung seines Alters zusammengerechnet werden müssen) wenigstens ein Greis von neunzig Jahren gewesen sein. Einem so hohen Alter scheint weder die leidenschaftliche Hitze, die er in der Scene mit Kreusen zeigt, noch die jugendliche Lebhaftigkeit und Geschäftigkeit, die ihn den Gästen Jon's zum Gelächter machte, angemessen und anständig zu sein; und so hätte sich Euripides hier eines ihm sehr ungewöhnlichen Verstoßes gegen das Ethos schuldig gemacht. Meines Erachtens aber ist diese Ungehörigkeit blos anscheinend und mußte bei der wirklichen Darstellung durch

*) Kreusa lag noch in der Wiege, als ihre Schwestern sich dem Tode weihten. Ihr Vater Erechtheus konnte damals nicht weniger als 40 Jahre alt sein. Der Pädagog, wenn er auch nur 15 Jahre älter als sein Zögling war, hatte also damals 55. Nehmen wir an, daß Kreusa, als sie im Jon ihren ausgesetzten Sohn wiederfand, nur 35 Jahre alt war, so kommen für den Alten 90 Jahre heraus.

einen verständigen Schauspieler gänzlich verschwinden. Ueberhaupt muß man sich diesen Alten nicht als einen kraftlosen, abgelebten Greis aus unsern abgearteten Zeiten, sondern als einen Graukopf aus dem heroischen Zeitalter denken. Die brausende Hitze, in die er bei Entdeckung des vermeinten Betrugs, der seiner geliebten Fürstin gespielt werde, geräth, ist eine natürliche Folge seiner so vieljährigen treuen Anhänglichkeit an das Haus des Erechtheus; und gerade das schnelle Aufbrausen, das Unvermögen, seine Leidenschaft zurückzuhalten (impotentia animi), charakterisirt an einem einst kraftvollen Manne das hohe Alter, so wie das Unbesonnene in den Vorschlägen zur Rache an Apollo und Xuthus die Abnahme der Verstandeskräfte zeigt, die bei einem Neunziger immer zu erwarten ist. Nicht zu gedenken, daß es auf dem griechischen Schauplatze überhaupt zum Schicklichen gehörte, Sclaven, auch von der besten Art, durch einen Anstrich von Gemeinheit als geringere, unedlere Naturen von den Freigebornen und Edeln zu unterscheiden. Die jugendliche Lebhaftigkeit aber und die übertriebene Dienstfertigkeit und Aufwartsamkeit des alten Mannes beim Gastmahle war offenbar etwas mit gutem Bedacht Affectirtes, um die Aufmerksamkeit der Gäste sowol als der übrigen Bedienten dadurch, daß er sich ihrem Gelächter preisgab, zu zerstreuen und um so leichter einen Augenblick zu erhaschen, wo er das Gift in den Becher Jon's fallen lassen könnte.

Daß unser Dichter die Erhaltung seines Helden von zwei so kleinen zufälligen Umständen, wie das einem Aufwärter entfallene unglückliche Wort und die herbeigeflogenen Tauben sind, abhängen läßt, habe ich bereits in der Anmerkung zu dieser Stelle zu rechtfertigen gesucht. Ich setze hinzu: es war etwas so Leichtes, die Entdeckung der Vergiftung des Bechers auf eine andere Art zu bewerkstelligen, daß man um so weniger zweifeln kann, Euripides habe sehr gute Beweggründe gehabt, gerade diese und keine andere zu wählen. Außer dem in der Anmerkung angeführten konnte er einen andern haben, der mir eines Meisters in der Kunst, wie er war, noch würdiger scheint. Er hat in den vorhergehenden Scenen dafür gesorgt, daß die Zuschauer lebhaften Antheil an Jon nehmen; und gerade der Umstand, daß er seine Rettung von einem unvermeidlich scheinenden Tode durch so kleine Zufälle bewirkt, thut eine ächt tragische Wirkung, indem dadurch, daß man

Jon's Leben gleichsam an zwei Spinnefäden hängen sieht, ein ängstliches, schauerliches Gefühl in dem Zuhörer erregt wird — eine Wirkung, die ich schon beim bloßen Vorlesen dieses Stücks wahrgenommen habe. Ich sage mit Bedacht, in dem Zuhörer; denn da der Dichter den ganzen Hergang nicht vor die Augen stellt, sondern nur erzählen läßt, so werden die Zuschauer hier in bloße Zuhörer verwandelt, und was sich jenen in drei Augenblicken dargestellt hätte, bringt eben dadurch, daß es durch die malende Beschreibung des Erzählers die Hörer länger in ungewisser Erwartung schweben läßt, eine desto stärkere Wirkung auf ihre Einbildungskraft hervor.

Es ist eine eigene Schönheit dieser tragischen Fabel, daß der nämliche Augenblick, der den unerkannten Sohn vom Tode rettet, der unerkannten Mutter unfehlbar das Leben kosten würde, wenn der Dichter nicht einen andern Augenblick herbeizuführen gewußt hätte, der, indem er den Rache athmenden Jüngling in der Fremden, die ihm nach dem Leben trachtete, seine Mutter finden läßt, Beide auf einmal aus dem schmerzlichen Zustande der gewaltsamsten Gemüthsbewegungen in die wonnevolle Ruhe versetzt, die von der unverhofften Befriedigung unsrer angelegensten Wünsche unzertrennlich ist. Daß der Dichter dieses nicht ohne den unsichtbaren Beistand Apollo's bewerkstelligen konnte, soll ihm billigerweise keinen Vorwurf zuziehen, da die Ursache davon in der Beschaffenheit der Fabel selbst liegt; er verdient vielmehr deswegen gelobt zu werden, weil er ohne Zerstörung der schönen Einfalt des Ganzen schwerlich ein anderes Mittel zur Entwicklung des Knotens hätte ausfindig machen können.

Brumoy — dessen Verdienste um die auf uns gekommenen Reste des griechischen Theaters ich übrigens auf ihrem ganzen Werthe beruhen lasse — macht dem Jon des Euripides unter Andern auch den Vorwurf: „Apollo scheine darin sein Möglichstes gethan zu haben, um Anlaß zu einer Tragödie zu geben, so große Vorsorge trage er, das ganze Triebwerk derselben einzurichten und im Gange zu erhalten“. Dieser französische Kunstrichter (welchem man sonst Geschmack und Scharfsinn nicht absprechen kann) scheint, als er seinen raisonnirten Auszug aus dem Jon*) niederschrieb, in der unglücklichen Laune

*) Er befindet sich zu Anfange des neunten Bandes der von Herrn Prévost herausgegebenen neuen Ausgabe des Théâtre des Grecs du P. Brumoy, deren große Vorzüge vor der von Pater Brumoy selbst herausgegebenen zu bekannt sind, um hier eine Empfehlung zu bedürfen.

gewesen zu sein, beinahe Alles von der schiefsten Seite zu sehen. Nichts kann z. B. ungerechter sein als der so eben angeführte Vorwurf, wiewol er durch die witzige Wendung einen Schein von Wahrheit erhält. Ich habe gleich zu Anfange dieses Aufsatzes als ein Postulat, das dem Dichter ohne Unbilligkeit nicht versagt werden kann, angenommen: daß Apollo als eine (wiewol unsichtbarerweise) handelnde Person im Jon zu betrachten sei. So brachte es die Natur der Fabel mit sich, welche als eine alte attische Volkssage diesem Stücke zum Grunde liegt. Allerdings hat Apollo vermöge seiner Eigenschaft, das Künftige vorherzusehen, gleich von der Geburt seines Sohnes an die nöthigen Maßregeln für dessen Erhaltung und künftiges Glück genommen; welcher Vater thut nicht das Nämliche? Seine Absicht war, wie es scheint, schon damals, ihn, je nachdem die Umstände sich fügen würden, auf die eine oder andere Art dem Hause des Erechtheus, dem er durch seine Mutter angehörte, einzuverleiben; und da er seine Ursachen hatte, sich nicht öffentlich für Jon's Vater zu erklären, welche bessere Gelegenheit, seinen Sohn zu versorgen, konnte sich ihm darbieten als die Unfruchtbarkeit der Ehe des Xuthus und die dadurch veranlaßte Reise desselben zum Delphischen Orakel? Tausend andere Griechen in der Lage des Xuthus würden sie ebensowol unternommen haben. Aber daß Apollo für seine Absichten mit Jon Vortheil davon zog, war natürlich. Xuthus wünscht einen Erben; er befragt das Orakel, was er zu hoffen habe, und auf die erfolgte Antwort: „der Erste, der ihm im Herausgehen aus dem Tempel begegnen werde, sei sein Sohn", nimmt er den jungen Jon, der ihm zuerst begegnet, um so williger dafür an, da ihm die Erinnerung an ein ehemaliges Jugendabenteuer mit einer jungen Delpherin die Sache wahrscheinlich macht. Aber Xuthus war nicht allein nach Delphi gekommen; Kreusa begleitete ihn, und was war da natürlicher, als daß der unmittelbare Anblick des Ortes, wo Apollo seinen vornehmsten Sitz hatte, nicht nur die lebendigsten Erinnerungen an das, was sie in ihrer frühen Jugend von diesem Gotte erlitten hatte, sondern auch ein unruhiges Verlangen, von dem Schicksale ihres so lange beweinten Sohnes unterrichtet zu werden, ja sogar geheime Hoffnungen (welche sie sich gleichwol selbst nicht laut zu gestehen wagt) in ihrem Gemüthe erregen mußte? Und wer kann leugnen, daß die heftigen Bewegungen, in welche sie durch die Entdeckung der so widrig ausgefallenen, alle ihre Hoffnungen niederschlagenden Antwort des Gottes gerieth, und selbst ihr im bittersten Gefühle des erlittenen Un-

rechts gefaßter Entschluß, sich durch Vergiftung des aufgedrungenen Kebssohnes den süßen Genuß der Rache zu verschaffen — daß diese stürmischen Leidenschaften an einer Frau ihres Standes und ihrer Zeit in einer so außerordentlichen Lage nicht weniger natürlich waren? Alles dies konnte und mußte gerade so erfolgen, wenn auch keine Tragödie daraus gemacht worden wäre. Aber eben dadurch, daß Apollo die Sache den natürlichsten Gang gehen ließ, kamen Mutter und Sohn in den Fall, einander nach dem Leben zu trachten, und wenigstens der Muttermord würde begangen worden sein, wofern der Gott nicht durch Absendung der Pythia mit der Wiege Jon's und den darin befindlichen Kennzeichen dazwischen gekommen wäre. Hätte er dies nicht auch gethan und ohne Grausamkeit nicht unterlassen können, wenn kein Dichter je auf den Einfall gekommen wäre, eine Tragödie aus dieser Geschichte zu machen?

Ebendasselbe gilt auch von der Absendung der Minerva, als der letzten Maschine, welche zu gebrauchen Apollo sich genöthigt sah, wenn er nicht in eigner Person zum Vorscheine kommen wollte, um den letzten Knoten zu lösen, der zu Jon's gänzlicher Beruhigung noch gelöset werden mußte. Als Dieser nicht mehr zweifeln konnte, daß Kreusa seine Mutter sei, war natürlicherweise sein erster Gedanke, daß er den Gemahl derselben, Xuthus, um so mehr für seinen Vater hielt, da Apollo selbst ihn dafür erklärt hatte. Kreusa sah sich gezwungen, ihm diesen Irrthum zu benehmen, und eine ebenso natürliche Folge davon war, daß Jon nicht abließ, bis sie ihm, wie schwer es sie auch ankommen mußte,*) entdeckte, daß Apollo selbst sein Vater sei. Auch hier wie in diesem ganzen Stücke bleibt der Dichter der Natur getreu. Der Gedanke, der Sohn eines Gottes zu sein, schmeichelt im ersten Augenblicke dem angebornen Stolze des hochherzigen Jünglings; aber natürlicherweise steigen gar bald Zweifel in ihm auf, welche ihm seine Mutter, wie gut sie solche auch beantwortet, doch nicht so vollkommen zu heben vermag, daß er sich dabei beruhigen könnte. Dem feurigen und entschlossnen Charakter, den er durch das ganze Stück behauptet,

*) Elle dit enfin, quoique timidement et après bien des façons, la vérité qui lui coûtait tant à révéler, sagt der Pater Brumoy. Man muß entweder alles Zartgefühls ermangeln oder bei sehr wunderlicher Laune sein, um die Stelle, wovon die Rede ist, so schief zu beurtheilen. Doch es gereicht vielleicht der Tugend des guten Paters zur Ehre, daß er das weibliche Herz nicht besser kannte.

getreu, will er sogleich gehen und den Gott selbst fragen, was er von einer so unglaublichen Sache glauben soll. Da dies nicht geschehen konnte, ohne dem bisher nur wenigen Personen bekannten Geheimnisse eine ungeziemende Publicität zu geben, was blieb dem Gotte übrig, als entweder zwischen Mutter und Sohn unmittelbar ins Mittel zu treten oder eine Person, deren erhabene Natur ihre Aussage über jede Möglichkeit eines Zweifels hinwegsetzte, an seiner Statt abzusenden? Und da er nur das Letztere anständig fand, wer schickte sich für einen solchen Auftrag besser als die hochverehrte Schutzgöttin des attischen Volkes und der Nachkommen des Erichthonius, Pallas Athene?

Brumoy scheint auch den Umstand tadelhaft zu finden, daß Pythia die Wiege Jon's so lange zurückbehalten, ohne Jemanden etwas davon zu entdecken, bis der Augenblick da war, wo Kreusa vermittelst derselben ihren Sohn in Jon erkennen konnte und dieser an einem unvorsätzlichen Muttermorde dadurch verhindert wurde. Es sei unbegreiflich, meint er, warum die Priesterin die Wiege so lange verheimlicht habe. Ich frage hingegen: Warum hätte sie es nicht thun sollen? Zeigten nicht beide Umstände, nämlich „daß das neugeborne Kind vor die Schwelle des Tempels gelegt — und daß die Wiege desselben mit allerlei Dingen, woran es wiedererkannt werden konnte, beladen war", die unbekannte Mutter habe die doppelte Absicht gehabt, ihr Kind in die schützenden Arme des Gottes zu legen und sich selbst die Möglichkeit vorzubehalten, es dereinst wieder für das ihrige zu erkennen? Forderte nicht Menschlichkeit und Religion von der Priesterin, zu Beidem die Hand zu bieten, das dem Apollo zum Weihgeschenke dargebrachte Kind im Tempel erziehen zu lassen und die Wiege mit den Kennzeichen so lange in Verwahrung zu behalten, bis entweder die Mutter selbst erscheinen und sie zurückfordern oder ein Wink des Gottes sie bedeuten würde, der Augenblick sei gekommen, seinen Schützling mit den Umständen seiner Geburt bekannt zu machen?

Ich hoffe durch diesen Grundriß mein Urtheil von dem einfach schönen Baue dieser Euripidischen Tragödie hinlänglich gerechtfertigt und gezeigt zu haben, wie verständig und der Natur der Sache gemäß Alles darin angeordnet, motivirt

und behandelt ist,*) wie darin Alles, so weit die Natur der Fabel es zuließ, den natürlichsten Gang geht, und wie der Dichter den Gott, der in dieser Geschichte die Hauptrolle spielt, gleichwol nur dann dazwischentreten läßt, wenn seine Absichten mit Jon und Kreusen ohne seine Mitwirkung unmöglich hätten erreicht werden können. Eine ins Besonderste gehende Analyse der unzähligen einzelnen Schönheiten dieses Stücks würde ein Buch erfordern. Ich überlasse sie der eignen Bemerkung des verständigen und fühlenden Lesers, welchem nicht entgehen wird, mit wie vieler Kunst der griechische Dichter uns für die beiden Hauptpersonen einzunehmen, das hohe tragische Interesse der Situationen, in die er sie verwickelt, durch die Art der Behandlung zu verstärken und die unvermeidlichen Unwahrscheinlichkeiten, die in der Fabel selbst liegen, dem Zuschauer aus den Augen zu rücken weiß; mit welcher Zucht und Zartheit er die lockere und schlüpfrige Seite derselben behandelt, und welchen schönen Glanz die Glorie, worin er Minerven in der letzten Scene erscheinen läßt, auf das ganze Stück zurückwirft.

Daß ein heutiger, zumal ein französischer Dichter sehr Unrecht hätte, wenn er gerade eine solche Fabel zum Stoffe einer Tragödie wählen wollte, gebe ich dem Pater Brumoy gern zu; ja, ich verzeihe sogar (wiewol nicht ohne Lächeln und Achselzücken) dem Herausgeber der neuen Ausgabe des Théâtre des Grecs den ächt französischen Ausspruch: wie groß auch die von Brumoy gerügten Fehler des Euripidischen Jon's seien, so bleibe doch dem alten Dichter immer die hohe Ehre, einige Züge zu dem Meisterstücke des ersten der modernen Tragiker (der Athalie des Racine) hergegeben zu haben. Genug, Euripides schrieb seinen Jon nicht zu Paris und hatte Recht, für seine Zuschauer aus ihrer ältesten Geschichte einen Stoff zu wählen, der für sie (zumal so behandelt) nichts Lächerliches, sondern im Gegentheile Alles in sich hatte, wodurch er tauglich war, von einem Dichter wie Euripides zum prächtigsten, feierlichsten und interessantesten Schauspiele, das vielleicht jemals auf die Athenische Bühne gebracht wurde, ausgebildet zu werden.

Unter den größtentheils unstatthaften Einwendungen, die der Pater Brumoy wider unsern Jon vorbringt, ist eine einzige,

*) Ich nehme davon die weitläufige malerische Beschreibung aus, die der Bediente dem Chore vor dem Gastgebote Jon's macht. Ich gestehe gerne, daß Brumoy den Dichter hier mit Recht tadelt, habe aber auch in den Erläuterungen bereits angeführt, was zu seiner Entschuldigung zu sagen billig ist.

gegen welche es schwer sein dürfte, den Dichter gänzlich zu rechtfertigen. Es ist nämlich ganz und gar nicht wahrscheinlich, sagt der französische Kunstrichter, daß Xuthus, der doch so gar weit von Delphi nicht entfernt war, von den gewaltsamen Bewegungen, welche die vorgehabte Ermordung des jungen Jon's in dieser Stadt erregte, nichts vernommen haben sollte; und wie sollte es, auch nachdem dieser Sturm sich gelegt hatte, möglich gewesen sein, dem Xuthus die wahre Ursache der Gerüchte, die sich durch eine ganze Stadt verbreitet hatten, zu verbergen? Ob die allgemeine Antwort, welche selbst der große Aristoteles auf alle Einwürfe dieser Art in seiner „Poetik“ für zureichend zu halten scheint, „daß ein Tragödiendichter wegen dessen, was außerhalb des eigentlichen Süjets, worauf er sich beschränkt hat, liegt, nicht verantwortlich sei“, für hinreichend angenommen werden könne, will ich jetzt nicht untersuchen; wahrscheinlich nahmen es die Zuschauer des Euripides nicht genauer. Die gegenseitige Erkennung und Wiedervereinigung Kreusens und ihres Sohnes macht das wahre Süjet dieser Tragödie aus; für sie allein interessirt der Dichter die Zuschauer und Leser; an Xuthus nimmt Niemand Antheil genug, um sich, nachdem ihn der Dichter einmal mit guter Art auf die Seite gebracht hat, weiter um ihn zu bekümmern; er spielt eine bloße Nebenperson und hätte ganz wegbleiben können, wenn er nicht zu Schürzung des Knotens nöthig gewesen wäre. Gut! aber eben um der Ruhe der beiden Personen willen, für welche wir uns interessiren, wünschten auch wir darüber beruhigt zu sein, wie Xuthus die vorgehabte Vergiftung seines vermeinten Sohnes aufgenommen haben werde. Sollte wol der Dichter seinen Zuschauern zugetraut haben, sie würden sich, wenn ihnen diese Frage einfallen sollte, gar leicht selbst die Antwort geben können? Kreusa konnte nämlich gestehen, daß sie, von dem Argwohne eines heimlichen Complottes zwischen Xuthus und Jon aufs Aeußerste getrieben, im Augenblicke der heißesten Leidenschaft zu einer That, welche sie bei ruhigerm Blute selbst verabscheue, hingerissen worden sei; daß sie aber, nachdem sie von Pallas Athene selbst versichert worden, es sei wirklich der Wille des Apollo, seinen geliebten Pflegsohn Jon dem Xuthus und ihr zum Sohne zu geben, sich nun gänzlich beruhigt finde und ihr Vergehen durch alle die Zärtlichkeit, die ein Sohn von einer guten Mutter erwarten könne, zu vergüten und auszulöschen sich bestreben wolle — was war natürlicher als eine solche Er-

klärung? und was konnte ein Mann wie Xuthus von der Tochter des Erechtheus mehr verlangen? Daß Xuthus mit Allem dem im Grunde von Apollo und Kreusen hintergangen wird, hatte für griechische Zuschauer schwerlich etwas Anstößiges. Geschieht ihm etwa mehr dadurch, als was er Kreusen zu thun vermeint? Er glaubt sie zu täuschen, und sie täuscht ihn. Aber diese Täuschung selbst ist wohlthätig und Apollo's um so weniger unwürdig, da sie das einzige und unfehlbare Mittel ist, eine ganze Ilias von Unheil vom Hause des Erechtheus abzuwenden und dagegen alle Parteien mit dem Ausgange der Sache zufrieden zu machen.

Grundriß und Beurtheilung der „Helena" von Euripides.[1])

Stesichoros von Himera in Sicilien, einer der ältesten lyrischen Dichter der Griechen, hatte sich — im Glauben an eine durch die Homerischen Gesänge bestätigte und daher allgemein angenommene Sage — beigehen lassen, die schöne Helena als die vermeinte Ursache des Trojanischen Krieges in einer seiner Oden übel mitzunehmen; und diese Tochter Jupiter's und Leda's fand sich dadurch (wiewol mehrere Jahrhunderte nach ihrem Tode) so sehr beleidigt, daß sie ihn dafür auf der Stelle mit Beraubung des Gesichts bestrafte. Glücklicherweise für ihn scheint ihr Zorn von keiner langen Dauer gewesen zu sein; denn sobald sie Gelegenheit bekam, mit einem seiner Landesleute auf der Insel Leuke — wo sie sich mit Achilles, Patroklos, Ajas und andern griechischen Heroen nach ihrem Tode aufhielt — Bekanntschaft zu machen, trug sie diesem auf, wenn er nach Himera käme, dem Stesichoros die Ursache seiner Erblindung in ihrem Namen zu eröffnen. Der Landsmann erledigte sich dieses Auftrags, und der Dichter hatte nun nichts Dringenders zu thun, als alles Nachtheilige, was er von Helena gesungen hatte, in einem Widerrufsgesang (Palinodie betitelt) zurückzunehmen und (es sei nun durch eine von ihr selbst erhaltene Offenbarung oder durch einen glücklichen Einfall seines eignen Genius) zu versichern, die wahre Helena habe Troja nie gesehen, sondern ein bloßes Gespenst in ihrer Gestalt, welches Juno aus Rache gegen Paris und Aphrodite an ihre Stelle untergeschoben, sei die Ursache des so viele Göttersöhne

[1]) Neues Attisches Museum, II. 2. S. 1—90. — A. d. H.

und Menschen kostenden Krieges und des Untergangs von Ilion gewesen.*)

Wenn man die Andromache und die Troaden des Euripides mit seiner vor uns liegenden Helena zusammenhält, könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, die letztere ebenfalls für eine Art von dramatischer Palinodie anzusehen, durch welche er dem Andenken der in beiden erstern so übel mißhandelten Schwester der Dioskuren die vollständigste Genugthuung habe geben wollen, die sie nur immer verlangen konnte. Daß er es aber aus Furcht vor der Strafe des Stesichoros gethan habe, ist von einem Freunde des Anaxagoras und Sokrates, dessen Schwäche die Dämonenscheu wol nie gewesen war, schwerlich zu vermuthen. Wahrscheinlicher ist es also, daß eine Stelle der Euterpe des Herodotos,[1]) worin die Abenteuer der schönen Helena aus dem Munde der Priester zu Memphis (welche besser beurkundete Nachrichten als die Griechen davon zu besitzen versicherten) der gemeinen Meinung ganz widersprechend erzählt werden, ihm die erste Idee zu diesem Stück gegeben habe, da sie ihm in Verbindung mit der wunderbaren Dichtung des Stesichoros den glücklichsten Stoff zu einem romantisch-heroischen Drama darbot, welches durch den Reiz der Neuheit, das Wunderbare der Erfindung und die Reichhaltigkeit an Allem, was die Athener seiner Zeit an solchen Schauspielen am Meisten liebten und schätzten, den glänzendsten Beifall schwerlich verfehlen konnte.

Bekanntermaßen sucht Euripides kein Verdienst darin, seine Zuhörer in einem künstlichen Labyrinth von Ungewißheiten, Verlegenheiten und Ueberraschungen herumzuführen, um etwa ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme dadurch desto gespannter zu erhalten und ihr Vergnügen zu erhöhen. Er glaubte vermuthlich solcher Kunstgriffe nicht zu bedürfen. Sein Hauptaugenmerk in der Zusammensetzung und Ordonnanz seiner Fabeln ist immer auf die möglichste Klarheit seiner Darstellungen gerichtet. Er läßt den Zuschauer immer Alles wissen, was er wissen muß, um durch nichts befremdet zu werden. Wir sehen, wie jeder Knoten vor unsern Augen geschürzt wird, und sind auf den Ausgang vorbereitet, ohne darum für das

*) S. Pausanias in Lacon. [III.], c. 19.

[1]) Herod., II. 113–115. – A. d. H.

Gelingen der Anschläge, die man uns vertraut, weniger zu zittern oder uns ihres guten Erfolgs weniger zu erfreuen; so zart ist das Interesse, das er uns für seine Hauptpersonen einzuflößen weiß, und so warm ist das Leben, das er den schönen Geschöpfen seiner Phantasie aus der Fülle seiner eignen gefühlvollen Seele mittheilt.

Brumoy hatte sehr Recht, wenn er seinen Landsleuten — welche, wenigstens zu seiner Zeit, nie begreifen konnten, wie man kein Franzos sein könne — als eine unerläßliche Bedingung, die Alten nicht schief zu beurtheilen, so ernstlich empfahl, anstatt die Tragödien der Griechen auf unsre moderne Schaubühne zu stellen, sich selbst in das alte griechische Theater zu versetzen. Eine Heldin, die uns in einem umständlichen Prolog mit ihrem Namen, ihrer sämmtlichen Familie, ihren Begebenheiten und ihrer dermaligen Lage bekannt machte, würde einem Dichter unsrer Zeit als ein unverzeihlicher Verstoß gegen die Gesetze der dramatischen Kunst angerechnet werden. Im alten Athen war dies nicht so. Man hatte sich gern und leicht an die Prologen gewöhnt, worin Euripides entweder durch einen im Stücke selbst nicht beschäftigten Vorredner, wie z. B. Hermes im Jon, oder durch die Hauptperson des Stücks die Zuschauer von Allem, was ihnen zum bessern Verständniß desselben voraus zu wissen dienlich sein konnte, um so zweckmäßiger unterrichten ließ, da er mit gutem Fug voraussetzen durfte, daß diese Vorsorge bei den Meisten nicht überflüssig sei; und dieser neue Brauch hatte um so weniger Anstößiges, da die einzige Art von Täuschung, welche der Dichter beabsichtigte, nichts darunter litt. Denn zu verlangen, daß dieser seine Zuschauer vom Anfange bis zum Ende vergessen machen sollte, daß sie im Theater säßen, war eine Ungereimtheit, die sich kein Athener in den Sinn kommen ließ.

Diesem zufolge vertritt also Helena selbst die Stelle des Vorredners, und dies mit desto größerer Schicklichkeit, da die wunderbare Geschichte, welche sie von sich zu erzählen hat, vermuthlich dem größten Theil der Zuschauer neu war und der allgemein angenommenen Sage widersprach, und weil Niemand von dem wahren Verlauf derselben besser unterrichtet sein konnte als sie selbst.

Der Anfang ihrer Erzählung stimmt mit der gemeinen Meinung insoweit überein, daß sie den bekannten Wettstreit der drei Göttinnen Hera, Pallas und Aphrodite um den Preis

der Schönheit und das Urtheil, wodurch Paris diesen Streit zu Gunsten der Letztern entschied, als die erste Ursache alles ihres Unglücks angiebt. Dieser Troische Königssohn hatte sich nämlich von Aphroditen durch das Versprechen, daß sie ihm in der Gemahlin des Menelaos die schönste aller Sterblichen in die Arme liefern wollte, bestechen lassen, ihr den goldnen Apfel zuzusprechen. Unter ihrem Schutz kommt Paris in Abwesenheit des Menelaos nach Sparta, in der Absicht, die schöne Helena zu entführen; aber die auf ihn zürnende Juno hat bereits ein Mittel, diesen Anschlag zu vereiteln, ausgefunden. Sie unterschiebt der wahren Helena ein ihr in Allem vollkommen ähnliches, verdichtetes und beseeltes Luftgebilde; und während der betrogne Paris mit dieser After-Helena im Triumph nach Troja segelt, fliegt Mercur mit Jener nach Aegypten und übergiebt sie im Namen der Göttin dem wegen seiner Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Frömmigkeit berühmten Könige Proteus mit dem Auftrag, sie so lange in seiner Verwahrung und Pflege zu behalten, bis Menelaos, ihr rechtmäßiger Gemahl, sie zurückfordern würde. Daß Helena auf diese Weise für eine Beleidigung, an welcher sie vollkommen schuldlos war, büßen müßte, war etwas, das bei der Königin der Götter in keine Betrachtung kam. Sie glaubte genug für sie gethan zu haben, daß sie vor der Hand für ihre Sicherheit gesorgt und ihr durch Hermes die Versicherung hatte geben lassen, daß sie dereinst ihrem Gemahl und ihrem Vaterland wiedergegeben werden sollte. Indessen stand es doch (sollte man denken) blos bei der Göttin, allen Trübsalen der schönen Helena und allem Unheil des Trojanischen Krieges noch zu rechter Zeit durch das leichteste und einfachste Mittel von der Welt zuvorzukommen. Sie hatte dazu nichts nöthig, als die untergeschobene Helena zu rechter Zeit wieder verschwinden und die wahre in den Schooß ihrer Familie zurücktragen zu lassen. Aber der König der Götter und Menschen hatte nun einmal den Trojanischen Zerstörungskrieg beschlossen, und Griechen und Phrygier mußten also in dem falschen Wahn, daß sie um die wahre Helena kämpften, erhalten werden. Der Beweggrund dieses göttlichen Rathschlusses (welchen Helena vermuthlich so angiebt, wie er ihr zu ihrer Beruhigung vom Mercur entdeckt worden war) ist sonderbar genug. Jupiter, sagt sie, beschloß diesen für zwei große Nationen so verderblichen Krieg, um der Mutter Erde die Last, so viele Menschen ernähren zu müssen, zu erleich-

tern.[1]) Wie anstößig indeß dieser Beweggrund dem gemeinen Menschengefühl immer sein mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß er auf den höhern Standpunkt, woraus die weltregierende Macht die menschlichen Dinge betrachtet, zu deuten scheint, und es dürfte schwer sein, für die Zulassung aller andern seit dem Trojanischen geführten Kriege einen bessern anzugeben.

Helena war nun zwar durch die Veranstaltung der Juno geborgen, aber sie fühlte sich darum durch die Trennung von Allem, was sie liebte, und noch mehr durch den qualvollen Gedanken, in der öffentlichen Meinung der Welt für eine schändliche Ehebrecherin und für die Ursache so vieles Unheils und des Todes so vieler braven Männer zu gelten, unbeschreiblich unglücklich. Hierzu kam noch, daß sich ihre Lage in Aegypten durch den Tod des frommen Konigs Proteus gänzlich verändert hatte. Sein Sohn und Nachfolger Theoklymenos konnte die schönste aller Frauen nicht in seinem Palaste sehen, ohne einer Leidenschaft zu unterliegen, welche für sie, die ihrem Gatten eine unverletzliche Treue geschworen hatte, zu einer Quelle neuer Leiden werden mußte. Seine Bewerbungen um ihre Hand wurden endlich so dringend, daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als den Palast zu verlassen und am Grabmal ihres verstorbenen Beschützers eine Freistätte zu suchen, deren Heiligkeit sein Sohn durch keine Art von Gewaltthätigkeit zu verletzen wagen durfte.

In dieser Lage, die für eine freigeborne Griechin, eine Königin, eine zärtliche, tugendhafte Gattin und eine liebende Mutter, Tochter und Schwester sich kaum trauriger denken läßt; in einen Kummer versunken, der ihr Tag und Nacht keine Ruhe läßt und durch den Mangel an Nachrichten aus ihrem Vaterlande und die Ungewißheit über das Schicksal ihres Gatten täglich peinlicher wird: in dieser wahrhaft tragischen Lage, worin ein schwaches Fünkchen von Hoffnung, welches der Glaube an die Zusage des Götterboten nicht ganz in ihrer Brust verglimmen läßt, sie einzig (wie sie sagt) noch zurückhält, ihrem unglücklichen Leben ein Ende zu machen — sinkt sie am Grabmale des Proteus nieder und fleht ihm, sie gegen seinen Sohn in Schutz zu nehmen und ihrem ersten Gatten unverletzt aufzubewahren.

Mit dieser Bitte, die in meiner Uebersetzung wörtlicher

[1]) Dieser Grund war schon am Anfange des alten epischen Gedichtes Cypria angegeben. — A. d. H.

hätte ausgedrückt werden sollen, und mit der wiederauflebenden Hoffnung, die ihr zum Grunde liegt, fängt sich nun eigentlich das, was man die Handlung des Stücks nennt, an; oder genauer zu reden, sie macht in wenig Versen die ganze Protasis desselben aus, indem die Handlung — welche nichts Anders als Helenens Wiedervereinigung mit ihrem Gatten und Beider Rückkehr in ihr Vaterland zum Gegenstande hat — in derselben, so zu sagen, wie in ihrem Keim eingehüllt liegt und sich nun mit Hilfe der Umstände, die der Dichter herbeiführt, nach und nach vor unsern Augen entwickelt.

Die Aufgabe, welche er sich aufzulösen vorgesetzt, ist in dieser Frage enthalten: Durch was für Mittel und Wege können die unübersteiglich scheinenden Hindernisse, welche sich der Veränderung des Schicksals der schuldlos unglücklichen Helena entgegenthürmen, mit möglichster Wahrscheinlichkeit und Schicklichkeit auf die interessanteste Weise für seine Zuschauer überwunden werden?

Man muß gestehen, daß unser Dichter gegen seine Gewohnheit sich die Auflösung dieses Problems zwar schwer genug gemacht, aber auch sowol die Hilfsquellen, die in der Fabel selbst lagen, als diejenigen, die er sich durch sein Genie zu verschaffen gewußt, mit vieler Kunst benutzt hat, um sein Stück zu einem der musterhaftesten und unterhaltendsten von allen, die auf uns gekommen sind, zu machen.

Helena, als die Protagonistin oder Heldin desselben, wie groß und heroisch auch der Charakter ist, den sie durch die ganze Handlung behauptet, kann in ihrer bedrängten und hilflosen Lage nichts thun, um sich aus derselben zu befreien. Sie bedarf eines Beistandes von außen und günstiger Umstände, die das Schicksal herbeiführen muß. Sie hat zwar das Wort eines Gottes, daß sie ihrem Vaterlande und ihrem Gatten wiedergegeben werden soll; aber wie viele Jahre sind seitdem bereits verflossen, und noch immer zeigt sich nicht der mindeste Anschein, diese Zusage erfüllt zu sehen! Das Glücklichste, was sich bei diesem Stande der Sachen zutragen kann, ist die Ankunft des seit mehreren Jahren auf allen Meeren herumirrenden Menelaos; aber auch diese kann es nur durch eine Wiedererkennung sein, welche bei seiner Unwissenheit der wundervollen Vertauschung der wahren Helena mit einer untergeschobenen ohne Hilfe eines neuen Wunders schlechterdings unmöglich wäre. Der Dichter läßt es also kraft des in solchen Fällen ihm zustehenden Vorrechts wirklich erfol-

gen; Menelaos kann nicht zweifeln, daß die Helena, die er so unverhofft am Ufer des Nils findet, die wahre ist; nichts gleicht in diesem Augenblick der Wonne der beiden Gatten, aber es ist nur das plötzlich vorüberfahrende Leuchten eines Blitzes, der das verderbenschwangre Gewitter, wovon sie umringt sind, nur desto fürchterlicher sichtbar macht. Helena ist in der Gewalt eines mächtigen Fürsten, der sie leidenschaftlich liebt und nicht aus seinen Händen zu lassen entschlossen ist. Entdeckt er die Ankunft ihres rechtmäßigen Gemahls, so ist dessen Tod gewiß; und jeder Augenblick kann diese Entdeckung herbeiführen. Denn das Geheimniß der beiden Gatten liegt in den Händen der Schwester des Königs, die eine Prophetin ist und vermuthlich die Wünsche ihres Bruders begünstigt. Die Entführung aber mit Gewalt bewerkstelligen zu können, dazu kann sich Menelaos so wenig Hoffnung machen, daß vielmehr jeder Versuch ihm selbst das Leben kosten und seiner Gattin keinen andern Ausweg lassen würde, als sich der verhaßten Verbindung mit dem Mörder ihres Gemahls durch einen freiwilligen Tod zu entziehen.

Sehen wir nun bei einer genaueren Analyse des Stücks, wie der Dichter diesen Knoten von Scene zu Scene geschlungen, und mit welcher Kunst er alle Umstände, Entwürfe und Ereignisse, kurz, das ganze Spiel der Leidenschaften, der Entschlossenheit und Klugheit, des Zufalls, des Charakters der handelnden Personen und des Beistandes höherer Mächte, welche zu Lösung desselben zusammenwirken mußten, angelegt, motivirt und zum erwünschten Ausgang gebracht hat.

Der Zufall oder das Schicksal (wenn man es lieber so nennen will) führt in dieser Tragödie nur zwei Ereignisse herbei, wovon das erste gewissermaßen von der Willkür des Dichters abhing, das andere hingegen in seinem Plane nothwendig ist; beide übrigens von der Art, daß sie nichts Unwahrscheinliches oder Befremdendes haben, und daß ihresgleichen selbst im gemeinen Leben häufig genug vorkommen. Jenes ist die Erscheinung des Teukros, der einzigen episodischen Person des Stücks, zu Anfang des ersten Acts; dieses die Ankunft des Menelaos, der an der Küste von Pharos Schiffbruch gelitten und nebst einigen seiner Gefährten und der vermeinten Helena das bloße Leben davongebracht hat.

Was den Ersten betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß er an der Handlung des Stücks nicht den mindesten Antheil

nimmt. Er kommt in seinen eignen Angelegenheiten und entfernt sich wieder, sobald er hört, daß hier nichts für ihn zu thun ist und ein längeres Verweilen vielmehr lebensgefährlich für ihn sein würde. Seine Erscheinung ist also weiter nichts als eines von den Ereignissen, die sich alle Tage zutragen; indessen da es sich nun so fügt, daß er gerade in einem Moment kommt, wo der Dichter ein paar nicht unbeträchtliche Vortheile von seiner zufälligen Zusammenkunft mit der Heldin des Stücks ziehen kann, warum sollte dieser (der ohnehin nicht gewohnt ist, es mit den Regeln der Kunst sehr genau zu nehmen) Bedenken getragen haben, sich die gute Gelegenheit zu Nutze zu machen?

Der erste dieser Vortheile ist das Erstaunen und der Abscheu des Teukros bei Erblickung einer zweiten Helena, welche derjenigen, die er zu Troja in den Händen ihres ersten Gemahls verlassen zu haben gewiß ist, so vollkommen gleicht, daß er sie auf den ersten Blick für dieselbe ansieht und sich kaum zurückhalten kann, dieser Aehnlichkeit wegen sich nicht thätlich an ihr zu vergreifen.

Da diese ganze Tragödie auf der Erzählung beruht, die uns die Gattin des Menelaos im Prolog von der untergeschobenen After-Helena gemacht hat, und diese Erzählung einem Märchen zu ähnlich sieht, um bei den Zuschauern, die immer nur von einer Helena gehört hatten, sonderlichen Eingang zu finden, so war dem Dichter ganz vorzüglich daran gelegen, eine so unglaubliche Thatsache durch Augenzeugen zu bewähren und durch die unmittelbare Darstellung des an Entsetzen grenzenden Erstaunens und der heftigen Leidenschaft, womit Teukros beim Anblick eines zweiten Exemplars der ihm so wohl bekannten Helena vor den Augen der Zuschauer befallen wird, bewirkt er auch bei diesen eine Art sinnlicher Täuschung, die sich auf das unmittelbare Gefühl gründet, daß nur die Realität einer Erscheinung, wie unglaublich sie auch sein möchte, eine so wahre und heftige Wirkung hervorbringen kann.

Der Dichter hat sich aber dadurch, daß er seine Heldin gleich in der ersten Scene mit einem von Troja zurückgekommenen griechischen Heerführer zusammenbringt, noch einen andern Vortheil verschafft, der schon allein hinlänglich ist, die Erscheinung dieser episodischen Person zu rechtfertigen. Helena ist in diesem Augenblick wegen der weiten Entfernung Aegyptens von

dem Schauplatze des Trojanischen Krieges und wegen dem wenigen Verkehr, der damals zwischen diesem Lande und dem nordwestlichen Theile von Asien stattfand, von den Folgen und dem Ausgange dieses Krieges theils nur sehr unvollkommen, theils gar nicht unterrichtet; denn sie weiß nicht einmal, daß Troja schon seit sieben Jahren zerstört ist. Alles dies, was sie ein so großes Interesse hat zu wissen, erfährt sie nun (nachdem es ihr ohne Mühe gelungen war, den Teukros von dem ersten Eindrucke ihrer wunderbaren Aehnlichkeit mit der Gattin des Menelaos zur Besinnung zu bringen) nach und nach durch behutsam und mit dem möglichsten Scheine von Unbefangenheit eingerichtete Fragen: alle unglücklichen Folgen der allgemeinen und nur zu wohl begründeten Meinung von ihrer Untreue und der Schande, die an ihrem Namen haftet; den freiwilligen Tod ihrer trostlosen Mutter; das Verschwinden der Dioskuren, ihrer Brüder; die Ungewißheit dessen, was bei dem furchtbaren Sturme, der die zurückkehrende Flotte der Griechen auf dem ägäischen Meere zerstreute, aus Menelaos geworden, und daß er in ganz Griechenland für todt gesagt werde. Man sieht ohne mein Erinnern, wie nöthig das Alles war, um die Heldin in die qualvolle und so nahe an Verzweiflung grenzende Lage und Stimmung zu versetzen, worin wir sie in der zweiten Scene des ersten Acts erblicken; die für den Zuschauer ein desto lebhafteres Interesse hat, da er so wenig als sie selbst nicht den geringsten Anschein von Rettung für sie sehen kann.

Helena, die in Gegenwart des Teukros — von welchem sie natürlicherweise nicht erkannt werden durfte — alle ihre Besonnenheit und Gemüthsstärke nöthig gehabt hatte, sich zurückzuhalten, macht nun, sobald sich der Fremde entfernt hat, dem Schwalle von schmerzlichen Gefühlen, der ihre Brust zu ersticken drohte, durch einen dithyrambischen Trauergesang Luft, dessen Klagetöne bis ans Ufer des nahen Meeres dringen und von einer Anzahl griechischer Frauen oder Jungfrauen vernommen werden, welche als Sclavinnen im Palaste des Königs Theoklymenos dienen und beschäftigt waren, purpurne Gewänder an der Sonne zu trocknen. Die Frauen, aus welchen unser Dichter den Chor (diesen nach den Gesetzen des griechischen Theaters schlechterdings nothwendigen, wiewol ihm öfters sehr lästigen Theil seiner Tragödie) zusammengesetzt hat, eilen nun herbei, um zu sehen, woher diese bangen Jammertöne kommen. Helena, von ihrem Schmerz außer sich, kommt ihren Fragen

zuvor, um die so eben von einem griechischen Seefahrer erhaltnen traurigen Nachrichten in den Busen dieser guten Mädchen zu ergießen, mit welchen sie durch die Sympathie des Geschlechts und des gemeinsamen Vaterlandes noch stärker als durch tausend kleine, aus langer Hausgenossenschaft entsprungene Verhältnisse eng genug verbunden ist, um auf ihre herzlichste Theilnehmung rechnen zu können.

Diese Anrede der Helena, die Antwort des Chors und die fortgesetzte Wehklage der Fürstin machen (mit Einschluß der ersten Strophe, mit welcher der Chor die Scene betritt) zusammen einen Wechselgesang aus, welcher, wiewol an lyrischen Schönheiten reich, doch bei näherer Betrachtung nicht so beschaffen ist, daß unsre Tragödiendichter Ursache hätten, sich in ähnlichen Fällen zu ähnlichen Ergießungen einer lyrischen Begeisterung verleiten zu lassen, welche ohne Gesang und Instrumentalbegleitung immer unnatürlich und unwahr ist und höchstens in einer romantisch-heroischen Oper Platz finden könnte, wo es den vereinigt wirkenden Musenkünsten weniger darum zu thun ist, tiefes, wahres Mitgefühl zu erregen, als wollüstig um die Ohren und Herzen der Zuhörer zu spielen. Ich will damit keineswegs gesagt haben, daß es einem großen tragischen Dichter, zumal einem solchen, dessen eigentliches Talent und höchste Stärke das Lyrische ist — an Stellen, wo die redende Person sich wirklich begeistert und über oder auch nur außer sich selbst fühlt — nicht frei stehen sollte, den gewöhnlichen metrischen Schritt zu verlassen und sich auf den Schwingen eines lyrischen Rhythmus zu einem freiern Gedankenflug zu erheben oder ihre Gefühle, Anschauungen und Ahnungen in beschränkteren, sogar durch den Reim gebundnen Strophen, aber um so viel lebendiger, inniger und kräftiger auszusprechen. Versuche dieser Art sind unserm Schiller — an dessen zu frühzeitigem Grabe die Musen noch lange weinen werden — mehrmals trefflich gelungen. Zum Beispiel, oder vielmehr als das höchste Muster in dieser Art, erinnere man sich nur des Monologs im ersten Act der Jungfrau von Orleans worin die tiefgerührte, ahnungsvolle, aber vom Gefühl ihres' himmlischen Berufs innigst begeisterte Johanna von ihren bisherigen Umgebungen, Beschäftigungen und Freuden wie von sich selbst Abschied nimmt. Ich kenne nichts Vollkommneres in unsrer Sprache, keine schönern Stanzen, keine reinere Harmonie der Gedanken, Bilder und Worte in einem melodischern

Rhythmus und zwangfreiern, obgleich untadelig regelmäßigen Reimen. Auch thut Alles dies vereinigt eine so zauberische Wirkung auf alle Zuhörer, wie sie der Dichter schwerlich mittelst irgend einer andern metrischen Form hätte erreichen können. Dafür kenne ich aber auch unter seinen bisherigen Nachahmern keinen, dessen Versuche in dieser Art eine Vergleichung mit jenem unübertrefflichen Monolog aushalten könnten.

Euripides — der (wie ich mich zu glauben nicht erwehren kann) das Unnatürliche und oft ganz Ungereimte der Rolle des Chors so gut fühlte als wir — macht wenigstens den Threnodien, wozu diese Sclavinnen vermuthlich keine Zeit hatten, so bald als möglich ein Ende, um vom Gesang zur gewöhnlichen Art überzugehen, wie Leute, die einander etwas zu sagen haben, zu sprechen pflegen; und diesmal ist es der Chor selbst (dessen Gemüthsstimmung natürlicherweise weniger heftig ist als Helenens), der den Anfang macht, sich in Jamben — welche so zu sagen die Prose der Tragödie sind — vernehmen zu lassen, um die unglückliche Königin von Sparta zu gelassnerer Ertragung unvermeidlicher Uebel zu ermahnen. Helena, von dem Gedanken, daß die ihrigen ebenso unheilbar als unerträglich sind, beherrscht, sucht mit der schrecklichen Besonnenheit und kaltblütig scheinenden Entschlossenheit der Verzweiflung ihre Freundinnen zu überzeugen, daß seit der erhaltnen Nachricht von dem allgemein geglaubten Tode ihres Gemahls ihr nichts übrig bleibe, als zu sterben. Da die Vorstellungen des Chors nichts bei ihr verfangen wollen, fällt dieser endlich auf das einzige Mittel, wodurch er die Unglückliche von Ausführung ihres verzweifelten Vorsatzes zurückzuhalten hoffen kann. Er räth ihr, die Alles wissende Seherin Theonoë über das Schicksal ihres Gemahls zu befragen; und wie er zu sehen glaubt, daß sie sich dazu nicht entschließen könne, erbietet er sich, sie in den Palast zu begleiten und ihre Bitte bei Theonoë zu unterstützen. Helena dankt dem Chor für diesen guten Rath, verlangt aber, daß er vorangehen und zu erforschen suchen solle, ob sie sich mit Grund ängstige; wozu denn auch dieser sogleich willig ist und (nachdem er an dem monostrophischen Gesange, womit der erste Act sich endigt, nur einen kleinen Antheil genommen) wirklich in den Palast hineingeht und Helenen ihre dithyrambischen Monostrophika allein vollenden läßt.

Ich muß gestehen, daß dieses Ansinnen der Helena an den Chor, wodurch der Dichter die Entfernung desselben vom Schauplatz zu motiviren sucht, eher einem Kunstgriffe des Dichters ähnlich sieht, als daß es in der Sache selbst hinlänglich begründet scheinen sollte. In der Regel hätte Helena sich entfernen und der Chor zurückbleiben sollen, um die Scene auszufüllen und die Zuschauer während des Zwischenacts durch die gewöhnlichen Gesänge in Strophen, Antistrophen und Epoden zu unterhalten. Aber dies paßte nicht in den Plan des Dichters, der seine guten Ursachen hatte, den Chor während der größern Hälfte des zweiten Acts von der Scene entfernt zu halten. Dies zu bewirken, glaubte er in dem Begehren der Helena, daß der Chor vorausgehen und erforschen sollte, was sie zu fürchten oder zu hoffen habe, einen hinlänglichen Grund gefunden und ihn künstlich genug dadurch herbeigeführt zu haben, daß er die Fürstin beim Antrage des Chors eine verlegene Unentschlossenheit zeigen läßt, wodurch dieser sich sogleich bewogen findet, ihr seine guten Dienste bei Theonoë, freilich mit mehr Gutherzigkeit als Schicklichkeit, anzubieten. Denn wer kann sich vorstellen, mit welchem Rechte diese Sclavinnen sich hätten schmeicheln dürfen, mehr über eine so erhabene Person wie Theonoë zu vermögen als Helena selbst? Oder wie sollte diese Letztere, die schon so viele Jahre als anerkannte Gemahlin eines der ersten griechischen Fürsten unter dem unmittelbaren Schutze des Königs Proteus und seines Nachfolgers gelebt hatte, sich einfallen lassen können, bei der Tochter und Schwester dieser Fürsten des Vorworts ihrer Sclavinnen zu bedürfen?

Die griechischen Zuschauer scheinen es in solchen Fällen mit der Wahrscheinlichkeit nicht so gar genau genommen zu haben; und Aristoteles selbst erlaubt*) dem tragischen Dichter solche Unwahrscheinlichkeiten, wovon der Grund nicht in der Handlung des Stücks selbst, sondern in Umständen, die derselben vorhergegangen, liege, als von welchen der Zuschauer entweder nichts zu wissen oder sich jetzt nicht darum zu bekümmern geachtet wird. Diese Erlaubniß könnte unserm Dichter hier allerdings zu Statten kommen, da in dem ganzen Verlauf der Handlung in der That nichts erscheint, das ein näheres Verhältniß zwischen Helena und Theonoë vermuthen ließe. Auch könnte man sagen, Euripides zeige eben darin eine

*) Im 15. Capitel seiner „Poetik“.

seine Kenntniß des weiblichen Herzens, daß seine Helena, die den Tod ihres Mannes beinahe für gewiß hält und von der Allwissenheit der ägyptischen Prinzessin völlig überzeugt ist, die Entscheidung ihres Schicksals lieber durch ihre guten Freundinnen aus der zweiten mildernden Hand als unmittelbar aus dem Munde der furchtbaren Seherin selbst vernehmen will. Wie ich unsern Dichter zu kennen glaube, kann ich kaum zweifeln, daß dies wirklich seine Meinung war.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, gewiß ist, daß er sich durch diese Art, den ersten Act zu schließen, in eine Verlegenheit gesetzt hat, woraus er sich eben nicht zu seinem Vortheil gezogen zu haben scheint. Gesungen und geflötet mußte nun einmal werden; um diese altherkömmliche Gebühr durfte er seine Zuschauer nicht verkürzen. Helena muß also, nachdem der Chor sich entfernt hat, allein singen; und die ziemlich nah an Wahnsinn grenzende Stimmung, worin jener sie verläßt, läßt nichts Gemeines erwarten. Wirklich ist die gefühlvolle Apostrophe an das unglückliche, um ihrentwillen unschuldig zerstörte Troja ebenso rührend als erhaben; aber leider! die Vergleichung ihres Schicksals mit dem der Nymphe Kallisto und noch einer andern Unbekannten, welche sie gegen sich glücklich preist, Jene, daß sie von Jupitern in eine zottichte Bärin mit funkelnden Löwenaugen, Diese, daß sie von Dianen in einen Hirsch mit goldnem Gehörn verwandelt worden, verderbt einem neuern Leser Alles wieder. Ja, es ist schwer zu begreifen, wie selbst die leichtfertigen Athener bei einer so seltsamen Tirade, die Melodie möchte auch noch so kläglich geklungen haben, sich erwehren konnten, laut aufzulachen. Der Grund, warum unsre Heldin das Loos dieser beiden Unglücklichen so beneidenswürdig findet, ist zwar schön und groß, aber es liegt doch in der Vorstellung, lieber eine zottichte Bärin als Helena zu sein, etwas gar zu Possierliches, und ein Dichter wie Euripides hätte sich, dünkt uns, eine solche Verirrung in die Grenzen des Possenspiels nicht erlauben sollen.

Kaum ist Helena in den königlichen Palast eingetreten, um die Entscheidung der Frage, ob ihr Gemahl noch unter den Lebenden sei, von der Prophetin Theonoë zu erbitten, so erscheint Menelaos selbst in den Lumpen eines aufs Aeußerste gebrachten Bettlers — ein Aufzug, worin Euripides seine Helden in mehrern seiner Tragödien aufführt, und wegen dieser Liebhaberei zum Bettelcostüme von Aristophanes

in den Acharnern mit der unbarmherzigsten Laune verspottet wird.

Menelaos hat in einem Sturme an den Klippen dieses Strandes Schiffbruch gelitten und, wie er sagt, von allen seinen Reichthümern nichts gerettet als sein Leben und seine aus Troja zurückgebrachte Gattin, die er unter dem Schutze einiger ihm übrig gebliebenen Unglücksgefährten in einer Höhle zurückgelassen hat. Noch ist ihm der Name dieses Landes und die Beschaffenheit seiner Einwohner unbekannt, weil er sich aus Scham über seinen armseligen Aufzug vor keinem Menschen sehen lassen wollte. Aber endlich hat ihn die eiserne Noth gezwungen, diese unzeitige Scham zu überwältigen und sich nach mitleidigen Menschen umzusehen. Indem er in diese Gegend geräth, fällt ihm ein Palast, der einen reichen Besitzer ankündigt, in die Augen, und da ihm das Schicksal, das hier auf jeden Griechen wartet, unbekannt ist, trägt er kein Bedenken, einen Versuch zu machen, ob er sich hier einige Nahrungsmittel für seine hungernden Gefährten erbetteln könne. Er wird aber von einer alten (wie es scheint griechischen) Sclavin, die auf sein Rufen herauskommt, ziemlich unfreundlich angelassen und, wie sie an seiner Sprache hört, daß er ein Grieche ist, ermahnt, sich auf das Schleunigste zu entfernen, weil kein Grieche aus diesem Lande mit dem Leben davon komme. Aber Menelaos läßt sich nicht so leicht abweisen, und erst nach einem Wortwechsel (den man ohne übermäßige Strenge zu lang und der Würde der Tragödie nicht ganz angemessen finden könnte) erkundigt er sich endlich nach dem Namen des Landes und seines Beherrschers und nach der Ursache, warum dieser ein so tödtlicher Feind der Griechen sei. Vermuthlich ist die Alte im Begriffe, ihm die Leidenschaft des Königs für die schöne Helena und die Furcht, daß sie von ihrem Gemahle zurückgefordert werden möchte, als die Ursache eines so strengen Gesetzes anzugeben; Menelaos läßt ihr aber keine Zeit dazu. Schon bei den ersten Worten: „Die Tochter Jovis, Helena, ist in diesem Hause“, unterbricht er sie mit dem Ausdrucke der Verwunderung und des Unglaubens eines Mannes, der am Besten zu wissen vermeint, wo Helena ist, und daß sie nicht in diesem Hause sein kann, da er sie so kürzlich unter guter Bedeckung in der Höhle zurückgelassen hat. Er läßt sich das ihm unbegreifliche Märchen von der Alten wiederholen, und da sie auf ihrer Aussage besteht, ist das Erste, worauf er natürlicherweise verfallen muß, ob Helena ihm etwa aus der

Höhle entführt worden sei. Er fragt also, seit wann sie sich hier befinde, und erhält die Antwort: „Schon bevor die Griechen nach Troja gezogen" — ein Umstand, der seine Verwirrung nothwendig vergrößern und neue Fragen veranlassen mußte, wenn die Alte (die sich den Tod eines unglücklichen Landsmannes nicht vorzuwerfen haben will) ihn nicht von Neuem mit großer Aengstlichkeit zu schleunigster Entfernung vermahnt und, ohne ihm länger Gehör zu geben, sich in den Palast zurückgezogen hätte.

Das Erste, was ein verständiger Mensch, dem von einer glaubwürdigen Person etwas schlechterdings Unbegreifliches als Thatsache angegeben wird, zu thun versucht, ist, sich die Möglichkeit der Sache auf irgend eine Weise zu erklären. Dies ist es denn auch, womit unser Dichter die Gedanken des allein gelassnen Menelaos beschäftigt. Da er sich seines eignen Daseins nicht gewisser bewußt ist als dessen, daß er seine Gattin aus Troja zurückgebracht und nicht ferne von dieser Gegend in einer Höhle zurückgelassen hat, so sieht er keinen andern Weg, aus dem Labyrinthe, worin ihn die alte Sclavin verwickelt hat, herauszukommen, als die Möglichkeit, daß mehr als eine Stadt und mehr als eine Frau in verschiedenen Ländern gleiche Namen führe. Dies müsse nun gerade hier der Fall sein, meint er, und um so weniger läßt er sich durch die Drohung der Alten abschrecken, hier zu bleiben und die Ankunft des Herrn dieses Hauses selbst zu erwarten, da ihm kein ander Mittel bleibt, sich und die Seinigen vor dem gewissen Hungertode zu retten. Der Name Menelaos ist durch Troja's Zerstörung in der ganzen Welt bekannt. Er kann sich nicht vorstellen, daß irgend ein Barbar unmenschlich genug sein könne, ihm in seiner dringenden Noth Hilfe zu versagen, und im schlimmsten Falle sieht er wenigstens die Möglichkeit, sich in die Trümmer seines Schiffs zu retten.

Indem der Dichter seiner Gewohnheit nach diesen Monolog mit einer Sentenz und einem Gemeinplatze schließt, tritt der Chor aus dem Palaste heraus und theilt in einem kurzen Gesange den Zuhörern das von der göttlichen Theonoë erhaltne Orakel mit, daß Menelaos noch lebe und, seitdem er die Gefilde von Troja verlassen, von einem fremden Lande zum andern umherirre. Der Zuschauer, der ihn inzwischen selbst gesehen hat, bedarf freilich dieser Nachricht nicht; aber der Chor, der hievon nichts wissen kann, thut seine Schuldigkeit, und die

Handlung geht nach der gewöhnlichen Weise unsers Dichters Schritt vor Schritt ihren natürlichen Gang.

Helena — deren Geschäft im Palast geendigt ist, und die aus Furcht, von dem Könige überrascht zu werden, so kurze Zeit als möglich darin verweilen will — eilt nun wieder heraus und fügt zu dem, was die Zuschauer bereits vom Chore vernommen haben, noch den Umstand hinzu, daß Menelaos nach der Versicherung der Seherin Theonoë an dieser Küste Schiffbruch gelitten und mit einigen seiner Leute nicht fern von hier gerettet sei. Die Gewißheit, daß ihr Gemahl noch lebt und ihr so nahe ist, bewirkt bei ihr einen schnellen Uebergang aus einem der Verzweiflung nahen Gemüthszustande zu einer so lebhaften Freude, daß sie im Gefühle dieses unverhofften Glücks die Gefahren, wovon sie Beide noch umgeben sind, ganz aus dem Gesichte verliert. „O, möchtest Du, Du Langersehnter,“ ruft sie in Entzückung, „bald in diese Arme wiederkehren!“

In diesem Augenblicke wird sie einen von fern auf sie zu kommenden Mann gewahr, dem sie, da sie ihn noch nicht erkennen kann, seinem Aeußerlichen nach nichts Gutes zutraut. Ihr erster Gedanke ist, daß er von dem verhaßten Theoklymenos abgeschickt sein könnte, sich ihrer zu bemächtigen. Sie rennt daher erschrocken und angstvoll dem Grabmale des Proteus, ihrem Schutzorte, zu, und da der Mann immer näher auf sie zu kommt und ihr zuruft, zu verweilen, ruft sie den Chor zu Hilfe, sie vor dem vermeinten Räuber zu schützen. Menelaos, den ihre gänzliche Aehnlichkeit mit Helena (ebenso wie den Teukros) beim ersten Anblicke in das größte Erstaunen gesetzt hat, wiewol es noch nicht möglich ist, daß er seine Gattin selbst in ihr zu sehen glaube, versichert sie, er habe nichts Böses gegen sie im Sinne. Dessenungeachtet dauert ihr Irrthum noch einige Augenblicke fort, bis der Mann ihr endlich nahe genug ist, daß sie ihren Gemahl in ihm zu erkennen glaubt. „Wer bist Du?“ sagt dieser; „welchen Anblick giebst Du mir!“ „Und wer bist Du? frag' ich aus gleichem Grunde,“ entgegnet Helena. „Nie hab' ich etwas Gleicheres gesehn,“ ruft Jener mit immer steigendem Erstaunen. Nun kann Helena nicht länger zweifeln, daß der Mann vor ihr — wie ihn auch die Zeit und so vieles erlittene Ungemach verändert haben mögen — wirklich Menelaos sei, und ihre erste Bewegung ist, ihre Freude den Göttern zum Dankopfer darzubringen. Ein neuerer Dichter hätte sie ihm vielleicht sogleich in die Arme stürzen lassen. Aber so

rasch geht Euripides, der das, was dem edeln und untadelig-sittsamen Frauencharakter seiner Heldin geziemt, gehörig durchdacht hat, nicht zu Werke; und da ihr Menelaos sagt: „Ich glaube Helena in Dir zu sehn," ist ihre Antwort noch immer eine Art von Widerhall. „Den Menelaos", sagt sie, „ich in Dir, und ich weiß nicht, ob ich meinen Augen trauen darf" — und erst, nachdem er ihr erwidert: „Du siehst wirklich diesen unglückseligsten der Menschen vor Dir" — nun erst breitet sie ihre Arme gegen ihn aus und giebt sich ihm mit dem Ausdrucke der Gewißheit als seine so lange von ihm getrennte Gattin zu erkennen. Aber bei ihm ist dieser selige Augenblick des Wiedererkennens noch nicht gekommen, und Helena selbst, welcher die Ursache seiner Kälte nur zu wohl bekannt ist, kann nichts Anders erwarten. Aber die kleinen Umwege, welche der Dichter sie nehmen läßt, ehe sie ihm das Wort des Räthsels entdeckt; die Fragen, die sie an ihn thut; die lebendigste Gewißheit, daß sie seine Gattin ist, die sie ihm darin zeigt; die seltsame, aber in seiner Lage höchst natürliche Verlegenheit, in welche sie ihn dadurch setzt: alle diese in einzelnen Versen rasch auf einander folgenden Reden und Gegenreden bilden einen Dialog, der nach meinem Gefühle ein unübertreffliches Meisterstück und in seiner reinen Einfalt und Natürlichkeit vielleicht das Schönste und in seiner Art Sublimste ist, was Euripides gemacht hat. Besonders meisterhaft scheint mir, daß das Mittel, wodurch Helena einen unfehlbaren Sieg über den hartnäckigen Unglauben ihres Mannes zu erhalten hofft — die Versicherung, daß sie nie in Troja gewesen, und daß die Helena, die er dort gefunden und zurückgebracht zu haben glaube, ein bloßes von Juno aus Aether geschaffnes Truggebilde sei — gerade das ist, was die entschiedenste Wirkung des Gegentheils bei ihm hervorbringt. Nach einem so ganz unglaublichen Vorgeben hat sie vollends allen Credit bei ihm verloren. Er würdigt ein solches Märchen gar keiner Antwort. Er glaubt blos zu sehen, daß die Dame ihn zum Besten haben wolle; Paris und er selbst hatten zu gute Ursache, jene Helena für etwas mehr als ein bloßes Luftgespenst zu halten: kurz, er macht in vollem Ernste Miene, sich von ihr zu entfernen, und was sie noch am Meisten schmerzen muß, ist, daß er selbst in dem Lebewohl, das er ihr auf immer sagt, deutlich genug zeigt, wie lieb ihm die in ihr verkannte Helena ist. „Lebe wohl," sagt er, „sei glücklich, weil Du Helenen so ähnlich bist!" Die

wahre Helena sieht sich nun am Ziele aller ihrer Wünsche auf einmal wieder in ihre vorige hoffnungslose Lage zurückgeworfen, und es ist nicht abzusehen, wie der Knoten, worin sie mehr als jemals verwickelt ist, durch irgend ein natürliches Mittel gelöset werden könnte. Hier also oder nirgends ist der dignus vindice nodus,[1]) welchen Horaz dem tragischen Dichter durch einen Deum ex machina zu entknotigen gestattet, oder alle Fabeln, worin dies unvermeidlich ist, müßten ihm verboten bleiben.

Glücklicherweise kommt, wenige Augenblicke nachdem Menelaos seiner trostlosen Gattin den Rücken gekehrt hat, ein alter Diener ihres Hauses bestürzt und keuchend herbeigelaufen, um ihm (wie er glaubt) eine Nachricht, die ihn in Bestürzung setzen werde, anzukündigen, nämlich daß Helena vor seinen und seiner Kameraden Augen sich auf einmal in die Luft erhoben und in derselben verschwunden sei, nachdem sie ihnen aus der Höhe etwas zugerufen, das er von Wort zu Wort wiederholt, und was den Zuschauern und dem Menelaos ebenso räthselhaft und unbegreiflich als ihnen hätte vorkommen müssen, wenn Jene nicht schon von Anfang des Stücks und Dieser von seiner verkannten Gattin selbst das Wort des Räthsels erfahren hätten. Der alte Mann hat kaum ausgeredet, so erblickt er die aus ihrer Loge herkommende wahre Helena und drückt sein Erstaunen, sie zu eben der Zeit, da er ihren Aufflug in den Aether berichtet, hier vor sich zu sehen, in einem etwas komischen, aber meines Bedünkens der Person des Redenden und der Sache selbst sehr gemäßen Tone aus. Denn wie gewiß er auch zu sein glaubte, daß er jene Reden der Helena aus der Luft herab mit seinen Ohren gehört und ihr Verschwinden mit seinen Augen gesehen, und wie unbegreiflich ihm auch bei einigem Nachdenken sein mußte, wie und warum Helena ein solches Spiel mit ihnen getrieben haben sollte, so ist ihm doch, da er sie auf einmal wieder leibhaft vor sich sieht, unmöglich, etwas Anders zu denken, als daß sie es selbst sei, und der Eindruck dessen, was er unmittelbar vor sich sieht, ist natürlicherweise stärker als die Erinnerung dessen, was er vor einer Weile gesehen hat.

Menelaos, dem nun die Augen plötzlich aufgehen, und Helena, die sich ebenso schnell wieder am Ziele ihrer Wünsche

[1]) Hor., Ars Poet., 191. — A. d. H.

sieht, haben jetzt keine Zeit, dem Alten zu antworten; sie fallen einander in die Arme, und der Dichter, dünkt mich, hat sein Möglichstes gethan, daß dieser Augenblick den Zuschauern beinahe ebenso süß sein muß als den beiden Liebenden.

Nichts ist natürlicher, als daß Helena im Ueberschwange ihres Entzückens ihre Freundinnen, den Chor, aufruft, an ihrer Freude Theil zu nehmen, aber auch nichts schicklicher und geziemender, als daß der Chor ihr seine Theilnahme, anstatt durch Worte, blos durch Geberden zeigt. Ein Andrer hätte ihm vielleicht einen Schwall lyrischer Ausrufungen und Glückwünsche oder wol gar bei einer so guten Gelegenheit fromme Nutzanwendungen und Sittensprüche in den Mund gelegt. Euripides fühlte, daß in einem solchen Augenblicke schweigen die natürlichste und geziemendste Rolle des Chors ist. Nichts hingegen kann schöner und rührender sein als die freudentrunkne lyrische Schwärmerei, worin Helena und Menelaos Gefühle ergießen, welche auf einem so hohen Grade des Affects wie von sich selbst zu Gesang werden. Endlich erinnert das so unverhoffte Glück, sich hier wiedergefunden zu haben, den Menelaos, nach den Ursachen und Umständen ihrer Trennung zu fragen, und Helena ist genöthigt, ihm, wiewol mit möglichster Kürze, zu berichten, was die Zuschauer schon mehr als einmal gehört haben — eine Unfüglichkeit, die der Dichter nicht vermeiden konnte, da sie aus dem Süjet selbst nothwendig hervorgeht, die er aber mit vieler Geschicklichkeit so zu wenden weiß, daß diese Wiederholung dem Zuschauer schwerlich unangenehm sein konnte.

Eher dürfte er vielleicht zu tadeln sein, daß seine Helena über den wechselseitigen Fragen, welche Menelaos an sie und sie an ihn zu thun hat, beinahe zu lange sich des wichtigsten Umstands unbewußt scheint oder wenigstens so lange damit zurückhält, welcher Beiden die Wonne des Wiedersehens sehr vergällen muß. Freilich kommt die Erinnerung daran immer zu früh, da sie ihrem Glücke auf einmal ein Ende macht. Aber wie kann sie ihm länger verbergen, daß sie in der Gewalt des Königs dieser Insel ist; daß dieser König leidenschaftlich darauf dringt, daß sie seine Gemahlin werde, und daß der Augenblick, wo er erfährt, daß Menelaos noch lebt und hier angekommen ist, ihrem Gatten um so unvermeidlicher den Tod bringen wird, da zu erwarten ist, daß Theonoë seine Ankunft ihrem Bruder nicht verhehlen werde!

Euripides geht in der Art, wie Helena ihren Gemahl von dieser verzweifelten Lage der Sachen unterrichtet, mit so viel dramatischer Feinheit zu Werke, daß ich angehenden Tragödiendichtern das Studium dieser Scene in Ansehung der unter so viel Natur versteckten Kunst des Dialogs nicht genug empfehlen kann. Besonders muß, wenn ich mich nicht sehr irre, die augenscheinliche Demonstration eine große Wirkung thun, womit sie ihrem Gemahle über den Zweifel, wie es möglich gewesen, daß sie ihm unter solchen Umständen ihre Treue habe erhalten können, statt aller prunkhaften Reden und Betheurungen, die ihr ein Anderer in den Mund gelegt haben würde, blos die armselige, aber sichere und durch ihre Heiligkeit unverletzliche Lagerstätte am Grabmale des Proteus zeigt, auf welcher sie sich bisher den Nachstellungen ihres Verfolgers zu entziehen gewußt habe.

In der Lage, worin sie sich befinden, ist die Rettung ihres Gatten das Einzige, was Helenen am Herzen liegt. Sie vermahnt ihn zur schleunigsten Flucht; aber dieser besteht darauf (und wie könnt' er anders!), daß er ohne sie nicht fliehen werde und eher das Aeußerste wagen wolle. Helena überzeugt ihn leicht, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei; aber nach einer kurzen Besinnung zeigt sich ihr noch ein Weg zu ihrer Beider Rettung, nämlich wenn es ihnen gelänge, die Prinzessin Theonoë auf ihre Seite zu bringen und zu Verschweigung ihres Geheimnisses und Beförderung ihrer Flucht zu bewegen. Menelaos scheint (wie es einem Mann und einem Krieger, dem Alles mit dem Degen in der Faust abzuthun zukommt) kein sonderliches Vertrauen in dieses weibliche Mittel zu setzen; er überläßt es ihr zwar, einen Versuch zu machen, will aber wissen, was zu thun sei, falls sie nichts von Theonoë erhalten könnten. „Dann", erwidert Helena — mit der Geberde und dem Tone der Verzweiflung, den der Leser sich hinzudenken muß — „dann mußt Du sterben und ich mit Gewalt in das verhaßte Band mich schlingen lassen." Menelaos nimmt diese Worte in einem ganz andern Sinne als Helena, nämlich als ob sie die Gewalt, so man gegen sie gebrauchen würde, als eine Rechtfertigung und einen Beruhigungsgrund ihrer Nachgiebigkeit ansehe. „Wie?" ruft er, „Du wärest fähig, zur Verrätherin an mir zu werden? Gewalt ist nur ein Vorwand." Helena läßt ihn nicht weiter reden.

„Bei Deinem theuern Haupte schwör' ich Dir —"

Menelaos.

Zu sterben, ehe Du mir untreu wirst?

Helena.

Zu sterben durch dasselbe Schwert und neben Dir
Zu liegen.

Menelaos.

So berühre meine Rechte
Zu Kräftigung dieses Schwurs mit Deiner Hand!

Helena.

Hier ist sie! Stirbst Du, so gelob' ich Dir,
Dich nicht zu überleben.

Menelaos.

Ich dasselbe Dir!
Der Augenblick, der Deiner mich beraubt,
Er soll mein letzter sein!

Wenn die Schauspieler das sind und leisten, was sie sein und leisten sollen, d. i. wenn sie Ausdruck stiller Größe, Gefühl und Energie genug in ihrer Macht haben, um so erhabne Naturen aus der griechischen Halbgötterzeit wie Menelaos und Helena würdig darzustellen und auszusprechen, so müssen diese wenigen Verse eine Wirkung auf die Zuschauer thun wie vielleicht keine andere Stelle in irgend einer Tragödie, die ich kenne.

Die begeisterte Rede des Menelaos nach den Worten:

„An dieses Grabmals Rücken tödt' ich Dich
Und dann mich selbst" u. s. w.

setzt jenem rührend-erhabnen Dialoge die Krone auf. Ueberhaupt ist diese ganze Scene ein Meisterstück der seltnen, nur dem Genie gegebnen Kunst, Ideale mit gleich großer Einfalt und Wahrheit in kräftig gezeichneten charakteristischen Zügen als Individuen vor den innern Sinn des Zuschauers zu stellen; und wenn uns von Euripides nichts als diese Scene übrig wäre, so wäre sie hinreichend, zu zeigen, daß er einer der größten Dichter aller Zeiten war. Solche Scenen sind es, weswegen Horaz[1]) mit so vielem Grunde jungen Dichtern zuruft:

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna!

[1]) Ars Poet., 268. 269. — A. d. H.

Helena's Vorsatz war, sich wieder in den Palast zu begeben und Theonoë um ihr Mitleiden und ihren Beistand anzuflehen. Aber plötzlich öffnen sich die Thüren des Palasts; und die königliche Prophetin tritt mit zwei dienenden Jungfrauen hervor, um ihre Andacht am Grabe ihres Vaters zu verrichten. Die Worte des Textes (νόμον δὲ τὸν ἐμὸν ἀποδοῦσαι) scheinen auf eine besondere, sich selbst vorgeschriebene religiöse Handlung zu deuten; worin diese aber bestanden, ist aus dem Texte nicht zu errathen, vermuthlich in einem bloßen, mit einigen mysteriösen Ceremonien verbundenen stillen Gebete zu den Göttern des Hades und den Manen ihres Vaters. Ich wünschte deswegen in meiner Uebersetzung, „wenn den Göttern wir den schuldigen Dienst vollendet“, statt den schuldigen den gewohnten Dienst zu lesen, oder vielmehr den ganzen Vers so abgeändert zu sehen:

Und wenn den Göttern wir die Pflicht
Nach meiner Weis' erstattet.

Nach Vollendung dieser heiligen Ceremonien, worin sie auch bestanden haben mögen, wendet sich Theonoë an Helena und Menelaos, welche, da sich vor ihr zu verbergen unmöglich war, während Jene ihre Andacht verrichtete, ehrerbietig auf die Seite getreten waren. Sie sagt ihnen: ihr Schicksal werde an diesem nämlichen Tage im Götterrathe ausgemacht; und sie sagt es mit der Gewißheit und Umständlichkeit einer Person, die von Allem, was im Olympos vorgeht, ebenso gut unterrichtet ist, als ob sie unmittelbar aus der Götterversammlung herkäme. Juno, sagt sie, bestehe darauf, daß Menelaos mit Helena seinem Vaterlande wohlbehalten zurückgegeben werde; Venus hingegen sei ebenso fest entschlossen, seine Rückkunft zu hintertreiben. Theonoë trägt kein Bedenken, ihnen auch den eigennützigen Beweggrund, den jede dieser Göttinnen dabei habe, zu entdecken, und setzt hinzu: es stehe nun in ihrer Willkür, diesem Streite durch ihren Beitritt zu der einen oder der andern Partei den Ausschlag zu geben; weil es blos auf sie ankomme, ob sie die Ankunft des Menelaos ihrem Bruder verhehlen oder offenbaren wolle, zu welchem Letztern sie durch einen von ihm auf jenen Fall erhaltenen Befehl gebunden ist. Wer den Euripides kennt, kann sich leicht vorstellen, daß er eine so schöne Gelegenheit, seine Stärke in der dramatischen Redekunst zu zeigen, nicht unbenutzt vorbeigelassen haben werde.

In der That gehören die Reden, die er beiden Personen, über deren Leben oder Tod Theonoë in diesem Augenblicke entscheiden soll, unter die vorzüglichsten und mit der meisten Kunst ausgearbeiteten von allen, woran seine Tragödien so reich sind, und um derentwillen Quintilian seinem Schüler in der Kunst, öffentlich zu reden, das Lesen des Euripides vor allen andern Tragikern empfiehlt. Besonders verdient bewundert und nachgeahmt zu werden, wie meisterhaft er jede dieser Personen in einerlei Anliegenheit und zu einerlei Zweck auf eine ganz verschiedene, ihrem Geschlecht und persönlichen Charakter zukommende Weise sprechen läßt. Helena wirft sich der Prinzessin weinend und mit Ausdrücken des innigsten Gefühls zu Füßen, und alle Vorstellungen, wodurch sie die flehentliche Bitte, ihren Gatten zu retten und ihre Zurückgabe an denselben zu befördern, unterstützt, sind an das zartfühlende fromme Gemüth der Tochter des Proteus gerichtet, indem sie ihr das, was ihr als Auslegerin des Willens der Götter gezieme, und was sie dem Geiste ihres Vaters schuldig sei, aufs Eindringendste ans Herz zu legen sucht. Menelaos hingegen spricht, wie es dem Manne und dem durch Troja's Zerstörung weltberühmten Helden geziemt, mit Ruhe und einer aufs Aergste gefaßten Entschlossenheit. Er hält es unter seiner Würde, das Mitleid der Prinzessin erregen zu wollen, und sagt ihr geradezu, daß er keine Gnade, sondern bloße Gerechtigkeit von ihr erwarte und fordere. „Findest Du für billig," sagt er, „einen fremden Mann zu retten, der hier nichts als seine Gattin sucht, so gieb sie mir und rette mich zugleich! Wo nicht, so ist dies nicht mein erstes Unglück; aber auf Dir würde der Vorwurf, ungerecht gehandelt zu haben, haften." Indeß vergißt er doch nicht, daß er ein Weib vor sich hat und es also nichts weniger als überflüssig ist, ihr Gefühl für das, was wahr und recht ist, durch ein Mittel zu verstärken, das einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüth und ihre Einbildungskraft machen und, indem es durch beide auf ihren Verstand wirkt, seinen Vernunftgründen eine unwiderstehliche Kraft ertheilen muß. Er wendet sich von ihr weg gegen das Grabmal ihres Vaters und fordert von dem ehrwürdigen Greise, der jetzt diese Gruft bewohnt, die Gattin zurück,

„die Zeus ihm zugeschickt,
Um in Verwahrung für den Gatten sie zu nehmen".

„Ich weiß zwar," fährt er fort, „daß Du selbst sie mir

nicht wiedergeben kannst; aber diese Deine Tochter wird nicht zugeben, daß ihren einst so hochberühmten Vater, der in seinem Grabe jetzt angefordert wird, ein Vorwurf treffe. Denn dies beruhet nun auf ihr.“ Ich glaube nicht, daß eine Tochter — zumal eine Tochter wie Theonoë, die zu einem Volke gehörte, welches nichts Heiligers hatte als seine verstorbenen Väter und Voreltern und sie eben darum durch die Einbalsamirung vor der Verwesung verwahrte, um mit ihnen gleichsam noch nach ihrem Tode fortleben zu können — etwas Stärkeres gesagt werden kann.

Diese Schuldforderung an den Todten, dessen Mumie hier in seinem Grabmale lag, ist so erhaben und zugleich so schicklich, daß ich kaum zweifle, Sophokles, ja Aeschylos selbst hätte auf sie verfallen müssen. Aber Euripides geht — der Liebhaberei seiner Zuhörer an ausgekünstelten Reden zu Gefallen — noch weiter. Er vergißt (was ihm nicht selten begegnet), daß Menelaos für sich selbst, und nicht Euripides für Menelaos sprechen soll. Er läßt Diesen sogar den Hades (den Gott der Unterwelt) apostrophiren und auffordern, entweder Theonoë zu zwingen, daß sie statt ihres Vaters ihm sein Weib zurückgebe oder ihm alle vor Troja unter seinem Schwerte gefallnen Opfer, womit er ihn vorausbezahlt habe, lebendig zurückzugeben — ein spitzfindig sophistischer Grund, wodurch der Dichter dem Einwurfe begegnen zu wollen scheint, daß von Hades nicht zu erwarten sei, daß er die Theonoë zwingen werde, ihm zwei so edle und ohne sie nicht entgehen könnende Opfer zu entreißen. Ich gestehe, diese zweite Apostrophe scheint mir ein Wenig ans Lächerliche zu grenzen; indessen käme es auf eine Probe an, ob sie bei einem heutigen Parterre nicht vielleicht eine ebenso gute Wirkung thun würde, als Euripides sich vermuthlich von seinen Zeitgenossen versprechen zu können glaubte, wofern der Schauspieler Talent genug hätte, das Komische derselben unter einer pathetischen Darstellung ihrer scheinbaren Erhabenheit unmerklich zu machen.

Wenn unser Dichter auch durch diese Stelle mehr Gefälligkeit gegen den Geschmack seines Publicums gezeigt hätte, als recht ist, so muß man doch gestehen, daß er sogleich wieder in den Ton, der dem Homerischen Menelaos ziemt, zurückfällt und bis ans Ende der Rede darin verharrt. Er hat nämlich seinen stärksten Beweggrund auf die Letzte gespart. „Wofern Du auch“, sagt er zu Theonoë, „gemeine Sache mit Deinem

Bruder gegen mich machen wolltest, so würde es diesem zu nichts helfen; denn Helena und ich haben uns durch einen Eid verbunden, gleiches Schicksal zu bestehen. Ich werde Deinen Bruder zum Zweikampfe herausfordern, und Einer von uns muß fallen. Weigert er mir den Zweikampf und denkt uns hier an dieser heiligen Freistätte durch Hunger aufzureiben, so ist's beschlossen, daß ich ihr zuerst das Leben nehme und dann mich selbst mit eben diesem Schwerte auf Deines Vaters Grabe durchbohre." Das Feuer und die Entschlossenheit, womit er auf jeden Fall sein Recht an Helena behaupten zu wollen sich erklärt, kann die Prinzessin nicht zweifeln lassen, daß es ihm mit seiner Drohung Ernst ist, und er stellt es nun in ihre Wahl, ob sie eine vergebliche Ungerechtigkeit begehen oder ihm zu seinem Rechte verhelfen wolle.

Ich muß gestehen, daß mir in dieser voreiligen drohenden Erklärung, womit Menelaos seine Rede beschließt, etwas Unschickliches auffällt, das sich vielleicht mit der Rauhheit der Sitten des heroischen Zeitalters entschuldigen, aber doch nicht hinlänglich rechtfertigen läßt. Menelaos hatte alle Ursache, zu erwarten, daß seine feierliche Anrede an Proteus auf eine Tochter, von welcher er selbst sagt, daß sie sogar ihren Vater an Frömmigkeit zu übertreffen scheine, die gute Wirkung thun werde, die er sich davon verspricht. Es würde also sowol der Anständigkeit als der Klugheit gemäßer gewesen sein, nach derselben innezuhalten, die Erklärung der Prinzessin abzuwarten und erst alsdann, wenn sie widrig ausgefallen wäre oder Theonoë zwischen dem, was sie ihrem todten Vater und dem, was sie ihrem lebenden Bruder schuldig sei, einiges unentschlossnes Schwanken verrathen hätte, ihr das Aeußerste, wozu er und Helena sich zusammen verschworen, anzukündigen und ihr dadurch einen günstigen Entschluß abzuzwingen. Immerhin mag es dem ungeschmeidigen Charakter eines rauhen Kriegsmannes gemäß sein, nichts zu sagen oder zu thun, was den Verdacht erregen könnte, als ob er fähig sei, um sein Leben zu bitten; aber dadurch konnt' er sich wahrlich nicht erniedrigen, wenn er einer Person wie Theonoë einiges Zutrauen zeigte; und es ist vielmehr beleidigend, daß er, bevor sie sich über ihre Gesinnung näher erklärt hat, die Möglichkeit voraussetzt, daß sie ungerecht und unedel handeln werde.

Die Antwort der Prinzessin enthält einen Charakter und Gesinnungen, die ihrer Abstammung von Nereus würdig sind,

und der Dichter, der sie sagen läßt: „Gerecht und gut sein, ist mir angeboren“, und: „Die Gerechtigkeit hat einen heil'gen Tempel hier in meiner Brust, mir angeerbt von Nereus“, spielt ohne Zweifel auf die Verse 233—236 in der „Theogonie“ des Hesiodus an. Sie erklärt sich, daß sie (ohne Rücksicht auf die Bitten der Helena und die Drohungen des Menelaos zu nehmen) aus bloßem Antrieb ihres eigenen Herzens das Hiersein des Letztern verschweigen, und indem sie ihrem Bruder zu seinem thörichten Beginnen nicht behilflich sei, ihm selbst den größten Dienst dadurch erweisen werde, daß sie ihm die Macht, ungerecht zu sein, entziehe. Aus diesen Beweggründen giebt sie ihnen ihr Wort, nichts zu thun, was ihnen schaden könnte, überläßt es aber (wie billig) ihnen selbst, auf einen Ausweg aus der Schwierigkeit, worin sie verwickelt sind, bedacht zu sein; ermahnt sie, vor allen Dingen die Götter durch demüthiges Flehen sich günstig zu machen, und kehrt nach einer feierlichen Apostrophe an ihren Vater, womit sie ihre Rede auf die würdigste und nachdrücklichste Weise schließt, in den Palast zurück. Auch diese Rede der Theonoë hätte, wenn Euripides sich blos auf das Nothdürftige hätte beschränken wollen, kürzer und gedrängter sein können und insofern vielleicht eine stärkere Wirkung gethan; aber es ist nun einmal seine Sache nicht, sich an dem Nothdürftigen zu begnügen oder eine gute Gelegenheit, wo er eine seiner philosophischen Ideen anbringen könnte (wie z. B. hier in der Stelle: „Auch bei den Todten — — waltet eine strafende Gerechtigkeit in solchen Dingen“ u. s. w.), unbenutzt entschlüpfen zu lassen; und da er Helena und Menelaos ihr Anliegen in förmlichen Reden vortragen läßt, so erfordert es schon die Symmetrie in der Anordnung dieser Scene, auch der Antwort der Theonoë eine ähnliche Ausführlichkeit und Vollständigkeit zu geben.

Die Hauptpersonen unsers Stücks sind nun zwar einer großen Angst und Gefahr entbunden, aber die Schwierigkeit, sich von der Gewalt des Königs Theoklymenos frei zu machen, bleibt noch ebendieselbe, und die Berathschlagung über die Mittel, sie zu heben, macht den Inhalt der nächstfolgenden Scene aus.

Helena scheint als eine gute Gattin in Demuth voraussetzen zu müssen, daß der höhern Weisheit des Mannes in solchen Fällen das Vorrecht, seine Stimme zuerst zu geben, gebühre, und fordert also den ihrigen auf, ein Mittel zu ihrer

Flucht ausfindig zu machen. Die beiden Wege, welche Menelaos vorschlägt, machen seiner Weisheit keine sonderliche Ehre: der eine ist unbesonnen, der andre brutal; beide sind unzweckmäßig und führen unfehlbar ins Verderben; zudem besinnt er sich auf einmal hinterher, daß er, wenn seine beiden Anschläge auch gelängen, kein Schiff mehr habe, worauf sie entfliehen könnten. Weiberlist muß also auch hier das Beste thun. Das Mittel, worauf Helena verfällt, ist sinnreich und, weil sie vermuthlich dabei die Macht ihrer Reize auf den verliebten König mit in den Anschlag gebracht hat, unfehlbar. Es kommt blos darauf an, ob Menelaos gestatten wolle, daß sie ihn für todt ausgebe. Das Mittel hatte für Griechen, die an gute und böse Vorbedeutungen glaubten, etwas Anstößiges; aber in der Noth muß man auch das Aeußerste wagen. Menelaos willigt ein, und nun theilt sie ihm ihren ganzen Plan umständlich mit, beantwortet alle seine Zweifel und Einwürfe auf eine ebenso natürliche als befriedigende Weise, und was das Schönste bei der Sache ist, er selbst soll der Bote sein, der ihr die Nachricht von seinem Tode gebracht hat und sie dem Könige bestätigen soll, vorgebend, er sei unter Allen, die mit dem spartanischen Fürsten Schiffbruch erlitten, der Einzige, der dem Tode entgangen sei, und er habe ihn vor seinen Augen im Meere ertrinken sehen. Menelaos freut sich, daß die Lumpen, die er um den Leib hängen hat, die Wahrheit seiner Nachricht bezeugen helfen und ihnen also wider Verhoffen den wichtigsten Dienst leisten werden. Nachdem dies Alles zwischen ihnen verhandelt worden, wird beschlossen, daß Helena sich sogleich in den Palast begeben und zu dem Betruge, den sie dem Theoklymenos spielen will, die nöthigen Anstalten machen, ihr Gemahl aber bis auf weitern Bescheid am Grabmale unter dem Schutze des Proteus zurückbleiben soll.

Es kann aufmerksamen Lesern schwerlich entgehen, daß von dieser Scene an das Stück aus dem tragischen Tone in einen andern ausweicht, der demjenigen nahe kommt, der in der sogenannten neuen Komödie der Griechen herrscht, und worin Menander (nach Terenzens Andria und Brüdern zu urtheilen) vermuthlich seine meisten Stücke schrieb. Wie auffallend auch der Contrast dieser beiden Tonarten ist, so würde es doch unbillig sein, unserm Dichter das Horazische:[1])

[1]) Ars Poet., 21. 22. — A. d. H.

Amphora coepit
Institui, currente rota cur urceus exit?
(Du fingest eine prächtige Vase an zu drehen, und da die Scheibe abgelaufen, kommt ein halber Topf heraus),

zuzurufen. Die Natur der Sache brachte es so mit sich. Die Personen sind zwar ebendieselben; auch ihr Schicksal ist noch immer unentschieden, und das Schwert, das über ihren Häuptern schwebt, hängt an einem Haare. Ihre Lage ist also noch immer höchst tragisch; aber das einzige Mittel, wodurch sie möglicherweise dem Verderben entrinnen können, die von Helena ausgesonnene Weiberlist, ist es desto weniger und gehört gänzlich dem komischen Drama an. Helena und Menelaos spielen wirklich Komödie mit dem getäuschten Theoklymenos; und da der Betrug so gut angelegt ist und so geschickt ausgeführt wird, daß er unfehlbar gelingen muß, so wird auch der Zuschauer unvermerkt von aller Angst für das Schicksal der Personen, an welchen er bisher lebhaften Antheil nahm, entbunden, und es kann ihm während dem nun folgenden dritten Acte wenig anders zu Muthe sein, als ob er zusähe, wie ein schelmischer Davus oder ein hinterlistiger Parasit einen Demea oder Thraso zum Besten hat. Diese Ausweichung in eine andere Gattung (*μετάβασις ἐς ἄλλο γένος*) ist, wie gesagt, eine natürliche Folge des Umstandes, daß der Knoten nicht anders als auf eine der Komödie angehörige Art entwickelt werden konnte; und die Athener, deren Tact in solchen Dingen sehr fein war, waren vermuthlich weit entfernt, ihrem der Natur immer getreu folgenden Lieblingsdichter einen Vorwurf daraus zu machen. Helena und Menelaos spielen ihre Rollen so naiv und mit so vieler Besonnenheit und anscheinender Ehrlichkeit, daß der König, sogar wenn er Ursache zum Mißtrauen gehabt, dennoch hätte betrogen werden müssen. Die Kunst ist bemerkenswürdig, womit der Dichter ihn gegen den besorglichen Vorwurf einer allzu großen Leichtgläubigkeit zu verwahren bedacht ist. Wiewol das Stillschweigen seiner Schwester, auf deren Gehorsam gegen den von ihm erhaltnen Auftrag er sich gänzlich verließ, ihn von dieser Seite sicher machen konnte, so wirft er sich doch selbst seine zu große Nachsicht gegen die schlechte Wachsamkeit der aufgestellten Grenzhüter vor, indem ihm so eben angezeigt worden, daß ein Grieche, von ihnen unbemerkt, ans Land gestiegen sei, vermuthlich um Kundschaft über Helena einzuziehen

oder sie ihm gar heimlich zu entführen. Durch den Gedanken, wie nah er vielleicht der Gefahr, sie zu verlieren, sei, wird ihm jetzt auf einmal der Umstand verdächtig, daß der Sitz, den sie sonst am Grabmale seines Vaters einnahm, leer ist. „Die That ist schon geschehn!“ ruft er mit der Hastigkeit aus, womit die Leidenschaft die Furcht eines großen Uebels in Gewißheit seiner Wirklichkeit zu verwandeln pflegt; „o gewiß, sie ist schon fern von diesem Ufer!“ In der heftigsten Bewegung bietet er alle seine Diener auf, der Flüchtigen nachzusetzen; aber wenig Augenblicke darauf sieht er Helena aus dem Palaste hervorgehen, und die plötzliche Gewißheit, daß ihn seine Furcht betrogen hat, hilft nun natürlicherweise dazu, ihn sicher und also desto fähiger zu machen, durch die Zeichen der tiefsten Trauer, das schwarze Gewand, die abgeschnittnen Haare, die bethränten Wangen und die schmerzlichen Ausrufungen der schlauen Schauspielerin hintergangen zu werden.

Der Dialog, der sich nun zwischen dem Könige, der Helena und dem hinzukommenden Menelaos entspinnt, ist ein abermaliges, mit dem größten Fleiß ausgearbeitetes Meisterstück ächt dramatischer Kunst und hält die schärfste kritische Zergliederung aus. Ich muß diese, um nicht allzu weitläufig zu werden, dem kunstliebenden und kunstübenden Leser selbst vorzunehmen überlassen, kann aber nicht umhin, jungen Dichtern, die sich den dramatischen Musen widmen, nochmals zu empfehlen, den Euripides, den ich für den größten Meister in der Kunst, den Dialog zu behandeln, halte, so lange zu studiren, bis sie ihm die seinige abgesehen und von ihm gelernt haben, Reden und Gegenreden dem Charakter, dem Geschlecht und Stande, den offenbaren oder geheimen Absichten, der gegenwärtigen Stimmung des Redenden und dem Erfordernisse des Moments, kurz, Allem, was ihnen die größte Bestimmtheit giebt, so richtig anzupassen und so geschickt in einander zu fügen, daß die Natur selbst Alles eingegeben zu haben scheine und der Hörer oder Leser keinen Augenblick in dem Gefühle der Unmöglichkeit gestört werde, daß die Redenden etwas Anders oder das Gesagte auf eine andere Art hätten sagen können. Je lebendiger und tiefer der Dichter sich in die Seele seiner Personen hineingedacht hat, desto vollkommner wird er in diesem so wichtigen und wesentlichen Theile seiner Kunst sein.

Um das Gesagte nur mit Wenigem aus dieser Scene zu erläutern, begnüge ich mich, den Leser auf die Art aufmerksam zu machen,

womit Helena sich aus einer Schwierigkeit zu helfen weiß, die aus der Natur ihrer Lage entspringt, und ohne deren glückliche Hebung ihr ganzer Plan scheitern müßte. Um dem Könige jeden Zweifel, daß er getäuscht werde, unmöglich zu machen, muß ihr Schmerz über den vorgegebenen Tod ihres Gemahls alle Kennzeichen der Wahrheit haben — und gleichwol ist es nöthig, ihm zugleich Hoffnung zu machen, daß sie nicht abgeneigt sei, von der Auflösung ihrer Verbindung mit Menelaos einen den Wünschen des Königs zusagenden Gebrauch zu machen; denn wie könnte sie erwarten, daß er ihr ohne eine solche sogar bis zur Gewißheit steigende Hoffnung alle die Verwilligungen, so sie zu Ausführung ihres Vorhabens nöthig hat, zugestehen werde? Nun sehe man, durch welche ebenso feinen als naiven und von aller Kunst entblößt scheinenden Wendungen sie dem Verdachte eines Widerspruchs mit sich selbst zuvorzukommen weiß! Ein einziger Grad von zu viel oder zu wenig hätte bei dem Könige (der zu sehr König ist, um von Mißtrauen gänzlich frei zu sein) diesen Verdacht erregen und Alles verderben können. Der sicherste Weg, diesem zu entgehen, war, daß sie auf der einen Seite im Ausdrucke ihres Schmerzes nicht über das hinausgeht, was die Religion und die Sitten der Griechen von jeder frommen tugendhaften Gattin und von der Wittwe eines der ersten griechischen Fürsten forderten; auf der andern Seite, daß sie dem Könige zwar nicht ausdrücklich verspricht, die Seinige zu werden, aber selbst durch ihre ausweichenden Antworten auf einige Reden, die ihr den innern Kampf seiner Liebe mit seiner Empfindlichkeit verrathen, und durch die Art, wie sie ihm Vergessenheit des Vergangnen und aufrichtige Aussöhnung anbietet, genug zu verstehen giebt, was in diesen Augenblicken deutlicher zu sagen sich nicht geziemt hätte.

Auch die Art, wie sie, nachdem sie dem Könige ihre Bitte um die Erlaubniß, dem Verstorbenen die letzte Pflicht nach der Sitte ihres Landes zu erstatten, vorgetragen — die Art, sage ich, wie sie den Menelaos ins Spiel bringt, um die Fragen des Königs an ihrer Statt zu beantworten, verdient bemerkt zu werden. Man weiß, wie gern die Könige fragen, und wie viel darauf ankommt, ihnen ohne die mindeste Verlegenheit sogleich die rechte Antwort zu geben. Es war zu Ausführung des zwischen dem Ehepaare verabredeten Plans gleich nothwendig, daß der König Alles herbeischaffte, was sie zu diesem Ende be-

durften, und daß ihm alle diese Dinge als unumgängliche Erfordernisse der vorhabenden Todtenfeier vorgestellt werden mußten. Es hätte verdächtig scheinen können, wenn Helena in dem ganzen Detail einer solchen Feierlichkeit unterrichtet genug gewesen wäre, um dem Könige, der von Allem das Wie und Warum aufs Genaueste wissen wollte, immer befriedigenden Bescheid zu geben. Sie hatte bisher über jeden Umstand, über welchen er sie in Betreff des Fremdlings, der die Nachricht von Menelaos' Tode gebracht, ausfragte, mit großer Besonnenheit und Kaltblütigkeit so guten Bescheid gegeben, daß er kein Mißtrauen in ihre Wahrhaftigkeit setzen konnte. Aber da er sich nun auch nach allen den Gebräuchen zu erkundigen anfing, womit die Griechen ihren im Meere umgekommenen Angehörigen die letzte Ehre zu erweisen pflegten, konnte sie sich um so schicklicher mit der Unwissenheit entschuldigen, weil sie sich noch nie in einem solchen Falle befunden. Der fromme König — dessen Religiosität schon im Prolog als ein Hauptzug seines Charakters bemerkt worden war, und der überdies der Wittwe des Menelaos durch seine Bereitwilligkeit, alles Mögliche zur vollständigsten Befriedigung seines Schattens beizutragen, die Größe seiner Achtung und Liebe für sie beweisen wollte — wendet sich also an den vermeinten fremden Mann, von welchem er voraussetzen konnte, daß er, als Einer aus dem Gefolge des umgekommenen Königs von Sparta, von solchen Dingen alle nöthige Kunde habe; und der Dialog wird nun zwischen dem Könige und dem ungekannten Menelaos selbst fortgesetzt, welchen der Dichter mit vieler Kunst dem Fragenden immer solche Antworten geben läßt, die zu neuen Fragen Anlaß geben, so daß er auf die ungezwungenste und unverdächtigste Weise Gelegenheit erhält, Alles, was zu Beförderung und Sicherheit seiner Flucht mit Helena nothwendig ist, als unentbehrliche Erfordernisse zu der vorhabenden Todtenfeier zu verlangen.

Auch bei diesen Erkundigungen, welche Theoklymenos von dem Fremdlinge einzieht, zeigt er sich als einen klugen, nicht leicht zu betrügenden Mann; und wenn er demungeachtet betrogen wird, so hat er sich wenigstens keine unbesonnene Leichtgläubigkeit vorzuwerfen, und seine Liebe zu der schönen Helena sowol als seine Frömmigkeit hätte weniger groß und aufrichtig sein müssen, wenn er der List des gegen ihn verbundenen Ehepaars hätte entgehen sollen. Schwerer, wo nicht unmöglich, dürfte es (wenigstens nach unsern Begriffen) sein,

die Letztere gegen den Vorwurf eines unedeln und undankbaren Betragens zu rechtfertigen, und Euripides selbst, der sie so handeln läßt, hatte wol kaum etwas Gründlicheres zu seiner Vertheidigung zu sagen, als daß er sich überhaupt in seinen Dramen vorgesetzt habe, die Menschen, nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie sind, darzustellen. In Helena's und Menelaos' Augen war Selbsterhaltung ihre erste Pflicht. Der König von Pharos war ihnen ein ungerechter Tyrann und überdies nach griechischer Vorstellungsart nur ein Barbar. Sie hatten alle Ursache, zu glauben, daß er dem Menelaos, wenn Dieser es auch im Vertrauen auf seine gepriesene Frömmigkeit gewagt hätte, sich ihm zu entdecken, nicht nur seine Gattin nicht verabfolgt, sondern seines Lebens selbst schwerlich geschont haben würde. Seine ehebrecherische Liebe zu Helena war nur ein Grund mehr, ihn als einen Feind, von dem das Aergste zu erwarten war, zu betrachten. So dachten sie, und so mußten sie in ihrer Lage denken, und aus diesen Beweggründen thaten sie, was unfehlbar alle andern Menschen, die weder Calprenèdische[1]) noch transscendental-ästhetische Romanhelden sind, an ihrem Platze auch gethan hätten.

Der Gesang, womit der Chor, nachdem der König sich mit Helena und Menelaos entfernt haben, die Zuschauer unterhält, steht mit der Handlung nicht in der mindesten Beziehung, enthält aber eines der schönsten poetischen Gemälde, die aus dem griechischen Alterthume auf uns gekommen sind, und könnte einem Künstler, dem unser in seiner Art einzige, durch ein mißgünstiges Schicksal der Kunst zu früh entrissene Carstens seinen Genie und sein seltnes Talent zum Erbe gelassen hätte*) (wofern ein solcher aufstände), den Stoff und die Begeisterung zu einer so erhabenen und reichen Composition an die Hand geben, wie die Kunst seit Raphael und Michel Angelo schwerlich aufzuweisen hat.

Ich werde mich nun über die beiden übrigen kleinen Acte unsrer Tragödie — oder, um ihr ihren rechten Namen zu geben, Tragikomödie — um Vieles kürzer fassen können.

Wenn man gleich nicht sagen kann, daß die Zuschauer

*) Was ich hier von diesem in Deutschland zu wenig gekannten und leider sogar unverzeihlicherweise verkannten Künstler sage, kann nur durch die von seinem würdigen Freunde Fernow verfaßte und vor Kurzem im Druck erschienene sehr lesenswürdige Lebensbeschreibung Desselben recht verständlich werden.

[1]) In den Romanen des Gautier de Coste de la Calprenède. — A. d. H.

durch den dritten Act von aller Besorgniß über das Gelingen des listigen Anschlags, von welchem die Rettung der beiden Gatten abhängt, gänzlich entbunden sind, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie Ursache haben, einem glücklichen Ausgange entgegenzusehen. In dieser Hoffnung werden sie nun zu Anfange des vierten Acts durch die aus dem Palaste wieder herauskommende Helena bestätigt, die dem Chore mit großer Freude ankündigt, daß Alles nach Wunsch gehe. Theonoë habe auf die Frage, ob Menelaos noch lebe, kein Bedenken getragen, ihrem Bruder das Gegentheil zu versichern. Menelaos, nachdem er durch ihre Veranstaltung mit anständiger Kleidung versehen worden, habe sich der Waffen bereits bemächtigt, die er sich selbst zum Todtenopfer in die See werfen solle, und habe ganz die Miene, wenn sie nur erst das Schiff bestiegen haben würden, mit ganzen Schaaren von Aegyptern gar bald fertig zu werden. Kurz, sie scheint nicht die geringste Schwierigkeit mehr zu ahnen und macht sogar ihren Freundinnen (dem Chore) Hoffnung, daß ihre Rettung vielleicht auch die ihrige sein werde.

Aber so leicht läßt sie der Dichter, wie billig, nicht davonkommen; er versteht sich zu gut auf seine Kunst, um zu übersehen, daß er, indem Helena bereits in Gedanken am Ziele aller ihrer Wünsche steht, noch ein äußerst einfaches und natürliches Mittel in Händen hat, ihren ganzen mit so vieler List angelegten und bisher so glücklich ausgeführten Plan zu vereiteln und sie selbst (und die Zuschauer mit ihr) durch ein einziges Wort des Königs wenigstens auf einige Augenblicke in die größte Verlegenheit zu setzen, wenn Helena die Gaben, womit die Natur alle Personen ihres Geschlechts mehr oder weniger zu ihrer Rettung in Fällen dieser Art reichlich versehen hat, nicht in einem so hohen Grade besäße, daß sie sich auf der Stelle mit der bewundernswürdigsten Besonnenheit und Gewandtheit des Geistes aus dieser neuen Schwierigkeit herauszuwickeln weiß.

Der König tritt an der Spitze der Sclaven, die mit den Todtengeschenken beladen sind, aus dem Palaste hervor und befiehlt ihnen, sie nach der Anweisung des Fremden in das Schiff zu bringen. Aber nun wendet er sich plötzlich an die Hauptperson, deren Gegenwart bei dieser vorgeblichen Todtenfeier, aus einer Ursache, wovon er freilich nicht die geringste Ahnung hat, unentbehrlich ist. „Du aber, Helena," sagt er, „gieb meiner Bitte Raum und bleibe hier!" Der Beweggrund, der ihn zu dieser Bitte treibt, ist eine Besorgniß, die ihm nichts

weniger als unzeitig scheint. Zwar kommt es gar nicht in seine Gedanken, daß er von ihr betrogen werden könnte. Von dieser Seite lebt er in der vollkommensten Sicherheit. Aber er befürchtet, die Umstände dieser traurigen Feierlichkeit möchten so heftig auf ihr Gemüth wirken, daß sie in einem plötzlichen Anfalle von Liebe zum Verstorbenen sich in die See zu stürzen versucht werden könnte. „Wie kann ich anders," setzt er hinzu, „da ich Dich noch immer so übermäßig ihn beweinen sehe?"

Ihre Antwort ist einer Meisterin in der weiblichen Verstellungskunst würdig. Sie ist so naiv und offenherzig, spricht die Gesinnungen einer guten und frommen Gattin so kunstlos aus, lehnt mit wenig Worten den Vorwurf einer übertriebenen Zärtlichkeit so verständig von sich ab und läßt den König, indem sie ihn ihren künftigen Gemahl nennt, so deutlich, als es die Sittsamkeit und das Geschäfte, worin sie begriffen ist, nur immer zuläßt, merken, was er sich von einer Gemahlin, „die das heilige Band, das sie an den Verstorbenen knüpfte, so pflichtmäßig ehrt", zu versprechen hat — und sagt Alles dies in einem herzlichen, zutraulichen Tone, daß der arglose König ihren Bitten nicht widerstehen kann, ja sich zuletzt sogar bereitwillig zeigt, selbst mit ihr zu Schiffe zu gehen, wofern sie es wünsche — was sie freilich zu wünschen weit entfernt ist, aber mit zwei Worten sehr geschickt abzulehnen weiß.

Uebrigens wird den Lesern in dieser sowie schon in der vorigen Unterredung des Königs mit Helena und Menelaos ohne mein Erinnern aufgefallen sein, wie sorgfältig Beide, besonders die Erste, sind, in ihre Reden einen gewissen schillernden Doppelsinn zu legen, vermöge dessen der getäuschte Theoklymenos Alles auf sich ziehen muß, was in dem Sinne, worin sie selbst ihre Worte nehmen, Helena von Menelaos und Dieser von Jener sagt und verstanden wissen will. Diese Beflissenheit, der Lüge wenigstens von einer Seite die Miene der Wahrheit zu geben, hat ihren Grund nicht etwa in einer Art von Gewissenhaftigkeit, die Lüge, die man nun einmal zu sagen genöthigt ist, durch Beimischung von etwas Wahrheit zu verbessern, sondern theils in der abergläubischen Furcht der Griechen, Reden von böser Vorbedeutung vorzubringen, theils in der Meinung, daß man durch solche reservationes mentales von der Verbindlichkeit, sein Wort zu halten, frei werde. Warum hätten sie in solchen Fällen gegen sich selbst und Andere redlicher sein sollen als der Delphische Gott, der seine Orakel nicht selten

in dergleichen doppelsinnigen Ausdrücken von sich gab und, wenn der Erfolg ihn eines Betrugs beschuldigte, sich hinlänglich dadurch gerechtfertigt glaubte, daß es seine Schuld nicht sei, wenn der Fragende nicht Verstand genug gehabt habe, den wahren Sinn der erhaltnen Antwort zu errathen. Indessen können wir uns selbst schwerlich verbergen, daß die hinterlistige Art, wie Helena das edle Zutrauen und die grenzenlose Gefälligkeit des guten Königs von Pharos mißbraucht, unsern moralischen Schönheitssinn beleidigt und sie in unsern Augen von der imposanten Großheit und Würde einer Tochter Jupiter's und einer Frau aus der griechischen Heldenzeit, die sie im größern Theil des Stücks so schön behauptet, zu einer schlauen Spitzbübin herabwürdigt, die mit sich selbst in einem auffallenden Contraste steht und in einer Komödie des Aristophanes eine bessere Figur machen würde als auf der tragischen Bühne.

Noch darf ich nicht unbemerkt lassen, daß ich — durch eine Unachtsamkeit, die ich lieber geradezu gestehen als entschuldigen will — den König unmittelbar nach seiner Anrede an Menelaos sich, ohne in den Palast zurückzugehen, entfernen und gleichwol zu Anfange des fünften Acts aus dem Palaste herauskommen lasse. Das Unglück ist nicht groß, da ihm durch Ausstreichung der Worte, „ohne in den Palast zurückzugehen", abgeholfen werden kann. Bekanntlich wird in dem Texte der griechischen Schauspiele nie (wie es heut zu Tage gewöhnlich ist) angegeben, wann und wohin eine abtretende Person sich entfernt, der Leser und der Uebersetzer (wenn dieser größerer Deutlichkeit wegen hierin dem modernen Gebrauche folgen will) muß sich also aus dem Zusammenhange hierüber ins Klare setzen. Theoklymenos spricht in dieser Scene nichts mehr, und das unmittelbar folgende Gebet, welches Menelaos an Jupiter richtet, scheint (wie schon Herr Prévost anmerkt) allerdings so zu lauten, daß der König, wenn er es gehört hätte, Verdacht daraus hätte schöpfen können. Es ist also klar, daß er sich nach den letzten Worten seiner Anrede an den verkappten Fremdling, ohne eine Antwort von ihm zu erwarten, zurückzieht. Daß aber Herr Prévost hinzusetzt: Il ne paraît pas, que Theoclymène quitte la scène, und daß ich ihm hierin ohne Nachdenken gefolgt bin, dazu hatten wir Beide keinen Grund. Denn es ist in der That keine Ursache vorhanden, warum der König, da er hier nichts weiter zu thun hat, sich nicht in seinen Palast zurückbegeben sollte. Oder was hätte ihn bewegen sollen,

die Scene nicht zu verlassen? Doch wol schwerlich, um dem Chorgesange zuzuhören, der ihm das ganze Geheimniß, an dessen Verbergung vor ihm so viel gelegen war, auf einmal verrathen haben würde? So schlummern denn auch, und nur allzu oft, die Ausleger der Homere so gut als die Homere selbst!

Wenn es nöthig wäre, die Menge der Beispiele, womit Metastasio in seinem Commentare über die „Poetik“ des Aristoteles das, was die Alten unter der Einheit der Zeit in einer dramatischen Composition verstanden, ins Klare gesetzt hat, zu vermehren, so böte uns hier der Anfang des fünften Acts ein sehr auffallendes dar. Der Chorgesang, wie langsam auch sein Zeitmaß sein mochte, konnte schwerlich länger als eine Viertelstunde dauern; zu Allem dem aber, was sich nach dem Berichte des Hofbeamten während jenes Gesanges zutrug, waren mehrere Stunden erforderlich. Dies konnte den Zuschauern so wenig unbemerkt bleiben als dem Dichter; dieser hielt sich also zu keinem genauen Gleichmaße zwischen der Zeit, worin die Handlung möglicherweise vorging, und der, die ihm zu ihrer Darstellung auf dem Schauplatze zugemessen war, verbunden; und jenen fiel es nicht ein, eine solche Forderung an ihn zu thun. Der Bericht, den der Hofbeamte dem Könige von der betrügerischen Todtenfeier, von der plötzlichen Verwandlung des vermeinten Bettlers in den leibhaften Menelaos, von der Flucht seiner verhofften Braut und Allem, was dabei vorgefallen, abstattet, ist so umständlich und lebhaft, daß der Zuschauer Alles, was ihm erzählt wird, wie in einem Panorama vor seinen Augen vorgehen sieht. Euripides gefiel sich ganz vorzüglich in dieser Art von Gemälden, worin er unübertrefflich ist; die Athener scheinen Kunstwerke dieser Art geliebt zu haben, und wenn der Schauspieler auch in seiner Kunst, nämlich in Declamation und Mimik, ein Virtuose ist und seine Erzählung mit der Wahrheit, dem Feuer und der lebendigen Theilnehmung eines Augenzeugen vorzutragen weiß, so muß sie den Zuschauern nothwendig einen hohen Grad von Vergnügen gewähren.

Es war zur Befriedigung der Letztern nothwendig, ihnen darüber, daß der Anschlag zu Befreiung seiner Heldin wirklich und mit glücklichem Erfolge ausgeführt worden, die vollständigste Gewißheit zu geben und sie durch den Bericht eines Mannes, der bei Allem gegenwärtig war, so viel möglich selbst zu Augenzeugen davon zu machen.

Die Handlung scheint nun mit Helenens glücklich zu Stande gebrachter Flucht ihre Endschaft erreicht zu haben; aber der Dichter urtheilte mit gutem Grunde, daß zu ihrer Vollständigkeit auch die Darstellung ihrer unmittelbaren Folgen gehöre, und daß es den Zuschauern nicht gleichgiltig sei, ob Helena mit Menelaos wirklich wohlbehalten in ihr Vaterland zurückkommen und die großmüthige Theonoë dem Tode, den ihr der so hochbeleidigte König schwört, entgehen werde. Denn da dieser keine Wahrscheinlichkeit sieht, die Flüchtige wieder in seine Gewalt zu bekommen, so ist zwar natürlicherweise das Erste, daß er seinem bis zur Wuth gereizten Grimme durch Verwünschung seiner eignen Leichtgläubigkeit und Schwäche Luft macht; aber ebenso natürlich ist's, daß er seine Schwester, deren Schuld in seinen Augen unverzeihlich ist, die ganze Stärke desselben fühlen lassen will und im Begriffe ist, in den Palast zurückzueilen und sie auf der Stelle zu ermorden. Der Chor wirft sich ihm in den Weg und klammert sich sogar an seine Kleider an, um ihn von Verübung eines solchen Frevels an einer Unschuldigen abzuhalten. Es entsteht darüber ein lebhafter Wortwechsel zwischen dem Chore, der sich seiner Pflicht, die Unschuld und die gerechte Sache gegen Gewalt und Unterdrückung in Schutz zu nehmen, mit Feuer und Unerschrockenheit erledigt, und dem Könige, der in der Hitze der Leidenschaft taub gegen die Stimme der Vernunft, keines andern Gedankens als einer blutigen Rache fähig ist und den Chor als Sclaven behandelt, deren Empörung gegen seinen königlichen Willen mit dem Tode bestraft zu werden verdient. Und so schlingt sich im nämlichen Augenblicke, da die Handlung zu Ende gehen soll, ein neuer Knoten, der entweder auf eine tragische Art zerhauen oder durch eine ins Mittel tretende Gottheit entschlungen werden muß. Der Plan des Dichters erforderte das Letztere, und unter allen Göttern schickten sich in einem Drama, dessen Hauptperson Helena ist, keine besser hiezu als ihre Brüder, die Dioskuren Kastor und Pollux. Diese läßt also der Dichter in einer Wolke erscheinen und eine Anrede an den König halten, welche ihrer zweifachen Absicht, ihn selbst zu besänftigen und mit seiner Schwester sowol als mit Helena auszusöhnen und nebenher auch die Zuschauer über das künftige Schicksal der aus ihren Augen gerückten Hauptpersonen des Stücks zu beruhigen, nicht verfehlen kann, und worin überdies Alles kurz zusammengedrängt ist, was die schöne Helena gegen das gemeine

Vorurtheil rechtfertigt und ihr in den Zuschauern zurückbleibendes Bild mit einem Ehrfurcht gebietenden Götterglanze umgiebt. Auch Theoklymenos trägt in seiner Antwort an die Dioskuren das Seinige hiezu bei, indem er ihre durch eine seltene äußerliche Schönheit schuldlos in einen so schlimmen Ruf gekommene Schwester für die tugendhafteste der Frauen erklärt, die unter Tausenden an Schönheit des Gemüths nicht ihresgleichen habe. Und so endet sich diese romantische Tragikomödie auf dieselbe Art wie der Jon — welcher (meinem Begriffe nach) sowie die Bacchantinnen, die Medea und die Alcestis unsers Dichters in die nämliche Gattung gehört — und ich sehe nicht, wie er ihr einen edlern, prächtigern und auf das Vergnügen der Zuschauer besser berechneten Schluß hätte geben können.

Bevor ich diese Abhandlung schließe, habe ich noch ein paar Worte, den Chor betreffend, beizufügen.

Ein mit A. W. bezeichneter Ungenannter belehrt uns in einem kleinen Aufsatze über den Chor in der griechischen Tragödie:*) „der Chor sei die nothwendige Basis der Tragödie; er sei es, aus welchem die handelnden Personen sich gleichsam krystallinisch absetzen, und in ihm, dem Chore, liegen die Elemente Alles dessen ungetrennt und gleichsam zeit- und raumlos, was nun, in Zeit und Raum auseinandergelegt, als Handlung sich darstelle. Und wie das ganze Wesen der Tragödie darin versire, daß der Held — ein großer Mensch, der sich frei um eine Idee bewege — diese Idee in sich zu verkörpern strebe, indem hingegen sie, die Idee, die Bande seiner Individualität lösend, ihn in sich zu vergeistigen trachte, so sei auch der Chor selbst in Bezug auf diese Idee gleichsam der durchsichtige und feste Krystallkern, welcher übrig bleibe, wenn man seine nach verschiedenen Richtungen gehenden Blätter auseinandergelegt habe“ u. s. w.

Ich vermuthe, daß die meisten Leser des besagten Elysium's, denen diese neue Offenbarung des ganzen Wesens der Tragödie und des Chors der Griechen nicht allzu verständlich sein dürfte, sich gern mit mir vereinigen werden, den Herausgeber jener

*) In der Zeitung für Poesie, Kunst und neuere Zeitgeschichte (auch Elysium und Tartarus genannt), Nr. 35 dieses Jahrs.

Zeitblätter zu ersuchen, daß es ihm gefallen möchte, von seinen unmittelbaren Verbindungen mit den Bewohnern Elysium's zu unsern Gunsten Gebrauch zu machen und die zu ihrer Zeit berühmten Meister der Kunst, Aeschylos, Sophokles und Euripides, allenfalls auch die Philosophen Sokrates, Plato und Aristoteles, ihre Zeitgenossen, um ihre Meinung von der Sache zu befragen und wo möglich sich einen kleinen Commentar über diese neue Theorie von ihnen auszubitten. Bis dieser etwa erfolgt, begnüge ich mich, hier zu sagen, daß — gesetzt auch, die Idee, die der Ungenannte sich vom Chore der griechischen Tragödie a priori macht, passe auf alle andern noch vorhandenen Stücke des Aeschylos, Sophokles und Euripides, was sich jedoch Niemand, der sie mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, überreden lassen dürfte — wenigstens der Chor in der vor uns liegenden Helena eine schreiende Ausnahme macht. Dieser ist so weit davon entfernt, die Personen der Handlung, Helena, Menelaos, Theonoë und Theoklymenos (nichts von Teukros, der alten Schloßmagd, dem alten Diener des Menelaos und dem Hofbeamten zu sagen), krystallinisch aus sich abzusetzen, daß vielmehr der Dichter (wenn es ihm erlaubt gewesen wäre) ihn gänzlich hätte weglassen und an seiner Stelle eine einzige griechische Sclavin als Vertraute der Helena und im fünften Acte ein paar Hausbediente des Theoklymenos hätte aufstellen können, ohne daß wir neuern Leser die Abwesenheit des Chors vermißt hätten oder der poetischen Wahrheit und Vollständigkeit der Handlung das Mindeste abgegangen wäre. In keinem der Euripidischen Dramen fällt es stärker in die Augen als in diesem, wie lästig ihm der Chor war; wie schwer es ihm wurde, ihm eine schickliche Rolle darin zu geben; wie geflissentlich er ihn auf die Seite zu schaffen suchte, und wie er sich sogar genöthigt sieht, ihn zwischen dem dritten und vierten Acte einen episodischen Gesang anstimmen zu lassen, der mit der Handlung nicht in der geringsten Beziehung steht. Im ganzen Stücke finden sich nur zwei Stellen, wo der Chor einen warmen und thätigen Antheil an der Handlung nimmt: im ersten Acte, wo er Helenen den Rath giebt, sich an Theonoë zu wenden, und im fünften, wo er den König mit Feuer und Entschlossenheit auf die Gefahr, sich seinen höchsten Unwillen zuzuziehen, von dem Vorhaben, seine Schwester zu ermorden, abhält; aber jenes hätte, wie gesagt, durch eine Vertraute und dieses durch

ein paar alte Diener des Theoklymenos ebenso gut verrichtet werden können.

Was ich hier mit Berufung auf den gesunden Verstand aller Leser der Euripidischen Helena von dem Chore derselben behaupte, gilt mehr oder weniger, wo nicht von allen, doch gewiß von dem größten Theile der Tragödien der Griechen, die auf uns gekommen sind. Es gehört entweder eine seltsame, nur aus dem Schwindelgeist unsrer Zeit erklärbare Art von Verblendung oder eine gänzliche Unwissenheit der Geschichte der dramatischen Dichtkunst dazu, um nicht zu sehen, was die wahre Ursache davon war. Mehrere Jahrhunderte, bevor man von dem, was zu Euripides' Zeiten Tragödie hieß, den mindesten Begriff hatte, hießen die dithyrambischen Gesänge, womit eine Anzahl begeisterter oder Begeisterung affectirender Sänger an den Bacchusfesten der Athener sich öffentlich hören ließen, Tragödien und machten eine diesem Gotte geheiligte festliche Volkslustbarkeit aus. Da der Trieb, das, was wir oder Andere vor uns erfunden haben, zu vervollkommnen, dem Menschen ebenso natürlich ist als die Liebe zur Veränderung und zum Neuen, so konnt' es nicht fehlen, daß diese ewigen Lobgesänge auf den Bacchus und seine Wunderthaten endlich Langeweile zu machen anfingen. Die Unternehmer dieser Chöre ließen sich also angelegen sein, sie durch glückliche Veränderungen nach und nach den Zuhörern interessanter zu machen. Thespis scheint der Erste gewesen zu sein, der die Chorgesänge mit einer Art von monodramatischen Schauspielen verband, die in ihren Anfängen bloße Intermezzi oder Zwischenspiele waren, nach und nach aber (indem Aeschylos die zweite und Sophokles, durch den guten Erfolg dieser Neuerung kühner gemacht, die dritte, vierte Person auftreten ließ und in die mimisch vorgestellte Handlung verwickelte) die Gestalt der Art von dramatischen Compositionen annahmen, welche von dieser Zeit an den Namen der Tragödien ausschließlich erhielten. Natürlicherweise führte dies, ebenfalls nach und nach, wesentliche Veränderungen in der Natur und Bestimmung des Chors herbei. Seine Gesänge, welche vorher die Hauptsache gewesen waren, wurden nun eine Art von Zwischenspiel zwischen den Acten des Schauspiels; und da man, sobald diese neue dramatische Dichterei zur Kunst wurde, die Nothwendigkeit fühlte, aus beiden ein Ganzes zu machen, so erhielt der Chor überdies noch die Rolle eines bei der Haupthandlung interessirten und durch guten Rath, ja

in Fällen, wo es nothwendig war, auch thätig an derselben theilnehmenden Zuschauers. Die Personen, woraus der Chor bestand, mußten nun durch eine natürliche Folge allerlei, von dem, was sie ehmals vorstellten, sehr verschiedene Gestalten annehmen. Im Prometheus erscheinen sie als die funfzig Töchter des Oceanos, in den Eumeniden als ebenso viele Furien, in andern Stücken ist der Chor aus Kriegsleuten, aus den angesehensten Bürgern einer Stadt, aus einer Anzahl kriegsgefangner Sclavinnen oder Dienerinnen in einem großen Hause u. s. w. zusammengesetzt. Da aber unter der großen Menge von Fabeln aus der Götter- und Heroenzeit, womit die Dichter die tragische Bühne in einem Zeitlaufe von mehr als hundert Jahren bereicherten, nicht alle so beschaffen waren, daß der Chor, so wie er nunmehr organisirt war, mit Wahrscheinlichkeit und Schicklichkeit die Rolle eines an der Handlung theilnehmenden Zuschauers spielen konnte, so begreift sich leicht, wie der Dichter öfters dadurch in Verlegenheit und, trotz allem seinem Genie und Scharfsinn, nicht selten in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, wider seinen Willen Unschicklichkeiten zuzulassen, die er gewiß vermieden hätte, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, in Stücken dieser Art den Chor wegzulassen und Vertraute an seine Stelle zu setzen. Aber dies stand schlechterdings nicht in seiner Willkür. Die Zuschauer waren nicht nur seit so langer Zeit an den Chor und seine Gesänge gewöhnt, sondern die Religion selbst erlaubte nicht, hierin eine Aenderung zu treffen. Die dithyrambischen Chorgesänge an den Bacchusfesten wurden von uralten Zeiten her als ein religiöses Institut betrachtet; und seitdem das tragische Drama aus ihnen entstanden war, dieses aber dem Chor und seinen Gesängen in den Zwischenacten eine andere Bestimmung gegeben hatte, so fand man, um sich nicht gröblich an Bacchus und seinem Dienste zu versündigen, keinen andern Ausweg, als die aus jenen uralten Bacchischen Festgesängen entstandenen sämmtlichen Schauspiele, die Tragödien und Komödien, als diesem Gotte geheiligt und zur Feier seiner Feste schlechterdings nothwendig anzusehen; und daher würde man eine Art von Sacrilegium zu begehen geglaubt haben, wenn man die Weglassung eines so lange für wesentlich gehaltenen Theils der Tragödie zugelassen hätte.

Die Kunst aufzuhören.[1])

Costar, ein Bel-Esprit und Kunstrichter des berühmten Siècle de Louis XIV., macht über eine Stelle in der Hekuba des Euripides eine Anmerkung, die eine Wahrheit in sich führt, an welche man junge Dichter nicht zu oft erinnern kann. Euripides läßt den Herold Talthybios der unglücklichen alten Königin von Troja die Umstände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achilles' Grabe erzählen. Ich kenne kein edleres und einnehmenderes Bild als das, so der Dichter von der sterbenden Polyxena macht. Er vollendet es mit diesem schönen Zuge: „Selbst im Augenblicke des Todes war sie noch besorgt, anständig zu fallen."

„So weit vortrefflich," sagt Costar; „aber kein Wort mehr! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten eine Erklärung vonnöthen haben, was er unter anständig fallen verstehe? Wozu also der Zusatz: „und zu verbergen, was vor männlichen Augen verborgen werden muß"? Dieser einzige Strich verderbt das ganze Bild," und — hierin, dächte ich, hätte Costar, wiewol er nur Costar ist, gegen den alten Dichter, wiewol es Euripides, ein Athener und ein Freund des Sokrates ist, Recht. Wenn die Griechen seiner Zeit nichts Anstößiges daran fanden (welches wir weder bejahen noch verneinen können), so wird sich Niemand darüber verwundern, der aus den Komödien des Aristophanes gelernt hat, wie viel die Ohren und sogar die Augen der Athener ertragen konnten; nur loben möcht' ich sie deswegen nicht.

Die Kunst aufzuhören, zu fühlen, was genug ist, und

[1]) Teutscher Merkur 1775, I. S. 170—172 (Nr. 6 der Miscellaneen). Hier nach Wieland's späterer Fassung in den Werken, Bd. VI. der Supplemente, Nr. 4 der Literarischen Miscellaneen. — A. d. H.

nicht ein Wort mehr zu sagen, nicht einen Strich mehr zu thun, als nöthig ist, damit die abgezielte Wirkung erfolge — o meine jungen Freunde, ist für den Dichter wie für den Maler (und warum nicht für jeden Schriftsteller?) eine große und schwere Kunst! Ein einziger Vers, ein einziges Wort zu viel ist schon genug, um zu machen, daß eine naive, rührende, erhabene Stelle nicht naiv, nicht rührend, nicht erhaben ist.

„Aber wie lernen wir diese Kunst? und wann können wir gewiß sein, sie ergriffen zu haben?" Ich glaube, daß sich in den Schriften der Kunstlehrer und Kunstrichter, vom Quintilian und Longin bis zu Dubos und vom Dubos bis auf diesen Tag, viel Wahres und Brauchbares hierüber finden müsse. Indessen scheint mir doch gerade diese Kunst, zu wissen oder vielmehr mit einem schnellen und sichern Sinn zu fühlen, was genug ist, und also was zu viel und was zu wenig wäre, das Geheimniß der großen Meister zu sein. Ich meines Orts lerne schon funfzig Jahre daran und sehe mit jedem Tage mehr, wie weit ich noch vom Ziele bin.

Die sterbende Polyxena des Euripides.[1])

Welch ein treffliches Süjet würde nicht die Aufopferung der Polyxena, wovon Euripides in seiner Hekuba den Herold Talthybios die Erzählung machen läßt, für den Grazienpinsel der Seelenmalerin Angelica Kauffmann sein!

Das griechische Heer hat sich um den Grabhügel des Achilles, der durch die Treulosigkeit der Söhne des alten Priamus gefallen war, versammelt, um dem Schatten seines größten Helden das verlangte Todtenopfer feierlich darzubringen. Neoptolemus, der Sohn des Heros, erscheint mit Polyxena an der Hand, welche, kürzlich noch Achill's verlobte Braut, jetzt seine zürnende Seele mit ihrem Blute versöhnen soll. Er führt sie mitten durchs Heer und stellt sie auf die Spitze des Grabhügels. Ein Haufen auserlesener Jünglinge tritt herzu, um das Opfer zu umringen. Der Sohn Achill's nimmt eine goldene gefüllte Schale, gießt sie auf das Grab aus, und nachdem der Herold dem ganzen Heere ein feierliches Schweigen geboten, ruft er den Schatten seines Vaters an, ladet ihn ein, das jungfräuliche Blut zu trinken, welches ihm von den Griechen dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige Winde und eine glückliche Heimfahrt in ihr Vaterland. Nun entblößt er das Opferschwert und winkt den Jünglingen, das dem Tode geweihte Mädchen zu fassen.

„Haltet ein!" ruft Polyxena, die seinen Wink bemerkt und versteht; „o Ihr, deren Hände meine Vaterstadt zerstörten! ich sterbe freiwillig. Keiner von Euch rühre mich an! Unerschrocken biet' ich meinen Hals dem Opfermesser dar. Lasset mich, um der Götter willen, lasset mich als eine Freie sterben! verdammet

---

[1]) Teutscher Merkur 1775, I. S. 172–176 (Nr. 7 der Miscellaneen). Hier nach dem Abdrucke im sechsten Supplementbande von Wieland's Werken, Nr. 5 der Literarischen Miscellaneen. — A. d. H.

mich, eine Königstochter, nicht zur Schmach, eine Sclavin unter den Schatten genennt zu werden!"

Das Heer murmelt ihr die Bewilligung ihrer Bitte zu; Agamemnon winkt den Jünglingen; sie treten zurück. Kaum sieht Polyxena sich frei, so reißt sie ihr Gewand von der Schulter, entblößt einen Busen von so reiner Schönheit, daß man ein Marmorbild zu sehen glaubte, kniet dann auf die Erde und spricht mit einem Tone, der das härteste Herz erweichen mußte, zu Neoptolem: „Da, Jüngling, wähle selbst, wohin Du den Stahl führen willst! hier ist meine Brust, hier mein Hals, ich bin bereit!"

Der Sohn Achill's, von Mitleiden mit der schönen Unschuldigen gerührt, stößt mit zitternder Hand das Schwert in ihren Hals. Ein Blutstrom schießt hervor; sie fällt, und sterbend ist sie noch besorgt, züchtig und edel zu fallen.

Ich kann diese Scene des Euripides nicht verlassen, ohne des schönen Zugs zu gedenken, womit er den Eindruck schildert, den dieses rührende Schauspiel auf das umstehende Heer macht — wiewol seine Absicht hier nicht war, zu malen, sondern der unglücklichen alten Mutter etwas sagen zu lassen, das ihr in ihrem unermeßlichen Leiden einigen Trost geben möchte. Es ist ein so charakteristischer Zug der griechischen National-Sinnesart, dieses lebhafte Gefühl für das sittliche Schöne, das der Dichter diese rauhen Krieger hier äußern läßt, und wodurch ihre Nation sich immer vor allen andern Völkern ausgezeichnet hat!

Kaum hat Polyxena den Geist aufgegeben, so laufen alle Griechen herbei, ihrem Leichname die letzte Ehre zu erweisen. Einige werfen von ferne frisches Laub auf sie; Andere tragen Fichtenzweige herbei und richten den Holzstoß auf; „und wer nichts herbeitrug," fährt Euripides fort, „der hörte von den Zutragenden diese Worte: „Was stehst Du da, schlechter Mensch, mit leerer Hand und bringst dem Mädchen weder einen Schleier noch sonst etwas, ihren Leichnam zu schmücken? Willst Du nicht gehen und der braven Seele auch was geben?""

Und gleichwol waren die Männer, die so viel warmes Gefühl für das Schöne in dem Edelmuthe, womit Polyxena gestorben war, hatten, die nämlichen Halbwilden, welche fähig waren und es sogar für Pflicht hielten, das schuldlose Mädchen für das Verbrechen ihrer Brüder büßen zu lassen und sie eben darum, weil sie rein und schuldlos war, dem Schatten ihres

Helden als ein ihm desto angenehmeres Opfer abzuschlachten. So können angeerbte rohe Begriffe den noch ungebildeten Menschenverstand irre führen! So hat von je her der Aberglaube das gesundeste sittliche Gefühl zerrüttet; aber so dringt auch ein schönes Naturell selbst durch die dicksten Wolken des Aberglaubens! Wahrer und rührender hat wol schwerlich jemals ein Dichter dieses schauderliche Gemisch von Rohheit und Zartheit, Barbarei und Humanität dargestellt als der Sokratische Tragödiendichter in dieser trefflichen Scene.

Sprüche aus einem Sokratischen Dichter.[1])

Diese aus den Fragmenten des Euripides ausgehobenen Sprüche (wie ich sie aus Mangel eines schicklichern Wortes nenne) bedürfen keiner Auslegung für die Verständigen. Einige sind von tiefem Sinn. Was diesen uns aufschließen kann, ist mehr Ahnung als Vernunftschluß. Ich habe sie erst gefühlt, eh ich sie übersetzte. Bei einigen war eine Wendung nöthig, um den Gedanken aus der Sprache der Urschrift in die unsrige überzutragen. Ich theile sie Denen mit, welche eine Freude daran haben werden wie ich. Es däuchte mich unbillig, daß so reine Goldkörner immerfort wie in einem Misthaufen versteckt liegen sollten, wo sie nur dann und wann ein Hahn herauspickt, der sie wieder fallen läßt.

Was willst Du lieber, süße Lügen oder herbe Wahrheit?
Du hast die Wahl!

Der einz'ge Fall, wo einem Narren dünkt, er habe
Was Dumm's gesagt, ist, wenn es ihm begegnet,
Was Klug's zu sagen.

Daran erkenn den weisen Mann: er zürnt,
Auch wenn's ihm übel geht, den Göttern nicht.

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, II. S. 160–163. — A. d. H.

Was Göttern ansteht, ziemt drum Menschen nicht.

Den Sterblichen heißt Der ein Glücklicher,
Der minder leidet.

Durch tausendfält'ge Truggestalten täuschen
Die höhern Mächte uns — uns Kinder! — Warum
sind wir auch
Nicht Ihresgleichen?

Die armen Erdenklöße! sich mit ihrer Klugheit
Noch viel zu wissen! sind doch, was sie sind,
Allein durch Dich, und können doch nichts thun,
Als was Du willst.

Wer willig unter die Nothwendigkeit
Den Nacken beugt, den nennet weise
Und saget, er versteh' — Theologie.

Das höchste Schöne für den Menschen ist
Die Tugend.

Der Geist in unser Jedem ist sein Gott.

Für schlimme Menschen giebt es keinen Adel,
Und Gute können nicht unedel sein.

Wohl dem Sohn des Glücks, der weise
Geboren ward!

Der Fürst wird weise, der mit Weisen lebt.

Ein köstlich Ding, die Freiheit! Wer von ihr
Auch noch so wenig hat, glaubt viel zu haben.

O weh! Und doch, warum o weh? wir leiden
Ja nur was Menschliches!

In Hoffnungen zu leben, ziemt dem Weisen.

Der ist in meinem Sinn kein Biedermann,
Der, seines eignen Vaterlands Verächter,
Ein fremdes lobt und fremde Sitten liebt.

Willst Du gedeihen bei der Welt? Mach, daß sie glaubt,
Du seist ein frommer Mann, und dann — thu, was
Du willst!

Ein Thor macht Jedermann zum Zeugen seines Unglücks;
Der Weise trägt's und schweigt.

Was ist ein alter Mann? Ein Schatten
Und eine Stimme.

Das Werk der Götter kommt den Sterblichen
Stets unverhofft.

Sag etwas Besseres als Schweigen, oder — schweig!

Die Cyklopenphilosophie und das Cyklopenrecht in nuce.[1])

(Aus dem „Cyklops" des Euripides, V. 315–345.)

Polyphemos zu Odysseus.*)

Der Reichthum, kleines Wichtchen, ist der Weisen Gott,
Das Andre all ist Tand und Wortgepränge.
Was frag' ich nach den Tempeln, wo mein Vater
An Eurer Meere steilen Ufern thront?
Umsonst berufst Du Dich auf sie; ich weiß
Euch keinen Dank dafür. Ich fürchte, mußt Du wissen,
Mich selbst vor Zeus und seinen Blitzen nicht.
Ich kenne keinen größern Gott als mich
Und werd' um Euren Zeus mich nie bekümmern.
Fragst Du, warum? So höre! Kommt ihm etwa
Der Einfall, einen Regenguß herabzuschütten,
So hab' ich hier in dieser Felsenhöhle

*) Um diese Rede des Cyklopen Polyphemos besser zu verstehen, ist zu wissen, daß sie die Antwort ist auf eine Anrede des Odysseus, worin Dieser alle seine rednerische Gewandtheit aufbietet, um den Cyklopen, in dessen Gewalt er sich und seine Gefährten sieht, zur Schonung ihres Lebens zu bewegen. Gleich anfangs macht er die vielen Tempel gelten, welche die Griechen seinem Vater Poseidon (Neptun) geweihet hätten; hierauf sucht er sein Mitleiden mit ihren Schicksalen, seine Billigkeit, seine Großmuth zu ihrem Besten rege zu machen, und schließt endlich mit der Ermahnung, daß er den Trieb seiner Gefräßigkeit den Pflichten der Religion aufopfern und bedenken möchte, daß es mit den Bösen öfters auch ein böses Ende nähme. Hierauf erklärt sich nun der Cyklops, wie man hören wird.

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1793, II. S. 199–203. – A. d. H.

Ein festes, regendichtes Obdach, wo ich rücklings,
Die Beine streckend, lieg' und, während er
Da oben wettert, ein gebratnes Kalb
In guter Ruhe schmause oder ein Stück Wild;
Und hab' ich dann noch einen Eimer Milch dazu
Rein ausgeleert, so lüft' ich mich und donnere
Nach meiner Art mit Zeusen in die Wette.
Wenn Boreas von Thraciens Bergen Schnee
Herunterschüttelt, hüll' ich mich in Pelzwerk ein
Und zünde Feuer an und schere mich
Nicht so viel um den Winter. Auch die Erde muß,
Gern oder ungern, Gras, um meine Schafe fett
Zu machen, wachsen lassen, die ich, wem wol sonst
Als mir? — den Göttern wahrlich nicht! — und diesem Bauch,
Dem größten aller Götter, opfre. Kurz,
Sich Essen und Trinken alle Tage schmecken
Und keinen Gram zu Kopfe steigen lassen,
Das ist gescheiter Leute Jupiter!
Die Constitutionenmacher aber, die
Durch kunterbunte Gesetze des Menschen Leben
Verkünstelt haben, mag der Henker holen!*)
Ich werde ihrentwegen meiner Seele nicht
Um einen Titel[1]) minder gütlich thun und, traun!
Dich nur mit desto größerm Appetit verzehren.
Indeß, damit Du mir nichts vorzurücken habest,
Sollst Du zum Gastgeschenk ein tüchtig Feuer
Und jenen Kessel dort empfangen, der hübsch warm
Dich halten und Dein wohlgenährtes Fleisch
Gar trefflich kochen soll.**) Nun, kriecht hinein
Und macht Euch fertig, mir zum Fest des Gottes, der
Hier wohnt, ein stattlich Opfermahl zu geben!

*) Dies klingt wie etwas, wozu alle Freunde der Menschheit Amen sagen könnten, und scheint daher für den Cyklopen fast zu gut zu sein. Aber man muß seine Worte nur in seinem Sinne nehmen, so wird man bald merken, daß der wahre Grund, warum er den Gesetzgebern oder Constitutionmachern so gram ist, nicht in seinem Unwillen über ihre Ungeschicklichkeit oder ihren bösen Willen, sondern darin liegt, daß ihm Alles, was Gesetz und Pflicht heißt, d. i. alle Beschränkung seiner willkürlichen Gewalt, überhaupt zuwider ist. Und dies macht einen großen Unterschied.

**) Ein prächtiger Cyklopenzug! der Unglücklichen, die man willkürlich mißhandelt, noch dadurch zu spotten, daß man von der Mißhandlung als einer Sache spricht, wofür sie uns noch Dank schuldig sind.

[1]) Wieland schreibt Tüttel. — A. d. H.

Es bedarf wol kaum erinnert zu werden, daß der Cyklops des Euripides in dieser merkwürdigen Rede als Repräsentant aller Gewaltigen seines Gelichters spricht. Denn sie enthält in möglichster Kürze und Klarheit eine sehr vollständige kategorische Erklärung der Gesinnungen und Grundsätze aller ein- und zweiäugigen Cyklopen, die von Anbeginn der Welt cyklopisirt haben und bis ans Ende der Tage cyklopisiren werden. Wenn auch (wie ich nicht in Abrede bin) die Cyklopen unsrer aufgeklärten und höchst verfeinerten Zeiten zum Theil nicht immer so frank und frei wie Polyphemos von der Leber weg sprechen und — aus einer Klugheit oder Heuchelei, welche sie sich bei dem großen Haufen der kleinen Wichtchen, die vor ihrem Weberbaum, wie billig, Respect tragen, sehr füglich ersparen könnten — wol gar bei Gelegenheit ganz entgegengesetzte Maximen und Gesinnungen hören lassen: so zeigt doch der Augenschein, daß ihre Handlungen ächt cyklopisch und (wenn anders Consequenz in ihrer innern Verfassung ist) nur aus der alten Cyklopenphilosophie und dem höchst einfachen und bequemen Cyklopenrecht erklärbar sind, welche des Euripides Polyphemos ehrlich genug ist, ohne alle Bemäntelung und Verkleisterung, in ihrer ganzen, wiewol uns kleinen Wichtchen ein Wenig anstößigen Nacktheit darzustellen. Was noch weiter über diese reichhaltige Materie zu sagen wäre, überlassen wir dem denkenden Leser zu eignem Nachdenken und setzen nichts weiter hinzu, als: Selig sind, die sich nicht an Polyphemos noch über Polyphemos ärgern!

Wieland's Uebersetzung einiger Stücke des Aristophanes.

An Herrn Hofrath Voß.[1])

Sie haben wol auch davon gehört, daß man eine metrische Uebersetzung des Aristophanes von mir zu erwarten habe, und vermuthlich werden Sie — dem weder meine Ruhe noch meine nicht ohne Mühe per varios casus et tot discrimina rerum[2]) errungene gloriola gleichgiltig ist — über die Verwegenheit einer solchen Unternehmung in meinen Jahren erschrocken sein. Aber beruhigen Sie Sich, mein lieber Voß! So arg ist es nicht, als man Ihnen gesagt hat. Ich habe meine Kräfte nun endlich lange genug versucht, um so ziemlich genau berechnen zu können, quid valeant humeri, quid ferre recusent;[3]) und dies allein wäre schon mehr als hinreichend, mich von einer so halsbrechenden Arbeit, als in meinen Augen eine metrische Uebersetzung des unübersetzlichsten aller griechischen Schriftsteller wäre, abzuschrecken. In der That käme ich mir mit einem solchen Vorhaben (von mir unternommen, merken Sie wohl! denn ich kenne mehr als Einen, dem ich's zutraue, daß er dieses Abenteuer nur zu wagen brauchte, um es glücklich zu bestehen), ich käme mir, sage ich, wenn ich mich auch nur gegen mich selbst zu einem solchen Wagestück anheischig machen wollte, nicht viel weiser vor als der Aristophanische Trygäos, da er sich einfallen ließ, auf einem Roßkäfer in den Himmel zu reiten. Sagen Sie nicht, ich hätte mich ja schon an Horaz und Lucian versucht, und der gute Erfolg dieser in ihrer Art

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1793, III. S. 421—432. Als fünfter der „Briefe vermischten Inhalts", überschrieben: „An Herrn H. V**". — A. d. H.

[2]) Virg., Aen., I. 204. — A. d. H.

[3]) Hor., Ars Poet., 39. 40. — A. d. H.

gewiß nicht leichten Unternehmungen dürfte mir wol Muth machen, auch mit einem jenen Beiden in gewissem Sinne so ähnlichen Schriftsteller fertig werden zu können. Der Unterschied ist sowol an sich selbst als in Rücksicht auf mich unermeßlich. Es ist freilich unter den alten, zumal griechischen Schriftstellern von der ersten Classe keiner, der nicht seine eigenen, oft sehr großen Schwierigkeiten hätte; aber mit dem Aristophanes ist doch von dieser Seite keiner zu vergleichen. Wie viele und vielerlei Kenntnisse, welche Stärke in der Sprache, welche Belesenheit in den übrigen Schriftstellern dieser Nation, welche Bekanntschaft mit ihrer Geschichte, mit ihrer politischen Verfassung und mit ihrem Privatleben, mit ihren Künsten, Sitten, Gebräuchen, Alterthümern u. s. w. und, mit allen diesen und andern Vorkenntnissen, welch ein besonderes, unverdrossenes und langwieriges Studium der Komödien des Aristophanes selbst gehört dazu, um sie nur erst völlig zu verstehen und so geläufig und con gusto wie etwa die Komödien des Molière, Congreve oder Goldoni lesen zu können! Aber wer dies auch kann, o, wie weit ist er noch davon entfernt, sie in die deutsche oder irgend eine andere heutige Sprache, wie reich und ausgebildet sie auch sein mag, übertragen zu können! Gesetzt aber, er könnte auch dies und könnte es auf eine Art, wodurch er (was gewiß eine sehr schwere Aufgabe ist) die Philologen von Profession befriedigte: wie viel fehlte da noch, um eine Uebersetzung gegeben zu haben, die, ohne dem Aristophanes etwas zu nehmen, wodurch er in den Augen seiner Freunde verlöre, oder etwas zu leihen, wobei er nach ihrem Urtheil nichts gewänne, so beschaffen wäre, daß sie auch von dem größern Theil des gebildeten, aber nicht gelehrten Publicums ohne Anstoß und mit Vergnügen gelesen werden könnte! Dies möchte immer eine sehr schwere, aber doch mögliche Arbeit sein, wenn die Rede von Werken eines Menander wäre; aber die Komödien oder (um ihnen ihren rechten Namen zu geben) die Possenspiele — freilich Possenspiele eines Mannes von Genie, der in seiner Art so einzig war als Shakespeare in der seinigen — so voller Witz und Laune als keine anderen Producte des Witzes und der Laune, aber doch Possenspiele — Caricaturen, wie sie nur eine Meisterhand zeichnen konnte, die in jedem Zug den Künstler sehen lassen, dem die wahren Lineamente der menschlichen Natur bekannt waren, aber doch Caricaturen — kurz, die Komödien eines Aristophanes so in unsre Sprache zu übertragen, daß

man es zugleich dem Publicum, den Kennern und sich selbst zu Danke gemacht hätte! Denn das Letzte wenigstens ist — so unmöglich, daß ich für meinen Theil keinen bündigern Beweis, daß Jemand zum Uebersetzer dieses von allen Musen und Grazien begünstigten attischen Scurra ganz verdorben sei, verlangen würde als diesen, wenn er auch, nachdem er mit unverdrossenstem Fleiße alle Kräfte seines Geistes und die Hälfte seines Lebens an ihn verschwendet hätte, mit seiner eignen Arbeit zufrieden sein könnte. Um sich auch nur in einen Theil der Schwierigkeiten, mit welchen ein Uebersetzer des Aristophanes alle Augenblicke zu kämpfen hat, zu versetzen, brauchen Sie, mein Freund, sich nur zu erinnern, wie so sehr verschieden das Zeitalter, in welchem, und das Volk, für welches er seine Komödien dichtete, von der Zeit und von dem Volke war, in welchem und für welches ich Armer ihn — Ihrer Erwartung zufolge — übersetzen soll. Erinnern Sie Sich, wie himmelweit das, was man damals Komödien nannte, als

> Eupolis atque Cratinus Aristophanesque, poetae,
> Atque alii, quorum Comoedia prisca virorum est,[1])

für die Belustigung des Athenischen souveränen Pöbels an den Dionysien arbeiteten, von unsern heutigen Lustspielen, besonders unsern beliebten Familienstücken, verschieden war! Erinnern Sie Sich, wie sehr das Lächerliche sowol als die Art, wie man es belacht, wie sehr die Begriffe von dem, was in jeder Art von Ergießung einer fröhlichen, schalkhaften, muthwilligen, satirischen Laune anständig oder unanständig ist, und die Grenzen, welche man hierin nicht um eine Linie überschreiten darf, von dem Grade der Cultur, den Sitten, den herrschenden Begriffen und Maximen und selbst von der politischen, religiösen und ökonomischen Verfassung eines Volks abhängig sind, und was für einen Unterschied 2400 Jahre in Allem diesem machen! Erinnern Sie Sich des Charakters des Athenischen Volks, des lebhaftesten, leichtsinnigsten, frivolsten, inconsequentesten, des zugleich klügsten und albernsten, liebenswürdigsten und unartigsten aller Völker, die jemals gewesen sind; auch vergessen Sie nicht, daß dieses Volk in der Epoche des peloponnesischen Krieges, worin Aristophanes schrieb, nicht nur souverän, sondern durch die Umstände der Zeit ungewöhnlich überspannt und dabei

[1]) Hor., Sat., I. 4, 1. 2. — A. d. H.

in einem hohen Grade sittlich verdorben war! Nehmen Sie noch dazu, daß die Komödienschreiber mehr für die rohern Volksclassen, für die Bewohner des Piräeus, Handwerker, Seeleute und Matrosen, als für den aristokratischen, d. i. (selbst nach der Bedeutung dieses Wortes bei den Athenern) für den gebildeten und edlern Theil ihrer kleinen Nation arbeiteten und sich eben darum Einfälle, Einkleidungen und Wendungen, Ausdrücke und Darstellungen nicht nur erlauben durften, sondern erlauben mußten, die selbst dem undelicatesten Theil unsers lesenden Publicums nicht präsentirt werden dürften! Erinnern Sie Sich endlich (da Sie den Aristophanes in seiner eigenen Sprache kennen), wie voll alle seine Stücke nicht nur von solchen satirischen Zügen und Scherzen, deren Einkleidung entweder unserm sittlichen Gefühl oder unsern Begriffen vom Anständigen zuwider sind, sondern auch (was eine der größten Martern des Uebersetzers ausmacht) wie voll sie auf allen Seiten von Anspielungen auf damalige Local- und Zeitumstände, von kleinen Charakterzügen und Anekdoten, die Jedermann bekannt und verständlich waren, von Parodien und Anspielungen aus Tragödien, die einem Jeden in frischem Andenken lagen, kurz, von einer Menge kleiner Artigkeiten, Facetien, witziger oder schalkhafter Züge und feiner Pinselstriche sind, welche, wo nicht immer für alle, doch für unsre meisten Leser verloren gehen! Nehmen Sie dies Alles zusammen, und Sie werden mir schwerlich Unrecht geben können, wenn ich behaupte, daß der Gedanke, den Aristophanes zu übersetzen, ein Einfall sei, der einem Menschen, dem seine Ruhe lieb ist, nur von einem sehr über ihn erzürnten Dämon müßte eingehaucht worden sein.

„Und wie kommen Sie denn dazu," höre ich Sie sagen, „daß ein schon überall verbreitetes Gerüchte Ihnen ein Unternehmen, gegen welches Sie so sehr eingenommen sind, andichtet?" Um Ihnen dies begreiflich zu machen, mein Freund, brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß es mit diesem Gerüchte wie mit allen andern beschaffen ist; es ist zwar nicht ganz wahr, aber etwas Wahres hat doch die Gelegenheit dazu gegeben. Ich habe von Jugend auf eine natürliche Anmuthung zu schweren literarischen Abenteuern gehabt; und so ist mich denn auch vorlängst der Einfall angewandelt, einige Stücke des Aristophanes zu übersetzen, und zwar (um mir die Arbeit noch schwerer zu machen) in Versarten zu übersetzen, die den seinigen so nahe kämen, als es die Natur unsrer Sprache und die Grenzen meiner versificatorischen Kunst-

fertigkeit nur immer erlauben würden. Weil ich aber immer etwas Angelegneres zu thun hatte, und (die Wahrheit zu sagen) auch, weil mein guter Dämon mich immer theils durch Vorhaltung aller der vorbesagten Schwierigkeiten, theils durch mancherlei andere Vorstellungen von einem so gefährlichen Vorhaben abschreckte, so blieb dieser Einfall immer unausgeführt, und es wurde endlich gar nicht mehr daran gedacht. Indessen fügte sich's doch im letztabgewichnen Winter, daß ich, nachdem ich mit der ziemlich ermüdenden Arbeit, den Neuen Amadis in zehnzeilige Stanzen umzugießen, zu Stande gekommen war, mich einige Wochen lang (nebenher mochte auch der Einfluß der damaligen Witterung auf das sehr zerbrechliche Futteral meiner Seele mit Antheil daran haben) zu allen Beschäftigungen des Geistes so verdrossen und untüchtig fühlte, daß mir dieser Zustand zuletzt unerträglich wurde. Ich nahm anfangs meine Zuflucht zu meinem Aesculap, bei welchem ich in ähnlichen Fällen öfters schleunige Hilfe gefunden hatte; da sich aber das Uebel diesmal durch keine Alexipharmaka beschwören lassen wollte, so brachte mich die Verzweiflung endlich auf den Einfall, die Sache anders anzugreifen und zu versuchen, was daraus werden würde, wenn ich mir selbst eine Arbeit, wozu eine außerordentliche Anstrengung aller Seelenkräfte erfordert würde, auflegte, die aber zugleich so beschaffen wäre, daß keine eigene Erfindungskraft dazu nöthig wäre, und daß ich, ohne den Faden zu verlieren, immer abbrechen könnte, wenn ich wollte. Hier fiel mir nun auf einmal Aristophanes wieder ein, und die Hoffnung, durch ihn von der ungewohnten Schlafsucht meines Geistes geheilt zu werden, wirkte auf der Stelle so lebhaft auf mich, daß ich sogleich Anstalt traf, den Versuch mit den Acharnern desselben zu machen. Ob mir dieser Versuch gelungen oder mißlungen sei, müssen Andere entscheiden; aber meinen medicinischen Endzweck erreichte ich, bevor noch der vierte Theil des Stücks fertig war, so gut, daß ich wieder mit Munterkeit und Leichtigkeit arbeiten konnte. Ich verwandte nun alle Zeit, die mir andere nöthigere Beschäftigungen übrig ließen, an die Fortsetzung und Vollendung der Acharner; und was meine Lust zur Sache nicht wenig vermehrte, war die Bemerkung, daß die seit einigen Jahren vor unsern Augen in Frankreich gespielte große tragikomische Sanscülotten-Farce auf dieses Stück und noch mehr auf die Ritter (oder, wie der Titel noch richtiger heißen könnte, Demagogen) und den Frieden eben dieses

Dichters ein ganz neues Licht warf, vielen Stellen gleichsam zum Schlüssel diente, vielen Gemälden und Charakterzügen eine Wahrheit und fraîcheur gab, als ob sie erst gestern von dem Pariser Volk und den Demagogen, von denen ganz Frankreich sich so erbärmlich mystificiren und mißhandeln läßt, abcopirt worden wären. Mir däuchte, daß diese Stücke dadurch ein ganz neues und eigenes Interesse für den gegenwärtigen Moment erhielten, ein Interesse, das sie nur vor sechs Jahren noch nicht gehabt hätten, und das den Aristophanes, wenn eine gute Uebersetzung von ihm in diesem Zeitpunkt erscheinen könnte, zu einem der allgemeinsten und angenehmsten Lesebücher machen würde. Natürlicherweise mußte diese Betrachtung ein neuer Sporn sein, mich zu Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche meinen Muth nicht selten niederschlugen, anzufrischen. Kurz, in einigen Monaten wurde mein Versuch einer metrischen Uebersetzung der Acharner fertig, und nun ließ ich mich durch den Beifall, womit er von einigen meiner Freunde, deren Lob auch den Bescheidensten stolz machen könnte, aufgenommen wurde, um so eher verleiten, auch mit den Rittern, einer fast unbegreiflich kühnen Personalsatire auf den damals Alles vermögenden Demagogen Kleon und auf das souveräne Volk von Athen selbst, ein Gleiches zu versuchen, da gerade dieses Stück mit den treffendsten Anspielungen auf die sogenannte französische Republik angefüllt ist und überhaupt vor den Acharnern in vielen Stücken den Vorzug behaupten kann. Das französische Sprichwort: L'appétit vient en mangeant, findet seine Anwendung auch bei Geistesgeschäften dieser Art. Außer dem Vergnügen, große Schwierigkeiten mit einem Fleiße, der einen glücklichen Erfolg zu verdienen scheint, überwunden zu haben, macht uns auch der Umstand, daß die Fertigkeit mit der Uebung zunimmt und die bereits errungenen Vortheile uns für künftige Bürge sind, immer mehr Muth und Begierde zum Fortfahren. Wiewol es vielleicht bloße Täuschung ist, wenn wir uns die Schwierigkeiten einer schon halb vollbrachten Arbeit immer kleiner vorstellen, je weiter wir vorwärts kommen, so hilft uns doch diese Täuschung selbst unvermerkt durch; und am Ende ist doch etwas gethan, wenigstens die Bahn einem Andern gebrochen, dem es nun desto leichter möglich sein wird, das Ziel zu erreichen, zu welchem wir selbst nicht gelangen konnten.

Dies, lieber Voß, ist die Geschichte meines literarischen Abenteuers mit dem Aristophanes. Sie sehen daraus, wie ich

zu dem verwegnen Unternehmen gekommen bin, die Acharner und die Ritter des unübersetzlichen Aristophanes deutsch reden zu lehren. Komme ich mit den Letztern zu Stande, so ist es vielleicht möglich, daß ich mich auch noch an die Irene wage. Aber dies ist auch Alles, was ich Ihnen vor der Hand versprechen kann; und an eine Uebersetzung aller elf übrigen Stücke, die der heilige Chrysostomus von den Werken seines Lieblings aus den Klauen der Mönche des vierten Jahrhunderts gerettet haben soll, ist auf keinen Fall zu gedenken. Auch dann, wenn ich bei völliger Muße noch zwanzig Jahre Leben vor mir hätte, würde ich mich aus noch wichtigern Ursachen, als die ich Ihnen bereits angeführt habe, zu einer solchen Arbeit nicht entschließen können. Nun aber, da ich es für Pflicht halte, den besten Theil meines noch übrigen Lebens, so weit es noch reichen mag, der ohnlängst angekündigten neuen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke und Schriften zu widmen, bleibt mir in einem Alter, welches auch bei dem besten Willen meinem Fleiß immer engere Grenzen setzt, weder Zeit noch Vermögen genug übrig, um weitaussehende Dinge zu unternehmen; und ich würde mir sogar ein Bedenken gemacht haben, auch nur die Stunden, die ich bisher auf den Aristophanes verwendet habe, jener pflichtmäßigern Beschäftigung zu entziehen, wenn es nicht aus mehr als einer Rücksicht nothwendig wäre, den Geist nicht immer auf einerlei Art von Arbeit gespannt zu erhalten, sondern mit den Gegenständen, an welchen wir unsre Seelenkräfte üben und unsre Lebensgeister aufzehren, abzuwechseln; weil die Erfahrung lehrt, daß schon die bloße Veränderung der Gegenstände unsrer Geistesarbeiten und der Art und Weise, wie wir uns beschäftigen, eine Art von Erholung und Ruhe ist.

Bei Allem dem, lieber Freund, gestehe ich Ihnen sub rosa, daß ich, wofern wir lange genug leben, et si deus nobis haec otia faciet,[1]) es nicht verreden möchte, daß die Reihe endlich auch noch an die Vögel und die Frösche oder an die Wolken kommen könnte. Ich sehe nicht gern gar zu weit in die Zeit hinaus, die noch nicht ist und vielleicht nie sein wird, und es ist genug, daß jeder Tag sein pensum und seine eigene Plage habe.

---

[1]) Anspielung auf Virg., Buc., I. 6. — A. d. H.

Vorerinnerungen zum Versuch einer metrischen Uebersetzung der „Acharner" von Aristophanes.[1])

I. Unter mehr als siebzig Komödien, die dem Aristophanes von den Alten zugeschrieben werden, und wovon nur elf auf uns gekommen sind, ist diese die zweite der Zeitordnung nach, in welcher sie zu Athen auf den Schauplatz kamen. Sie wurde im sechsten Jahre des peloponnesischen Krieges aufgeführt und hatte (wie noch einige Stücke dieses Dichters) zur Hauptabsicht, den souveränen Pöbel von Athen auf eine seinem Leichtsinn und seinem Geschmack an burlesken Einfällen angemessene Art von diesem Kriege, der seiner Republik und dem ganzen Griechenlande gleich verderblich war, abzuziehen und zum Frieden oder wenigstens zu einem lange dauernden Waffenstillstand mit den Peloponnesiern und ihren Bundesgenossen, den Megarern, Böotiern u. s. w., geneigt zu machen.

II. Ungeachtet die Verfassung von Athen damals völlig demokratisch war, so hatte sich doch noch immer eine Partei, die man aristokratisch nennen kann, erhalten, die sich, wiewol mit ungleichem und fast immer unglücklichem Erfolg, angelegen sein ließ, den Demagogen, welche das Volk immer zu den ausschweifendsten und ungerechtesten Maßregeln verleiteten, so viel möglich das Gegengewicht zu halten. Wer die Komödien des Aristophanes mit einiger Aufmerksamkeit auf ihre politische Tendenz gelesen hat, wird schwerlich zweifeln können, daß er,

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1794, II. S. 350—359. — A. d. H.

es sei nun aus innerer Ueberzeugung, oder weil er dazu erkauft war, sich zu diesen Aristokraten gehalten habe, welche, wie sich mit Grunde annehmen läßt, wenigstens so lange sie die schwächere Partei im Staat waren, immer die richtigern Begriffe von dem wahren Interesse des Staats hatten und es um so viel besser als jene herrschsüchtigen und raubgierigen Demagogen mit demselben meinten, je enger sie als ansehnliche Landeigenthümer ihr eigenes Interesse mit der Erhaltung des Ganzen verbunden sahen; da hingegen jene popularen Volksmänner (größtentheils Leute von schlechter Herkunft und Erziehung) ihr Interesse dabei fanden, das eitelste, rascheste, verwegenste und ehrgeizigste Volk, das vielleicht je gewesen ist, mit weitaussehenden Planen anzuködern und durch überspannte Einbildungen von seiner Uebermacht in Unternehmungen zu verwickeln, wobei sie sich selbst demselben wichtig und nothwendig machen konnten. Sie glichen, sagt Aristophanes, den Fischern, die desto mehr fangen, je trüber sie das Wasser gemacht haben.

III. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die aristokratische Partei (wiewol sie unter der Demagogie des Perikles sehr gedämpft worden war) eben darum, weil sie die Minorität im Staate ausmachte, sich gleich anfangs, da es zwischen den Peloponnesiern und Athenern zum Bruch kam, so viel möglich dem Perikles, der zu einem standhaften Betragen gegen die Anmaßungen der Korinthier und Lacedämonier rieth, widersetzt haben werde; wenigstens ist aus mancherlei Gründen zu glauben, daß die Bürger aus den ältesten Familien, die Reichsten an Landeigenthum, und besonders auch die Classe, die unter dem Namen der Ritter begriffen war, schon lange vor dem Treffen bei Amphipolis friedenslustig waren, und daß Nicias selbst (der nach Perikles' Tod der angesehenste und reichste unter den Staatsmännern und Feldherren der Athener war) sich immer auf diese Seite neigte, wiewol er seiner Gemüthsart nach der Gewalt des Stromes nachgab und sich nicht eher als nach dem Tode des berüchtigten Demagogen Kleon (vier Jahre nach der öffentlichen Aufführung der Acharner), seines beständigen und heftigsten Antagonisten, mit Nachdruck für den Frieden erklärte, welcher denn auch bald darauf wirklich geschlossen, aber auch durch die Ränke des Alcibiades so bald wieder vernichtet wurde, daß er, als ein bloßer Waffenstillstand von sehr kurzer Dauer, bei Aufzählung der 27 Jahre, welche der peloponnesische Krieg dauerte, in keine Betrachtung kam.

IV. Ohne diese Voraussetzung einer zum Frieden geneigten ansehnlichen Partei, auf deren Wohlwollen und Schutz Aristophanes allenfalls sicher rechnen durfte, wüßte ich mir die erstaunliche Dreistigkeit nicht zu erklären, mit welcher dieser komische Dichter in dem vorliegenden Stücke sich gegen einen Krieg erklärt, der wenigstens von der großen Majorität des Volks beschlossen und bereits im sechsten Jahre, zwar mit immer abwechselndem Glücke, aber nur desto leidenschaftlicher geführt worden war. Schwerlich würde ein Mensch wie Aristophanes (außer seinem Talent Einer der Unbedeutendsten in Athen) sich gleich im Anfang seiner komischen Laufbahn eines solchen Wagestücks unterfangen haben, wenn er nicht von den Häuptern der friedfertigen Partei unter der Hand dazu aufgemuntert worden und ihres Schutzes um so gewisser versichert gewesen wäre, je mehr ihnen daran gelegen war, sich seines Talents als eines vorzüglich geschickten Werkzeuges, auf den großen Haufen zu wirken, auch zu ihren politischen Absichten bedienen zu können. Ich finde mich in dieser Vermuthung außer den Gründen, die in der Sache selbst liegen, durch eine Stelle des Plutarch im Leben des Nicias bestärkt, worin er (wiewol nur überhaupt, und ohne des Aristophanes ausdrücklich zu erwähnen) sagt, daß sich Nicias, um der Popularität des Kleon das Gleichgewicht zu halten, eine vorzügliche Angelegenheit daraus gemacht habe, sich bei dem Volk durch seine Choregien, das ist durch die Schauspiele, die er als Choregus*) auf seine Kosten aufführen ließ, in Gunst zu setzen. Wie sollte er also versäumt haben, sich hiezu vorzüglich Desjenigen zu bedienen, der es damals an Genie, Witz und Geschicklichkeit, das Athenische Volk zu belustigen, allen seinen Rivalen in der komischen Kunst zuvorthat?

V. Doch, wie dem auch gewesen sein mag, dies ist gewiß, daß die Komödie, von welcher hier die Rede ist (sowie viele andere und vielleicht die meisten Stücke des Aristophanes), eine politische Tendenz hatte und unter dem Schein, den Pöbel blos durch tolle Erfindungen, possierliche Caricaturen und scurrile Einfälle aller Arten zu belustigen, im Grunde auf den sehr ernsthaften Zweck abgezielt war, die Athener eines heillosen Krieges überdrüssig zu machen und nach dem Frieden, an welchem die aristokratische oder Lacedämonische Partei (wie sie von ihren

*) Dies war der Name Derjenigen, die dem Volk öffentliche Schauspiele auf ihre eignen Kosten geben mußten und abwechselnd aus den reichsten Bürgern jeder Zunft erwählt wurden.

Gegnern genennt wurde) in der Stille und gleichsam unter Grund arbeitete, lüstern und ungeduldig zu machen.

VI. Mit wie viel Verstand, Feinheit und Gewandtheit*) Alles in vorliegendem Stück im Ganzen und im Detail auf diesen Zweck angelegt ist, wird auch ohne mein Zuthun jedem aufmerksamern Leser, zumal bei einer zweiten, absichtlich hierauf gerichteten Durchlesung, augenscheinlich werden; und ich enthalte mich um so mehr, dieses durch eine besondere Analyse zu zeigen, weil ich Niemanden hierin vorgreifen und das Vergnügen, das, was sich hierüber sagen ließe, selbst zu entdecken, verkümmern möchte. Nur dies Einzige sei mir erlaubt zu erinnern, daß man dieses nach der allgemeinen Form der Athenischen alten Komödie gebildete Stück, auch was diesen Punkt betrifft (so wenig als in allen andern Rücksichten), nicht nach den Regeln des modernen Lustspiels beurtheilen müsse. Daß der Dichter seinen eigentlichen Zweck öfters aus dem Gesicht zu verlieren scheint und sich so viel episodische, zu seinem Hauptplan nicht gehörige oder wenigstens seine Absicht nur nebenher befördernde Scenen erlaubt; die anscheinende Planlosigkeit und Willkürlichkeit des Zusammenhangs; der Mangel an künstlicher Verwicklung und Entwicklung, an Wahrscheinlichkeit und Anständigkeit — das Alles waren in den Augen der Athener nicht nur keine Fehler, sondern es war im Gegentheil, was sie forderten, wenn ihnen ein Stück dieser Art gefallen sollte. Mannichfaltigkeit, Ueberraschung durch unerwartete, aber desto pikantere Episoden (wie in diesem Stücke z. B. die Scene mit dem Euripides und die mit den Schweinchen des Megarers), Neuheit der Erfindung (je ausschweifender und possierlicher, desto besser!), durch Lebhaftigkeit der Darstellung unterstützt, häufige Anspielungen und Parodien der Tragiker, lächerliche, mitunter auch bittere Spöttereien und Kritiken über die Gebrechen des Staats, bald geradezu, bald in einen allegorischen Schleier gehüllt, leichtfertige und doppelsinnige Scherze, Seitenhiebe nach einzelnen mit Namen genennten Personen — das waren die Mittel, wodurch ein komischer Dichter sich ihnen empfehlen konnte, worin er mit seinen Mitkämpfern um den Epheukranz wetteifern mußte, und worin Aristophanes (wie es

*) Nicht Gewandheit, wie dies Wort jetzt so häufig selbst von Gelehrten geschrieben wird, als ob es von Gewand und nicht von dem Beiwort gewandt hergeleitet sei, welches (nach Adelung) zwar in der edlern Schreibart veraltet sein soll, aber seit geraumer Zeit durch gute Schriftsteller wieder zu Ehren gekommen ist.

scheint) alle andern alten Komiker so weit hinter sich zurückließ, daß sich von mehr als sechzigen, deren Stücke von griechischen Schriftstellern genannt oder angezogen werden, nicht **einer** neben ihm hat erhalten können.

VII. Von der **Uebersetzung**, die ich hiemit den Liebhabern (die mir diesmal noch furchtbarer sind als die Kenner) nicht ohne Schüchternheit vorlege, habe ich dem, was bereits in einem andern Stück des **Merkur's** vorläufig gesagt worden ist,[1]) nur wenig beizufügen. Ich gebe sie für einen bloßen **Versuch** und fühle nur zu sehr, wie wenig eine so schwere, mühselige und undankbare Arbeit sich für meine Jahre, meine Kräfte und meine Sinnesart schickt. Indessen, da ich den Versuch nun einmal machen wollte, habe ich weder Fleiß noch Zeit gespart, ihn so gut, als mir möglich war, wenigstens (wie ich glaube) so gut zu machen, daß es einem Andern, der sich zum Uebersetzer des Aristophanes **berufen** fühlen mag, nun um so leichter sein wird, meine Arbeit zu übertreffen. Ich zweifle nicht, daß ich selbst mit einem noch hartnäckigern Fleiß und einem noch größern Zeitaufwand vielleicht etwas weniger Unvollkommnes (besonders auch in Rücksicht auf die schwerern Versarten) hätte zu Stande bringen können; aber ich gestehe, daß ich mir zuletzt Vorwürfe über eine solche Anwendung des Rests meiner Lebenskräfte machte und in diesen Vorwürfen die Stimme meines guten Genius zu hören glaubte.

VIII. Daß ein Dichter **metrisch** übersetzt werden müsse, ist bei mir etwas Ausgemachtes. Etwas Gewagtes, aber (meinem Gefühl nach) beinahe Unnachläßliches war es, den Aristophanes nicht nur in seinen gewöhnlichen **Jamben**, sondern auch in seinen **Trochäen**, **Anapästen** und achtfüßigen jambischen Versen, so viel es mir möglich sein wollte, nachzubilden oder — nachzupfuschen. Denn, die Wahrheit zu sagen, bei den **Anapästen**, zu welchen unsere Sprache ganz und gar nicht geeigenschaftet ist, verdient mein Versuch kaum einen bessern Namen. Indessen hab' ich doch auch diese Versart überall, wo sie Aristophanes gebraucht, beibehalten, weil sie mir da, wo er sie gebraucht, eine eigene Schicklichkeit zu haben scheint. Ich habe, so viel möglich, mein — nicht ganz **Midas**artiges Ohr dabei zu Rathe gezogen, aber mir doch die Freiheit erlauben müssen, so oft es sich nicht anders thun ließ, den **Anapäst**

[1]) Vgl. oben S. 203 ff. — A. d. H.

(⏑ ⏑ —) mit dem Amphibrachys (⏑ — ⏑) zu vertauschen; eine Freiheit, ohne die es (meines Erachtens) ebenso unmöglich ist, eine etwas lange Folge von deutschen Anapästen als eine Folge von deutschen Hexametern ohne häufige Verwechslung des Spondeus mit dem Trochäus zu fabriciren. Was aber die eigentlich lyrischen Metra in den Partien des Chors betrifft, welche nicht declamirt, sondern zugleich mit einer Art von Tanz gesungen wurden, so habe ich mir ein freieres Metrum mit desto weniger Bedenken erlaubt, da, wenn ich auch dabei Fuß für Fuß in die Tritte des Aristophanes hätte setzen können, diese Stellen von meinen Lesern doch nicht gesungen, geschweige nach den Aristophanischen Melodien gesungen würden und also eine unsägliche Arbeit und Zeitverschwendung ganz zwecklos angewandt worden wäre.

Doch es ist Zeit, diesem Prologus ein Ende zu machen und zu hören, was uns der ehrliche Bürger Dicäopolis als Repräsentant des gesund und billig denkenden Theils der Republik zu sagen hat; er, der einen plan- und zwecklosen Krieg (wie wir) so herzlich verabscheut, daß er — da es ihm nicht gelingen will, seine Mitbürger zu Friedensgedanken zu bewegen, lieber einen Separatfrieden für sich und sein Haus machen, als seine schönen Felder, Weinstöcke, Obstbäume und Knoblauchbeete umsonst und um nichts den Verheerungen von Feinden, die er mit einem Worte zu Freunden machen kann, länger preisgegeben sehen will.[1])

---

[1]) Die Uebersetzung der Acharner folgte hierauf. — A. d. H.

Einleitung zu der Uebersetzung der „Ritter" des Aristophanes.[1])

Unter allen Komödien des Aristophanes, die den Zähnen der Zeit und der Barbarei entgangen sind, scheint mir diejenige, an welcher ich hier nach meinem ersten Versuche einer metrischen Uebersetzung der Acharner[2]) den zweiten mache, für uns und unsre Zeit bei Weitem die merkwürdigste und interessanteste zu sein. Nicht als ob sie in Ansehung der Erfindung oder der Feinheit des attischen Salzes, womit die politischen oder satirischen Possenspiele dieses in seiner Art einzigen Dichters so reichlich gewürzt sind, vor den übrigen etwas voraus hätte — denn ich möchte eher sagen, Aristophanes habe sich in diesem Stücke theils vom Stoffe selbst, theils von seinem Eifer, den Mann, dessen Ansehen in der Republik er durch die bitterste Personalsatire wo möglich ganz und gar vernichten wollte, lächerlich und verächtlich zu machen, nur zu oft selbst über die äußersten Grenzlinien der Wohlanständigkeit und Urbanität hinreißen lassen —, sondern weil keine seiner Komödien und meines Wissens überhaupt kein anderes Ueberbleibsel aus jenen Zeiten uns schärfere Blicke in den heillosen innern Zustand der Athenischen Republik während ihrer glänzendsten Epoche thun läßt und geschickter ist, uns ein wahres, lebendiges Bild von der tiefen Verdorbenheit zu geben, zu welcher ein äußerst lebhaftes und feuriges, leicht bewegliches, zur Schwärmerei geneigtes, eitles, ehrgeiziges, in allen seinen Neigungen, Leiden-

[1]) Attisches Museum, II. 1. S. III.–XVI. — A. d. H.
[2]) Vgl. oben S. 204 ff. — A. d. H.

schaften, Wünschen und Entwürfen ausschweifendes und mit der größten Leichtigkeit von einem Aeußersten zum andern überspringendes Volk, zumal in der physischen und politischen Lage der Athener, durch eine demokratische Verfassung und demagogische Regierung heruntergebracht werden kann.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich dieses Stück (Alles abgerechnet, was die vis comica des Dichters und seine besondern Absichten an den Zügen seiner Originale übertrieben haben mag) als eine der wichtigsten historischen Urkunden der Zeit des peloponnesischen Krieges, welche über die eigentlichen Geschichtschreiber derselben ein starkes Licht verbreitet und uns, so zu sagen, den geheimen Schlüssel zu manchen Begebenheiten in die Hand spielt, welche sonst kaum begreiflich wären; so wie auf der andern Seite nicht weniger wahr ist, daß die Geschichte des Thucydides Belege zu dieser Aristophanischen Komödie giebt, ohne welche man sich schwerlich erwehren könnte, das Totalgemälde, so sie von dem damaligen Zustande der Athenischen Demokratie in der Einbildungskraft des Lesers zurückläßt, für ein bloßes zum Lachen erfundenes Zerrbild zu halten.

Doch daß dies Letztere auf keinen Fall bei unsern heutigen Lesern möglich sein dürfte, hat Aristophanes vornehmlich der seit einigen Jahren durch eine in ihrer Art einzige Revolution vor unsern Augen entstandenen französischen Republik zu danken, worin wir diese Nation die Person des Aristophanischen Demos und einige ihrer berüchtigtsten Demagogen die Rollen des Paphlagoniers und Wursthändlers für bloße Anfänger in der demokratischen Kunst, wie sie sind, mit einer Fertigkeit und Gewandtheit spielen gesehen haben, wodurch sie sogar ihren griechischen Vorgängern und Mustern selbst den Vorzug streitig machen und wenigstens unsern komischen Dichter gegen allen Verdacht, die Grenzen dessen, was vermöge der menschlichen Natur möglich ist, überschritten zu haben, völlig sicher stellen.

Wie leicht auch der auffallende Contrast, den dieses Stück überhaupt und im Besondern mit unsern herrschenden Begriffen, Gewohnheiten und Sitten, zumal in denjenigen deutschen Staaten, worin die Regierungsform monarchisch oder aristokratisch ist, macht, aus der Natur der Demokratie zu erklären ist, so ist doch vermuthlich die Verwegenheit des Dichters, nicht nur einen der ersten und mächtigsten Männer in der Republik auf eine so insultante Art auf der öffentlichen Schaubühne zu

beschimpfen, zu geißeln und bis auf die Knochen zu brandmarken, sondern das souveräne Volk selbst in seiner eigenen Gegenwart zu verspotten und in der lächerlichsten Blöße darzustellen, eine Erscheinung, die man kaum seinen Augen glauben kann. Man begreift weder, wie Aristophanes sich vor der Rache eines so fürchterlich und unverzeihlich beleidigten, allvermögenden Demagogen sicher halten, noch wie die Athener, ohne zu zürnen, in einen solchen Spiegel sehen und über ihre eigene Thorheit und Schwäche so unbefangen und frohes Muthes, als ob die Sache sie nichts angehe, lachen, noch wie die Republik bei einer so schrankenlosen Freiheit auch nur einige Wochen lang, ohne in sich selbst zusammenzufallen, habe bestehen können. Und dennoch, wie schwer es uns auch fällt, sobald wir uns mit dem gehörigen Grade von Lebhaftigkeit in unsern Gedanken an Zeit, Ort und Stelle versetzen, dies Alles als möglich zu denken, so findet sich doch noch etwas zu bemerken, das noch viel unglaublicher ist; und dies war: daß der so jämmerlich in diesem Stücke verspottete Demos von Athen die Freiheiten, die sich der Dichter mit ihm herausnahm, so wenig übel empfand, daß er diesem vielmehr den Siegespreis über seine damaligen Mitbewerber, Kratinos und Aristomenes, zuerkannte, und daß Kleon, ungeachtet eine so blutige Personalsatire über seine Person und Staatsverwaltung öffentlich gekrönt worden war, dennoch dadurch so wenig an seinem Ansehen und Einfluß in der Republik verlor, daß Beides vielmehr seit dieser Zeit sogar zugenommen zu haben scheint.

Indessen wie an allen menschlichen Dingen das Wunderbare und Unbegreifliche verschwindet, sobald man sie schärfer betrachtet und sich mit allen Umständen derselben genauer bekannt gemacht hat, d. i. sobald es uns Ernst ist, sie begreifen zu wollen, so fällt auch hier das Unglaubliche meistens weg, wenn man den Charakter der Athener, die damalige Verfassung und Lage ihrer Republik und den Geist der sogenannten alten Komödie überhaupt zur Erklärung desselben zu Hilfe nimmt. Ohne mich hierüber in eine Ausführlichkeit einzulassen, deren ein der Geschichte dieses Volkes nicht ganz unkundiger Leser leicht entbehren kann, schränke ich mich nur auf einige hauptsächliche Thatsachen und Bemerkungen ein, die uns einen hinlänglichen Aufschluß über dieses Problem geben können.

Die Athener zeichneten sich vor den meisten griechischen Völkern durch eine außerordentliche Empfänglichkeit für Witz

und Laune aus und waren dabei gutartig und verständig genug, ebenso willig über sich scherzen zu lassen, als sie geneigt waren, über Andre zu scherzen. Der Leichtsinn, der einen Hauptzug ihres Charakters ausmacht, folgte ihnen sogar in die öffentlichen Staatsversammlungen; ein Bonmot, zu rechter Zeit von einem Volksredner angebracht, entschied nicht selten die wichtigsten Entschließungen, und die Horazische Bemerkung:

Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque secat res[1])

scheint ausdrücklich ihnen abgesehen zu sein.

Die sogenannte alte Komödie (d. i. die Komödie der ersten von den drei Perioden, welche diese Gattung der öffentlichen Volksbelustigungen zu Athen durchlief) hatte sich gleich von ihrem Ursprunge an in den Besitz einer beinahe schrankenlosen Freiheit der Zunge gesetzt und kraft des ihr stillschweigend eingeräumten Rechts, über Alles zu scherzen und zu spotten, sich auch erlaubt, Jeden, der ihr irgend eine Blöße gab, sogar namentlich dem öffentlichen Gelächter preiszugeben.

Diese Freiheit wurde von den komischen Dichtern, besonders nachdem sich die Verfassung der Republik in eine völlige Demokratie verwandelt hatte, folglich der Geist der Freiheit und Gleichheit stärker als jemals in Athen wehte, so weit ausgedehnt, daß die ersten Männer im Staat und die verdienstvollsten und unsträflichsten Bürger vor der Pritsche oder Geißel dieser Lustigmacher ebenso wenig sicher waren als ein Hyperbolos oder Pauson.

Die sonst ziemlich strenge und wachsame Polizei von Athen fand eine Einschränkung dieser Licenz entweder unnöthig oder wagte sie nicht, so lange die Demokratie bestand. Wie oft und wie sehr auch die Komödienmacher die ihnen zugestandene Freiheit mißbrauchten, so scheint man sie doch als eine Art von öffentlichen Censoren betrachtet zu haben, deren Dienst der Republik eher wohlthätig als gefährlich sein könnte. Denn da sie (um mich der Worte Horazens zu bedienen[2]) einen Jeden,

„den böse Sitten oder Uebelthaten
Der Ahndung würdig machten, auf die Bühne

[1]) Hor., Sat., I. 10, 14. 15. — A. d. H.
[2]) Hor., Sat., I. 4, 3–5. — A. d. H.

Stellten, und kein Taugenichts, kein Dieb,
Kein Ehebrecher oder Mörder sicher
Vor ihrem Strafamt war",

so konnte man billig erwarten, daß Mancher, dessen sittliches Gefühl noch nicht ganz abgestumpft, oder dem die gute Meinung seiner Mitbürger nicht ganz gleichgiltig sein durfte, dadurch von Ausschweifungen abgeschreckt und wenigstens in den Schranken der Anständigkeit zurückgehalten werden möchte.

Aber auch ohne diese Rücksicht würde das souveräne Volk von Athen es schwerlich zugegeben haben, wenn die Polizei sich hätte anmaßen wollen, die komischen Dichter im Besitze ihres verjährten Rechtes unter dem Vorwande des davon gemachten Mißbrauchs zu stören. Die gemeinen Bürger sahen es zu gerne, daß die Aristokraten (denen sie übrigens den Glanz, den sie von ihren Ahnen borgten, und die Vortheile, die ihnen Erziehung, Familienbeispiele und Vermögen gaben, nicht streitig zu machen begehrten) auf dem Theater ihrer Sterblichkeit erinnert wurden und sich gefallen lassen mußten, von einem Eupolis oder Kratinos ebenso frei behandelt zu werden als Leute aus dem niedrigsten Pöbel. In diesem Punkte nichts vorauszuhaben, gehörte zur demokratischen Gleichheit; und wenn auch die Dichter (wie nicht selten geschah) aus Parteilichkeit, Rachsucht oder Bestechung ihren Witz zum Organ eigner oder fremder Bosheit machten, so fand doch die den meisten Menschen beiwohnende unartige Neigung, emporragende Personen zu sich herabgezogen zu sehen, ihre Rechnung zu sehr dabei, als daß man daran gedacht hätte, sich selbst dieser Quelle eines für kleine Seelen so süßen Vergnügens zu berauben.

Bei solcher Bewandniß der Sache, und da überhaupt der Besitzer eines Rechts, dessen Grenzen nicht bestimmt sind, in dessen Ausübung immer weiter um sich zu greifen pflegt, artete freilich die Komödie zu Athen in eine privilegirte Lästerschule aus, wo Witz und Laune sich Alles erlauben durften, was der Neigung des großen Haufens der Zuschauer, sich an Demüthigung und Verspottung ihrer durch Ansehen und Reichthum oder Talente und Verdienste ausgezeichneten Mitbürger zu belustigen, Nahrung gab. Ein Volk, das so geneigt war, *sich selbst* nichts übel zu nehmen, setzte auch um seines eigenen Vergnügens willen den Komödienmachern keine Grenzen; und

warum nicht? Am Ende war ja doch Alles nur Spaß und Muthwillen. Ein Perikles verlor der Sarkasmen eines Eupolis wegen ebenso wenig von seinem Ansehen und Einflusse, als ein Sokrates dadurch, daß Aristophanes ihn zur lustigen Person eines seiner witzigsten und possierlichsten Stücke machte, verhindert wurde, noch vierundzwanzig Jahre lang frei und ungestört Ebenderselbe zu sein, der er vorher gewesen, ja sogar während dieses langen Zeitraums öffentliche Ehrenstellen zu bekleiden und bis an seinen Tod, an welchem Aristophanes sehr unschuldig war, im Besitze der höchsten Achtung und Liebe aller edeln und guten Menschen seiner Zeit (deren freilich nicht viele waren) zu bleiben.

Es begreift sich schon aus dem bisher Gesagten auf der einen Seite, warum die große Popularität, welche der ehmalige Lederhändler Kleon sich in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges zu erwerben gewußt hatte, unsern Dichter nicht abzuschrecken vermochte, ihn auf dem öffentlichen Schauplatze zum Ziele seines muthwilligsten Witzes zu machen; auf der andern, warum ein solcher Angriff ohne Folgen blieb und weder dem Spötter noch dem Verspotteten sonderlichen Schaden that. Indessen traten doch bei dem gegenwärtigen Stücke einige besondere Umstände ein, ohne welche Aristophanes es schwerlich gewagt hätte, die Sache so weit über das gewöhnliche Maß zu treiben und, anstatt den Kleon blos lächerlich zu machen, einen Angriff auf ihn zu thun, der das Ansehen eines Kampfs auf Leben oder Tod hat.

Wir haben schon bei den Acharnern angemerkt, daß Aristophanes aller Wahrscheinlichkeit nach im Solde der noch immer ansehnlichen aristokratischen Partei stand und, auf ihren Beistand sich verlassend, sein Talent um so getroster und freier zum Dienste dieser Partei (deren Sache damals meistens die gute Sache war) gegen die unwürdigen Günstlinge und Leiter des Volks gebrauchen durfte, da eben dieses den Athenern so beliebte Talent schon an sich selbst ihm zur Aegide diente und auch ihm eine Art von Popularität gab, vor welcher sich Jene noch mehr zu fürchten hatten als er vor der ihrigen. Bei seinem diesmaligen Hauptangriffe konnte er außer den beiden Feldherren Nicias und Demosthenes mit ihrem Anhang noch besonders auf die ganze Classe der Ritter (die zweite in der Republik), welche damals in einer Art von offner Fehde mit Kleon begriffen war, Rechnung machen; oder es ist vielmehr

zu vermuthen, daß eben diese es waren, die ihn nicht nur aufmunterten, seinen ganzen Köcher gegen den ihnen so sehr verhaßten Demagogen zu leeren, sondern ihm auch zur öffentlichen Aufführung desselben und zu dem zweifachen Siege, den er über seine Mitwerber um den Preis und über den Kleon erhielt, am Meisten behilflich waren.

So wie alle diese Umstände uns die beispiellose und wol nur in einer Republik, wie Athen damals war, mögliche Verwegenheit unsers Dichters, einen Mann wie Kleon, zwar unter einem fremden Namen, aber desto stärker und unverkennbarer bezeichnet, auf den öffentlichen Schauplatz zu stellen und ohne alle Schonung zu mißhandeln, begreiflich machen, so fällt auch auf der andern Seite die Möglichkeit, wie Aristophanes das souveräne Volk von Athen selbst in der Person eines alten schwachköpfigen, blödsinnigen, grillenhaften Spießbürgers aufstellen und durch die Zaubermacht des komischen Genius über seine eigenen Thorheiten zu lachen nöthigen durfte, in die Augen, sobald wir uns der Ursache erinnern, warum keine einzelne Person sich durch eine Satire, welche Allen gilt, wovon aber Jeder sich selbst als eine Ausnahme betrachten kann, beleidiget zu finden pflegt. Ein Tadel, eine Spötterei, ein Vorwurf, der sehr Viele zugleich trifft, kann auf Keinen schwer fallen. Je größer die Anzahl der Getroffenen, desto kleiner der Antheil, der auf jeden Einzelnen kommt; und auf dies Wenige weiß die Eigenliebe, deren gute Dienste dem Satiristen in solchen Fällen immer sehr zu Statten kommen, auf etwas unendlich Kleines herabzubringen, dessen leise, mehr kitzelnde als stechende Berührung uns nicht verhindern kann, über die moralische Person, die der Gegenstand des Spottes ist, ebenso herzlich mitzulachen, als ob wir nicht im Geringsten dabei betroffen wären.

Wollte indessen Jemand die Fühllosigkeit, die dazu gehörte, um eine so beißende Satire auf sich selbst äußerst spaßhaft zu finden, für eine Wirkung der Verdorbenheit der damaligen Athener ansehen, so wüßte ich nicht, ob mit Grunde viel dagegen zu sagen wäre. In der That findet sich häufig, daß keine Leute williger sind, ihre Unarten und Thorheiten einzugestehen und bei Gelegenheit selbst zu belachen, als Diejenigen, die am Wenigsten Lust haben, sich zu bessern.

Ich merke nur noch im Vorbeigehen an, daß ein berühmter Schriftsteller sich dieser Kömödie des Aristophanes nicht erinnert haben muß, als er bei Gelegenheit der Wolken ganz

zuversichtlich behauptete, „kein komischer Dichter habe sich unterstanden, das Volk anzutasten"; die gegenwärtige Komödie ist ein laut redender Beweis des Gegentheils.*) Aristophanes unterstand sich nicht nur dieses gefährlichen Abenteuers, sondern wagte es sogar, das Athenische Volk unter dessen eigenem Namen (*Δῆμος Ἀθηναίων*) in eben demselben Stücke aufs Theater zu stellen und lächerlich zu machen, worin er sich nicht getraute, einen Kleon mit gleicher Freiheit zu behandeln, sondern ihn blos unter der Maske und Benennung eines paphlagonischen Sclaven aufführte. Ja (was beinahe noch stärker beweiset, wie wenig sich das Volk aus solchen Facetien machte), Aristophanes hatte keine Mühe, einen Schauspieler zu finden, der die Person des Demos auf sich nahm, da er hingegen die Rolle des Paphlagoniers selbst spielen mußte, weil kein Anderer Muth genug hatte, sich durch ein solches Wagestück die Ungnade des Demagogen auf den Hals zu laden.

Ich sehe nur zu gut voraus, was für eine widerliche Wirkung die bis zum Ekel pöbelhaften Scenen zwischen dem Wursthändler und Paphlagonier und die auch in der behutsamsten Uebersetzung nicht immer und ganz vermeidlichen Obscönitäten, wovon diese Komödie (wie alle andern unsers Dichters) wimmelt, auf Leser von Geschmack und Sittigkeit machen müssen. Was ich in dieser Rücksicht für mich selbst zu sagen hätte, liegt in meinem Zwecke; zur Rechtfertigung des Dichters habe ich nichts zu sagen, als daß er für Zuhörer arbeitete, bei denen er, wie arg er es auch machte, keiner Rechtfertigung bedurfte. Unangenehm genug, daß Alles das, worin er alle andern komischen Dichter aller Völker und Zeiten hinter sich zurückläßt, eine Frucht ist, zu deren Genuß man nur auf einem oft sehr schmutzigen Wege, wo man alle Minuten über eine Pfütze wegsetzen muß, gelangen kann. Es ist aber nun einmal nicht anders. Was der scharfsinnige La Bruyère von Rabelais sagt, gilt in einem noch höhern Grade von Aristophanes: „Seine Werke sind ein monströses Gemisch von feiner, geistvoller

*) Das Volk wird in ihr nicht nur ziemlich grob angetastet, es ist sogar die Hauptfigur im Gemälde, auf welche sich alles Andere bezieht; und es muß jedem Leser in die Augen springen, daß es dem Dichter weniger darum zu thun war, den Kleon zu züchtigen, als dem Volke den Nebel von den Augen zu wischen, und durch Vorhaltung des lächerlichsten Contrasts dessen, was es war, mit dem, was es sein sollte und konnte, es, wo nicht zur Besserung, wenigstens zum Gefühl seiner Thorheit zu bringen.

Moral und schmutziger Verdorbenheit. Wo er es arg macht, hat er jeden Andern in die Unmöglichkeit gesetzt, es noch ärger zu machen: c'est le charme de la canaille; wo er gut ist, kann der leckerste Gaum kein köstlicheres Gerichte verlangen." Um zu einer solchen coena Deum[1]) zu gelangen, kann man sich ja wol eine neurömische Marmortreppe[2]) gefallen lassen.

---

[1]) Hor., Sat., II. 6. 65. – A. d. H.

[2]) Die auch so häufig verunreinigt sind. – A. d. H.

Vorbericht zur Uebersetzung der „Wolken“ des Aristophanes.[1])

Um sich aufs Vollkommenste zu überzeugen, daß Aristophanes den Vorsatz und die Absicht gehabt habe, in der Komödie, von welcher hier eine neue metrische Uebersetzung gegeben wird, nicht blos die Sophisten seiner Zeit überhaupt, sondern vornehmlich und ausdrücklich einen gewissen Sokrates, wer er auch sei — als einen abgeschmackten Windmacher und Subtilitätenkrämer — als einen gauklerischen Sophisten, der mit der Kunst, Lüge zu Wahrheit und Wahrheit zu Lüge, Recht zu Unrecht und Unrecht zu Recht zu machen, einen öffentlichen Handel treibe — als einen erklärten Verächter und Feind der Religion seines Volkes — und als einen dem Verstand und den Sitten gleich gefährlichen Verführer der Jugend — dem Gelächter, der Verachtung und dem Abscheu aller Athener und Ausländer, die diesem Schauspiele beiwohnten, preiszugeben — um, sage ich, sich zu überzeugen, daß Aristophanes diese Absicht wirklich gehabt habe, bedarf es nichts weiter, als anstatt der mühsamen Apologien, wodurch einige seiner Verehrer ihn gar zu gern von diesem Schandflecke rein waschen möchten, lieber gleich die Wolken selbst von Anfang bis zu Ende nur mit einiger Aufmerksamkeit und Unbefangenheit zu durchlesen. Sollten seine Schutzredner sich einen guten Erfolg ihrer Bemühungen zu versprechen berechtigt sein, so müßten sie beweisen können, daß es damals noch einen andern Sokrates gegeben habe als denjenigen, den das ganze griechische und römische Alterthum einstimmig für den weisesten und besten aller Men-

[1]) Attisches Museum, II. 2. S. 51—66. — A. d. H.

schen seiner und der folgenden Zeit erklärt, und daß es jener andre bisher unbekannte Sokrates, nicht dieser gewesen sei, auf welchen der satirische Dichter seine feurigen Pfeile abgeschossen habe. Aber unglücklicherweise läßt uns das ausdrückliche Zeugniß Xenophon's und Platon's, der einzigen zuverlässigen Gewährsmänner des Wenigen, was wir von der Lebensgeschichte dieses mehr berühmten als gekannten Mannes wissen, hierüber auch nicht den Schatten eines Zweifels übrig; und besonders ist das, was Plato in seiner Schutzrede für Sokrates mit dürren Worten von dieser Sache sagt, um so glaubwürdiger, da er übrigens ein so großer Bewunderer unsers Dichters war, daß dessen Komödien, wie Olympiodor versichert, nach dem Tode des Philosophen neben seinem Bette gefunden wurden.*)

Ob Aristophanes durch diesen öffentlichen Angriff auf die Grundsätze und den moralischen Charakter seines ehrwürdigen Mitbürgers die erst dreiundzwanzig Jahre hernach erfolgte Hinrichtung desselben wirklich vorbereitet und befördert habe, kann uns in Rücksicht auf seinen Zweck ganz gleichgiltig sein; genug, daß es nicht an ihm lag, wenn der attische Pöbel nicht unmittelbar aus dem Theater nach Fackeln und Feuerbränden lief und dem armen Sokrates sein kleines Häuschen über dem Kopfe ansteckte. Das Beispiel dazu hatte er gegeben; ich wüßte nicht, was er mehr hätte thun können; es wäre denn, daß man es ihm zu einem besondern Verdienst anrechnen wollte, daß er die Execution nur auf dem Schauplatze, nicht in vollem Ernste vollzogen habe.

Wie ein so rechtschaffner und weiser Mann als der Sohn des Sophroniskos, ein Mann, der nach Xenophon's Schilderung so ganz das Gegentheil von dem war, wozu ihn unser attischer Scurra macht, zu einer solchen Mißhandlung gekommen sei, und was diesen dazu gebracht haben könne, sich an dem besten Menschen seiner Zeit so schwer zu versündigen; wie es möglich gewesen, daß er einen so bekannten Mann entweder so gänzlich verkannt habe, oder, wofern er vorsätzlich und gegen seine eigene Ueberzeugung zu Werke ging, wie er sich der Gefahr habe

*) Wenn man diese Anekdote auch für keinen Beweis gelten lassen wollte, so wäre es an dem berühmten Epigramm schon mehr als genug, auf welches sich auch Brunck als auf ein sehr laut redendes Zeugniß beruft, wie sehr Plato für den Verfasser der Wolken eingenommen gewesen sei, da er keinen dauerhaftern Tempel für die Grazien kannte als die Seele des Aristophanes.

aussetzen mögen, von den Zuschauern als der schändlichste Verleumder, so zu sagen, in flagranti ertappt zu werden: über alle diese Fragen sowie über das, was mit und ohne Grund zu seiner Rechtfertigung oder Entschuldigung gesagt worden ist oder werden kann, gedenke ich meine Meinung in einer besondern Abhandlung zu eröffnen,[1]) die ich, um dem Urtheile des unbefangenen Lesers nicht zuvorzulaufen, der Uebersetzung lieber folgen als vorgehen lasse.

Die Wolken würden auch dann, wenn sie weiter nichts als eine Personalsatire auf Sokrates wären, in mehr als einer Rücksicht für eines der wichtigsten Ueberbleibsel aus dem berühmten Jahrhunderte des Perikles gelten können. Aber es war nicht die Art unsers Komikers (und vermuthlich auch der übrigen Bearbeiter der sogenannten alten Komödie), bei der losen, willkürlichen, an keine bestimmte Form oder strenge Regel gebundenen Composition ihrer witzigen Possenspiele (denn das ist doch im Grunde ihr wahrer Name) sich auf einen einzigen Zweck einzuschränken. Wie sehr Aristophanes in seinen meisten Stücken sich dem zügellosen Muthwillen seiner spottlustigen Laune überließ, so verlor er doch einen seiner hauptsächlichsten Zwecke, den Tadel der unklugen Staatsverwaltung und der verdorbenen Sitten seiner Mitbürger, die er so gern mit dem Patriotism und den Sitten der Zeiten des Miltiades und Themistokles contrastiren läßt, selten aus den Augen. Auf jene findet sich daher auch in dieser Komödie einer der stärksten Ausfälle in der zweiten Anrede des Chors an die Zuschauer; diese aber macht den eigentlichen Gegenstand und Inhalt der humoristischen Scene aus, worin er die zwei allegorischen Personen, die er Dicäos Logos und Adikos Logos benamset, als Vorfechter, Jenen des gesunden Verstandes und der guten alten Sitte, Diesen der Sophisterei und der neumodischen verderbten Sitten, ihre Sache durch ein entscheidendes Zungengefecht ausmachen läßt. Ueberdies muß es jedem Leser in die Augen fallen, daß es auch einer seiner Zwecke, wiewol keinesweges (wie uns der Verfasser der Réflexions sur le Nuées im elften Bande des Théâtre des Grecs, p. 369 s. zu überreden sucht) der Hauptzweck dieses Stücks war, an dem schwachherzigen Strepsiades und seinem unartigen Sohne ein Beispiel der gewöhnlichen Folgen thörichter Heirathen zwischen

[1]) Vgl. unten S 232 ff. — A. d. H.

Personen, die einander an Geburt, Erziehung, Gemüthsart und Lebensweise gar zu ungleich sind, und der bittern Früchte einer unverständigen Kinderzucht aufzustellen und dadurch diese Komödie, worin für die Belustigung der Zuschauer so reichlich gesorgt ist, zugleich auch lehrreich und nützlich zu machen. Denn wiewol Aristophanes ganz und gar nicht die Miene hat, als ob er sich die Sorge, seine Mitbürger wirklich weiser und besser zu machen, sehr ernstlich hätte anfechten lassen, so kannte er doch die Menschen, zumal diejenigen, die er vor sich hatte, zu gut, um nicht zu wissen, daß ein bloßer Lustigmacher, wie großes Belieben man auch an seinen Einfällen und Possen tragen mag, doch nur ein verächtlicher Mensch in den Augen des Publicums ist, und daß ein Dichter, der sich selbst respectirt, sich wenigstens das Ansehen geben muß, als ob das:

Et prodesse volunt et delectare poetae,[1])

auch seine Meinung sei.

Was die dramatische Composition der gegenwärtigen Komödie betrifft, so bin ich mit Brunck (der zwar zu große Verdienste um den Aristophanes hat, um nicht etwas mehr als gerecht gegen ihn zu sein, in diesem Punkte aber nur gerecht ist) und mit Allen, die schon vor ihm ungefähr das Nämliche gesagt haben, einstimmig, daß die Wolken bei gleich viel Witz, Laune und Genialität fleißiger und feiner gearbeitet und bei aller Simplicität des Plans, als dramatisches Kunstwerk betrachtet, besser angeordnet, organisirt, gerundet und vollendet sind als irgend eines seiner übrigen noch vorhandenen Stücke. Er selbst, der sich seines Werthes sehr stark bewußt war und sich durch den Mund seiner Chöre die Gerechtigkeit in vollem Maße zu erweisen pflegte, die ihm seiner Meinung nach von den Athenern öfters versagt wurde, erklärt diese Komödie für das beste seiner Werke und für das, worauf er am Meisten Fleiß und Mühe verwendet habe. Dieses Urtheil ist von der Nachwelt, so viel ich weiß, ziemlich einhellig bekräftigt worden; wenn auch die berühmte Anne Dacier Le Fèvre die Einzige sein sollte, die, nachdem sie ihrer eigenen Versicherung nach die Wolken bereits zweihundertmal gelesen, nicht müde werden konnte, sie wieder zu lesen, und ein so großes Vergnügen an ihnen fand, daß sie sogar den Unwillen und

[1]) Hor., Ars Poet., 333. — A. d. H.

Abscheu darüber vergaß, den man, wie sie gesteht, nicht umhin kann, gegen den Dichter zu fühlen, der sich an einem Manne wie Sokrates so unverantwortlich zu versündigen fähig war. Der Enthusiasmus dieser gelehrten und schätzbaren Frau für dieses ihr Lieblingsstück ging so weit, daß sie sich auf die Versicherung eines 600 Jahre spätern, wenig bedeutenden Buchmachers gegen das authentische Zeugniß des Aristophanes selbst überredete, diese Komödie hätte ein so großes Glück bei der Aufführung gemacht, daß die von ihrer Schönheit hingerissnen und bezauberten Athener, ohne das Ende des Stückes abwarten zu können, befohlen hätten, der Name des Aristophanes sollte auf der Stelle über die Namen seiner Mitbuhler um den Preis gesetzt werden. Der Dichter selbst, der sich so bitterlich beklagt, daß er sich den Preis von plumpen Gesellen (ὑπ' ἀνδρῶν φορτικῶν) habe entreißen sehen müssen, mußte doch wol am Besten wissen, wie sein Stück aufgenommen worden.

Doch die sonderbare Art, wie diese sonst so verständige und scharfsinnige Frau für die Alten eingenommen war, zeigt sich beinahe noch auffallender darin, daß sie, blos damit man glauben solle, Aristophanes sei auch in dieser Komödie dem in ihren Augen kanonischen Gesetze der sogenannten Einheit der Zeit getreu geblieben, ihm ein Verdienst daraus macht, die Zeit und Dauer der Handlung genau angegeben zu haben, ohne daß sie nach zweihundertmaliger Durchlesung dieses Stücks gewahr worden wäre, wie Aristophanes sich in Rücksicht auf die Zeit so wenig um Beobachtung dessen, was außer dem Zustande des Träumens selbst der behendesten Einbildungskraft möglich ist, bekümmerte, daß er z. B. dem Sokrates, um aus dem wenig gelehrigen und ganz und gar nicht vorbereiteten Pheidippides einen Meister in der Sophisterei zu machen, nicht mehr Zeit giebt, als der Chor und hernach Strepsiades nöthig haben, um dreißig Verse zu declamiren, d. i. höchstens vier bis fünf Minuten, zu einem Geschäfte, wozu, wenn der Lehrer auch ein Halbgott und der Schüler ein Wunder von Anlage und Gelehrigkeit wäre, doch wenigstens ebenso viele Tage erforderlich sein mußten. Das Wahre ist, daß Aristophanes, den die Wahrscheinlichkeit seiner Dichtungen überhaupt wenig kümmert, auf die chronologische Möglichkeit seiner Darstellungen wenig mehr Rücksicht nimmt als Shakespeare oder Lopez de Vega selbst.

So wenig als er sich um die Zeit in seinen Stücken

bekümmerte, scheint er auch an der Art und Weise, wie seine Komödien von spätern Grammatikern und Herausgebern in Acte und Scenen zerschnitten worden sind, Antheil zu haben. Wenn man sie in Acte abtheilen will, so lassen sich bei einigen ebenso gut vier und sechs Acte machen als fünf; und wie manche kommen heraus, die, zu großem Aergerniß Derer, die an den modernen Zuschnitt der Schauspiele gewöhnt sind, nur aus einer Scene bestehen? Ich habe daher für das Schicklichste gehalten, die Wolken, anstatt in Acte, blos in Scenen abzutheilen; und auch so sind ihrer nicht mehr als acht herauszubringen, wofern man ihre Anzahl nicht ohne Noth vermehren will.

Es wird auf das Wort der alten Grammatiker und Scholiasten, von welchen die Vorberichte, Inhaltsanzeigen und Anmerkungen zu den Wolken herrühren, von einigen Herausgebern viel von zwei oder gar drei verschiedenen Aristophanischen Ausgaben dieses Stücks gesprochen und daher die Frage aufgeworfen, ob das, was auf uns gekommen ist, die erste oder die zweite Originalausgabe oder vielleicht aus beiden zusammengesetzt sei. Meines Erachtens kann nicht erwiesen werden, daß Aristophanes nach der wenig günstigen Aufnahme, welche sein Stück bei der ersten Vorstellung gefunden, irgend eine beträchtliche Veränderung in demselben gemacht habe.*) Auch gesteht Brunck in seiner Zeitrechnung der Aristophanischen Komödien,**) Aristophanes habe zwar im Sinne gehabt, die Wolken im folgenden Jahre (nämlich im zweiten der 89. Olymp.) wieder zu geben; ob es aber wirklich geschehen, sei ungewiß. Daß er den Vorsatz gehabt habe, beweiset die vorhin erwähnte Anrede des Chors an die Zuschauer, worin im Namen und in der Person des Dichters über das ungerechte Urtheil der Richter große Klage geführt wird; daß es aber nicht wirklich, wenigstens nicht im zweiten Jahre der 89. Olymp., zu einer neuen Aufführung gekommen sei, scheint mir aus zwei Gründen mehr als

*) Hätte er dies gethan, so würde nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge diese zweite, stark veränderte Ausgabe die erste verdrängt haben, und wir besäßen aller Wahrscheinlichkeit nach die zweite. Daß dies aber nicht der Fall sei, erhellet schon daraus, daß nach der ausdrücklichen Versicherung eines Scholiasten die zweiten Wolken einen ganz andern Ausgang hatten als die ersten, indem zwar in diesen, aber nicht in jenen Sokrates mit seinen Anhängern in seinem eigenen Hause verbrannt wird. — [Ueber diese Frage ist nach Fr. Aug. Wolf (1812) von W. Esser, Fr. Ritter u. A. bis heute viel gestritten worden. — A. d. H.]

**) In dem Vorbericht zum ersten Theile seiner vortrefflichen Ausgabe.

wahrscheinlich zu sein: 1) weil er in den Wespen, welche in ebendiesem Jahre gegeben worden sein sollen, die obige Klage mit ziemlicher Bitterkeit wiederholt,*) und 2) weil er in der mehrbesagten Anrede an die Zuschauer von Kleon als einem nicht mehr Lebenden spricht, da doch gewiß ist, daß dieser Demagog erst im dritten Jahre der 89. Olymp. in der Schlacht bei Amphipolis (auf welche der sogenannte Friede des Nicias folgte) das Leben verloren hat.

Was es aber auch mit diesen vorgeblichen verschiedenen Ausgaben der Wolken für eine Bewandniß haben mag, so scheint doch so viel gewiß zu sein, daß diejenige, die auf die Nachwelt gekommen, nicht, wie Frau Dacier meint, die zweite, sondern die erste ist, und daß die mehrbesagte Anrede an die Zuschauer (welche augenscheinlich erst nach der verunglückten ersten Aufführung geschrieben und für eine zweite, sie sei nun wirklich erfolgt oder nicht, wenigstens bestimmt war) entweder von dem Dichter selbst, um eine Art von Rache an den Richtern seines Stücks auszuüben, oder erst in der Folge von irgend einem Verehrer der Aristophanischen Muse des merkwürdigen Inhalts und der schönen Verse wegen eingeschaltet worden.

Nun sei mir noch erlaubt, ein paar Worte von dieser meiner Uebersetzung zu sagen, welche, so viel ich weiß, die dritte ist, die in diesem Jahrhunderte in unsrer Sprache ans Licht tritt. Von der ersten, die einen mir unbekannten Joh. Justus Herwig zum Verfasser hat und 1772 bei Tobias Göbhard herauskam, ist wol das Billigste, zu schweigen. Denn wiewol ich ihr keineswegs alles Verdienst absprechen möchte, so hat sie doch immer einen Fehler, der durch nichts Anders gut gemacht werden kann, daß sie, wenigstens im Jahre 1798, nicht mehr lesbar ist. Ihr größtes Verdienst mag wol sein, daß sie vielleicht einen Gelehrten, dem der Genius und die φοβεραὶ Χάριτες des Fürsten der Komiker gewogner waren, anreizten, uns eine andere zu geben, in welcher Aristophanes selbst seinen ganzen

*) Es ließe sich zwar aus dieser Stelle vermuthen, Aristophanes beklage sich, daß seine zweite Vorstellung der Wolken ebenso ungünstig aufgenommen worden als die erste; aber in der That erklärt er sich nicht deutlich genug, daß man etwas Gewisses hierüber auf seine Worte gründen könnte. Denn man könnte mit ebenso vielem Grunde sagen, er bringe diesen ihm so schwer auf dem Herzen liegenden Unfall in den Wespen nur darum wieder aufs Tapet, weil er von jener für eine zweite Aufführung der Wolken bestimmten Herzenserleichterung, da solche nicht stattgefunden, keinen Gebrauch machen können.

Geist und alle seine Laune, gewiß nicht ohne Ueberraschung, wiederfinden würde. Ich rede von der Uebersetzung, die das Aprilstück der zu Halle bei Gebauer herausgekommenen Literarischen Spaziergänge vom Jahre 1784 ganz ausfüllt und einen der gelehrtesten und talentvollsten Koryphäen der griechischen Musen unsrer Zeit[1]) zum Verfasser hat. Unstreitig würde diese Uebersetzung der Wolken eine jede andere überflüssig gemacht haben, und mir wenigstens hätte der Einfall, mich an diesem Ulyssesbogen nach einem solchen Vorgänger versuchen zu wollen, nie zu Kopfe steigen können, wenn sich der Verfasser nicht von der Grenzlinie der Freiheit, die „der gute Geschmack" dem Uebersetzer einer Aristophanischen Komödie nicht sowol zugesteht, als zum Gesetze macht, meiner Ueberzeugung nach einen allzu latitudinarischen Begriff gemacht hätte. Doch mit ihm darüber zu hadern, stünde wol Niemanden weniger an als mir, der ihm in Rücksicht auf das bessere Verständniß des Originals so viel zu danken hat und so oft in dem Falle war, sich wörtlich an seine Uebersetzung anschmiegen zu müssen, weil sein Ausdruck gerade der einzige war, und ich es entweder für einen armseligen Stolz oder für eine lächerliche Gewissenhaftigkeit halte, lieber schlechter zu machen, als dafür angesehen sein zu wollen, daß man einem Vorgänger etwas schuldig sei.

Ich begnüge mich also, mit voller Ueberzeugung zu sagen, daß ich es kaum für möglich halte, die Uebersetzung, von welcher die Rede ist, in der Manier, die dem Verfasser beliebt hat, zu übertreffen; aber gerade diese Manier war es, was mich aufmunterte, wenigstens einen Versuch zu machen, ob ich — nicht dem Geiste — sondern nur der Zeichnung und dem Colorit des Originals in der meinigen etwas näher kommen könnte, ohne eben darüber gezwungen, steif und undeutsch zu werden. Die Arbeit war keine von der leichtesten; ich habe mein Möglichstes gethan; aber Niemand fühlt stärker als ich, wie weit ich (zum Theil ohne meine Schuld) nicht nur hinter dem Urbilde selbst, sondern sogar hinter meiner Idee von einer Alles, was man fordern kann, leistenden Nachbildung zurückgeblieben bin.

Unter den vielen Knoten, die einem Uebersetzer, der sich die Mühe nicht gar zu leicht machen will, in diesem Meisterstücke

[1]) Chr. G. Schütz in Jena. — A. d. H.

des Komikers zu schaffen machen, sind hauptsächlich einige Wörter, um welche sich gewissermaßen das ganze Stück herumdreht, und die doch in der Bedeutung, die ihnen Aristophanes giebt, schlechterdings unübersetzbar, d. h. nur durch Umschreibung oder durch quid pro quo, folglich allemal mit Verlust ins Deutsche umzusetzen sind. Die Schwierigkeit ist alsdann, jedesmal diesen Verlust auf eine oder andere Art so zu vergüten, daß weder Aristophanes noch der Leser merklich dabei verliere. Von dieser Art sind das *φροντιστήριον* und der *φροντιστής*, die *μεριμνοφροντισταί* und die *ἄμφω τώ λόγω*, der *ἥττων* und der *κρείττων*, im Munde des ungelehrten und nur einen dunkeln, schwankenden Begriff damit verbindenden Strepsiades, und der oben erwähnte *δίκαιος* und *ἄδικος λόγος*, welche der Aristophanische Sokrates als kampflustige Verfechter der guten und bösen Sache auftreten läßt. Ich werde mich in den Erläuterungen näher hierüber erklären und wünsche hier nur, daß die Art und Weise, wie ich mir nach viel darüber verlorner Zeit und Mühe endlich zu helfen gesucht habe, entweder Beifall finde oder Jemanden Anlaß gebe, besser zu machen.

In der Scene, wo Sokrates seinem alten Schüler in der Grammatik Unterricht giebt, und in der, wo Strepsiades sich mit dem Gelernten bei seinem Sohne ein Ansehen geben will, bin ich genöthiget gewesen, eine Anzahl Verse gänzlich wegzulassen, weil die frostigen und zum Theil unanständigen Späße, die ihren Inhalt ausmachen, sich um schlechterdings unübersetzbare Wortspiele drehen, die überdies nur dem attischen Pöbel genießbar sein konnten. Das Beste ist, daß man sie weglassen kann, ohne daß die geringste Lücke dadurch entsteht.

Was endlich meine Versification betrifft, so habe ich mir in gegenwärtigem Stücke aus guten Gründen etwas mehr Freiheit genommen als bei den Acharnern und Rittern. Meine in diesen gemachten Versuche haben mich überzeugt, daß Aristophanische Anapästen eine für unsre Sprache ganz und gar nicht passende Versart sind; und wenn es auch einem keine Zeit noch Mühe schonenden Versemacher, der auf der Welt nichts Anders zu thun hätte, vielleicht nicht unmöglich wäre, so gestehe ich doch, daß es mir unmöglich ist, die Anapästen unsers Dichters in gleichartige, d. i. in tetrametrische akatalektische zu übersetzen. Ich habe also den Hexameter, der unserm Ohre und unsrer Sprache angemessner ist und, wenn die Daktylen so viel möglich gehäuft werden,

beinahe ebendenselben Effect macht wie der tetrametrische Anapäst, an dessen Stelle gesetzt und glaube wohl daran gethan zu haben. Die achtfüßigen Trochäen, deren sich unser Dichter ebenfalls häufig bedient, sind zwar im Deutschen leichter nachzumachen, verursachen aber, zumal in langen Reden, eine dem Ohre sehr unangenehme Monotonie. Diese zu vermeiden und mehr Eurhythmie in diese Versart zu bringen, bin ich darauf verfallen, auch daktylische Füße in meine Trochäen aufzunehmen und Verse von ungleichem Längenmaße mit einander abwechseln zu lassen. In den Jamben, als einer unsrer Sprache vorzüglich anpassenden Versart, habe ich die Aristophanischen auch darin zum Muster genommen, daß ich sie ziemlich häufig mit anapästischen Füßen vermenge. Seltner lasse ich, nach dem Beispiele Milton's, den Vers mit einem Trochäen anfangen, welches, wenn es nicht zu oft kommt, meinem Gefühle nach eine angenehme Wirkung thut. In allen Stellen, welche eigentlich gesungen wurden, kehre ich mich, wie billig, gar nicht an die Versification des Originals, sondern begnüge mich, dem lyrischen Schwung oder melodischen Gange desselben in einer freien Art von Rhythmus so nahe zu kommen, als mir möglich ist.

Versuch über die Frage: Ob und wiefern Aristophanes gegen den Vorwurf, den Sokrates in den „Wolken" persönlich mißhandelt zu haben, gerechtfertigt oder entschuldigt werden könne.[1])

1.

Sokrates — ein Name, mit welchem wir gewohnt sind, die Vorstellung von Allem, was an einem Sterblichen das Schätzbarste und Ehrwürdigste ist, zu verbinden — Sokrates, von welchem schon zu seiner Zeit die Rede ging, daß er von dem Delphischen Apollo für den weisesten aller Menschen erklärt worden sei, den (was noch mehr ist) alle folgenden Zeiten einstimmig dafür erklärten, und dem (wenn wir uns auch ohne alle Uebertreibungen blos an die schlichte Darstellung seines Charakters halten, die uns sein edelster Zögling hinterlassen hat) wenigstens kein weiserer und besserer Mann aus Allen, die vor und nach ihm lebten, entgegengestellt werden kann — dieser Sokrates, von dem allgemein anerkannten Fürsten der griechischen Komiker als der verächtlichste philosophische Gaukler, lächerlichste Pedant und schamloseste Betrüger, Verführer der Jugend und erklärter Feind der Religion seines Landes, als ein Mensch, dessen ganze Weisheit in windichten Spitzfindigkeiten, Hirngespinnsten, Wortspielen und sophistischen Mäusefallen bestehe, im sechsundvierzigsten Jahre seines Lebens, da ihn doch wahrscheinlich zu Athen Jedermann hätte besser kennen sollen, auf die öffentliche Schaubühne gestellt — ist in der That eine Erscheinung, deren Realität uns schwerlich

[1]) Attisches Museum, III. 1. S. 57--100. — A. d. H.

irgend ein historisches Zeugniß glauben machen könnte, wofern nicht von mehr als funfzig Komödien des Aristophanes gerade die Wolken eine der elfen wäre, die der Genius der komischen Muse aus dem allgemeinen Schiffbruche der alten Komödie der Griechen gerettet hat.

Natürlicherweise entspringt aus einer so seltsamen Thatsache eine Frage, deren Beantwortung seit Plutarch und Aelian den Gelehrten, zumal den enthusiastischen Verehrern des Aristophanes, nicht wenig zu schaffen gemacht hat. Wie war es möglich, daß ein Mann wie Sokrates von einem Manne wie Aristophanes so unwürdig behandelt wurde? Wie konnte der Weise, dessen Schüler zu sein Xenophon und Plato sich zur Ehre schätzten, von einem Dichter, in dessen Seele dieser Plato selbst die Grazien ihren unvergänglichsten Tempel finden ließ — wie konnte ein so edler und guter Mann von einem Zeitgenossen und Mitbürger, dessen Werke zwar mit Denkmälern seines Hasses gegen die Bösen angefüllt sind, aber (den Sokrates und Euripides allein ausgenommen) keinem einzigen Manne von anerkanntem Verdienste Unrecht thun, so gänzlich verkannt, so schändlich und grausam mißhandelt werden?

2.

Die leichteste Art, diesen Gordischen Knoten zu lösen, wäre freilich, wenn man beweisen könnte, daß der Sokrates, der in den Wolken eine so verächtliche Rolle spielt, und Sokrates, der Sohn des Sophroniskos, zwei ganz verschiedene Personen gewesen seien. Daß dies wirklich von dem stoischen Philosophen Panätios behauptet worden, sagt uns ein unbekannter Scholiast in seiner Anmerkung zu einer Stelle in den Fröschen unsers Dichters (V. 1539—1547), worin Euripides empfindlich deswegen gegeißelt wird, daß er die Kunst der tragischen Muse vernachlässige, um seine Zeit im Umgange mit einem so windichten Schwätzer wie Sokrates zu verderben. „Panätios sagt“, dies sind die eignen Worte des Scholiasten, „das Alles gelte einem andern Sokrates.“

Wir müßten die Stelle, wo Panätios das sagte, in ihrem ganzen Zusammenhange lesen können, um uns vor allen Dingen gewiß zu machen, ob er mehr damit habe sagen wollen, als Aristophanes habe in den angezogenen Versen (und folglich auch in den Wolken) den Charakter des Sokrates gänzlich verkannt; der wahre Sokrates sei ein ganz anderer Mann ge-

wesen und dergleichen; welchen Falls er nicht mehr damit gesagt hätte, als was Jedermann glaubt, und was man ihm zugeben kann, ohne darum weniger überzeugt zu sein, daß es dem wirklichen Sokrates, dem Einzigen, dem es gelten konnte, gegolten habe. Denn wenn auch eine ganze Wolke solcher Zeugen wie Panätios uns das Gegentheil versicherten, so bedürfte es doch keines andern Gegenbeweises als der übereinstimmenden Zeugnisse Plato's und Xenophon's, die uns hierüber keine Möglichkeit eines Zweifels übrig lassen. Oder könnte man sich wol etwas Widersinnischeres denken, als daß die erklärtesten Anhänger des Sokrates sich in den Kopf gesetzt haben sollten, ihren so sehr verehrten Freund und Meister in den Wolken auf die Schandbühne gestellt zu sehen, wenn die geringste Möglichkeit gewesen wäre, eine so schmähliche Züchtigung einem Andern auf den Rücken zu schieben? Und wie käm' es, daß Panätios der Einzige gewesen wäre, der nach dreihundert Jahren (denn er war ein Zeitgenosse von Scipio und Lälius) die Entdeckung gemacht hätte, daß in der 89. Olympiade noch ein anderer Sokrates zu Athen gelebt habe, von dessen Dasein weder seine Zeitgenossen noch sonst Jemand die geringste Kenntniß genommen, ungeachtet Aristophanes sein Möglichstes gethan hätte, ihm einen Namen zu machen?

3.

Indessen war es doch vielleicht dieses unstatthafte Vorgeben, was einige der eifrigsten Verehrer des Aristophanes auf den Gedanken führte, ihm dadurch auszuhelfen, daß sie behaupteten: seine eigentliche Absicht sei nicht sowol gewesen, den Sokrates für seine eigene Person, als vielmehr die Sophisten überhaupt, eine Art von Gelehrten, die (nach Cicero's Deutung dieser damals noch ehrenvollen Benennung) aus Ostentation oder Gewinnsucht philosophirten, in ein verhaßtes Licht zu setzen und den von ihren glänzenden Talenten verblendeten und bethörten Athenern die Augen über die Folgen des Zutrauens oder der Sorglosigkeit zu öffnen, womit sie ihren Söhnen die Schulen dieser verführerischen Afterweisen zu besuchen gestatteten. Der Sokrates, dem in den Wolken so übel mitgespielt wird, ist, sagt man, blos der Repräsentant und Worthalter dieser Sophisten, deren Lehre und Einfluß unser Dichter mit Recht als eine Hauptursache der überhand nehmenden Sittenverderbniß ansah; und daß seine Wahl auf den armen, un-

schuldigen Sokrates und nicht vielmehr auf einen Protagoras oder Gorgias fiel, hatte einen dreifachen Grund. Erstens, weil Sokrates bei dem großen Haufen zu Athen wirklich für einen der spitzfindigsten Sophisten galt; zweitens, weil Aristophanes es nicht wagen durfte, sich an so angesehenen Fremden, wie z. B. Protagoras von Abdera, Polos von Agrigent, Hippias von Elea, Gorgias von Leontion waren, zu vergreifen; an Männern, die zum Theil in ihren Vaterstädten wichtige Personen vorstellten und unter einem respectabeln öffentlichen Charakter zu Athen lebten, theils von den vornehmsten Athenischen Häusern protegirt wurden und überhaupt eine dem Pöbel zu sehr imponirende Figur machten, als daß unser Dichter sich von einem directen Angriffe auf ihre Personen einen guten Erfolg hätte versprechen dürfen; da hingegen Sokrates, als ein geborner Athener, von geringer Herkunft, ohne Vermögen, Ansehen und Einfluß, sich am Ende gern oder ungern gefallen lassen mußte, die Schläge geduldig auf seinen Rücken zu nehmen, die der satirische Dichter eigentlich dem ganzen Sophistenorden zugedacht hatte, und die er ihm so reichlich und empfindlich zuzumessen um so weniger Bedenken trug, weil Sokrates (drittens) seine Verachtung und Mißbilligung des häufigen Mißbrauchs, den die komischen Dichter von ihrem Talente und der Freiheit des Theaters machten, bei jeder Gelegenheit öffentlich zu erkennen gab und Aristophanes also noch eine seiner eigenen Person und seiner ganzen Innung zugefügte Beleidigung zu rächen hatte.

4.

Ich gestehe, daß mir unbegreiflich ist, wie man sich einbilden kann, dem Aristophanes durch eine solche Wendung und Ansicht der Sache einen Dienst zu thun; denn augenscheinlich wird der Knoten, der dadurch gelöset werden soll, nur noch schärfer zusammengestrickt; der Dichter, anstatt gerechtfertigt zu werden, erscheint nur in einem desto häßlichern Lichte, und die Frage: „Wie kommen Sokrates und die Wolken zusammen?“ bleibt noch immer unbeantwortet.

„Aristophanes durfte es nicht wagen,“ sagt man, „Männer wie Protagoras, Gorgias, Hippias namentlich anzugreifen, geschweige aufs Theater zu stellen.“ Und woher sollte ihm denn diese so ganz und gar nicht in seinem Charakter liegende Furchtsamkeit gekommen sein? ihm, der kühn genug war, auf eines

der ersten Häupter der Republik, einen Abgott des Volks, im Zenith seiner Macht einen so wüthenden Angriff zu thun, wie wir in den Rittern gesehen haben? ihm, der sich nicht scheute, das souveräne Volk von Athen selbst in einem schwachherzigen und aberwitzigen alten Spießbürger personificirt auf den Schauplatz zu stellen und seinem eigenen Gelächter preiszugeben?

Gesetzt aber auch, die Sophisten wären so furchtbare Leute in den Augen des Dichters gewesen, mit welcher Stirn konnt' er einen Sokrates — gerade den öffentlichsten, erklärtesten Gegner dieser Afterweisen — zum Stellvertreter ihres ganzen Ordens machen? mit welcher Stirn ihn für den Vorsteher einer eigenen Schule ausgeben, worin er die Rabulistenkunst, Lüge zu Wahrheit und Wahrheit zu Lüge zu machen und dadurch einer schlimmen Sache den Sieg zu verschaffen, mit der niederträchtigsten Gewinnsucht um baares Geld oder einen Sack voll Mehl lehre? mit welcher Stirn ihn beschuldigen, daß er von einer angeblichen Wissenschaft der Dinge über uns und von allen Arten unnützer Spinnewebereien und läppischer Speculationen Profession mache? ihn, von dem Jeder, der ihn kannte (und er lebte doch öffentlich genug, um bekannt zu sein), wissen mußte, daß er immer gerade das Gegentheil von diesem Allem gethan hatte? Was würde man von einem Satiristen sagen, der in der Absicht, die Laster und Ausschweifungen zu rügen, die von alten Zeiten her unter einem großen Theile der hohen Klerisei im Schwange gegangen sein sollen, einen Fénélon oder Franz von Sales oder Karl Borromeo als das Ideal eines hoffärtigen, wollüstigen, herrschsüchtigen und raubgierigen Pfaffen aufstellen wollte? Wie tadelhaft auch der moralische Charakter des Aristophanes gewesen sein mag, so schamlos und verrucht war er doch schwerlich, um einer solchen Büberei fähig zu sein. Oder ließe sie sich etwa durch die Leidenschaft entschuldigen, die man bei ihm voraussetzen zu dürfen glaubt, weil Sokrates wenig persönliche Achtung für ihn zeigte und überhaupt weder von der Kunst, aus welcher Aristophanes das Geschäft seines Lebens machte, noch von der übermäßigen Freiheit, die den komischen Chören zu Athen zugestanden wurde, günstig zu urtheilen pflegte? Wie groß wir auch die Empfindlichkeit unsers Dichters über eine solche Beleidigung annehmen wollen, so mußte doch die Rache in einiger Proportion mit dem vermeintlichen Unrechte stehen, zumal da Sokrates gewiß nicht der Einzige war, der die schmutzigen

Scurrilitäten und die ekelhafte Obscönität der damaligen Komödie mißbilligte. Etliche solche Hiebe mit der komischen Pritsche, wie er ihm z. B. am Schlusse der Frösche und in den Vögeln, V. 1552—1563, giebt, wären dazu mehr als genug gewesen. Aber eine so grausame Rache, wie er (nach dieser Voraussetzung) in den Wolken sich erlaubt, kann durch keine Art von Beleidigung gerechtfertiget werden; der Mann, der sie zu nehmen fähig wäre, würde in den Augen aller Menschen von Gefühl ewig einer der verächtlichsten und hassenswürdigsten sein, die jemals die menschliche Gattung geschändet hätten.

5.

Wir werden also wol, um eine wahrscheinlichere Auflösung des Problems zu suchen, einen andern Weg einschlagen müssen; und da däucht mir, der nächste und sicherste sei, uns, so viel nur immer möglich, in Ort und Zeit, in den individuellen Charakter der Männer, über deren Sache wir richten sollen, und in ihr Verhältniß gegen einander sowol als gegen das Atheniſche Publicum, kurz, in alle die besondern Umstände hineinzudenken, welche zusammentrafen und zusammentreffen mußten, um ein solches Stück, wie die Wolken sind, möglich zu machen. Ich zweifle nicht, daß wir — ungeachtet die Rede von einer mehr als zweitausendjährigen Thatsache ist, und die Hilfsquellen, deren wir benöthigt wären, sehr unvollständig und dürftig sind — auf diesem Wege zn einem ziemlich befriedigenden Aufschlusse dieses merkwürdigen moralischen Räthsels gelangen werden. Es fragt sich also vor allen Dingen:

I. Was für eine Art von Volksbelustigung war die alte Komödie der Griechen überhaupt? Welche Freiheit, oder vielmehr welche willkürliche Ungebundenheit im Scherzen, Spotten, Persifliren und Verleumden gestattete sie den komischen Dichtern? Was war die nähere Ursache und Absicht, warum die Polizei in Athen eine geraume Zeit lang so viel Nachsicht mit der zügellosen Frechheit dieser Witzlinge trug? Hatte die öffentliche Mißhandlung eines Athenischen Bürgers auf dem Schauplatze einen merklichen Einfluß auf sein Schicksal? Und was für Folgen hatten die Wolken insonderheit für den Mann, dem so übel darin mitgespielt wurde?

II. Was für eine Vorstellung haben wir uns von der Person und dem Charakter des Aristophanes zu machen? Was

war der allgemeine, was der besondere Zweck seiner Stücke überhaupt? und wozu nöthigte ihn das Bestreben, beide zugleich zu erreichen, da keinem von beiden ohne Nachtheil des andern volles Genügen geleistet werden konnte? Was scheint der wahre Grund des immerwährenden Krieges, den er als komischer Dichter mit den verdorbenen Sitten und dem demokratischen Abderitism seiner werthen Mitbürger führt, gewesen zu sein, und wie läßt sich seine meistens ziemlich gesunde Art, über menschliche und bürgerliche Verhältnisse zu denken, mit der grenzenlosen Leichtfertigkeit und Asotie vereinigen, die alle seine Stücke mehr oder weniger besudelt und vermuthlich eine Hauptursache war, warum Sokrates seine jungen Freunde abhielt, das komische Theater zu besuchen? Hatte er wol jemals einen innern Trieb oder eine äußere nähere Gelegenheit, sich von Sokrates eine richtigere Vorstellung zu machen als die des großen Haufens der Athener? Und wenn er auch zuweilen in den Fall kam, diesen außerordentlichen Mann in der Nähe zu sehen, woran lag es, daß er ihn wahrscheinlich immer in einer schiefen Richtung und durch ein verfälschendes Medium sah?

Wenn wir erst über alle diese Punkte im Klaren sind, so wird sich die gesuchte Auflösung des Problems von selbst finden, und wir werden uns auf die Fragen:

Was war es denn eigentlich, was Aristophanes mit seinen Wolken beabsichtigte? und

Wie kam Sokrates dazu, so unwürdig von ihm behandelt zu werden?

nahezu dieselbe Antwort geben können, die ein Fremder, der im ersten Jahre der 89. Olympiade der Aufführung dieses Schauspiels beigewohnt hätte, von einem vertrauten Freunde des mißhandelten Weisen erhalten haben würde.

6.

I. Die Komödie der Griechen scheint die Form, in welcher sie unter der Benennung der alten Komödie ungefähr eine Zeit von 80 Jahren gedauert haben mag, von dem Pythagoreer Epicharmos erhalten zu haben, der unter der Regierung Hieron's I. zu Syrakus lebte und von Plato an die Spitze aller komischen Dichter gestellt wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Epicharmos die Komödie als eine gute Gelegenheit

betrachtete, an dem Hofe eines von Schmeichlern verwöhnten und verderbten Fürsten starke Wahrheiten ungestraft sagen zu dürfen, und seine Stücke zeichneten sich daher durch Sittensprüche und Maximen aus, wie sie von einem Genossen des Pythagorischen Ordens zu vermuthen sind.*) Ihr Untergang ist um so mehr zu beklagen, da der Schritt von der Epicharmischen Komödie zu der Menandrischen wahrscheinlich bei Weitem so groß nicht war als von der Aristophanischen. Daß sie weder so abenteuerlich in der Erfindung noch so zügellos ausschweifend in der Ausführung war als die letztere, läßt sich sowol aus dem Charakter des Dichters als daraus abnehmen, daß die Römer, wenn sie ihre Komödiendichter mit den griechischen verglichen, dem Epicharmos ihren Plautus sowie dem Menander ihren Cäcilius entgegenstellten.

Bei den Athenern war die glänzende und allen schönen Künsten so günstige beinahe vierzigjährige Staatsverwaltung des Perikles der eigentliche Zeitraum, worin die Komödie ihre vormals äußerst rohe Gestalt veränderte und durch einige gute Köpfe, die den syrakusischen Dichter theils zum Muster nahmen, theils zu übertreffen suchten, wenigstens so viel Bildung erhielt, daß sie von der Regierung selbst, von welcher sie ehemals nur geduldet worden war, aufgemuntert, beschützt und den öffentlichen Festlustbarkeiten der Republik beigesellt wurde.

In diesem Zeitraume war es, wo die komischen Dichter Magnes, Kratinos, Krates und Eupolis sich vor mehreren Andern hervorthaten und dem viel jüngern Aristophanes den Weg bahnten, auf dem es ihm gelang, ihnen Allen den Rang abzulaufen. Da von den Stücken dieser Komödienmacher keines bis auf uns gekommen ist, so ist ihre vermuthliche Analogie mit den Aristophanischen und die kritische Musterung, die unser Dichter sie in den Rittern**) passiren läßt, ungefähr Alles, was uns zu einem allgemeinen Begriffe von der Beschaffenheit und dem Zwecke der Komödie unter der Staatsverwaltung des Perikles, insofern er zu unsrer dermaligen Absicht nöthig ist, verhelfen kann.

Die größte Willkürlichkeit in Erfindung und Zu-

*) Die Splitter, die von seinen Werken noch übrig sind, bedeuten so wenig, daß man sich daraus keinen Begriff von denselben machen kann. — [Wir haben seit Wieland's Zeit eine klarere Einsicht in das Wesen der Epicharmischen Komödien erhalten. — A. d. H.]

**) S. Att. Mus., II. 1. S. 55–57.

sammensetzung des Süjets, die größte Zügellosigkeit einer grotesken Phantasie und eines lebhaften, aber noch ungeläuterten Witzes und die unbeschränkteste Freiheit, sich ohne Rücksicht auf Anständigkeit, Geschmack und Sittlichkeit aller nur ersinnlichen Mittel zu bedienen, um ein freies, genialisches und vorzüglich an den Bacchusfesten ganz zur leichtfertigsten Fröhlichkeit gestimmtes Volk zu belustigen und so laut als möglich lachen zu machen — machte den Charakter dieses im engsten Sinne des Wortes popularen Schauspiels aus. Götter und Helden, mythologische Personen und lebende Zeitgenossen, Staatsmänner, Feldherren und Privatpersonen von allen Ständen, Classen und Professionen waren darin der muthwillig-lustigen Laune des Dichters und seiner Zuhörer preisgegeben; je leichtfertiger, je besser; die Zuhörer wollten lachen, und der Dichter durfte Alles wagen, wenn er nur diese Forderung — zwar nicht die einzige, aber doch die erste und unerläßlichste, die man an ihn machte — zu befriedigen nie verfehlte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wohnte Perikles selbst (der sich sogar in den politischen Volksversammlungen nur bei den wichtigsten Gelegenheiten und in entscheidenden Momenten sehen ließ) diesen Volksbelustigungen äußerst selten oder niemals bei. Er und Seinesgleichen überließen sie dem Pöbel, für den sie eigentlich bestimmt waren, und dem sie in ihrer ursprünglichen Gestalt ausschließlich angehört hatten; und wiewol nicht zu zweifeln ist, daß er dem Volke, das er blos durch seine kluge Popularität beherrschte, zu Gefallen auch die komischen Chöre und das, was zu ihrer gefälligsten Darstellung erforderlich war, nicht vernachlässiget haben werde: so war doch die Tragödie, als das eigentliche Schauspiel für die gebildetere Classe, dasjenige, so er am Meisten aufmunterte, und auf dessen prachtvollste Aufführung er um so mehr Aufwand machte, da die beiden Dichter, welche zur Vervollkommung der tragischen Kunst am Meisten gethan haben, zu seiner Zeit blühten und dieses auf edlere Zwecke als Erschütterung des Zwerchfells berechnete Schauspiel nicht wenig dazu beitrug, den unter seiner Staatsverwaltung zusehends steigenden Glanz der Minervenstadt zu vermehren und eine Menge von Fremden aus allen Theilen Griechenlands zu ihren herrlichsten Festen herbeizulocken. Ueberhaupt standen die tragischen Dichter in der öffentlichen Achtung viel höher, als man gewöhnlich glaubt, über den

komischen; und dieser Umstand zeigt uns vielleicht in der Eifersucht der letztern den hauptsächlichsten Bewegungsgrund zu den ewigen Anspielungen und Parodien, wodurch sie die noch in frischem Andenken liegenden Tragödien zu einer Fundgrube lächerlicher Einfälle, possierlicher Verdrehungen und witziger oder witzelnder Scherze und Neckereien zu machen wußten.

Indessen wurde doch der Nachtheil, worin die Komödiendichter in Ansehung der öffentlichen Achtung gegen die Tragiker standen, auf einer andern Seite durch die Freiheit der persönlichen Satire, die ihnen zugelassen war, reichlich ersetzt — eine Freiheit, die schon im ersten Ursprunge der Komödie sehr groß war, aber in der Epoche, wovon die Rede ist, nach und nach ihre weiteste Ausdehnung erhielt und, wie ich anderswo schon bemerkt habe, den komischen Dichter zu einer Art von außerordentlichem Sittenaufseher machte, dessen Gerichtsbarkeit sich nicht nur über alle Arten von Lächerlichem und Ungebührlichem erstreckte, sondern der auch Lastern und Verbrechen, die entweder von der ordentlichen Obrigkeit übersehen wurden, oder vor welchen sie die Augen vorsätzlich zudrückte, durch ungescheute Nennung der Schuldigen eine Publicität geben durfte, die, wenn sie gleich keine andern unmittelbaren Folgen hatte solchen Personen doch immer einen bösen Ruf machte und die öffentliche Meinung um so mehr gegen sie stimmte, da der Dichter die Vermuthung, keinen Unschuldigen anzufallen, für sich hatte und seine Geißel gewöhnlich nur auf Menschen führte, die ihre Sache durch eine Injurienklage nicht verbessert haben würden.

Wahrscheinlich trug die vom Perikles bewirkte Verwandlung der gemischten Athenischen Staatsverfassung in eine absolute Demokratie nicht wenig bei, dieser theatralischen Ephorie oder Censur eine unbeschränktere Ausdehnung einzuräumen. Die niedergedrückte, wiewol nie gänzlich unterdrückte aristokratische Partei betrachtete sie vermuthlich als ein Gegengewicht gegen die natürlichen Folgen der Volkssouveränität bei einem so leichtsinnigen und zu Ausschweifungen aller Art so geneigten Volke wie das Athenische, die Freunde der Demokratie hingegen als ein indirectes Mittel, die durch Adel des Geschlechtes oder Reichthum oder große Talente hervorragenden Bürger in Respect zu erhalten und zu verhindern, dem Staate durch ihr persönliches Ansehen gefährlich zu werden. Perikles selbst ertrug, ohne sauer dazu zu sehen, die Wespenstiche der

Komödienmacher seiner Zeit; vermuthlich aus eben dem Grunde, warum Alcibiades es gerne sah, daß die Athener sich über seine Narrheit, einem außerordentlich großen und schönen Hunde, der ihn über 1000 Thaler gekostet hatte, den Schwanz abhauen zu lassen, lustig machten.*) Die mächtigsten Demagogen mochten es wohl leiden, daß sie ungefähr alle Jahre richtig an den Dionysien und Lenäen auf der Schaubühne ihren Theil bekamen, wohl zufrieden, wenn das Volk, das die Freiheit der Komiker als einen Zweig seiner eigenen ansah, über die Geißelhiebe, die seinen Günstlingen administrirt wurden, zu lachen sich begnügte und sie dafür desto ungestrafter thun ließ, was sie wollten. Solchergestalt fand Jedermann seine Rechnung bei dieser Ungebundenheit der komischen Muse; und wer weiß, ob nicht Sokrates selbst einen großen Theil seiner Celebrität in Griechenland der durch die Wolken des Aristophanes auf ihn gezogenen öffentlichen Aufmerksamkeit (als bei welcher ein Mann wie er nur gewinnen konnte) zu danken haben mochte. Wenigstens ist gewiß, daß diese Personalsatire, so weit sie auch getrieben war, während der drei- bis vierundzwanzig Jahre, die zwischen der Aufführung der Wolken und seiner Verurtheilung auf die Anklage des Anytos verflossen, ohne alle nachtheiligen oder unangenehmen Folgen für ihn blieb.

Die unbeschränkte Freiheit zu spotten, zu stechen und zu züchtigen, deren die Komödie sich bemächtigt hatte, ging nun durch den Wettstreit der Dichter, es einander darin zuvorzuthun, immer weiter und blieb nicht eher stehen, bis sie mit der ebenfalls wohl hergebrachten Befugniß, Zoten zu reißen und asotische Darstellungen vor die Augen der Zuschauer zu bringen, endlich auf einen so hohen Grad gestiegen war, daß die komischen Poeten, anstatt Aufseher und Bewahrer der Sitten, vielmehr Sittenverderber genannt zu werden verdient hätten, wenn an den Athenern noch etwas zu verderben gewesen und die freche Ausgelassenheit der Komödie nicht vielmehr als ein bloßer Zweig der allgemeinen Unsittlichkeit zu betrachten wäre, zu welcher Athen unter den Demagogen, die auf Perikles folgten, im Laufe des siebenundzwanzigjährigen pelo-

*) Als ihm seine Kameraden sagten, Jedermann halte sich mächtig darüber auf, daß er einen so schönen Hund so verunstaltet habe, versetzte er lachend: „Das ist es eben, was ich will. Die Athener sollen davon schwatzen, damit sie nichts Schlimmeres von mir reden."

ponnesischen Krieges herabsank, und wozu (nächst diesen beiden Hauptursachen) die ungeheure Volksmenge, die sich aus Furcht vor den Streifereien der Peloponnesier aus dem platten Lande in die Mauern der Hauptstadt zusammengedrängt hatte, das Meiste beigetragen zu haben scheint.

7.

II. In diesen Zeitraum fiel nun die erste komische Laufbahn, welche Aristophanes bald nach dem Tode des Perikles zu beschreiben anfing, und die er nicht eher verließ, bis nach dem unglücklichen Ausgange des Kriegs die von den Spartanern in Athen errichtete oligarchische Regierung der alten Komödie zugleich mit der Demokratie, ihrer Pflegemutter und Beschützerin, ein Ende machte.

Aristophanes hätte in keine Zeit fallen können, die einem Genie seiner Art günstiger gewesen wäre und ihm einen weitern Spielraum verschafft hätte, seine an kühnen, sinnreichen und überraschenden Erfindungen unerschöpfliche Einbildungskraft und seinen an komischen Einfällen, von der feinern sowol als von der burlesken, grotesken und pöbelhaften Gattung, ebenso unerschöpflichen Witz mit aller möglichen Willkürlichkeit der muthwilligsten Laune, die jemals einem genialischen Spaßmacher zu Gebote stand, nach Herzenslust herumzutummeln. Ein Dichter wie er war in diesem trübseligen Zeitraume der Republik ein wahrer Schatz für die Athener; und um allen möglichen Genuß von einem ihrem Geschmacke und ihrem Bedürfnisse so völlig zusagenden, ihrer ganzen Sinnesart so congenialischen Virtuosen der komischen Kunst zu haben, ertheilten sie ihm eine Art von stillschweigender Erlaubniß, nichts, was sie belustigen könnte, unversucht zu lassen, und räumten ihm zu diesem Ende Vorrechte ein, deren keiner von seinen Vorgängern, wenigstens nicht mit solcher Ungebundenheit, sich anzumaßen gewagt hätte. Diese hatten zwar immer ihren satirischen Witz an lächerlichen oder anstößigen und übel berüchtigten Personen ausgelassen, aber meistens nur durch einzelne, gleichsam im Vorbeigehen ausgetheilte Hiebe mit der Pritsche oder der Geißel.

Aristophanes war der Erste, der Männer wie Kleon, wie Euripides, wie Sokrates zum Ziele des beißendsten Spottes und der bittersten Personalsatire in eigenen blos dazu ausgesonnenen Stücken auf die Bühne stellte. Auch Andere vor ihm

hatten sich zuweilen gegen die vornehmsten Staatsmänner und Feldherren der Republik Freiheiten herausgenommen, aber noch immer mit einiger Zurückhaltung; und erst nachdem beim Ausbruche des Krieges das Mißvergnügen des Volks über die Maßregeln des Perikles so laut und ungestüm wurde, daß der nahe Fall dieses sonst allvermögenden und immer vom Glücke begünstigten Demagogen leicht vorauszusehen war, wagte es der Komödienmacher Hermippos (vermuthlich von Kleon dazu gedungen), seinen Huf gegen den sterbenden Löwen aufzuheben und den ersten Mann des Staats in einem frechen, beleidigenden Tone mit Vorwürfen zu überhäufen. Aber Aristophanes durfte noch mehr wagen: er brachte das gesammte Athenische Volk selbst vermittelst einer äußerst possierlichen und spöttischen Personification auf die Schaubühne und hatte Geist und Gewandtheit genug, den alten aberwitzigen und halb kindischen Demos ungestraft über seine eigenen Thorheiten und Albernheiten lachen zu machen.

Der größte Theil der Aristophanischen Komödien hat eine politische Tendenz und ist mit der beißendsten Satire bald über die Athener überhaupt, bald über ihre Regierung, über den Senat, die Heliasten, die Gerichtshöfe, die Volksversammlungen, die Feldherren, Volksredner und andere öffentlichen Beamten angefüllt. Er betrat in dieser Rücksicht einen ganz neuen Weg; seine Stücke gewannen dadurch ein Interesse, das die Komödie noch nie gehabt hatte; und da er fein und schlau genug war, die Linie, wie weit er gehen durfte, nie zu verfehlen, der Eitelkeit der Athener immer wieder zu rechter Zeit zu schmeicheln, kurz, die Pillen, die er ihnen zu verschlucken gab, so angenehm zu versüßen oder so zierlich zu vergolden, daß sie leicht genug hinuntergingen, so wußte er sich auf einem Wege, worauf vielleicht jeder Andere verunglückt wäre, die größte Popularität gerade durch die Mittel zu verschaffen, welche dem Anscheine nach das Gegentheil hätten bewirken sollen.

Man begreift nun, daß dem Manne, von dessen seltnem und unübertrefflichem Talente für ihre Lieblingsbelustigung die Athener stark genug bezaubert waren, um sogar sich selbst seinem muthwilligen Persiflage gänzlich preiszugeben, eben darum gegen jeden Andern Alles erlaubt sein mußte; und daß Aristophanes ein Jahr darauf, nachdem er den Athenischen Demos und dessen großen Günstling Kleon in den Rittern auf eine so unerhörte Art gegeißelt und verspottet hatte und

dafür mit dem schmeichelhaftesten Beifalle gekrönt worden war, sicher darauf rechnen konnte, Niemand werde es befremdlich finden, wenn er einem so unbedeutenden Privatmanne, wie der Sohn des Steinmetzen Sophroniskos und der Hebamme Phänarete scheinen mußte, ebendieselbe Ehre anthue, die er vor einem Jahre seinem Souverän in Person erwiesen hatte.

Noch ein Umstand, der nicht übersehen werden darf, ist dieser: daß die Unschädlichkeit der Personalsatire auf der komischen Schaubühne zu Athen in eben dem Maße wie die Zügellosigkeit derselben zunahm. Das Volk besuchte die Komödie, um was Neues zu sehen und zu hören und nach Herzenslust zu lachen; gleichviel über wen, über Götter oder Menschen, über den Bacchus oder den Euripides, über die Feldherren Nicias und Lamachos oder über den Lampenhändler Hyperbolos. Je derber die Satire, je leichtfertiger der Spott, je lächerlicher das Zerrbild, unter welchem Jemand aufgestellt wurde, desto vergnügter die Zuschauer. Andere dem Verspotteten und Mißhandelten nachtheilige Folgen hatte die Sache nicht. Euripides blieb, den Fröschen und Ekklesiazusen zu Trotze, einer der beliebtesten und angesehensten tragischen Dichter und Nicias an der Spitze einer mächtigen Partei; Kleon wurde bald nach Aufführung der Ritter zum Obergeneral der Armee gegen den Brasidas, und Hyperbolos, wiewol er das ewige und gemeinschaftliche Ziel aller Komiker war, zu der hohen Ehrenstelle eines Hieromnemon erwählt. Man verlangte und erwartete von dem Komödiendichter keine wahre Darstellung, keinen richtig und scharf gezeichneten Charakter; man erwartete bloße Caricaturen, die nur gerade so viel Aehnlichkeit hatten, daß man sehen konnte, wem es galt; je übertriebener sie waren, desto weniger konnten sie schaden; denn desto sicherer hielt man sich, daß Alles bloßer Spaß sei. Auch ist es eine auf die Natur der Sache und die Erfahrung gegründete Bemerkung, daß sogar in dem Falle, da eine Menge Volks gegen Jemanden äußerst aufgebracht ist, es kein gewisseres Mittel, einen solchen Menschen zu retten, giebt, als wenn man sie über ihn zu lachen machen kann.

Wiewol das bisher Gesagte sich gewissermaßen auch auf die Wolken anwenden läßt und wenigstens so viel daraus erhellet, daß Aristophanes nicht habe erwarten können, dem Sokrates sonderlichen Schaden dadurch zu thun, so wird sich doch — außer den Kunstliebhabern, welche die Ermordung

eines unschuldig zum Tode Verurtheilten nichts anficht, wenn ihn der Scharfrichter nur kunstmäßig gerichtet hat — schwerlich ein einziger unbefangener Leser der Wolken finden, dem es nicht noch immer unbegreiflich bliebe, wie der Dichter, ohne ein höchst schlechter Mensch und böser Bube zu sein, einen Mann wie Sokrates so schändlich habe mißhandeln können. Wir werden also, um dies begreiflicher zu finden, sowol mit der Person des Aristophanes als mit seinem Verhältnisse gegen den Sohn des Sophroniskos etwas näher bekannt werden müssen.

8.

Da die Nachrichten von der Person, dem Leben und den Umständen des Fürsten der griechischen Komiker, die sich aus den Werken der Alten zusammenbringen lassen, ebenso unbedeutend als sparsam sind, so sind wir, um ihn etwas näher kennen zu lernen, genöthigt, uns theils an die ziemlich naiven Geständnisse, die er seinen Zuhörern in einigen Stücken durch den Dienst seiner Chöre macht, theils an die verrätherischen Züge und Spuren seiner Sinnesart zu halten, die er, wie jeder andere Werkmeister, unvorsätzlich und unwissenderweise seinen Werken eingedrückt hat.

Wie gerecht auch der Ruhm ist, den er wegen seines entschiedenen und unnachahmlichen Talents für die komische und satirische Dichterei und Darstellungskunst seit mehr als 2000 Jahren behauptet, und wie willig die feinsten Kenner von je her die Lobrede unterschrieben haben, die er sich selbst in den Wolken und Wespen, besonders in Absicht des außerordentlichen Fleißes, den er auf die Ausarbeitung seiner Stücke wende, gehalten hat, und wovon die unübertreffliche Schönheit seiner Sprache und die Musik seiner Verse, vornehmlich in den Chorgesängen, die sprechendsten Beweise ablegen; wie ausgemacht also seine Vorzüge und Verdienste sind, wenn man ihn blos als Mann von Witz und Laune, als Meister der komischen Kunst und Günstling der fröhlichen, lachenden, reizvollen und ohrbezaubernden Sirene, die er seine Muse nennt, betrachtet: so ist doch nicht zu leugnen, daß er als Mensch von Seiten des Herzens, der Sinnesart und des sittlichen Charakters wenig oder gar keine Ansprüche an die Achtung edler und guter Menschen zu machen hatte. Ich will hier nicht wiederholen, was ich bereits in der Erläuterung VII*) gesagt habe. Wer

*) Att. Mus., II. 3. S. 77 f.

sich mit den Aristophanischen Komödien nur etwas bekannt gemacht hat und dieses Urtheil zu streng findet, mit dem werde ich nicht darüber hadern. Man streitet mit Niemand über Wohlgeruch oder Uebelgeruch, wenn er mit dem Schnupfen behaftet ist. Ein so eitler, so leichtfertiger, so wespenartiger Mensch, wie er sich uns ungescheut darstellt, ein Mensch, dem es gleichviel galt, ob das, was er sagt, wahr oder falsch, recht oder unrecht war, wenn es nur in seinen Kram taugte; ein Mensch, der so wenig Achtung gegen sich selbst und so wenig Scheu vor dem Urtheile der Besten hat, wie der Verfasser der Lysistrata haben mußte, um sie schreiben zu können, und bei dem alle andern Zwecke dem Zwecke, der Menge zu gefallen und den Pöbel lachen zu machen, dergestalt untergeordnet sind, daß er lieber seinen guten Namen aufopfert, als sich eine Gelegenheit entgehen läßt, Sackträger, Zimmer- und Schmiedebursche, Salzfischkrämer, Matrosen und den ungezogensten Theil des attischen Landvolks durch so ekelhaft schamlose Darstellungen, wie z. B. der Schluß der Irene oder die Scene zwischen Lysistrata und ihrem von der Armee zurückkommenden Manne ist, zu belustigen und zu kitzeln — ein solcher Mensch konnte (wenigstens nach meinem Gefühl und Urtheile) kein edler — so wie der Verfasser der Wolken (wenn auch sonst nichts gegen ihn zeugte) kein guter Mann sein.[1])

Daß er in allen seinen Stücken viele feine Sittenlehren vorbringt; daß er sich überall als einen erklärten Feind und unversöhnlichen Gegner solcher Männer, die er dem Gemeinwesen für schädlich hielt, darstellt; daß er den Athenern derbe Wahrheiten ins Gesicht sagt und sich bei jeder Gelegenheit für die alte Sitte und die alte Musik erklärt, wollen wir ihm nicht niedriger noch höher anrechnen, als billig ist. Alles das ist löblich; aber es ist (wenigstens in dem größern Theile seiner Stücke) bloße Nebensache und gleichsam nur ein gutes Unterfutter, womit er das lose Tarantinidion seiner hetärischen Muse ein Wenig ansehnlicher und haltbarer macht. Von seinen Kritiken, Scherzen und Spöttereien über die unweise Regierung der Republik, über die Mißbräuche und Schelmereien, die bei den Finanzen, der Polizei, der Justiz und andern Zweigen der Staatsverwaltung im Schwange gingen, kurz,

---

[1]) Dies harte Urtheil über Aristophanes wird seit Rötscher's u. A. Untersuchung schwerlich noch Jemand billigen. — A. d. H.

über die vielen und jedem Verständigen in die Augen leuchtenden Gebrechen des Staats, auf seine patriotischen und sittlichen Tugenden zu schließen, wäre ebenso viel, als wenn man z. B. die Herausgeber der meisten politischen Journale in Paris oder die Erfinder und Verfertiger der satirischen Caricaturen in London aus dem nämlichen Grunde für gar treffliche Patrioten halten wollte. Wie wenig es ihm darum zu thun war, die sittliche Besserung der Athener wirklich befördern zu helfen, hätte er doch wol schwerlich auffallender und unzweideutiger zu Tage legen können als durch den leichtfertigen Einfall, den Dikaios und Adikos Logos als Streithähne verkleidet gegen einander perorieren und witzeln zu lassen, und durch die ärgerlich-lächerliche Art, wie er zuletzt den Verfechter der guten Sache seinem schändlichen Gegner gewonnen geben läßt. Wie sollte es auch sein Ernst gewesen sein, wenn er die guten alten Sitten aus den Zeiten der Sieger bei Marathon zurückzuwünschen scheint? Sein und seiner Professionsverwandten Vortheil wär' es wahrlich nicht gewesen, wenn diese Zeit wiedergekommen wäre; und Bürger, wie sein Dikaios sie erzogen sehen will, würden seine Lysistrata schwerlich wohl aufgenommen haben.

Man glaube nicht, ihm über den Vorwurf der unartigen und zum Theil widerlich unzüchtigen Polissonnerien, womit alle seine Stücke mehr oder weniger besudelt sind, durch die große Verschiedenheit der Art, wie man damals solche Dinge angesehen habe, von der heutigen überhelfen zu können.*) Alle rechtlichen und gebildeten Leute (*καλοὶ καὶ ἀγαθοί*) zu Athen urtheilten über die Ausgelassenheit ihres komischen Schauplatzes gerade so, wie Personen dieser Art heut zu Tage davon urtheilen, so wie man versichert sein kann, daß die Hefen des Pöbels und die in gleichem Werthe mit ihnen stehenden liederlichen Leute aus den höhern Ständen in jeder dermaligen Hauptstadt Europens gewisse Scenen aus den Thesmophoriazusen und der Lysistrata, wenn sie ihnen in einer Schauspielbude, wo sie blos unter Ihresgleichen wären, mit der vollständigsten Aristophanischen Mimik zum Besten gegeben würden, eine ebenso ausgelassene Freude darüber bezeigen würden als ihre ehmaligen Brüder zu Athen.

*) So sagt z. B. Brunck: Si apud Comicum multa occurrunt, quae nostris moribus repugnant, id illi vitio vertendum non est: popularibus enim suis, non nobis, scripsit.

Das Bestreben, dem ungesittetsten Theile des Pöbels durch solche Scenen und solche Scherze, wie sie in den Aristophanischen Komödien häufig genug vorkommen, zu gefallen, würde auch dann gegen die Moralität des Dichters entscheiden, wenn es ihn einige Selbstverleugnung gekostet hätte. Aber es fällt nur zu sehr in die Augen, daß er con amore an solchen Scenen arbeitete, daß er mit der größten Behaglichkeit in diesem Schmutze herumwühlte. Bei ihm kann man sehr sicher von seinen Zoten auf seine Sitten und von seinen Sitten auf seine Gesellschaft schließen. Sollten wol Männer wie Perikles, Cimon, Nicias und Ihresgleichen — wofern auch sein Witz und die genialische Laune, die ihn vermuthlich auch im Umgange auszeichnete, ihm den Zutritt zu ihnen verschafft hätte — ihn höher als wie einen in seinem Fache vorzüglichen γελωτοποιός (Spaßmacher) und angenehmen Tischfreund geachtet oder ihn auf einen andern Fuß behandelt haben? Ich glaube es nicht. Zudem ist nicht wahrscheinlich, daß er Gesellschaften dieser Art sehr gesucht haben sollte. Personen von so freiem Geiste und losem Humor wie er hassen allen Zwang und befinden sich nirgends besser als unter Menschen, bei welchen sie nicht nöthig haben, an sich zu halten und auf sich selbst Acht zu geben, die es mit dem un poco più o meno so genau nicht nehmen, und denen man desto mehr gefällt, je freier man sich gehen läßt. Es ist also schon aus diesem Grunde nicht zu glauben, daß er gewöhnlich in der besten Gesellschaft gelebt habe. Ueberdies zeigen sich auch in seinen Werken keine Spuren, daß seine Erziehung über die damals gewöhnliche der Kinder von geringerem Stande oder seine Gelehrsamkeit und Geistesbildung über die Kenntnisse hinausgegangen wären, die aus der Bekanntschaft mit den Werken der ältern Dichter und aus Besuchung der öffentlichen Versammlungsörter, des Theaters, des Piräeus u. dergl. geschöpft werden konnten. Selbst seine natürliche Anlage und Neigung zur komischen Dichterei, die sich (seinem eigenen Geständnisse nach) schon lange zuvor, eh er einen komischen Chor in Person anführte, bei ihm geäußert hatte, entfernte ihn vom Umgange mit ernsten und gesetzten Charaktern und trieb ihn natürlicherweise in das Gewimmel des gemeinen Lebens, unter den großen vermischten Haufen von Leuten aller Arten aus den mittlern und untern Classen, wo es ihm zu allen Zeiten an einer reichen Ernte von komischen Charakterzügen, Caricaturen aller Art,

Anekdoten, Stadtneuigkeiten und andern Materialien zu künftigem Gebrauche nicht fehlen konnte, und wo er die beste Gelegenheit hatte, die pöbelhaften Späße, Schimpfreden und Zoten, die er z. B. dem Wursthändler in den Rittern und andern Personen aus der niedrigsten Classe in seinen übrigen Stücken in den Mund legt, aus der Quelle zu schöpfen.

9.

Alles dies, denke ich, ist mehr als hinreichend, uns begreiflich zu machen, wie es kam, daß Aristophanes wenig Gelegenheit gehabt hatte, sich mit der Person und dem Charakter des Sokrates in der Nähe bekannt zu machen; ja, es könnte leicht geschehen sein, daß sie einander nie in geschlossner Gesellschaft (wie wir zu sagen pflegen) oder höchstens etwa zufälligerweise bei einem großen Gastmahle in einem vornehmen Hause getroffen hätten. Das Letztere geschah (wenn Plato's Symposion als eine zulängliche Gewähr angesehen werden könnte) bei dem zweitägigen Feste, welches der Dichter Agathon aus einer für ihn ehrenvollen Veranlassung gab. Wahrscheinlich ist dieses Gastmahl, so wie es Plato beschreibt (der damals, als es gegeben wurde, noch ein Knabe war), eine bloße Erdichtung, wie der historische Theil aller seiner Dialogen. Wenn aber auch Aristophanes bei dieser Gelegenheit einer von Agathon's Gästen gewesen wäre, so würde dies gegen meine obige Behauptung nichts beweisen. Ich zweifle nicht, daß er den Sokrates öfters an öffentlichen Orten gesehen und gehört habe und mit dessen Außenseite und Allem, was ihn beim ersten Anblicke auszeichnete, ganz gut bekannt gewesen sei. Wie häufig er sich aber auch mit ihm auf diese Art zusammengefunden haben möchte, so würde der wahre innere Sokrates ihm doch immer ein Geheimniß und Räthsel geblieben sein. Denn um einen solchen Mann recht zu kennen und zu beurtheilen, muß man sein Geistesverwandter sein, sich in seinem Umgange gefallen und das, was man selbst am Meisten schätzt und liebt, an ihm erkennen. Ein guter Mensch kann wol endlich mit Zeit und Erfahrung dahin gelangen, sich zur Noth einige Vorstellung davon zu machen, wie ein verkehrter Mensch — ein verkehrter Mensch sein könne; aber man muß selbst gut sein, um in einem außerordentlich guten Menschen nicht einen verschmitzten Betrüger zu argwöhnen; so wie man selbst weise sein muß, um einen sehr weisen Mann nicht, wenigstens in seinem

Herzen, für einen großen Thoren zu halten. Daß Aristophanes den Sokrates nicht zu schätzen wußte und ihn für einen windichten Schwätzer und sophistischen Spitzkopf hielt, ist an einem Menschen, der weder philosophischen Geist noch philosophische Kenntnisse besaß, nichts, worüber sich zu verwundern wäre. Eher sollte man sich wundern lassen, daß er nicht weit mehr von den Eigenheiten des Mannes, den er lächerlich machen wollte, wußte und aus Mangel einer genauern Kenntniß seiner Person sich genöthigt sah, ihm eine Menge von so ganz falschen Zügen anzudichten, daß sein Zerrbild unkenntlich dadurch hätte werden müssen, wenn nicht die ärmliche Kleidung, die in den Zeiten der Sieger bei Marathon sehr gemeine Gewohnheit, ohne Schuhe zu gehen, das kleine Wohnhäuschen und vor allen Dingen der Name Sokrates (welcher freilich in Athen bekannter war als der Mann) das Beste dabei gethan hätten. Mir ist dies ein sicheres Merkzeichen, daß Aristophanes diesen seinen Mitbürger wenig genauer kannte, noch es je der Mühe werth gehalten hatte, ihn besser kennen zu lernen als Myriaden Bewohner von Athen, deren größtem Theile Sokrates schwerlich anders als höchstens dem Namen nach bekannt war. Denn wir würden uns sehr irren, wenn wir uns einbildeten, dieser nach seinem Tode so berühmt gewordene Mann sei in den Augen seiner Mitbürger und Zeitgenossen ebenso groß und ehrwürdig gewesen als in den unsrigen. Athen war eine sehr große Stadt und enthielt um die Zeit, da die Wolken gegeben wurden, mehrere hunderttausend Einwohner. Man kann ein sehr berühmter Mann in der Welt und doch in seiner eigenen Vaterstadt sehr unbekannt sein. Und wie hätte Sokrates unter dem Athenischen Volke Aufsehen gemacht haben sollen? er, der von Geburt nichts mehr als jeder ehrsame Bürger zu Athen, seinen Glücksumständen nach einer der ärmsten war und in den achtundvierzig Jahren, die er damals zählte, weder irgend eine ansehnliche bürgerliche oder militärische Bedienung bekleidet, noch etwas gethan hatte, wodurch man die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann? Sein Vater war ein Bildhauer, ohne Namen in seiner Kunst, und vermuthlich wenig mehr als ein bloßer Steinmetz. Sokrates lernte die Profession seines Vaters und erhielt wahrscheinlich keine andere Erziehung als die gewöhnliche aller Kinder seines Standes zu Athen. Wenn er auch nicht durch seinen Vormund um die kleine väterliche Erbschaft gebracht worden wäre, hätte er sich

doch immer genöthiget gesehen, wenigstens eine Zeit lang von der einzigen Kunst, die er erlernt hatte, zu leben. Seine eigentliche Bildung erhielt er, wie alle seine Geistesverwandten, von innen heraus; und was Anaxagoras, Archelaos, Prodikos und Andere in der Folge dazu beitrugen, war doch wol (wie sich von selbst versteht) nur bloße Veranlassung. Wie alle außerordentlichen Menschen ihren Genius haben, so führte ihn der seinige einem reichen und edelmüthigen Manne, Namens Kriton, zu, der in seiner Art vermuthlich so einzig zu Athen war als Sokrates in der seinigen. Die Unterstützung dieses edeln Freundes und Gefährten seines ganzen Lebens machte es ihm möglich, eine Kunst, für welche er keine Anmuthung in sich fühlte, fahren zu lassen, um die Vervollkommung seines eigenen Geistes und die Entwickelung der schönen Anlagen, die er an andern, besonders noch jungen Leuten entdeckte, zum Hauptgeschäfte seines Lebens zu machen.*) Sokrates hielt keine Schule, war von keiner Secte und stiftete keine Secte; aber er hatte demungeachtet immer viele lehrbegierige Jünglinge und andere Freunde um sich, mit denen er sich davon unterhielt,

quod magis ad nos
Pertinet et nescire malum est, etc.[1])

hörte dann zu, wer wollte. In den Augen des großen Haufens der müssigen und beschäftigten Athener war er ein Sophist, d. i. ein Gelehrter, ohne daß sie sich viel darum bekümmerten, was er lehre; Dieser und Jener, der gerade nichts Anders zu thun hatte, stand auch wol hin, um zu hören, was gesprochen wurde, und wenn es ihn nicht interessirte, oder wenn er's nicht verstand, ging er kopfschüttelnd davon und hielt den langen Mann mit der Silenennase in seinem nothphilosophischen Costüme für einen gelehrten Taschenspieler, der den reichen Jünglingen, die ihm mit offnem Munde zuhörten, das Geld aus dem Beutel zu schwatzen suche.

*) Es ist hier weder um eine vollständige noch kritische Biographie des Sokrates zu thun. Ich werde aber künftig Gelegenheit finden, in das verworrene Chaos von Halbwahrheiten, Widersprüchen, Lügen und Albernheiten, womit Diogenes Laërtius und andere spätere Literatoren das Wenige, was man von den Lebensumständen dieses merkwürdigen Mannes weiß, gefüttert und ausstaffirt haben, einiges Licht zu bringen.

[1]) Hor., Sat., II. 6, 72. 73. — A. d. H.

Ungefähr in ebendiesem Lichte sah ihn auch Aristophanes. Da er sich weder von ihm angezogen fühlte, noch das, wodurch er ihn hätte begreifen und schätzen können, in sich selber fand, so erklärte er sich das, was ihm in die Augen fiel, nach seiner Vorstellungsart, wie er glaubte, auf die natürlichste Weise. Sokrates sagte oft sehr ernsthafte Dinge mit einer scherzhaften Wendung und hatte sich aus der Ironie, die ihn besonders gut kleidete, eine Art von Methode oder Werkzeug gemacht, das er nach Gelegenheit so oder so gebrauchen konnte: bei dem Einen zum Unterrichte, bei einem Andern zur Selbstwehre, bei einem Dritten zum verdeckten Angriffe. Aristophanes, der hievon gehört oder vielleicht bei Gelegenheit selbst etwas davon erfahren haben mochte, legte ihm diese kaltblütige Manier zu disputiren, diese verstellte Unwissenheit, die, wenn man es mit einem hochgelehrten Allwisser und Ignoranten zu thun hat, zu vielen und oft höchst beschwerlichen Fragen berechtigt, für eine cavillatorische Art, dem Andern Fallen zu stellen und mit einer unrechten Sache Recht zu behalten, aus. Sokrates passirte für einen Sophisten, d. i. für einen Gelehrten von Profession, ging mit Sophisten um, disputirte mit Sophisten u. s. w.; also war er Ihresgleichen, speculirte wie sie über die Dinge supra nos, behauptete wie sie, daß ebendasselbe wahr und falsch zugleich sei, nahm wie sie keinen innern Unterschied zwischen Recht und Unrecht an, glaubte nicht an die Götter des Landes und dergl. Sokrates war arm, trieb kein Gewerbe und hatte doch sich und eine Familie zu ernähren: wovon hätte er also leben sollen, wenn er sich nicht, wie andere Sophisten auch, von seinen Lehrlingen hätte bezahlen lassen? Er lehrte also um Gewinnstes willen u. s. w. Wenn diese Art zu schließen weder der Logik noch der Gewissenhaftigkeit unsers Komikers große Ehre macht, so ist wenigstens nicht zu leugnen, daß sie sehr gewöhnlich ist, und daß unzählige Urtheile, die man im täglichen Leben aussprechen hört, auf keinem festern Grunde stehen. Gewöhnlich hat das Herz (worunter ich hier Gemüth, Leidenschaft, vorgefaßte Zu- oder Abneigung, Sympathie und Antipathie begriffen haben will) an den Urtheilen, die wir von unsern Mitbürgern und Zeitgenossen fällen, mehr Antheil als der Kopf. Wem wir, es sei nun, aus welchem Grunde es wolle, günstig sind, an dem sehen wir Alles in einem milden und verschönernden Lichte; und umgekehrt, pflegt nicht etwa nur Groll oder Feindschaft oder Empfindlichkeit über er-

littene wirkliche oder vermeinte Beleidigungen, sondern schon der bloße Mangel an Sympathie und persönlicher Zuneigung bei den Meisten, auch ohne daß sie sich dessen allezeit bewußt sind, die Wirkung zu thun, daß sie es in ihren Urtheilen über eine Person mit zu viel oder zu wenig so genau nicht nehmen und immer geneigter sind, ohne Untersuchung das Schlimmere von ihr zu denken und zu reden, als daß sie sich die Mühe nehmen sollten, nachzuforschen, ob Wahrheit und Billigkeit ihnen nicht ein milderes und behutsameres Urtheil zur Pflicht machen könnten. Kommt dann noch vollends dazu (wie dies der Fall zwischen Aristophanes und Sokrates war), daß Jemand, für den wir keine persönliche Anmuthung noch Achtung fühlen, der Freund eines Mannes ist, den wir nicht leiden können, oder daß er uns Beweise seiner geringen Meinung von uns und dem, worauf wir unsre angelegensten Ansprüche gründen, gegeben hat, so ist (wenigstens an einem Menschen, wie wir uns den Aristophanes von Seiten seines sittlichen Charakters vorzustellen überflüssige Ursache haben) nichts natürlicher, als daß er sich gegen eine solche Person Alles, wodurch er sie lächerlich und verächtlich machen kann, für erlaubt halten wird.

Was ich von dem Charakter unsers Dichters und von seinem vermuthlichen persönlichen Verhältnisse gegen Sokrates bisher behauptet habe, vorausgesetzt, wird man sich nun die moralische Möglichkeit, wie er kein Bedenken tragen konnte, einem in unsern durch das Medium von mehr als 2000 Jahren sehenden Augen so ehrwürdigen Manne so leichtfertig, wie er in den Wolken gethan hat, mitzuspielen, um so leichter vorstellen können, wenn man noch hinzudenkt: daß, ob es gleich dem komischen Schalke ganz angenehm sein mochte, sein Müthchen bei dieser guten Gelegenheit an einem Manne, von dem er sich persönlich und auf der empfindlichsten Seite beleidigt hielt, kühlen zu können, sein Hauptzweck bei den Wolken dennoch keinesweges war, dem Sokrates weh, geschweige Schaden zu thun.

„Und was war denn sein Hauptzweck?" werden Viele fragen, denen diese Behauptung nach allem Vorhergegangenen unerwartet und paradox klingen mag. Die Antwort liegt dem Fragenden so nahe und ist so sehr das Erste, was einem Jeden sogleich einfallen sollte, daß sie, wiewol die einzig wahre, doch vielleicht eben deswegen den Wenigsten einfallen wird.

Also, kurz und gut, sein erster und letzter Zweck, der, dem

bei jedem seiner Stücke alle andern untergeordnet waren, war auch bei den Wolken kein anderer als — seinen Zuschauern in möglichst hohem Grade zu gefallen, sie recht oft und laut lachen zu machen und über seine Mitbewerber den Sieg davonzutragen. Darum allein war es ihm am Ende zu thun, und hätte er die satirisch-komische Darstellung des Sokrates nicht für ein unfehlbares Mittel gehalten, diesen Zweck zu erreichen, so würde Sokrates wol gute Ruhe vor ihm gehabt haben. Man erlaube mir, etwas ausführlicher vorzutragen, wie ich mir die Sache vorstelle, und dadurch zugleich das bisher Gesagte unter einen Gesichtspunkt zu bringen.

Aristophanes hatte sich seit einigen Jahren der Profession, Komödien für die Athener zu machen, mit dem entschiedensten Talente gewidmet. Seine ersten Stücke waren mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. Er hatte dem Kratinos selbst, der (wie es scheint) in vieljährigem Besitze der ersten Stelle unter den komischen Dichtern seiner Zeit gewesen war, den Rang abgelaufen. Es kam nun darauf an, sich auf seinem Posten zu erhalten, und dies war selbst für einen Künstler wie er keine leichte Sache. Kratinos, so lange der Günstling des komischen Publicums zu Athen, mußte, als ein alter Athlet, der jetzt gleichsam auf Leben und Tod mit ihm zu kämpfen entschlossen war, ihm noch immer furchtbar sein; auch scheint er unter seinen jüngern Nebenbuhlern den Eupolis, der ungefähr von gleichem Alter mit ihm war und ihm von Horaz und Quintilian an die Seite gesetzt wird, für desto gefährlicher gehalten zu haben, je mehr er ihn zu verachten affectirt. Ueberdies war das Publicum, für welches er arbeitete, nicht leicht zu befriedigen. Die Athener verlangten nicht nur immer etwas Neues, Seltsames und Unerhörtes; in einem Stücke, das ihnen gefallen sollte, mußte sich Witz und Laune mit gesunder Urtheilskraft, das Abenteuerliche und Groteske mit Natur und Wahrheit, das Possenhafte mit dem feinen Komischen paaren; das Salz, womit es durchwürzt sein mußte, konnte nie scharf genug sein; und wenn gleich Belustigung der erste Zweck des Zuschauers war, so wollte er doch auch aus dem muthwilligsten Possenspiele etwas Nutzbares zur Lehre, zur Warnung und zur Züchtigung mit nach Hause nehmen. Aristophanes selbst hatte sich das Geschäfte durch seine bisherigen Siege schwerer gemacht. Es war nicht genug, sich gleich zu bleiben; man wollte natürlicherweise, daß er sich immer selbst übertreffen und an jedem

wiederkehrenden Bacchusfeste mit einem neuen Werke erscheinen sollte, das noch unerhörter, noch witziger, noch pikanter und leichtfertiger, kurz, in allen Stücken, die zu einer guten Komödie erfordert wurden, noch vollkommner wäre, als was man schon von ihm gesehen hatte. Die Acharner und die Ritter, die ungefähr in eines Jahres Frist auf einander folgten, hatten großen Succeß gehabt. Beide waren durchaus auf einen politischen Zweck angelegt: jene, den Athenern die schleunigste Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu empfehlen, diese, ihnen die Nothwendigkeit, ihre Staatsverwaltung in bessere Hände zu legen, anschaulich zu machen; beide, sie auf die vielfachen Gebrechen ihrer Regierung und Staatswirthschaft aufmerksam zu machen. Unmittelbar auf diese politischen Stücke wieder mit einem solchen aufzuziehen, war in keiner Hinsicht rathsam. Nicht nur die Ausführung, der Stoff selbst mußte etwas ganz Neues aus einem andern Fache, aber auch so beschaffen sein, daß sein Witz darin den freiesten Spielraum erhielt, und daß er zugleich alle seine Kunst auf die vortheilhafteste Art zeigen konnte. Denn wie hätte es ihm unbekannt bleiben können, daß der alte Kratinos, über dessen kläglichen Verfall er sich in den Rittern in einem so komisch-empfindsamen Tone lustig gemacht hatte, alle seine noch übrigen Kräfte zusammenraffen wollte, um ihm zu zeigen, er habe deren noch genug, dem rüstigsten Gegenkämpfer die Krone streitig zu machen? Kurz, es galt eine große Wette, und man sieht aus dem ganzen Tone seiner für eine zweite Vorstellung der Wolken bestimmten Anrede an das Publicum, wie wichtig ihm die Sache gewesen war. Sein erfindungsvoller Genius ließ ihn nicht im Stiche. Er fand eines der reichhaltigsten Süjets auf, das je auf die komische Bühne gebracht worden ist: eine Fabel, worin er die schlimmen Folgen einer Heirath über seinen Stand und einer modischen Erziehung der Kinder und den heillosen Einfluß der damaligen Modephilosophie auf die Denkart und Sitten der jungen Leute, zugleich und in ihrer Beziehung auf einander, in einem sehr auffallenden Lichte darstellen konnte. Die Modephilosophie auf diese Weise zu persifliren und dem öffentlichen Gelächter preiszugeben, war ein desto glücklicherer Gedanke, da ihn der Geist Capriccio, der noch keinem andern Sterblichen so gerne und oft zu Gebote stand wie ihm, außer der possierlich-ernsthaften Kampfscene der beiden als Streithähne verkleideten Repräsentanten der guten und der schlimmen Sache in dem höchst genialischen Einfalle, die Wolken

zu den besondern Schutzgöttinnen der Philosophen zu machen, einen Chor finden ließ, der eine ganz neue Erscheinung auf dem Schauplatze war und Gelegenheit zu seltsamen, die Augen des gaffenden Haufens in ein possierliches Erstaunen setzenden Masken, Decorationen und Aufzügen gab, von denen er billig erwarten konnte, daß sie eine treffliche Wirkung thun würden. Nun kam es nur noch darauf an, einen Philosophen ausfindig zu machen, der dazu geeigenschaftet wäre, sich alle Lächerlichkeiten, Ungereimtheiten und Niederträchtigkeiten, womit dieser Charakter überladen werden sollte, aufhalsen zu lassen. Die Protagorasse, Gorgiasse, Hippiasse und ihresgleichen waren zu vornehm dazu, und eine unbekannte oder gar nur erdichtete Person hätte den gehörigen Effect nicht gemacht. Vermuthlich blieb Aristophanes nicht lange verlegen, wo er den Mann, den er nöthig hatte, suchen sollte. War nicht der Sohn des Steinhauers Sophroniskos bei der Hand, mit dem er ohnehin noch ein Hühnchen zu pflücken hatte? Der hatte (seiner Meinung nach) Alles, was zu einem Sophisten oder Phrontisten, wie er einen in seinem Stücke brauchte, erforderlich war; man sah ihn häufig an öffentlichen Orten, sein Aeußerliches, seine Physiognomie hatte viel Ausgezeichnetes, Jedermann kannte ihn von Person; überdies war er, wiewol er die Nase hoch genug trug, ein armer Schlucker und mußte ihm noch Dank dafür wissen, daß er ihm zu einer Art von Celebrität im ganzen Griechenlande verhalf. Ob Alles, was er ihm nachsagte, so genau paßte — ob ihm nicht hier und da zu viel geschah — kümmerte den witzigen Caricaturmaler wenig. Was konnt' es dem Manne schaden? Alles war ja am Ende nur Spaß, und seine Schultern waren breit genug, um so was zu tragen. Theilte er nicht auch bei jeder Gelegenheit rechts und links aus? Hatte er sich nicht an der komischen Muse selbst gröblich versündigt? Genug, er war ein Sophist so gut wie Andere und schickte sich am Besten dazu, die Hiebe auf seinen derben Rücken zu nehmen, die der ganzen Innung galten. So ungefähr sah unser genialischer Dichter die Sache an, und nun machte er sich eifrig und frohen Muthes über das Werk her. In der Ausführung geht man bei Arbeiten dieser Art gewöhnlich immer weiter, als man gedacht hatte, ein possierlicher Einfall weckt den andern; ein satirischer Kopf braucht, um die boshaftesten Einfälle zu haben, kein böses Herz; und einem Menschen, wie Aristophanes vermuthlich war, ist genug, daß er die Meinung von Jemand hat, er verdiene eine Züchtigung, um es mit mehr

oder weniger, gelindern oder schärfern Hieben, die er ihm administrirt, so genau nicht zu nehmen. Kurz, wenn unser Dichter je ein Stück con amore machte, so waren's die Wolken, und man braucht nur seine vorangezogene Anrede an die Zuschauer mit einigem Bedachte zu lesen, um zu sehen, daß er, weit entfernt, sich auch nur im Mindesten Böses dabei bewußt zu sein, überzeugt war, sein Bestes gethan und ein Kunstwerk aufgestellt zu haben, das eine bessere Aufnahme verdient hätte, als ihm widerfuhr. Denn es erhellet aus allen Umständen, daß er sich eher alles Andern versehen hätte, als daß sein Lieblingsstück, woran er mit so großem Fleiße gearbeitet, und das noch jetzt für das vollkommenste seiner Werke anerkannt wird, das Unglück haben sollte, nicht nur der Flasche des Kratinos, sogar dem Konnos des Ameipsias nachgesetzt zu werden.

Ob und inwieweit unser Dichter durch dies Alles gerechtfertigt oder entschuldigt werde, bleibt nun dem Urtheile des Lesers anheimgestellt. Mir war es weder um das Eine noch das Andere, sondern blos darum zu thun, wie Aristophanes selbst aller Wahrscheinlichkeit nach sich die Sache gedacht haben müsse, um das, was er sich gegen Sokrates erlaubte, vor sich selbst zu rechtfertigen. Ein Hauptumstand, der hiebei nicht übersehen werden darf, ist, daß der Dichter den Philosophen (wie man den Sokrates, vielleicht etwas uneigentlich, zu nennen gewohnt ist) nicht in dem Lichte sah noch sehen konnte, worin er (vornehmlich durch die Bemühungen Plato's und Xenophon's) der Nachwelt erscheinen mußte; aber dazu kommt noch, daß er ihn auch nicht in dem Lichte sehen konnte, worin er einem Theile seiner Mitbürger und Zeitgenossen erschien. Kurz, er sah ihn aus einem schiefen Gesichtspunkte, in einem falschen Lichte und dabei noch mit gelbsüchtigen Augen. Daß er ihm großes Unrecht that, ist etwas längst Ausgemachtes und liegt am Tage; daß er ihm nicht Unrecht thun wollte, noch Unrecht gethan zu haben glaubte, scheint mir nicht weniger wahr und ist wol das Statthafteste, was zu seiner Entschuldigung geltend gemacht werden kann.

Vorbericht zur Uebersetzung der „Vögel" des Aristophanes.[1])

Diese Komödie, nach Samuel Petit's Ausrechnung die neunundreißigste, welche Aristophanes auf die Schaubühne gebracht, wurde im zweiten Jahre der 91. Olympiade, unter dem Archontat des Chabrias, an den Frühlings-Dionysien aufgeführt. Um den ersten Preis kämpfte sie mit den Komasten des Ameipsias und dem Monotropos des Phrynichos, erhielt aber trotz der lächerlich-furchtbaren Rache, womit der Chor am Ende des zweiten Zwischenacts die Richter bedroht, nur die zweite Stelle. Die Zeit hat gerechter geurtheilt als die Athenischen Kampfrichter; von den Komasten und ihrem gekrönten Urheber ist nichts als der Name übrig geblieben; die Vögel des Aristophanes werden, so lange die griechische Sprache sich erhalten wird, von Allen, denen die attischen Grazien hold sind, mit hohem Vergnügen gelesen werden.

Um die damalige politische Lage der Athener dem Leser, der mit der Geschichte des alten Griechenlandes nicht unbekannt ist, in Erinnerung zu bringen, bemerken wir hier nur, daß dieses Stück im fünften Jahre seit Erneuerung des durch den Frieden des Nicias (Olympiade 89, 4) nur auf kurze Zeit unterbrochnen peloponnesischen Krieges und in ebendemselben Jahre geschrieben und aufgeführt wurde, da die Athener, von einigen glücklichen Erfolgen aufgebläht, sich von ihrem Lieblinge Alcibiades hatten überreden lassen, ihn mit einer ansehnlichen Kriegsmacht zur Eroberung von Sicilien abzusenden, aber, sobald er sich von Athen entfernt hatte, nach ihrer leicht-

[1]) Neues attisches Museum, I. 3. S. 51—54. — A. d. H.

sinnigen Wankelmüthigkeit und Inconsequenz von seinen zurückgelassnen Feinden verleitet worden waren, ihn wieder zurückzuberufen und wegen eines ihm angeschuldeten zweifachen Frevels gegen die Religion vor ihr peinliches Gericht zu laden. Das gegenwärtige Schauspiel wurde bald nach diesem Ereignisse, aber einige Monate vor dem unglücklichen Ausgange jener Unternehmung gegen Sicilien geschrieben, in einem Zeitpunkte, wo die politische und sittliche Verdorbenheit der Athener einen Grad erreicht hatte, der den nahen Fall ihrer vor fünfundzwanzig Jahren unter der Staatsverwaltung des Perikles noch so blühenden und mächtigen Republik beinahe unvermeidlich machte.

Von dem, was Aristophanes mit diesem bei allen seinen vorsätzlichen Ungereimtheiten höchst genialischen und sinnreichen Possenspiele eigentlich beabsichtigt habe, und von dem wahren Schlüssel zu der Allegorie, welche demselben zum Grunde zu liegen scheint, wird am Füglichsten die Rede sein können, wenn wir das Stück selbst vorangeschickt und den Leser, ohne sein Urtheil zum Voraus durch fremde Meinungen und Deutungen zu verwirren oder zu verfälschen, vor der Hand seinem eigenen unbefangenen Sinne und dem Eindrucke, den das Ganze auf ihn machen wird, überlassen haben werden. Auf diese Weise wird er, dünkt uns, am Geschicktesten sein, hinterher zu urtheilen, welche von den verschiedenen Auslegungen der Wahrheit vermuthlich am Nächsten komme.[1])

---

[1]) Erläuterungen zu den Vögeln gab Wieland nicht. — A. d. H.

Zu Proben zweier metrischen Uebersetzungen des Theokrit von B... n und Conz.[1])

I.

Der Verfasser dieser Proben einer schon fertig liegenden Uebersetzung des Theokrit wünscht durch diese Ausstellung das Urtheil der Kenner über seine Arbeit zu erfahren. Ohne diesem vorgreifen zu wollen, begnüge ich mich (da eine detaillirte Beurtheilung hier nicht schicklich scheint) zu sagen, daß ich dem Verfasser so viel Liebe zu Theokrit zutraue, daß er sich weder Zeit noch Mühe dauern lassen wird, sich so tief als möglich in sein Original hineinzustudiren, seine Nachbildung in unsrer (gegen die griechische) so ungeschmeidigen und unmusicalischen Sprache noch oft mit dem Original und andern, besonders den Vossischen Uebersetzungen zu vergleichen und die Hand nicht eher von seinem Werke abzuziehen, bis er die gänzliche Unmöglichkeit fühlt, der unerreichbaren Anmuth und Zierlichkeit Theokrit's in jeder einzelnen Stelle, in Wahl und Stellung der Worte, in der Versification und in allen den Kleinigkeiten, wovon die Lieblichkeit der Theokritischen Gesänge (auch ohne Rücksicht auf andere wesentliche Schönheiten) abhängt, noch näher zu kommen.

Das Werk ist schwer,
Allein dabei auch Ehre zu erwerben!

II.

Herr Conz scheint mir des eigenthümlichen Charakters des Theokritus sich in dieser Uebersetzung so glücklich bemächtigt zu haben, daß ich hoffentlich nicht der Einzige bleiben werde, der ihn zur Erfüllung seines Versprechens ermuntert, uns, wo nicht alle, doch die schönsten Idyllien dieses in seinem Fach unübertrefflichen Dichters so verdeutscht zu schenken. Indessen sei mir (ohne die Sorgfalt, womit Herr Conz seinen Hexameter gearbeitet

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1792, I. S. 339; III. S. 126f. — A. d. H.

zu haben versichert, zu verkennen) erlaubt, ihm diesen Theil seiner, wenn sie gelungen ist, zwar sehr angenehmen, aber, bis sie gelungen ist, sehr mühevollen Arbeit vorzüglich zu empfehlen. Denn ich finde in dieser Probe doch hier und da noch einen Vers, der der Feile bedarf oder auch wol noch einmal auf den Amboß gebracht werden sollte. Von dieser Art ist, nach meinem Ohre wenigstens, der 120. Vers:[1])

> Aepfel, Dionysos' Gabe, bei **mir** für **Dich**, um die Stirne
> Einen Pappelkranz u. s. w.

Da weder auf mir noch Dich ein Accent gehört, so fällt dieser Vers wegen der vielen auf einander folgenden weder langen noch kurzen einsilbigen Wörter dem Ohre widerlich auf; nichts von der harten und unsrer Sprache gar zu fremden Ellipsis in der Redensart bei mir für Dich zu erwähnen. Auch dem 84. und 85. Vers giebt eine Folge von 10 einsilbigen Wörtern hinter einander[2]) etwas Hartes, wiewol es durch die naive Proprietät der Redensart gemildert wird und durch geschicktes Recitiren leicht unmerklich gemacht werden kann. In dem Refrain:

> Drehhals, dreh Dich und banne das Männchen zum Hause mir
> daher,

ist dāhĕr statt dăhēr schwer zu ertragen, zumal da man nicht daherbannen, sondern herbannen sagt. Besser, wiewol auch nicht zum Besten, kläng' es vielleicht: „und banne das Männchen (den Jüngling) zu mir in mein Haus her". Ob die Uebersetzung nicht hier und da dem Original noch genauer anzupassen wäre und dadurch gewinnen würde, ingleichen die Rechtfertigung einiger vorsätzlichen Abweichungen von demselben, z. B. in dem zweiten Refrain:

> Hehre Selene, vernimm, wie meine Liebe begonnen,

anstatt:

> Sage mir, hehre Selene, woher die Liebe mich ankam!

wie Theokrit, vermuthlich mit gutem Bedacht, die vor Liebe ein Wenig wahnsinnige Simätha sagen läßt — stelle ich dem geschickten Uebersetzer selbst anheim.

---

[1]) Conz hatte die zweite Idylle übersetzt. — A. d. H.

[2]) „Auch kann ich nicht, wie ich nach Haus kam, Mich entsinnen." — A. d H.

Aesopus und Solon.[1])

Als der berühmte Gesetzgeber der Athenienser, Solon, dem Könige Krösus, den er zu Sardes besuchte, gewisse Wahrheiten gesagt hatte, die, seitdem es Könige giebt, kein König gerne gehört hat, wovon dann eine ganz natürliche Folge war, daß der König ihm kaltsinnig den Rücken zukehrte und den Hofleuten über die Verwegenheit oder Blödigkeit des Atheniensers die Haare zu Berge stunden: sagte Aesopus zu ihm: „Solon, entweder man muß den Königen aus den Augen bleiben oder ihnen nichts als angenehme Dinge sagen." — „Sprich lieber," versetzte Solon, „man muß sie entweder meiden oder ihnen nichts sagen, als was ihnen nützlich ist."

Wer von den beiden weisen Männern hatte nun Recht?

Ich denke, sie hatten Beide Recht.

Wer den Großen gefallen will, muß sich ihnen angenehm machen können; und wer ihnen wichtig werden will, muß ihnen — aber freilich auf ihre Weise — nützlich sein. Ohne das Eine oder das Andere, was sollen sie mit Euch anfangen?

Aber, aufrichtig zu sein, mich dünkt, auch in diesem Stücke (wie in so vielen andern) sind die Großen um kein Haar anders gemacht als alle andern Menschenkinder.

„Der Talente sind zweierlei," sagte der Ueberwinder Persiens, Themistokles. „Einer kann schön pfeifen,

[1]) Wieland's Kleinere prosaische Schriften, 1785 und Neue, verbesserte Ausgabe (1794), I. S. 328f. — A. d. H.

ein Andrer kann aus einer kleinen Stadt eine große machen." Zuweilen trägt die Natur auch wol Belieben, einen Dritten hervorzubringen, der Beides kann. Aber, „wer Keines von Beiden kann," sagt D. Swift, oder (um deutscher zu reden) „wer weder was Angenehmes noch Nützliches kann, verdient mit einem Tritt vor den H. aus der Schöpfung hinausgeschupft zu werden."

Und das muß wahr bleiben!

Etwas von der Goldmacherei des Demokritus von Abdera.[1])

Es gehört bekanntermaßen unter die Vorrechte der Gelehrten, daß sie nicht nur über Alles, was sie wissen und verstehen, sondern auch über Alles, was sie nicht wissen und nicht verstehen, reden und schreiben dürfen, was ihnen beliebt und so viel ihnen beliebt. Das Papier nimmt Alles an, und die Ehrerbietung der Ungelehrten vor gedruckten Büchern ist viel zu groß, als daß die Gelehrten, sobald sie mit einer gewissen zuversichtlichen Miene über Sachen dogmatisiren, wovon sie nicht ein Jot mehr wissen als der Unwissendste unter ihren Lesern, Gefahr laufen sollten, so leicht entdeckt und für ihren Muthwillen bestraft zu werden.

Ich meines Orts habe mir zwar schon lange zum Gesetz gemacht, mich des besagten Vorrechts so wenig als möglich zu bedienen; indessen finde ich doch, daß man es nicht allezeit vermeiden kann, und ich sehe mich wirklich in der Nothwendigkeit, etwas über die Alchymie des Demokritus zu sagen, wiewol ich heilig versichern kann, daß ich davon nicht ein Wort mehr weiß, als der gelehrte Ungenannte,*) der mich dazu nöthiget. Der ganze Unterschied zwischen dem Ungenannten und meiner Wenigkeit (was nämlich diesen Punkt betrifft) besteht darin, daß ich mir meiner Unwissenheit in dieser Sache wohl bewußt bin, und daß er hingegen sehr viel davon zu wissen glaubt.

*) Verfasser des Artikels Demokritus im Magazin für Aerzte in dessen erstem Stücke.

[1]) Teutscher Merkur 1775, II. S. 172—177 (Nr. 4 der Miscellaneen). — A. d. H.

Ich hatte mir die Freiheit genommen, in der Geschichte der Abderiten den berühmten Arzt Olaus Borrichius eines Abderitismus zu beschuldigen, weil er behauptet, daß Demokritus den Stein der Weisen gehabt habe, und weil er zum Beweis dessen sich auf des Demokritus Buch Vom Steine*) berufen.

Dies nimmt nun der Ungenannte sehr übel und giebt mir wegen dieser Uebereilung in einer Note zu seinem Text (S. 15 des 1. St. des Magazin's für Aerzte) einen tüchtigen Verweis. Er macht mir eine Sünde daraus, daß ich den ehrlichen und in seiner Art wirklich großen Mann Borrichius einen Abderiten gescholten; er, der auf der nämlichen Seite den gewiß ebenso ehrlichen und in mehr als einer Art wenigstens ebenso großen Mann, Hermann Conring, und mit ihm alle Gelehrten, welche den Zosimus und Synesius erst ins vierte Jahrhundert nach Christi Geburt setzen, Abderiten schilt. Die Gründe, warum die Gelehrten dies thun, sind sehr triftig. Hingegen kann nichts Abderitischers sein als die Gründe, warum Borrichius glaubt, daß des Demokritus Buch *Περὶ τῆς λίϑου* vom Stein der Weisen gehandelt habe. (Vid. seine Sapientia Hermetis etc. a Conringii Animadvers. vindicata, p. 69.)

Ich bekenne hier öffentlich vor der ganzen Welt, daß ich — da es unmöglich ist, daß ich omne scibile selbst gelesen und selbst untersucht habe — in dem Wenigen, was ich von der Philosophie, Magie und Alchymie des Demokritus gesagt, theils lediglich meinem eignen Menschenverstande, theils den Urtheilen notorisch großer Gelehrten, als Salmasius, Conring, Le Clerc, Bayle, Fabricius, Heumann, Brucker u. A., gefolgt bin. Und was meinen Unglauben an die Goldmacherkunst des Demokritus betrifft — ein Verbrechen, dessen Schuld ich beinahe mit allen Gelehrten in Europa theile — so dächt' ich, es wäre wenigstens billig gewesen, daß der Ungenannte in Erwägung gezogen hätte, daß (aus sehr vielen Gründen, die ihm selbst so bekannt sein müssen als mir) die Präsumtion, daß Demokritus den Stein der Weisen nicht gehabt habe, so lange die stärkere ist, bis mit unumstößlichen Beweisen dargethan ist, daß er ihn gehabt habe. Was hilft alle das gelehrte Gewäsche des großen Bor-

*) Ich hatte gesetzt: „Von Steinen und Metallen", und dies war allerdings unrichtig; eine Stelle im Petron hatte mich dazu verführt.

richius und des Ungenannten von Büchern, die entweder nicht existiren oder noch im Manuscript in der Vaticanischen und Königl. französischen Bibliothek verborgen liegen, und von deren Inhalt, Aechtheit oder Unächtheit, Glaubwürdigkeit in historischen und Richtigkeit in physicalischen und chemischen Dingen die gelehrte Welt noch nicht urtheilen kann? Von dem unter dem Namen Physica et Mystica noch vorhanden sein sollenden Fragment der χειροκμήτων des Demokritus urtheilt der größte Kenner dessen, was in griechischer Sprache ächt oder unächt ist, Salmasius, daß sie unterschoben und eine Geburt des schlechtesten Alters der griechischen Literatur sei. Der angebliche Commentar des Synesius über dies unächte Buch ist den Gelehrten meines Wissens nur dem Namen nach bekannt. Man hat bisher keinen andern Synesius gekannt als den Bischof dieses Namens zu Ptolemaïs, der im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt gelebt; und der Zosimus, dessen Werke die gelehrte Welt kennt, ist ein Geschichtschreiber des fünften Jahrhunderts. Die Alchymisten Synesius und Zosimus, deren Schriften Borrichius im Manuscript gesehen hat, sind selbst nach der Meinung dieses Polyhistors ganz andere Personen, haben viel früher existirt und sind, wie der Ungenannte versichert, noch ungleich älter, als Borrichius selbst glaubt. Es mag sein; aber noch sind es lauter Unbekannte. Was kann nun wunderlicher sein, als die Gelehrten so, wie der Ungenannte thut, auszuhunzen, daß sie auf das Zeugniß eines Commentars, den sie nie gesehen haben, über ein Buch, das nicht existirt, nicht stracks überzeugt sind, daß Demokritus Gold gemacht habe? Wozu hat der Ungenannte vonnöthen, seine ganze Abhandlung durch so jämmerlich auf alle Gelehrten zu schimpfen, welche bessere Beweise als solche verlangen, um zu glauben, was unglaublich ist? Wir werden uns Alle willig der Wahrheit zu Füßen legen, sobald er in seiner versprochnen Geschichte der ältern Chemie die Sache in die gehörige Evidenz gesetzt haben wird. Nur wird er selbst billig finden, daß wir uns bessere Gründe ausbitten als diejenigen, womit Borrichius — vor dessen Gelehrtheit, Belesenheit und Collectaneen ich übrigens allen ersinnlichen Respect habe — beweist, daß Joseph in seiner Nachricht von den Säulen Seth's Glauben verdiene; daß die ägyptischen Priester Gold gemacht haben; daß die noch vorhandene smaragdne Tafel dem ägyptischen Hermes füglich zugeschrieben werden könne; daß die Galanterie des Mars und

der Venus im Homer (Odyssee, VIII) ein concubitus mysticus sei, wodurch Homer alchymistische Geheimnisse, die er in Aegypten gelernt, habe andeuten wollen; daß die unermeßlichen Reichthümer der alten ägyptischen Könige sich nicht begreifen ließen, wenn man nicht annähme, daß sie Gold hätten machen können; daß der Sänger Jopas an der Tafel der Königin Dido den alchymistischen Proceß vorgesungen habe, weil Virgil[1]) sagt: er habe errantemque *lunam*, *solis*que labores gesungen, und zwanzig andre Sächelchen von diesem Schlage, die der ehrliche Mann, wenn er über seiner Alchymie seine Logik nicht ganz vergessen hätte, gewiß ungeschrieben gelassen haben würde.

---

[1]) Aen., I. 740. 741.— A. d. H.

Diagoras der Melier.[1])

Die wenigen Nachrichten, die man theils aus solchen Compilatoren wie Suidas, Valerius Maximus und Hesychius Illustris, theils aus den Aristophanischen Scholiasten und andern seiner beiläufig erwähnenden alten Schriftstellern gezogen hat, sind so verworren und übel zusammenhängend, daß Barthélemy, um in seinem Anacharsis aus allen diesen einzelnen Zügen ein leidliches Gemälde zusammenzusetzen, ein Wenig mehr Poesie zu Hilfe nehmen mußte, als man einem Geschichtserzähler zu verstatten schuldig ist.

Meistens führen uns die Nachrichten, die man aus dergleichen Quellen schöpfen kann (selbst wenn die Rede von viel berühmtern Männern ist als Diagoras), nicht weiter als bis zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit. Mir scheint, Alles wohl erwogen, der folgende Begriff von Diagoras und seinem vorgeblichen Atheism der wahrscheinlichste zu sein. Die Lage von Melos und der ansehnliche Seehandel, den diese Insulaner trieben, verschaffte dem Jüngling, den sein Durst nach höhern Kenntnissen frühzeitig aus seiner Vaterstadt trieb, überflüssige Gelegenheiten, nach und nach die Inseln und das feste Land der Hellenen zu besuchen und mit den vorzüglichsten Köpfen seiner Zeit (welche ungefähr zwischen die 76. und 92. Olympiade fällt)*) sich bekannt zu machen. Es ist kein Zweifel, daß er unter andern

*) Einem Aristophanischen Scholiasten (zu V. 323 der Frösche) zufolge lebte Diagoras mit Simonides und Pindaros zu gleicher Zeit. Dies kann aber keinen andern Sinn haben, als daß seine Knabenjahre in die Zeit ihres Greisenalters gefallen seien; und in dieser Voraussetzung werden die angegebenen Zahlen nahezu richtig sein.

1) Attisches Museum, II. 3. S. 89—98. In den Erläuterungen zu den Wolken. Vgl. Wieland's Aristipp, Brief 46. — A. d. H.

berühmten Philosophen und Sophisten, die in diesem Zeitraum blüheten, auch einen Demokritos, Anaxagoras und Protagoras kennen gelernt und in ihrem Umgang den Grund zu seiner nachmaligen Denkart über die Volks- und Staatsreligion der Griechen gelegt habe. Nichts ist wol begreiflicher, als wie in einem jungen Manne von hellem Kopf und lebhafter Wißbegierde der Gedanke herrschend werden konnte, die Mysterien oder geheimen Gottesdienste und Einweihungen, von welchen Griechenland so voll war, und von denen damals noch so viel Aufhebens gemacht wurde, aus dem Grunde kennen zu lernen. Diagoras machte, wie es scheint, eine Zeit lang sein Hauptgeschäfte daraus, sich in den Kabirischen, Samothracischen, Orphischen, Eleusinischen und allen andern Mysterien, welche damals irgend einem Gott oder Heros zu Ehren in Griechenland und Asien gefeiert wurden, initiiren zu lassen, und kam dadurch in den Ruf, daß er ein religiöser Schwärmer, *εἴ τις καὶ ἄλλος δεισιδαίμων* (wie sich Sextus Empiricus ausdrückt) sei. So natürlich es war, wenn der große Haufe diese Meinung von ihm faßte, so möchte ich doch nicht, wie der Verfasser des Anacharsis, dem besagten Sextus als etwas historisch Wahres nachsagen: que son imagination ardente le pénétra d'une crainte servile à l'égard des Dieux; qu' (en conséquence de cette *deisidémonie*) il chargeait son culte d'une foule de pratiques religieuses, et qu'il parcourrait la Grèce pour se faire initier dans tous les mystères. Zwar die beiden letztern Aussagen beruhen auf Zeugnissen, gegen welche meines Wissens nichts einzuwenden ist; aber die erste betrifft etwas, das in dem inwendigen Menschen, der nicht in die Sinne fällt, vorgegangen sein müßte; sie ist kein Zeugniß, sondern ein kategorisches Urtheil über die Ursache dessen, was in die Sinne fiel; ein Urtheil, worin man sich leicht irren konnte; denn Diagoras konnte, ohne alle Deisidämonie, aus bloßer Begierde, die Mysterien zu ergründen und in das Innerste des Geheimnisses einzudringen, den Schein einer schwärmerischen Religiosität annehmen und mußte sich dann wol, um seine Absicht zu erreichen, allen den Uebungen und Observanzen, die ihm von den Mystagogen vorgeschrieben wurden, mit guter Art unterwerfen. Daß dies wirklich bei ihm der Fall gewesen sei, daß er sich aus bloßer Wißbegierde und in blos philosophischer und weltbürgerlicher Absicht zu dieser sonderbaren Verwendung eines beträchtlichen Theils seiner

Zeit und seines Vermögens entschlossen habe, ist freilich weder durch Urkunden noch beschworne Zeugnisse zu erweisen; aber es scheint mir aus dem Erfolg höchst wahrscheinlich zu sein. Die Entdeckungen, die er auf diesem Wege machte, wirkten auf ihn wie auf einen hellen, unbefangenen, Wahrheit suchenden Menschen; auf einen dumpfen, abergläubischen, götterscheuen Schwachkopf würden sie ganz anders gewirkt haben. Und wenn wir auch nur als etwas sehr Mögliches annehmen, daß er zu der Zeit, da er seinen Lauf durch alle Mysterien seiner Zeit antrat, noch nicht ganz klar gesehen, aber eben deswegen, und um über die wahre Beschaffenheit des Religionswesens seiner Nation ins Reine zu kommen, sich in diesen Labyrinth hineingewagt habe: so bleibt es immer begreiflicher, wie ein entschiedner Unglaube das Resultat seiner Entdeckungen sein konnte, als wenn wir eine Geistes- und Gemüthsverfassung bei ihm voraussetzen, in welcher er durch die Einweihung in den Mysterien natürlicherweise vielmehr hätte bestärkt als aus derselben herausgeworfen werden müssen.

Wie dem aber auch gewesen sein mag, genug, der Erfolg war, daß Diagoras sich öffentlich gegen die Gottheit der griechischen Nationalgötter und die Mysterien erklärte, ja sogar kein Bedenken trug, das, was in diesen letztern vorging, gezeigt und gelehrt wurde, Allen, die es wissen wollten, zu verrathen und Jedermann, so viel an ihm war, von diesen heiligen Mystificationen abzuhalten. Daß er das Letztere wirklich gethan, ist durch das Decret der Athener gegen ihn außer allen Zweifel gesetzt; und da nach dem damaligen gemeinen Volksglauben die Profanation der Eleusinischen und andern Mysterien ein den Tempelraub selbst an Abscheulichkeit übertreffendes Sacrilegium war, dessen nur ein ausgemachter Gottesleugner fähig sein konnte, so begreift sich, warum Diagoras, wenn er auch kein Gottesleugner im Sinn der theistischen Religionen war, mit dem verhaßten Beinamen Ἄθεος gebrandmarkt werden mußte. Wenigstens gedenkt das besagte Decret keines andern Beweises seiner Gottlosigkeit (ἀσέβεια) als dieses. Indessen zweifle ich um so weniger, daß er sich dieses Namens auch durch Bestreitung des Daseins der Götter überhaupt würdig gemacht habe, da Cicero, der ihm einige Jahrhunderte näher war als Sextus, Suidas und die christlichen Kirchenscribenten, ganz positiv von ihm versichert: daß er, sowie späterhin Theodor von Cyrene, behauptet habe, nullos esse omnino Deos. Wie nun Diagoras

eigentlich zu diesem Unglauben gekommen, wie weit er darin gegangen,*) und inwiefern oder durch was für Entdeckungen die Mysterien, in deren innerste Adyta er sich vermuthlich Zugang zu verschaffen gewußt, die veranlassende Ursache desselben geworden, läßt sich bei dem gänzlichen Mangel an nähern und umständlichen Nachrichten nicht bestimmen; aber das, dünkt mich, könnte und sollte Jedem einleuchten, der die nur gar zu oft lügenhaften und läppischen Erzählungen, womit so manche griechische Anekdotenjäger das Andenken merkwürdiger Männer ihrer Nation beschmutzt haben, mit gehörigem Mißtrauen prüft, daß die von den Aristophanischen Scholiasten und von solchen Compilatoren wie Suidas vorgegebene Ursache, warum Diagoras von der erbärmlichsten Deisidämonie auf einmal zur frechsten Atheisterei übergesprungen sein soll, zu ungereimt ist, um den mindesten Glauben zu verdienen. Einer seiner Freunde soll nämlich ein von Diagoras ihm anvertrautes Depositum**) abgeleugnet und, als er deswegen gerichtlich belangt worden, es feierlich abgeschworen haben. Nun habe Diagoras vermöge seines heroischen Glaubens nicht gezweifelt, daß die Götter einen so frevelhaften Meineid auf der Stelle rächen würden. Da diese aber sich ganz gleichgiltig und leidend dabei verhalten, sei er darüber so stutzig geworden, daß er (ungewiß, ob aus Ueberzeugung oder aus Rachsucht) das Dasein der Götter öffentlich geleugnet habe. Gesetzt auch, das Geschichtchen habe sich wirklich zugetragen, so hätte ein so fanatischer Orthodox, wie Diagoras vor dieser Begebenheit gewesen sein soll, höchstens

*) Der französische Anacharsis beschuldigt ihn, d'avoir brisé les Statues des Dieux, und beruft sich, um ein so unwahrscheinliches Vorgeben mit Zeugnissen zu belegen, auf den Aristophanischen Scholiasten zum 828. Vers der Wolken und auf die Kirchenscribenten Athenagoras und Clemens von Alexandrien. Alle Drei erwähnen aber blos eines einzigen, vermuthlich aus einerlei Quelle geschöpften Beispiels, nämlich daß er einst, da es in seiner Küche an Holz gefehlt, einen hölzernen Hercules gespalten und des armen Gottes noch gar mit diesen Worten gespottet habe: „Nun frisch auf! mache Dich an Deine dreizehnte Arbeit und koch uns einen Linsenbrei!"

**) Nach der Erzählung des Milesischen Hesychios war ein Gedicht, das ihm von einem Bekannten entwendet worden war, die teterrima causa alles dieses Unheils. Diagoras verklagte den Versedieb; dieser leugnete, schwur den Reinigungseid und publicirte bald darauf das Gedicht als sein eigenes Werk mit großem Beifall. Dies kränkte den armen Vater des gestohlnen Kindes so bitterlich, daß er den Göttern ihre Gleichgiltigkeit gegen eine solche Unthat nicht verzeihen konnte. Von dieser Zeit an brach er mündlich und schriftlich gegen sie los und hielt sich vollkommen berechtigt, Denen das Dasein abzusprechen, die durch ihr Stillschweigen Schuld daran hatten, daß ihm seine Verse vom Gerichte abgesprochen worden waren.

einen Augenblick in seinem Glauben irre gemacht und vom ersten Affect hingerissen werden können, in Reden auszubrechen, wie splendida bilis[1]) sie in solchen Fällen einem in seiner zuversichtlichen Erwartung getäuschten Menschen etwa eingeben könnte. Aber was für ein elender Wicht müßte das sein, den der Anblick alles Unrechts, aller Uebelthaten und Frevel, die auf dem ganzen Erdboden täglich, stündlich und augenblicklich begangen werden, ohne daß die Götter ihren Unwillen darüber unmittelbar auf der Stelle auszulassen nöthig finden, bisher niemals im Geringsten angefochten hätte, und der nun, da ihm selbst einmal ein zu Athen ziemlich gewöhnliches Unrecht geschah, auf einmal deswegen aus dem religiösesten Schwärmer zum erklärtesten Atheisten würde? Eher ließe sich noch hören, was einer der Aristophanischen Scholiasten vorgiebt: daß das grausame und unverdiente Schicksal, das die ganze Existenz seiner seit mehrern Jahrhunderten blühenden und in ihrer goldnen Mittelmäßigkeit glücklichen Vaterstadt im ersten Jahre der 91. Olympiade vernichtete, diese Wirkung auf sein Gemüth gehabt hätte, wenn nicht aus andern Umständen wahrscheinlicher wäre, daß sein Atheism viel älter und mehr eine Frucht kalter Untersuchungen und Speculationen als des Unmuths und der Verzweiflung gewesen sei. Im letztern Falle würde er wol schwerlich deswegen eine Stelle unter den Philosophen des Alterthums erhalten haben, und dies um so weniger, da sein Tod ziemlich bald auf die Zerstörung von Melos folgte und er also nicht Zeit genug gehabt hätte, mit seiner neuen Lehre Aufsehen zu erregen. Ich denke der Wahrheit vielleicht am Nächsten zu kommen, wenn ich annehme, daß Diagoras durch seine Initiation in allen geheimen Gottesdiensten, vielleicht auch durch eine vertrautere Bekanntschaft mit den Priestern, wozu sein affectirter Fanatism ihm den Weg gebahnt, nicht nur zu der Ueberzeugung (die eben nicht schwer zu erlangen war), daß die popularen Nationalgötter der Griechen keine Wesen außer uns seien, gelangt, sondern bei immer fortgesetzter Speculation über diese Dinge auf die Meinung gerathen sei: daß weder die **Natur** im Ganzen und im Besondern, noch die Oekonomie der menschlichen Dinge durch Voraussetzung einer unserm Verstand unzugangbaren Grundursache begreiflicher werde und also nichts vorhanden sei, was den denkenden Menschen zu einer solchen Voraussetzung bewe-

[1]) Hor., Sat., II. 3. 141. — A. d. H.

gen könne. Er war, wofern er so vernünftelte, weder der Erste noch der Letzte seiner Art; und wenn er sich übrigens im Aeußerlichen der popularen Religion conformirt, seinen Atheism ohne Geräusch und Prätension als eine bloße kosmologische Speculation vorgetragen und die Mysterien unangetastet gelassen hätte, so möchte er so alt als Demokrit von Abdera geworden sein, ohne daß weder die Eumolpiden noch der Areopagos noch das souveräne Volk von Athen sich um ihn bekümmert hätten. Aber Diagoras konnte, wie es scheint, der Begierde, seine Entdeckungen auch Andern mitzutheilen und Proselyten zu machen, nicht widerstehen. Die Mysterien verrathen, war an sich schon eine halsbrechende Sache; aber sogar mit Verachtung davon zu reden und Andere von den Initiationen abzuhalten, ein solcher Frevel war unerhört und empörte, da er endlich ruchtbar wurde, ganz Griechenland gegen das Ungeheuer, das dessen fähig war. Mir ist nicht unwahrscheinlich, daß Diagoras, der sich gewöhnlich zu Athen aufhielt, sein Spiel schon lange vorher, bevor das Ungewitter über ihn ausbrach, auf eine verdecktere Art gespielt und wenigstens das, was den Athenern und allen Hellenen das Heiligste war, die Eleusinischen Mysterien, geschont haben werde. Aber als Athen die armen Melier seine Uebermacht auf eine so grausame Art fühlen ließ,*) daß wir die Erzählung davon nach mehr als 2000 Jahren nicht ohne Ingrimm lesen können, da mochte wol auch der patriotische Zorn des Diagoras über Götter und Athener so heftig entbrennen, daß er seine Gesinnungen gegen beide ohne alle Zurückhaltung laut genug werden ließ, um sich das fürchterliche Decret zuzuziehen, wodurch er für vogelfrei erklärt und Demjenigen, der ihn tödten oder lebendig nach Athen liefern würde, Jenem ein Talent, Diesem das Doppelte zur Belohnung versprochen wurde. Er hatte sich zwar noch in Zeiten mit der Flucht zu retten gesucht und unter den Peloponnesiern sicher zu sein gehofft; aber die Wuth der Athener gegen ihn verfolgte ihn von Ort zu Ort, brachte es dahin, daß er allenthalben als ein erklärter Feind der Götter und Verräther der Mysterien proscribirt wurde, und ließ nicht eher von dem Unglücklichen ab, bis man erfuhr, daß er in einem Fahrzeuge, worin er aus Griechenland entfliehen wollte, zu Grunde gegangen sei.

*) Alle Melier, welche Waffen zu tragen fähig waren, wurden gefangen nach Athen geschleppt und daselbst mit kaltem Blute ermordet; alle übrigen, Weiber, alte Männer und Kinder, zu ewiger Sclaverei verdammt.

So setze ich mir das Wenige, was uns die Alten von diesem merkwürdigen Melier in kleinen unförmlichen Bruchstücken und einzelnen schlecht in einander passenden Zügen überliefert haben, zusammen, um mir wenigstens etwas einigermaßen Anschauliches und Begreifliches bei seinem Namen denken zu können und Einem, der sich selbst nicht mehr vertheidigen kann, so wenig als möglich Unrecht zu thun. Ich gestehe übrigens gern, daß mich dieser Versuch nicht ganz befriediget, und daß es aus Mangel an chronologischer Bestimmung der Hauptepochen seines Lebens immer unmöglich bleiben wird, alle durch so manche Schriftsteller von sehr ungleicher Giltigkeit zerstreuten Züge so zusammenzufassen, daß ein Bild herauskomme, das einem in sich selbst zusammenhangenden Menschen ähnlich sehe. Aber bei wie vielen andern ausgezeichneten Personen des griechischen Alterthums finden wir uns in ebendemselben Falle!

Ueber etwas, das Plato gesagt haben soll und nicht gesagt hat.[1])

Ein schöner Gedanke eines Originalautors findet sich oft, indem er nach und nach aus einer Hand in die andre geht, am Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, daß ihn sein eigener Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beispiel dieser Art, das mir so eben vorkommt, ist sonderbar genug, um nicht unbemerkt gelassen zu werden. Es betrifft einen Gedanken des Plato, der in seinem Phädrus befindlich ist, einem von so manchen italienischen, englischen und deutschen Dichtern so häufig berupften, aber gewiß von den Wenigsten gelesenen und von noch Wenigern verstandenen Dialog, worin Plato's vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jünglinge zu erklären, was schön ist, in einer seltsamen metaphysisch-mystischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, sublime und zum Theil unbegreifliche Dinge vom Zustande der Seele vor und nach diesem Leben, von ihren Federn und Flügeln, von ihrem Wagen und Pferden und Kutscher, von den Reisen, welche sie im Gefolge Jupiter's und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von der herrlichen Augenweide, die sie dort hat, und von den Mysterien, worin sie initiirt wird, und wer weiß von wie viel andern wunderbaren Sachen offenbart, wobei einem jungen Menschen, der sie zum ersten Male liest, die Wangen glühen und das Herz im Leibe hüpft, weil man in diesem Alter nichts Herrlichers findet als metaphysisches Galimathias, in schöne und bunte poetische Bilder eingekleidet. Doch die Rede soll jetzt

[1]) Teutscher Merkur 1775, I. 90—94 (Nr. 3 der Miscellaneen). Hier nach dem späteren Abdrucke im sechsten Supplementbande der Werke, Nr 2 der Literarischen Miscellaneen. — A. d. H.

nicht vom Phädrus, sondern blos von der Verwandlung sein, die ein bekannter Gedanke aus ihm im Durchgange durch ein paar gute Köpfe erlitten hat.

„Könnten wir", sagt Plato, „die Tugend nackt erblicken, so würden wir so viel Reize an ihr entdecken, daß wir außer ihr nichts auf der Welt mehr lieben wollten." Dies versichert uns ein (im Jahre 1775) neuester, übrigens empfehlungswürdiger Schriftsteller, dessen Name hier nichts zur Sache thut; und wer sollte ihm auf eine so positive Versicherung nicht glauben, Plato habe das wirklich gesagt? Gleichwol sagt Plato von diesem Allem nichts. Seine selbsteigenen Worte mögen Zeugniß dessen geben. (*Φρόνησις οὐχ ὁρᾶται·*) *δεινοὺς γὰρ ἂν πάρειχεν ἔρωτας, εἴ τι τοιοῦτον ἑαυτῆς ἐναργὲς εἴδωλον παρείχετο εἰς ὄψιν ἰόν.* „Die Weisheit würde die gewaltigste Liebe erwecken, wenn sie sich unsern Augen in einer Gestalt, die ein sichtbarer Abdruck ihrer geistigen Schönheit wäre, darstellen könnte."

Hätte der neuere Schriftsteller diese Platonische Stelle auch nur aus der Uebersetzung, welche Cicero davon gegeben, gekannt, so würde er dem Originale schon weniger Unrecht gethan haben. Sie steht im 14. Abschnitte des ersten Buchs De officiis und lautet so: Formam ipsam .... et tanquam faciem honesti vides, quae si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiae. „Wenn das Ideal des Sittlich-Schönen mit leiblichen Augen gesehen werden könnte, es würde, wie Plato sagt, eine erstaunliche Liebe zur Weisheit einflößen." Denn wiewol sich Cicero schon die Freiheit genommen hat, diesen Platonischen Gedanken anders zu wenden, so sagt er doch im Grunde beinahe ebendasselbe. Aber vermuthlich ist er noch durch mehr als einen neuern Kopf gegangen, bis er sich endlich unserm wackern Landsmanne durch einen nur zu gewöhnlichen Irrthum des Gedächtnisses in einer Gestalt darstellte, worin er gerade zweimal nonsensicalischer erscheint als im Plato selbst. Denn Plato will nicht, daß die Tugend sich nackend zeigen soll, und sagt auch nicht, daß man, wofern sie dies thäte oder thun könnte, sonst nichts mehr lieben würde als sie.

Es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel einen jeden Schriftsteller, der die Gedanken eines andern anführt, behutsam genug machen möchte, allezeit vorher im Originale nachzusehen, oder, wenn ihm das nicht gelegen ist, lieber zu sagen, was er selbst denkt, als was Plato oder Aristoteles gesagt haben, deren

Name die Sache doch nicht besser macht; das, was sie gesagt haben, mag nun wirklich ein lichtvoller Gedanke oder (was mir hier der Fall zu sein scheint) nur ein Irrwisch sein. Denn was sagt uns der göttliche Plato im Grunde durch einen bedingten Satz, dessen Bedingung eine Unmöglichkeit ist? Die Tugend kann nun einmal vermöge ihrer Natur nur in Gefühlen, Neigungen und Handlungen sichtbar werden; und wem sie in dieser Sichtbarkeit keine Liebe einflößt, dem ist nicht zu helfen.

Ich weiß wohl, daß nach Plato ein intelligibles Urbild der Weisheit in den überhimmlischen Räumen oder in der Welt der Ideen existirt. Aber auch dadurch wird der Gedanke nicht besser; denn immer bleibt es (seinen eigenen Begriffen zufolge) eine Unmöglichkeit, diese Idee mit leiblichen Augen zu sehen. Solche Einfälle läßt man allenfalls einem Dichter hingehen oder bewundert ihn wol gar darum; aber in dem Munde eines Philosophen sind sie unerträglich.

Uebrigens hat die Vorstellung der Tugend, die sich nackend sehen läßt, etwas Unschickliches und Widerliches, und ich zweifle sehr, ob ein großer Maler sich dazu verstehen würde, die personificirte Tugend gewandlos darzustellen. Es sind, däucht mir, nur zwei idealische Wesen, denen es anständig oder vielmehr zuständig ist, nackend vor unsern Augen zu erscheinen, die Wahrheit und die Schönheit. Selbst die Grazien, wiewol die Gewohnheit, sie unbekleidet (meistens zu ihrem großen Nachtheile) darzustellen, bei den Künstlern überhand genommen hat, würden in dem Gewande, das ihnen Sokrates gab, mehr Grazie haben; wenigstens sollte der Maler oder Bildner, der verwegen genug ist, sie zu entkleiden, auch Sinn und Genie genug haben, einen solchen Schein von Unschuld über sie auszugießen, daß man, so wie man sie erblickte, denken müßte, sie wüßten nicht, daß sie nackend seien.

Zur Uebersetzung der Sokratischen Gespräche aus Xenophon's denkwürdigen Nachrichten des Sokrates.[1])

An den Leser.

Ich berge nicht, daß ein Seitenblick auf die Wolken des Aristophanes mich bestimmt hat, einige der interessantesten Gespräche des Sokrates aus Xenophon's Sokratischen Denkwürdigkeiten auszuheben und in diesem dritten Bande des Attischen Museums auf meine Uebersetzung der Wolken folgen zu lassen. Ich setze voraus, was unter den Gelehrten ziemlich ausgemacht scheint, daß man die dem Sokrates eigene Manier zu philosophiren und zu conversiren aus Xenophon's Apomnemoneumen zuverlässiger als aus Plato's Dialogen kennen lerne; wiewol ich nicht zweifle, daß auch Xenophon uns öfters mehr den Geist als die Worte seines Meisters gegeben und nicht selten, theils unvorsätzlich theils wissentlich, von dem Seinigen dazugethan habe.

Meine Art zu übersetzen ist bekannt. Sie hat ihr Gutes und Böses wie alle menschlichen Dinge, und zwar so, daß jenes ohne dieses nicht zu erhalten ist. Ich bleibe aber bei ihr, weil ich überzeugt bin, daß sie, für mich wenigstens, die beste ist; auch wünsche ich von meinen Uebersetzern nicht anders behandelt zu werden, als wie ich den Horaz, Lucian und Aristophanes behandelt habe und nun auch den Xenophon behandeln werde. Ich umschreibe zuweilen, wo Andere sich knapper ans Original halten, und wo Andere umschreiben, übersetze ich oft so wörtlich, als es die Sprache nur immer erlauben will; Beides

[1]) Attisches Museum, III. 1. S. 103–105. – A. d. H.

weder aus Eigensinn oder Laune noch der Bequemlichkeit wegen, sondern weil ich es so für recht halte. Ich könnte für jede Periode, jede Zeile, jedes gewählte Wort meine Gründe angeben, und es würde schon bei einem einzigen der folgenden Gespräche ein dickes Buch daraus werden, das mir Niemand zu schreiben zumuthen wird, wie ich Niemanden zumuthen möchte, es zu lesen — wiewol es am Ende doch für Anfänger und selbst für manche Beurtheiler nicht ganz ohne Nutzen sein dürfte. Die zwei Hauptregeln, die ich immer zu beobachten suche, sind: 1) Mich nie von den Worten und Redensarten, den Stellungen und Wendungen, dem Periodenbau und dem Rhythmus meines Autors (*καθδύναμιν*[1]) zu entfernen, als wo und so weit es mir entweder die Verschiedenheit der Sprachen oder mein letzter Zweck — von dem Sinn und Geist einer Stelle nichts oder doch so wenig als möglich bei meinen Lesern verloren gehen zu lassen — zur unumgänglichen Pflicht macht; aber auch 2) so oft dies Letztere der Fall ist oder mir zu sein scheint (denn wer ist in seinem Urtheil, zumal wo es oft aufs bloße Gefühl ankommt, unfehlbar?), mir nicht das geringste Bedenken daraus zu machen, wenn ich auch eine oder zwei Zeilen nöthig haben sollte, um das zu sagen, was der Grieche oder Römer mit zwei oder drei Worten gesagt hat. Warum ich übrigens weder deutsch-griechisch noch griechisch-deutsch schreibe, bedarf hoffentlich keiner Rechtfertigung.

So viel von der Uebersetzung. Ueber die folgenden Dialogen selbst (besonders in Rücksicht auf die geistige Hebammenkunst, auf welche Sokrates sich so viel zu Gute that) halte ich meine Gedanken noch zurück; theils weil ich gewöhnlich gern zuletzt votire, theils weil ich es für recht und billig halte, daß dem Leser sein Urtheil frei gelassen werde. Nur möchte ich Denen, die mit Sokrates und Xenophon nicht schon von Langem her in genauer Bekanntschaft stehen, rathen, mit ihrem Endurtheil so lang als möglich zurückzuhalten.

---

[1]) Nach Kräften. — A. d. H.

Vorbericht zur Uebersetzung von Xenophon's „Gastmahl".[1])

Xenophon's Gastmahl oder Symposion*) kann nach den verschiedenen Ansichten, die es uns aus verschiedenen Gesichtspunkten gewährt, mit Recht für eines der schätzbarsten Stücke des griechischen Alterthums gelten.

Sein geringster Vorzug ist vielleicht, daß es nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner das zierlichste und anmuthigste unter den wenigen Werken des attischen Witzes ist, welche ein wohlthätiger Zufall der zerstörenden Barbarei der Theodosier und Ihresgleichen aus den Zähnen gerissen und bis auf uns gebracht hat.

Wichtiger wird es, wenigstens in meinen Augen, dadurch, daß es uns den berühmtesten und gepriesensten, aber vielleicht am Wenigsten gekannten Mann seiner und aller folgenden Zeiten, Sokrates, wahrer und lebendiger darstellt, folglich zuverlässiger kennen lehrt als alle Dialogen Plato's zusammengenommen. Es kommt freilich in Dingen dieser Art meistens auf ein gewisses Gefühl an, wovon man, weil es sich nicht mittheilen läßt, Denen, die damit nicht begabt sind, wenig oder keine Rechenschaft geben kann. Indessen dünkt mich doch, jeder Leser, der dieses Symposion mit Aufmerksamkeit liest, müsse so gut wie ich fühlen, daß Xenophon wirklich den Willen gehabt habe, diesen Sokrates (der auch in seinem Symposion wie

*) Δεῖπνον und συμπόσιον sind nicht ganz gleichbedeutende Wörter; jenes bezeichnet die eigentliche Mahlzeit, dieses die Zeit, während welcher die Gäste beisammen blieben, um sich mit Trinken und muntern Unterhaltungen aller Art zu vergnügen.

[1]) Attisches Museum, IV. 1. S. 67—77. — A. d. H.

in dem Platonischen, nur ohne die mindeste Anmaßung, die Hauptfigur ist) unverfälscht und unverschönert, in seiner völligen eigenthümlichen Art und Weise, wie er leibte und lebte, so treulich abgeschildert oder abgeformt darzustellen, daß Alle, die mit ihm in nähern Verhältnissen gelebt hatten, die Aehnlichkeit auf den ersten Blick erkennen mußten.

Vermuthlich ist die Bemerkung schon lange vor mir gemacht worden, daß in jedem wohlgetroffenen Bildniß ein besser zu fühlendes als zu beschreibendes Etwas ist, das uns, wiewol wir die vorgestellte Person nie gesehen haben, keinen Augenblick ungewiß läßt, ob sie getroffen sei oder nicht. Ich müßte mich sehr täuschen, oder dieser Stempel der Wahrheit ist auch diesem Xenophontischen Bildniß des Sokrates auf die unverkennlichste Weise aufgedrückt.

Wenn es Xenophon's Hauptabsicht bei dem vor uns liegenden Werke war, ein solches Bildniß von seinem geliebten Meister und Freunde aufzustellen, so hätte er, wofern er sich in der Wahl der Nebenumstände auch blos seiner freien Einbildung hätte überlassen wollen, schwerlich eine zu seiner Absicht besser stimmende Scene dichten können als ein Gastmahl einer auserlesenen Gesellschaft gebildeter und zum Theil durch Geburt und Vermögen ausgezeichneter Personen, von einem der vornehmsten und reichsten Bürger in Athen gegeben. Demungeachtet zweifle ich keinen Augenblick, daß es Diejenigen getroffen haben, die das Xenophontische Symposion für keine Dichtung (was das Platonische augenscheinlich ist) halten, sondern für eine den Hauptsachen nach getreue historische Erzählung des Merkwürdigsten, was bei einem von Kallias, Hipponikus' Sohn, wirklich unter den angeführten Umständen angestellten festlichen Gastmahl vorgefallen und verhandelt worden. Daß dem so sei, wird jedem aufmerksamen Leser aus einer Menge kleiner Züge einleuchten, auf welche der erfindungsreichste Dichter nicht aus sich selbst verfallen würde, blos weil sie an sich zu unerheblich sind, um eher, als bis sie sich wirklich ereignen, als möglich gedacht zu werden. Alle von Xenophon bei diesem Mahle aufgeführte Gäste sind historisch und, sowol was ihren Charakter als ihre Verhältnisse und Umstände betrifft, aus andern Urkunden dieser und der nächstfolgenden Zeiten für das, wofür er sie uns giebt, bekannt.*)

*) Herr A. G. Becker, Verfasser einer 1795 zu Halle bei Hendel herausgekommenen Uebersetzung von Xenophon's Gastmahl und Oekonomikus, hat

Daß also höchst wahrscheinlich dieser Erzählung eine wirkliche Thatsache zum Grunde liegt, hindert indessen nicht, daß das, was Künstler und Kunstrichter in Werken der nachahmenden und darstellenden Künste die Composition zu nennen pflegen, und was in unsrer Sprache nicht unschicklich durch Zusammenfügung gegeben werden kann, dem Xenophon eigenthümlich angehöre und sein Gastmahl in dieser Hinsicht für ein schwer zu übertreffendes Muster einer dialogirten dramatischen Erzählung anzusehen sei; wie ich in einem besondern Versuch über den Plan des Werks und die in der Anordnung, Zusammenfügung und Ausführung desselben sich beweisende Kunst umständlich darzuthun hoffe. Sehr richtig nennt ihn daher der scharfsinnige und ächt classische Shaftesbury, welchen Herder in seiner Adrastea*) so treffend wahr, zart und billig gezeichnet und beurtheilt hat, in seinem *Advice to an Autor,* den philosophischen Menander der frühern Zeit.**) Was hätte auch wol der Vater und größte Meister der neuen griechischen Komödie unter Allem, was ihm im Jahrhundert des Sokrates vorgearbeitet worden war, finden können, was geschickter gewesen wäre, ihn zur Idee der edlern Darstellung wahrer Charaktere, Verhältnisse und Sitten des bürgerlichen und häuslichen Lebens zu erheben, als Xenophon's Symposion?

Es ist übrigens leicht vorherzusehen, daß Leser, welche,

in einer dem erstern vorgesetzten Einleitung alle Nachrichten von den weniger bekannten Personen, welche bei diesem Gastmahl zugegen waren, zusammengetragen, die sich von ihnen auffinden ließen. Das Nöthigste davon habe ich dem Verzeichniß der Personen beigefügt; das Uebrige ergiebt sich aus Xenophon's Erzählung selbst. Nur wer Hermogenes seinen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen nach gewesen, bleibt ungewiß. In der Apologie nennt ihn Xenophon einen Sohn des Hipponikus; er müßte also ein Bruder des Kallias gewesen sein; es findet sich aber davon keine Spur weder im Symposion noch sonst. Diogenes Laërtius giebt dem Busenfreunde des Sokrates, Kriton, zwei Söhne, Kritobulus und Hermogenes, welche Kriton beide der Bildung und Führung des Sokrates übergeben habe. Wenn dies ist, so müßte Hermogenes nach dem Charakter, den er in diesem Gastmahl behauptet, wenigstens viel älter als Kritobul gewesen sein; auch wär' es immer sonderbar, daß nicht das Geringste vorkommt, woraus eine so nahe Verwandtschaft zwischen ihnen zu schließen wäre. Dieser Knoten mag also vor der Hand unaufgelöst bleiben. Herr Becker hat auch über die Zeit, da dieses Gastmahl vorgefallen, Untersuchungen angestellt und herausgebracht, daß es nicht später als im ersten Jahre der 92. und nicht früher als im zweiten der 89. Olympiade stattgefunden haben könne.

*) 1. B. 2. St. Nr. 13 und 14 der Begebenheiten und Charaktere des vor. Jahrh. [Herder's Werke, Th. XIV. S. 112 ff. — A. d. H.]

**) V. Characteristics, Vol. I. p. 218 der Thurneisen'schen Ausgabe.

ohne selbst in näherer Bekanntschaft mit den Griechen jener Zeit zu stehen, sich von der attischen Urbanität überhaupt und von der so gepriesenen Xenophontischen Grazie insonderheit einen sehr hohen, aber mit einem starken Zusatz von neuzeitiger Höflichkeit und Artigkeit versetzten Begriff gemacht haben, sich sehr leicht in ihrer überspannten Erwartung getäuscht finden und im Speisesaal unsers edeln Atheners nicht völlig in so guter Gesellschaft zu sein glauben könnten, als sie sich versprochen hatten. Es möchte vielleicht bei solchen Lesern von keiner großen Wirkung sein, wenn wir ihnen mit der derben Freimüthigkeit eines Antisthenes beweisen wollten, daß der Fehler blos an ihnen liege, und daß es nicht Xenophon's Schuld sei, wenn es ihnen (mit dem vorangezogenen edeln Briten zu reden) an Sinn fehle für „die Göttlichkeit der schönen Einfalt des liebenswürdigsten und Geist und Herz mehr als irgend ein Anderer erhebenden unter allen blos menschlichen Schriftstellern".*)

Doch auch solche, denen dieser Sinn nicht ganz versagt ist, könnten, denke ich, ohne sich einen gerechten Tadel zuzuziehen, an mehr als einem Zug, der den starken Abstich der Sitten der Griechen jener Zeit von den unsrigen gar zu auffallend bezeichnet, einigen Anstoß nehmen und von dem, was man zu Athen in der besten Gesellschaft sagen durfte, auf eine der letztern nicht sehr schmeichelnde Art überrascht werden. So wenig ihnen dieses zu verdenken wäre, so wenig billig würde es gleichwol von ihnen sein, wenn sie z. B. die keuschen Grazien Xenophon's zu Mitschuldigen der cynischen Natürlichkeit machen wollten, womit Antisthenes sich im vierten Abschnitt auf seine Genügsamkeit in Ansehung gewisser Befriedigungen nicht wenig zu Gute thut. Wir dürfen nie vergessen, daß Xenophon im Grunde hier doch nichts ist und sein will als bloßer Erzähler dessen, was bei diesem Gastmahle vorfiel, und was er selbst gesehen und gehört hatte.**) Indessen müßte ich mich sehr irren, wenn sich in seiner Darstellung nicht hier und da freilich sehr leise

*) Characteristics, Vol. III. p. 205.

**) Die bloße Aeußerung (in den Worten *οἷς δὲ παραγενόμενος ταῦτα γιγνώσκω, δηλῶσαι βούλομαι*), daß er bei diesem Gastmahl zugegen gewesen (wiewol er sich unter den Begleitern des Sokrates nicht nennt), würde diese Ueberzeugung nicht bei mir bewirken, wenn nicht so viele innere unverkennbare Merkmale, die in der Erzählung selbst liegen, für die Aechtheit derselben zeugten.

Spuren wahrnehmen ließen, daß er diese gute Gelegenheit mit Vergnügen ergriffen habe, an Antisthenes und Sokrates den Abstich eines plumpen, geschmacklosen Nachbildes von einem unerreichbaren Urbild durch bloßes Nebeneinanderstellen fühlbar zu machen.

Uebrigens bedarf es kaum der Erinnerung, daß der Ton bei fröhlichen Gastmählern und Trinkgelagen, wenn die Frauen gänzlich davon ausgeschlossen sind, unter allen Völkern, wie verfeinert sie auch immer sein mochten, von je her ebenso frei und wenig zurückhaltend war und noch jetzt ist als bei den Griechen, bei welchen nur bezahlte Frauenspersonen in vermischten Männergesellschaften erscheinen konnten. Aber eben darum muß ihnen, dünkt mich, Artigkeit, Zartgefühl und Zurückhaltung, falls man davon gleichwol noch so viel als in diesem Xenophontischen Gastmahl bei ihnen findet, um so viel höher angerechnet werden, und es beweiset um so viel mehr für die Feinheit ihrer Bildung und ihrer Sitten, weil Formeln und Etikette noch so sehr wenig Antheil an ihrer Urbanität hatten und besonders zu Athen die demokratische Freiheit und Gleichheit noch groß genug war, daß ein Jeder, den nicht gänzlicher Mangel an Erziehung oder notorische Verworfenheit des sittlichen Charakters von der guten Gesellschaft ausschloß, sich ohne Bedenken in seiner eigenthümlichen Gestalt und Laune zeigen und sich völlig so viel, auch wol ein Wenig mehr geltend machen durfte, als er werth zu sein glaubte.

Ob Xenophon irgend eine besondere Veranlassung, dieses Werkchen auszuarbeiten, oder noch eine andere Absicht als die im Eingang von ihm angegebene dabei gehabt habe, scheint mir eine unnöthige Frage, die nur durch schwache Vermuthungen zu beantworten ist. Wahrscheinlich war es eine der ersten Früchte der glücklichen Muße, die er nach Endigung seiner kriegerischen Laufbahn, und nachdem er von den Athenern lebenslänglich aus ihrem Gebiet verwiesen worden war, zu Korinth auf seinem Landgute genoß; und wenn ich ja eine Vermuthung wagen möchte, so wär' es, daß er durch das erdichtete Symposion des Plato veranlaßt worden sei, die Erzählung eines wirklichen Gastmahls, wobei Sokrates in seiner wahren Gestalt erscheint, aufzusetzen und bekannt zu machen.

Von meiner Uebersetzung habe ich, da sie für sich selbst reden muß, wenig oder nichts zu sagen. Sie ist seit sechs

Jahren die **dritte**, die sich an diese Unternehmung gewagt hat, welche bei Weitem so leicht nicht ist, als sie einem in der Sprache des Originals geübten Leser auf den ersten Anblick scheinen mag. Meine beiden gelehrten Vorgänger haben die Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen hatten, so treulich angegeben und zum Theil mit ihrem Beispiele selbst so gut bewiesen, daß es überflüssig wäre, noch ein Wort darüber zu verlieren. Wir haben, indem wir ein unerreichbares Urbild in die Wette copirten, vermuthlich Jeder sein Bestes gethan. Ebensowol ist zu vermuthen, daß noch mehr als Einer in der Meinung und Hoffnung, es besser zu treffen als wir, sich künftig daran versuchen wird; ja, so lange unsre Sprache eine der lebenden bleibt, wird eine neue Uebersetzung wenigstens alle dreißig oder vierzig Jahre sogar **nöthig** sein. Also

hanc veniam damus petimusque vicissim.[1])

Oßmanstedt bei Weimar,
den 21. December 1801.

---

[1]) Hor., Ars Poet., 11. — A. d. H.

Versuch
über
das Xenophontische „Gastmahl“,
als Muster einer dialogisirten dramatischen
Erzählung betrachtet.[1])

Unter den verschiedenen Gesichtspunkten, woraus Xenophon's Gastmahl gesehen und beurtheilt werden kann, scheinen mir folgende drei vorzüglich geschickt zu sein, uns die richtigste und vortheilhafteste Ansicht des Ganzen zu verschaffen.

Es kann nämlich betrachtet werden:

1) als eine historisch wahre Erzählung dessen, was bei einem wirklichen Gastmahl, welches einer vermischten Gesellschaft liebenswürdiger Jünglinge und verdienstvoller Männer von einem durch Geburt, Reichthum und vorzügliche Geistesbildung ausgezeichneten attischen Eupatriden gegeben wurde, unter den von Xenophon angeführten Umständen gesprochen und verhandelt worden, wobei sich der Verfasser keinen andern als den von ihm selbst im Eingange angezeigten Zweck vorgestellt hätte; oder

2) als eine, wo nicht dem materiellen Inhalte, doch der Form nach von ihm selbst erdichtete Composition, wobei neben andern Zwecken sein hauptsächlichstes Augenmerk darauf gerichtet gewesen wäre, ein treu gezeichnetes Bild des Sokrates aufzustellen, so wie sich Dieser im Umgang mit seinen Mitbürgern und Freunden bei Gelegenheiten zeigte, wo edle und gute Menschen dem Geist geselliger Fröhlichkeit und der Stimmung, welche Zeit, Ort und Augenblick natürlicherweise hervorbringen, sich

---

[1]) Attisches Museum, IV. 2. S. 99—124. — A. d. H.

ohne Zwang und zurückhaltende Aufmerksamkeit auf sich selbst zu überlassen pflegen. Endlich könnte uns auch

3) die Vergleichung des Xenophontischen Symposion's mit dem Platonischen auf den Gedanken bringen, jenes als ein absichtliches Gegenstück des letztern anzusehen, wobei Xenophon es ausdrücklich darauf angelegt hätte, theils durch den auffallenden Contrast zwischen seinem nach dem Leben geschilderten Sokrates und Plato's sophistisirtem, schwärmerischem und auf Aristophanischen Wolken in übersinnlichen Welten herumschwebendem Sokratiskus, theils durch den gewaltigen Abstich der Art und Weise, wie in beiden Symposien von der Liebe gehandelt wird, das öffentliche Urtheil über das Platonische zu berichtigen, von dessen blendenden Schönheiten seine Zeitgenossenschaft vermuthlich ebenso sehr und vielleicht noch mehr als die Nachwelt bis auf diesen Tag bestochen und getäuscht worden sein mag.

Aus welchem von diesen drei Gesichtspunkten wir indessen Xenophon's Gastmahl betrachten wollen, immer werden sie uns ebendasselbe letzte Resultat geben, nämlich die Ueberzeugung, daß es in jeder Ansicht für ein schwer zu übertreffendes Muster einer dialogirten dramatischen Erzählung gelten könne.

Wüßten wir mit diplomatischer Gewißheit, daß Xenophon sein Symposion nach dem Platonischen geschrieben habe, so würde der dritte Gesichtspunkt unstreitig der richtigste sein und unsre vorzüglichste Aufmerksamkeit verdienen. Aber diese Gewißheit fehlt uns; und wiewol jene Meinung Scheinbarkeit hat, so bleibt sie doch immer eine Hypothese. Es mag daher zu meiner Absicht genug sein, einen allgemeinen Ueberblick auf beide Symposien, als dramatische Dialogen betrachtet, zu werfen, um zu bemerken, wie sehr die Vergleichung zum Vortheil des Xenophontischen ausfalle.

Ich glaube dies in Rücksicht auf Plato nicht besser bewerkstelligen zu können als mit den Worten meines Aristipp's zu Anfang des Briefes, worin er seinem Freund Eurybates von einem bei der schönen Laïs vorgefallenen symposischen Gespräch über das Platonische Gastmahl Nachricht giebt.*) „Plato's Symposion", sagt er, „ist ein poetisches Prachtwerk, wozu alle Musen beigetragen haben,**) und worin er die ganze

*) S. Aristipp und einige seiner Zeitgenossen, 3. Buch, S. 150f. [Bd. 3 der Ausgabe von 1800—1801, im 12. Briefe; vgl. Wieland's Werke, Th. XXVII. S. 79. — A. d. H.]

**) Was Horaz [Epist., II. 2. 92] novem Musis caelatum opus nennt.

Fülle seiner Phantasie, seines Witzes und attischen Salzes, seiner Wohlredenheit und Darstellungskunst wie aus Amaltheens unerschöpflichem Zauberhorn auf seine Leser herabschüttet; ein bei nächtlicher Lampe mit größtem Fleiß ausgemeißeltes, polirtes und vollendetes Werk, womit er uns zeigen wollte, daß es nur auf ihn ankomme, ob er unter den Rednern oder Dichtern, Sophisten oder Sehern seiner Zeit der Erste sein wolle." Von Xenophon's Gastmahl hingegen gilt größtentheils, was eben dieser Aristipp von dem symposischen Gespräche an der Tafel der Laïs sagt, welches er seinem Freunde mitzutheilen im Begriffe ist. Es ist oder scheint wenigstens blos ein zufälliges Tischgespräch unter einigen guten Freunden zu sein, denen es blos um eine angenehme Unterhaltung und auch dann, wo das Gespräch eine ernsthaftere Wendung nimmt, nicht um Offenbarungen aus der Geister- und Götterwelt, sondern um schlichte, nackte, menschliche Wahrheit zu thun ist. Wenn auch der Eine oder Andere (wie z. B. Kallias und Antisthenes) nicht ohne allen Anspruch ist, so kommt doch nicht mehr davon zum Vorschein, als nöthig ist, damit Jeder seine eigene Rolle spiele, d. i. sich so zwanglos, als die symposische Freiheit gestattet, in seiner eignen Gestalt zeige, ohne darüber die gehörige Rücksicht auf Andere zu vergessen, welche die Urbanität gebildeten Personen auch bei den fröhlichsten gesellschaftlichen Unterhaltungen zur unnachläßlichen Pflicht macht; und wofern es ja begegnet, daß Einer über die feine Linie des Schicklichen hinaus geräth (wie z. B. Antisthenes bei etlichen Gelegenheiten),*) so läßt er sich doch bald und leicht wieder in den Ton der guten Gesellschaft zurückstimmen. Auch in Xenophon's Gastmahl werden Reden gehalten, aber als bloßes Uebungsspiel, ohne allen Anspruch auf Schönrednerei, ohne Sucht, einander zu überschimmern; keine künstlich ausgearbeiteten und gleichsam um einen Kampfpreis mit einander ringenden Declamationen (wie in Plato's Symposion), sondern wahre Reden aus dem Stegreif (*λόγοι αὐτοσχέδιοι*), worin es meistens blos um scherzhafte Behauptung eines paradoxen oder parador scheinenden Satzes zu thun ist. Kurz, in der ganzen Schrift findet sich nichts, das in einer solchen Gesellschaft, bei einer solchen Gelegenheit und auf solche Veranlassungen nicht ganz natürlich und füglich hätte

*) Man sehe S. 100 und 101, ingleichen S. 121 und 129 meiner Uebersetzung des Xenophontischen Gastmahls im 1. Heft des 4. Bandes dieses Attischen Museum's.

gethan und gesprochen werden können; und der Erzähler, um selbst die Möglichkeit eines Verdachts, als ob er uns mit einem Symposion von seiner eigenen Erfindung unterhalten wolle, zu vermeiden, begnügt sich nicht an den kleinen Unterbrechungen und zufälligen Uebergängen von einem Gegenstande des Gesprächs zu einem andern, die jeder freien gesellschaftlichen Unterhaltung natürlich sind, sondern treibt sogar die Behutsamkeit so weit, daß er durch eine eigene Formel*) zu verstehen giebt, er habe sich nicht einmal erlauben wollen, der Concinnität und zierlichern Abrundung des Ganzen zu Lieb' die kleinen Lücken auszufüllen, welche durch jene zufälligen Pausen oder Uebergänge in seiner Erzählung entstehen mußten.

Diese bloße Nebeneinanderstellung könnte schon hinlänglich sein, unser Urtheil über die Frage zu bestimmen, welches von den beiden Symposien vorzüglich zu einem Kanon der ästhetischen Schönheit eines Dialogs geeigenschaftet sei. Aber ein noch helleres Licht wird sich über diesen Gegenstand verbreiten, wenn ich die beiden andern Gesichtspunkte unter einen einzigen höhern zu bringen versucht haben werde.

So wie die Komödie und Tragödie, wiewol die Erfindung dieser Arten von öffentlicher Volksunterhaltung in gewissem Sinn etwas Zufälliges gewesen zu sein scheint, nur in dem alten Griechenlande zu jener Stufe von Vollkommenheit emporsteigen konnte, worauf die Werke einiger ihrer großen Meister in Ansicht des Wesentlichen derselben bis auf diesen Tag als Modelle des Höchsten in der dramatischen Kunst vor uns stehen, so läßt sich von dem Dialog vorzugsweise behaupten, er habe nur unter dem griechischen Himmel, nur unter einem zugleich ebenso freien als lebhaften und geistreichen Volke, wie die Hellenen waren, entstehen können. Despotisch, nach morgenländischer Weise beherrschte Völker kennen weder Freiheit des Gedankens noch der Rede. Was könnten Sclaven einander mitzutheilen haben, als Klagen? und auch dazu haben sie weder Erlaubniß noch Muth. Die Sprache ist daher unter solchen Menschen, eben so wie unter ganz rohen Wilden, auf das unentbehrlichste Bedürfniß eingeschränkt. In den meisten Ländern Asiens lebt Jedermann, so lang er kann, für sich, in sein Haus

*) Z. B. Seite 101: „Hiemit wurde dieser kleine Zwist schlafen gelegt." S. 123: „Und hiemit hatte diese improvisirte Redeübung ihre Endschaft erreicht." S. 130: „Und hiemit endigte sich die kurze Störung" u. s. w. S. 146: „Hiemit hatte denn auch dieser Discurs ein Ende."

eingeschlossen, wo auch er den Despoten spielt und in allen seinen Hausgenossen nur Sclaven sieht. Sogar in den öffentlichen Häusern, wo sich in großen Städten die Männer zusammenfinden, um einige Stunden in Gesellschaft — Langeweile zu haben, herrscht entweder wildes Getümmel oder todtes Schweigen; und einem Märchenerzähler zuzuhören, ist beinahe die einzige gesellige Unterhaltung an solchen Orten. Freie Mittheilung und wechselseitiger Umtausch unsrer Gedanken und Gesinnungen, zwanglose Darstellung unsrer eigenthümlichen Art zu sein, zu sehen, zu urtheilen, besonders unsrer momentanen Stimmung und Laune, verbunden mit der schuldigen Achtung für unsre gleiches Recht besitzende Gesellschafter und mit feinem Gefühl des Anständigen und Gehörigen, findet nur in einer bürgerlich-freien Gesellschaft statt, und der Dialog, der Alles dies in sich vereiniget, konnte also nur unter den Griechen erfunden werden, dem einzigen Volke der alten Welt, welches, schon von der Natur selbst vorzüglich begünstiget, bei einem hohen Grade von Bildung, Geschmack und Humanität im Besitz der größten bürgerlichen Freiheit war.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier alle die verschiedenen Ursachen und Umstände aufzählen wollte, welche sich vorzüglich bei den Griechen des ionischen Stammes und noch besonders bei den Athenern zusammenfanden, um sie zu dem mittheilsamsten und redseligsten aller Völker, die je gewesen sind und vielleicht je sein werden, zu machen; und da ich dies als eine allen Lesern dieses Museum's bekannte Sache voraussetzen darf, so mag es genug sein, sie hier nur zu erinnern, daß gerade die Zeit des Perikles und Alcibiades, die Zeit der peloponnesischen Fehden und der darauf erfolgten, sehr uneigentlich mit dem Namen des Friedens geschmückten kurzen Waffenstillstände, d. i. die Lebenszeit des Sokrates, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plato, Xenophon u. s. w., diejenige war, worin der Dialog unversehens in die Reihe der literarischen Kunstwerke trat und, da die ersten Meister sogleich eine Menge Mitbewerber und Nachahmer fanden, eine geraume Zeit — nämlich bis Aristoteles die monologische Manier, durch Abhandlungen in wissenschaftlicher Form zu unterrichten, gemeiner machte — beinahe die einzige und aus einem leicht in die Augen fallenden Grunde die beliebteste Art, mit seinen wißbegierigen und geschäftlosen Mitbürgern zu philosophiren, war.

Ich setze noch als einen Umstand, der hier vorzüglich bemerkenswerth ist, hinzu, daß zu eben dieser Zeit auch die Demokratie zu Athen ihre höchste Stufe erreicht hatte und daher die Kunst, öffentlich gut zu reden, beinahe der einzige Weg war, in der Republik zu Ansehen, Ehrenstellen und Einfluß emporzusteigen.

Als Sokrates sich selbst die Bestimmung gab, den leidenschaftlichen Hang seiner großentheils wenig beschäftigten Mitbürger, selbst zu reden und Andere reden zu hören, unvermerkt und auf die anspruchloseste Art zu einem Mittel ihrer sittlichen Verbesserung zu machen und vorzüglich ihre edlern Jünglinge durch den anziehenden Reiz seines Umgangs zu bessern Menschen und brauchbarern Bürgern zu bilden, hatten die Athener durch die berühmten Sophisten Anaxagoras, Protagoras, Gorgias, Prodikus, Hippias u. A. eine Art von Cultur und Verfeinerung erhalten, wodurch sie in mehr als einer Rücksicht zu derjenigen vorbereitet wurden, welche sie von Sokrates und den Sokratikern erhielten oder wenigstens hätten erhalten können, wenn sie die Gelegenheit zu benutzen geneigt gewesen wären.

Alle diese zusammentreffenden Umstände hatten schon den natürlichen oder autoschediastischen Dialog, der dem künstlichen zum Grunde lag, unter den Athenern zu einer Art von Vollkommenheit gebracht, wovon wir Neuern uns schwerlich einen Begriff machen können, wofern wir nicht Einbildungskraft und Divinationsgabe genug besitzen, uns mit Hilfe der übrig gebliebenen dramatischen Werke jener Zeit und der Dialogen Plato's, Xenophon's und anderer Sokratiker so lebhaft, als uns möglich sein will, in das damalige Athen hineinzuträumen.

Natürlicherweise mußten unter dem gebildetsten Theil des attischen Volkes nicht nur die Unterhaltungen in den öffentlichen Hallen, Unterredungssälen (λέσχαι) und Spaziergängen, sondern selbst die Tischgespräche (wobei ehemals wol meistens nur Komus und Bacchus den Ton angegeben hatten) sowol in Ansehung des Stoffs als der Form durch die vorerwähnten Umstände eine ganz andere Beschaffenheit erhalten. Anstatt daß man sich ehemals blos mit politischen Vorfallenheiten, neuen Gesetzen, Rechtshändeln, Wahl- und Parteiintriguen, auswärtigen Neuigkeiten, Krieg und Frieden, oder mit häuslichen und landwirthschaftlichen Dingen, dem Marktpreise der Lebensmittel, dem

Gerathen oder Mißrathen des Oels und der Feigen und dergleichen, oder auch mit Verleumdung und ärgerlichen Taggeschichtchen oder mit Rennpferden und Jagdhunden, den Wachteln des Kallias und dem schwanzlosen Hunde des Alcibiades unterhielt, war jetzt in der guten Gesellschaft (wenigstens viel häufiger als in vorigen Zeiten) die Rede von Philosophie, Literatur und Kunst; und da die Sophisten das Reden für und wider eine Sache und eine sinnreiche, spitzfindige, öfters auch wol blos scherzhafte Behauptung unerhörter oder widersinnisch klingender Sätze zur Mode gemacht hatten, so läßt sich leicht erachten, was für eine Wendung die gesellschaftliche Unterhaltung unter so geistvollen und genialischen, aber auch so eiteln, flatterhaften, streitlustigen und brausenden Menschenkindern, wie wir die Athener kennen, durch diesen Umstand habe erhalten müssen.

Besonders und ganz vorzüglich aber konnt' es nicht fehlen, daß ein Mann wie Sokrates (mit dessen wahrem Charakter ich meine Leser im Aristipp bekannter zu machen gesucht habe) in dem Kreise seiner Freunde, worin er natürlicherweise immer die Hauptperson war, einen ganz neuen und in mehrern Ansichten schönern und bessern Ton angab, als jemals in Athen gehört worden war.

Aus diesem Allen muß uns nun, denke ich, sehr begreiflich sein, wie Plato's schöpferischer Genius auf den Gedanken habe kommen können, den Dialog zu einem Kunstwerk zu erheben; und wir werden uns um so weniger wundern, wie ein solcher Geist, da er solche Modelle in einer bereits so ausgebildeten und verschönerten Natur vor Augen hatte, die Kunst des Dialogs (als eine der schönen Redekünste), ohne daß sie, wie andere, allmählich von Stufe zu Stufe hätte emporsteigen müssen, auf einmal und beinahe auf den ersten Versuch zu dem hohen Grade der Vollkommenheit bringen konnte, den die Liebhaber und Kenner des Schönen von je her an seinem Phädon, Kriton, Phädrus, Alcibiades, Symposion u. A. bewundert haben.

Indessen, wiewol man gestehen muß, daß er da, wo er in Rücksicht auf die Kunst des Dialogs ganz vortrefflich ist — z. B. im letzten Act des Phädon und im Symposion von da an, wo der halbtrunkene Alcibiades mit seinem schwärmenden Zechgesellen und einer Flötenspielerin an der Spitze in den Speisesaal hereingestürmt kommt — schwerlich übertroffen werden könne, so ist doch ebenso wenig zu leugnen, daß sein Genius

selbst (dieses wunderbare Zwitterwesen von Dichter und Vernünftler) ihm dabei gewissermaßen im Lichte stand, und daß er für den größtentheils metaphysischen oder transscendentalen Inhalt seiner Werke schwerlich eine unbequemere Art des Unterrichts als durch Fragen und Antworten hätte wählen können; kurz, daß sowol im Stoff als im Zweck seiner Dialogen ein unübersteigliches Hinderniß lag, warum er ihnen, als Dialogen betrachtet, die musterhafte Vollkommenheit nicht geben konnte und vermuthlich auch nicht geben wollte, wozu er mehr als irgend ein Anderer die Fähigkeit gehabt hätte.

Gewiß war es in jedem Betracht ein herrlicher Gedanke, den Sokrates zur beständigen Hauptperson in seinen Dialogen zu machen; aber es mußte der wahre Sokrates sein, nicht der immer spitzfindige Grübler und Haarspalter, nicht der immer streitsüchtige dialektische Kampfhahn, nicht der meteorische Schwärmer, der mitten im Lager einen ganzen langen Tag von Sonnenaufgang bis zur einbrechenden Nacht in mystische Betrachtung versunken unbeweglich wie ein Steinbild auf der nämlichen Stelle stehen bleibt, nicht der alle Wolken und Himmel übersteigende Idealist, der nicht von den gemeinsten Dingen sprechen kann, ohne seine übersinnlichen ὄντως ὄντα[1]) darein zu mengen; kurz, es mußte kein Sokrates sein, der dem Aristophanischen ähnlicher sieht als dem Sohne des Sophroniskus, welcher von Allem diesem gerade das Gegentheil war.

Daß Plato durch diese Umgestaltung des wirklichen Sokrates in einen von ihm selbst geschaffenen gegen ein Grundgesetz des Dialogs anstoße, konnte ihm nicht verborgen sein; aber zu seinen eignen Absichten fand er diese Paranomie bequem und beruhigte sich vermuthlich mit der Freiheit, Alles zu wagen, die man den Malern und Dichtern von je her zugestanden hat; wiewol ich sehr zweifle, daß es einem Dichter oder dichtenden Philosophen je erlaubt sein könne, den Wassertrinker Diogenes zu einem Trunkenbold oder die Pythagorische Theano zu einer Leontium zu machen. Wenn es auch dem Genius, der sich nicht gern fesseln oder in Schranken zwängen läßt, erlaubt ist, über die Natur hinauszuschweifen, der Kunst ist es nicht erlaubt; Auswahl, Sonderung und Reinigung des einzelnen Schönen, wovon ihr die Natur die Exemplare vorhält, zu dem besondern Zweck, den sie sich vorgesetzt hat, vorzunehmen,

[1]) Wirklich Seiendes. — A. d. H.

ist ihr nicht nur erlaubt, sondern zur Pflicht gemacht; aber wenn sie glücklich genug ist, in der Natur selbst ein so vollkommenes Modell zu finden, daß sie mit Recht alle Anmaßung, etwas Schöneres zu erfinden, aufgiebt, dann bleibt ihr nichts übrig, als ihr Nachbild dem Urbilde so ähnlich zu machen, als sie vermag; und so scheint mir eine treue Darstellung des Gesehenen und Gehörten Alles zu sein, was von dem Erzähler eines solchen Symposions wie das von Xenophon beschriebene gefordert werden kann.

In der That hätte sich wol zu Athen selbst, wo damals der Sitz der schönsten Bildung und der feinsten Urbanität war, schwerlich eine edlere, schönere, auserlesenere und doch zugleich stärker und angenehmer contrastirende Tischgesellschaft zusammenfinden können, als sich uns in Xenophon's Symposion zeigt; und da Sokrates (unstreitig der merkwürdigste und eminenteste Charakter seiner Zeit) die Seele dieser Gesellschaft war, wie könnte ein Dialogenmacher ein vollkommneres Muster einer angenehmen, geistreichen, edler und freigesitteter Männer würdigen Unterhaltung verlangen? Oder wo sollte er es hernehmen? Es bedarf für einen Leser, der in dem alten Griechenland kein völliger Fremdling ist, kaum etwas mehr als die Namen der Personen, die in diesem symposischen Drama spielen, anzusehen, um sich zu überzeugen, daß Xenophon, welcher selbst dabei zugegen war, keinen andern Willen haben konnte, als es uns mit aller Treue darzustellen, deren sein Gedächtniß nach einer Zwischenzeit von mehrern mit wichtigen Begebenheiten und Thaten ausgefüllten Jahren nur immer fähig war. Kleine Auslassungen unerheblicher episodischer Umständchen oder Zwischenreden scheinen wirklich Alles gewesen zu sein, was er sich dabei erlaubte, da er (wie oben schon bemerkt wurde) sogar Bedenken trug, bei einigen raschern Wendungen der Unterhaltung die Lücken, die sich vermuthlich in seinem Gedächtniß fanden, durch etwas Anders als eine ziemlich hölzerne Formel auszufüllen.

Zufälligerweise vereinigten sich bei diesem Gastmahl alle Umstände, um es (was die wesentlichste Eigenschaft eines vollkommenen Musters ist) zu einem schönen Ganzen zu machen.

Kallias, ein reicher und durch persönliche Vorzüge ausgezeichneter attischer Eupatride, ist im Begriff, an einem Tage der großen Panathenäen dem Siege, den sein Liebling, der schöne und junge Autolykus, im Pankration erhalten hat, zu

Ehren ein festliches Mahl in seinem Hause anzustellen. Wie er nach Endigung der öffentlichen Uebungsspiele, wobei alle Athener entweder Kämpfer oder Zuschauer waren, seine Gäste nach seinem Hause führen will, erblickt er den Sokrates, der mit seinen damals gewöhnlichsten Gesellschaftern, Antisthenes, Hermogenes, Charmides, Kritobul und Xenophon, sich ebenfalls wieder wegzubegeben begriffen war. Wiewol nun zwischen ihm und Sokrates kein näheres Verhältniß vorwaltete, als zu Athen unter allen Bürgern, die in die Classe der Kalokagathen (Gentlemens) gehörten, gewöhnlich stattfand, so brauchte er doch nichts als dieses zufällige Zusammentreffen, um ihn anzureden und mit seinen Begleitern zu seinem Feste einzuladen. Er thut dies mit einem so schmeichelhaften Compliment, daß Sokrates es seiner Weise nach nicht wohl anders als mit einem fein ironischen Gegencompliment erwidern kann. Kallias setzt den Scherz mit gleicher Feinheit fort, und um Männern wie Sokrates und seine Freunde desto eher Lust zu machen, die Einladung anzunehmen, verspricht er, wenn sie seine Gäste sein wollten, ihnen Beweise zu geben, daß er wirklich einigen Anspruch an ihre Achtung zu machen berechtigt sei. Er giebt ihnen dadurch zu verstehen, es sollte bei seinem Feste so artig zugehen, daß so weise und nüchterne Männer wie sie keine Ursache finden würden, sich ihre Gefälligkeit gereuen zu lassen. Kurz, er drang so ernstlich in sie, daß sie sich anständigerweise der Einladung nicht entziehen konnten.

Es fand sich also in dem Tafelzimmer des Kallias eine auserlesene Gesellschaft von Männern und Jünglingen zusammen, von welchen die Meisten durch Geburt und Vermögen ausgezeichnet und Sokrates, Antisthenes und Xenophon die Einzigen waren, denen blos ihre persönlichen Eigenschaften das Recht gaben, nicht nur in den vornehmsten Gesellschaften ihren Platz zu behaupten, sondern diesen durch ihre Gegenwart noch Ehre zu erweisen. Die eigentliche Zierde des Festes war indessen Derjenige, welchem zu Ehren es gegeben wurde. Xenophon (selbst ein elegans formarum spectator) scheint sowol das sittsame, jungfräulich schamhafte Wesen und Benehmen des jungen Autolykus als die Wirkung seiner Schönheit auf die sämmtlichen Gäste mit einer ihm nicht gewöhnlichen Wärme und recht eigentlich con amore zu schildern. Auffallen muß es freilich Lesern und Leserinnen, die mit den Sitten der Griechen nicht wenigstens aus Barthélemy's Anacharsis vertrauter worden sind, daß

Alles, was Xenophon von diesem schönen Mittelding von Knabe und Jüngling und von dem Verhältniß zwischen ihm und seinem erklärten Liebhaber sagt, von Wort zu Wort auf ein wohlerzogenes unschuldiges Mädchen von vierzehn Jahren und einen von ihren Eltern genehmigten und begünstigten Liebhaber passen würde. Mir, ich gesteh' es ohne Bedenken, zeigt sich nicht nur eine ästhetische, sondern selbst eine moralische Grazie in dieser Stelle, die mich völlig mit jener uns so anstößigen Sitte der Athener aussöhnen könnte, wenn alle Liebende unter ihnen so edel und anständig wie Kallias und alle Geliebte so züchtig und tugendlich, wie der schöne Autolylus hier erscheint, gewesen wären. Ein Hauptumstand war indessen, daß der alte Lykon, der Vater des schönen Knaben, nicht nur selbst zugegen war, sondern (wie es scheint) ihn als sein natürlicher Aufseher und Pädagog überall begleitete und immer unter den Augen hatte. Das Schönste bei dem Allen ist indeß die Art, womit der Sohn seine ungeheuchelt zärtliche Anhänglichkeit an seinen Vater zu erkennen giebt und dieser hinwieder nicht verbergen kann noch will, wie glücklich er sich fühle, einen solchen Sohn zu haben.*) Auch hierin ist das, was der edle Shaftesbury unter seinen moral graces versteht — was überhaupt wie ein leiser, lieblicher Blüthenduft über den ganzen Dialog ausgegossen und der allgemeine Ton des Gemäldes ist — so vorzüglich fühlbar und anschaulich gemacht, daß ich beinahe versucht werden könnte, zu glauben, Xenophon habe sich bei aller seiner vorsätzlichen Treue dennoch nicht enthalten können, diese beiden Figuren zu verschönern und bis zu seinem Ideal sittlicher Liebenswürdigkeit (wovon auch in der Cyropädie einige Beispiele von der höchsten Schönheit vorkommen) zu erheben; wiewol im Grunde nichts natürlicher ist, als daß ein so liebenswürdiger Sohn einen so zärtlichen Vater und ein solcher Vater einen so guten Sohn habe.

Ein festliches Gastmahl zu Athen konnte nicht ohne einen bezahlten Spaßmacher von Profession (γελωτοποιός) und ohne eine oder mehrere Zither- oder Flötenspielerinnen und Tänzerinnen bestehen; das war nun einmal Landessitte von uralten Zeiten her. Und so stellte sich dann auch ziemlich bald ein gewisser Philippus — ein getreuer Repräsentant aller armen Teufel, die, um nicht zu verhungern, den Witzling machen müssen —

*) S. 99 f. meiner Uebersetzung im 1. Heft des 4. Bandes.

und eine Weile darauf ein herumziehender Syrakuser ein, als Mäkler (προαγωγός) von einem Paar reizender junger Mädchen und einem schönen Knaben, deren Talente in der Musik und Tanzkunst ihm bei solchen Gelegenheiten Geld verdienen mußten. So weit sah das Gastmahl des Kallias allen andern, die von Seinesgleichen gegeben wurden, ziemlich gleich und würde ohne den Sokrates wahrscheinlich auch den nämlichen Gang genommen haben. Aber wo Dieser zugegen war, da hatte sich gleichsam ein höherer, wiewol milder und menschenfreundlicher Genius zu den Erdekindern gesellt, dessen wohlthätige Gegenwart nicht lange unbezeugt bleiben konnte. Sokrates, eben darum, weil seine Weisheit von der ächtesten Art, d. i. in die reinste Humanität, wenn ich so sagen kann, eingekörpert war, hatte Sinn für alles Schöne und war nichts weniger als ein Feind und Störer geselliger Ergetzlichkeiten, die mit Geschmack und Anständigkeit nicht unverträglich sind; und auch dann, wenn er an gewissen Arten von Belustigungen kein sonderliches Wohlgefallen finden konnte,*) wußte er immer eine solche Wendung zu nehmen, daß seine Mißbilligung nichts Herbes oder Beleidigendes hatte, sondern daß auch die übrigen Anwesenden unvermerkt seiner Meinung wurden und sich geneigt zeigten, ein weniger edles Vergnügen gegen ein besseres zu vertauschen. Ueberhaupt zeigt sich der sanfte Zauber seiner Macht über die Gemüther während des ganzen Gastmahls in dem mannichfaltigsten und gefälligsten Lichte. Wiewol er natürlicherweise durch seine unleugbare Größe über Alle hervorragt und auch hier (wie in jeder seiner würdigen Gesellschaft) die Hauptfigur ist, so kann man doch von aller Anmaßung und Vordringlichkeit nicht entfernter sein als er. Anstatt immer das Wort zu führen und die Uebrigen um sich her verdunkeln zu wollen, sehen wir ihn vielmehr immer darauf bedacht, wie er ihnen Gelegenheit machen könne, sich zu ihrem Vortheil zu zeigen. Indessen ist es doch immer Sokrates, der die Unterhaltung nie sinken läßt und an jedem Ding immer die beste Seite bemerken macht: immer er, der seine Mitgäste bei guter Laune zu erhalten und, so wie sie in einen falschen Ton gerathen wollen, sogleich wieder zurückzustimmen weiß; immer er, der jedem Anlaß zur Störung der geselligen Harmonie mit der besten Manier in den Weg

*) Wie dies z. B. der Fall bei den gauklerischen unnatürlichen Verdrehungen und dem gefährlichen Schwertertanz des jungen Mädchens war, deren Geschicklichkeit er gleichwol die verdiente Gerechtigkeit widerfahren läßt.

tritt; immer er, der die sinnlichen Ergetzungen, womit Kallias seine Gäste überhäuft, zu reinigen und zu veredeln, da, wo es nur auf angenehme Gefühle abgesehen war, Gedanken zu erwecken und überall auf die ungezwungenste Weise die wahre Lebensphilosophie mit ins Spiel zu ziehen weiß, ohne jemals (wie dem Platonischen After-Sokrates so häufig begegnet) den Pedanten und Schulmeister zu machen oder sich mit seiner ganzen Schwere auf einen Gegenstand zu legen, um ihn so lange zu drücken, bis er den letzten Tropfen Saft herausgepreßt hat. Um meine Leser (bei denen ich voraussetze, daß sie Xenophon's Gastmahl selbst gelesen haben) nur auf einige Beispiele des Gesagten aufmerksam zu machen: wie schön ist nicht die Bemerkung, die er aus Gelegenheit der außerordentlichen Künste der jungen Tänzerin über die dem männlichen Geschlechte nichts nachgebende Kunstfähigkeit und Bildsamkeit des weiblichen macht, und die Antwort, die er dem plumpen Antisthenes auf seinen unzeitigen und in der That höchst unartigen Ausfall auf seine Gattin Xanthippe thut! wie fein und bedeutend, was er über den Tanz des schönen Knaben sagt! wie artig die Wendung, die er gebraucht, um kleine Becher herbeizuschaffen, als Kallias auf Veranlassung des Spaßmachers Miene macht, seine Gäste mit großen Bechern bedienen zu lassen! Und da Charmides durch seine Anmerkung über die sanftberauschende und die schlummernde Aphrodite weckende Wirkung der Schönheit, wenn sie durch Musik und Tanz belebt wird (S. 95), einen Funken unter die Gesellschaft wirft, der bei den anwesenden ziemlich zunderartigen jungen Männern leicht mehr Feuer hätte fassen können, als (zumal in Gegenwart des jungen noch ganz unverderbten Autolykus) gut und schicklich war — wie fein lenkt er sogleich durch leise Berührung einer Springfeder, die bei allen Menschen immer ihre Wirkung thut, die Aufmerksamkeit auf etwas Anders, nämlich auf den Gedanken, daß es Leuten wie sie wohl anstehen würde, anstatt sich blos durch die Gaukelkünste der Kinder des Syrakusers belustigen zu lassen, selbst etwas zu einer edlern Art von Unterhaltung vorzunehmen! Wie geschickt weiß er, indem er den Kallias seines ihm gegebenen Versprechens erinnert, das sinnreiche Redespiel herbeizuführen, das den größten Theil des Symposions ausfüllt! und wie artig erhascht er, um das Einförmige desselben durch ein unversehenes Zwischenspiel zu unterbrechen, die Gelegenheit zu dem scherzhaften Wettstreit mit dem schönen Krito-

bulus (wer von ihnen Beiden der Schönste sei), der meinem Gefühl nach eines der schönsten Beispiele von humoristisch-witziger Schäkerei und einer Art von Ironie ist, worin Sokrates unübertrefflich war. Schwerlich kann einem aufmerksamen Leser die gute Art, womit er der beleidigenden Zudringlichkeit des Syrakusers (S. 128) ausbeugt, und die feine Wendung unbemerkt bleiben, womit er dem Hermogenes (dem Einzigen, der durch unzeitigen Ernst und Untheilnehmung an der allgemeinen Fröhlichkeit den angenehmen Ton der Gesellschaft zu stören scheint) ohne Verletzung seiner Eigenliebe die Unschicklichkeit seines Benehmens (S. 126) fühlbar zu machen sucht. Doch ich würde ein zweimal so starkes Buch schreiben müssen, als das Xenophontische Werkchen selbst ist, wenn ich Alles ausheben wollte, was an der Rolle, welche Sokrates in diesem improvisirten Drama spielt, bemerkenswürdig ist.*)

Ich setze also nur noch dieses hinzu. Ungeachtet von Anfang bis zu Ende Alles, was bei diesem Gastmahl vorfällt und gesprochen wird, theils aus der Natur der Sache und dem Charakter der Personen zu entspringen, theils vom Zufall und der Laune des Augenblicks ohne alle Vorbereitung, auf eine gänzlich autoschediastische Weise veranlaßt zu werden scheint: so webt doch durch das Ganze ein gewisser bindender Geist, der alle Theile zu einem schönen Körper organisirt und dadurch die Vermuthung begründen könnte, daß dieses Symposion, wo nicht durchaus von Xenophon erdichtet, doch der Anordnung und Zusammenfügung nach ein eigentliches Kunstwerk sei. Indessen sehe ich nicht, daß wir zu dieser Vermuthung, die so viele durch das Ganze verstreute kleine Züge gegen sich hat, schlechterdings genöthigt sein sollten. Jener bindende Geist ist meines Erachtens kein anderer als der Geist des Sokrates selbst, dieser immer heitere, besonnene, wohlwollende und das Ziel seiner Thätigkeit nie aus den Augen verlierende Geist, der nicht nur selbst nichts Unschickliches und Zweckloses that, sondern auch überall, wo er gegenwärtig war, sich durch eine stille geheime Obermacht der Andern bemeisterte, sie anzog und unvermerkt gleichsam um sich her bewegte und dadurch Ordnung,

*) Auch der Vorschlag, welchen Sokrates dem Syrakusier thut, den Anwesenden statt der gauklerischen Kunststücke, die er bisher durch seine jungen Leute hatte ausführen lassen, ein anmuthigeres mimisches Schauspiel zum Besten zu geben, hätte hier erwähnt werden müssen, wenn die Sache mir nicht wichtig genug schien, um eine nähere Beleuchtung zu verdienen, die ich mir auf eine andre Zeit vorbehalte.

Harmonie und Einheit hervorbrachte, wo sonst nur lose zufällige Verhältnisse, Verwirrung, Mißklang und Zwecklosigkeit geherrscht hätte. Sokrates brauchte nur einen Ueberblick, um zu sehen, was sich aus der Tischgesellschaft des Kallias machen lasse. Besonders scheint mir der Umstand, daß der junge Mann das Fest seinem Liebling zu Ehren gab, und die Rücksicht auf den Sohn seines alten Freundes Kriton, den Kritobulus (der kein Bedenken trug, wiewol er ein neuverheiratheter Ehemann war, seine schwärmerische Leidenschaft für den schönen Klinias in den stärksten Ausdrücken zu erklären), ihn zu der einzigen, durchaus ernsthaften Rede über den unendlichen Vorzug der Seelenliebe vor der Körperliebe veranlaßt zu haben, welcher er, um seinen Zweck desto weniger zu verfehlen, den Schein einer Lobrede auf den Kallias giebt, indem er als etwas nicht zu Bezweifelndes annimmt, daß dessen Liebe zu dem schönen Autolykus von der reinsten und tugendhaftesten Art sei; wiewol er vielleicht blos das Gewissen des jungen Mannes mit ins Spiel ziehen und ihn in Geheim nöthigen wollte, seine wahren Gesinnungen mit denen, die er haben sollte, zu vergleichen. Diesen, eines Sokrates so würdigen Zweck scheint auch der Vater des schönen Jünglings sehr wohl erkannt zu haben, da er, nachdem Jener zu reden aufgehört hatte, im Weggehen sich mit aller Wärme eines für die Unschuld und den guten Ruf seines Sohnes zärtlich besorgten Vaters an Sokrates wendet und zu ihm sagt: „Nun bin ich gewiß, daß Du ein edeldenkender und rechtschaffner Mann bist!"*)

Welche von den beiden Ansichten aber auch die historisch wahre sein mag, das Hauptresultat, das aus der einen und der andern entspringt, ist ebendasselbe. Ist das Xenophontische Gastmahl eine bloße getreue Erzählung dessen, was Xenophon damals im Speisesaal des Kallias sah und hörte, so muß man gestehen, daß es in allen Stücken dazu geeigenschaftet ist, den

*) Diese Rede scheint anzuzeigen, daß Sokrates dem alten Lykon bisher mehr durch seinen Ruf als aus näherem Umgange bekannt gewesen war, und daß er, wie viele Andere auch in den höhern Classen zu Athen, Vorurtheile gegen ihn gehegt und ihn vielleicht auf Treu' und Glauben der Wolken des Aristophanes für einen der Jugend gefährlichen Mann gehalten hatte. Die wenigen, aber aus inniger Ueberzeugung entsprungnen und mit naiver Herzlichkeit ausgesprochnen Worte, die er ihm hier sagt, beweisen, wie froh er war, einen so edeln und guten Mann an ihm gefunden zu haben, und vollenden zugleich mit einem Zug den Charakter eines biedern und ehrwürdigen alten Mannes, unter welchem der Vater des Autolykus sich uns schon aus dem Vorhergehenden dargestellt hat.

Begriff eines vollkommnen dramatischen Dialogs darzustellen und jedem Dialogendichter als ein Exemplar der schönsten Natur zum Modell zu dienen. Sollte es von dem Verfasser selbst erfunden sein, so wird schwerlich jemals etwas Vollkommneres in seiner Gattung geschaffen werden. Auf jeden Fall bleibt es das schönste Vorbild und Studium für Jeden, der sich in diesem Fache versuchen will, so wie es in andrer Rücksicht von allen Ueberbleibseln des griechischen Alterthums dasjenige ist, woraus wir uns den richtigsten Begriff machen können, was man zu Cicero's und Horazens Zeiten attisches Salz und attische Urbanität nannte, was die *καλοὶ καὶ ἀγαθοί* zu Athen und Sokrates, der Erste unter ihnen Allen, im gesellschaftlichen Umgang für ein Schlag von Menschen waren, und wie weit wir (mit Erlaubniß zu sagen) bei allen unsern wirklichen und eingebildeten Vorzügen in diesem Stücke wenigstens nach mehr als 2000 Jahren noch hinter ihnen zurück sind.

Einleitung und Grundriß zur Uebersetzung des „Panegyrikos" von Isokrates.[1])

Einleitung.

I.

Da bei Errichtung des Attischen Museum's meine Absicht vornehmlich auch dahin geht, demjenigen Theil unsers lesenden Publicums, zu dessen nützlicher Unterhaltung es eigentlich bestimmt ist, die vorzüglichsten Meisterstücke der berühmten attischen Redner Lysias, Isokrates, Aeschines und Demosthenes in Uebersetzungen mitzutheilen, worin von dem Geiste, der Art des Vortrags und dem eigenthümlichen Charakter dieser großen Redekünstler so wenig als möglich verloren gehe, und nun die Frage war, mit welchem von ihnen und mit welchem seiner Werke dieses Museum eröffnet werden sollte, glaubte ich — um Denen, die mit jenen schätzbaren Ueberbleibseln der Kunst, worin die Stadt der Minerva sich mit Recht das Primat zueignete, noch wenig oder gar nicht bekannt sind, einen Begriff und Vorgeschmack dessen zu geben, was sie davon zu erwarten haben — keine bessere Wahl treffen zu können, als wenn ich den Anfang mit dem Panegyrikos des Isokrates machte, als dem vorzüglichsten der Werke eines Mannes, welchen Cicero den Vater der Beredsamkeit nennt, und der auch schon allein aus dem Grunde, weil er der Erste und Einzige in seiner Art war und blieb, besser als bisher gekannt zu werden verdient.

Wie sehr auch die Simplicität, welche gewissermaßen der gemeinschaftliche Charakter aller alten attischen Redner ist, aber doch

[1]) Attisches Museum, I. S. I–XL. — A. d. H.

den Verfasser des Panegyrikos besonders auszeichnet, und die dem Letztern eigene Manier in der Ausbildung und dem Vortrag seiner Gedanken von dem Geist unsrer Zeit und vielleicht von der Erwartung manches Lesers abstechen mag, so setze ich doch in die natürliche Wirkung, welche das wahre Schöne und Gute auf jede nicht ganz verschrobene oder abgestumpfte Seele thut, ein zu großes Vertrauen, als daß ich zweifeln könnte, diese panegyrische Rede des Isokrates werde selbst in der unvollkommnen Nachbildung, worin sie hier erscheint, Leser von Geschmack auch nach seinem Areopagitikos, seinem Euagoras, seiner Rede über den Frieden und einigen andern seiner interessantesten Werke, die ich in der Folge zu geben gedenke, begierig machen. In dieser Voraussetzung glaubte ich recht zu thun, wenn ich die ausführliche Nachricht von dem Leben und den Schriften dieses merkwürdigen Mannes, die Entwicklung des besondern Charakters seiner Beredsamkeit und die genauere Prüfung der Urtheile, die von berühmten Männern unter den Alten und Neuern über ihn gefällt worden sind, welche ich (nach dem Vorgang seines vortrefflichen französischen Uebersetzers und Herausgebers, des Abbé Auger) den Lesern schuldig zu sein glaube, anstatt sie vorauszuschicken, erst alsdann folgen ließe, wenn sie durch eine vertrautere Bekanntschaft mit seinen Werken gestimmt sein würden, lebhaftern Antheil an ihm zu nehmen und bei Würdigung seiner Verdienste, Vorzüge und Fehler selbst eine Stimme zu führen im Stande wären. Ich schränke mich also für dieses Mal blos auf einige Hauptstücke ein, die zu besserem Verständniß der folgenden Rede nöthig zu sein scheinen.

II.

Isokrates wurde fünf Jahre vor dem Ausbruch des für Athen und die ganze Hellas so verderblichen peloponnesischen Krieges (also im ersten Jahre der 86. Olympiade) geboren und starb im dritten Jahre der 110., nach dem berühmten Siege des Königs Philippos bei Chäronea, weil er die Freiheit seines Vaterlandes nicht überleben wollte. Seine Lebenszeit füllte also beinahe das ganze berühmte Jahrhundert aus, worin — während die Republik Athen unter Perikles den höchsten Punkt ihrer Macht und Größe erreicht hatte, von welchem sein Anverwandter Alcibiades und ihr eigner böser Dämon sie stufenweise wieder herunterstürzte, — eine Menge großer und

ausgezeichneter Männer, Philosophen, Geschichtschreiber, Redner, Dichter, Maler, Bildner, Baumeister, Musiker, sich wie durch eine besondere Veranstaltung der Natur und des Schicksals zusammenfanden, um diese Stadt zur Schule und Werkstätte der schönsten Künste und der edelsten Aufstrebungen und Auswirkungen des menschlichen Geistes zu machen. Isokrates wuchs unter den Meisterwerken der Phidias, Alkamenes, Polygnotos und Zeuxis auf und bildete sich unter den Händen eines Prodikos, Gorgias, Theramenes, Männer, die (um mit Auger's Worten zu sagen, was ich selbst nicht besser sagen könnte) „mitten in der Verwaltung der ansehnlichsten Ehrenstellen öffentlich die Kunst zu reden lehrten, durch welche sie dazu gelangt waren". Er war sechsunddreißig Jahre alt, als Sokrates in seinem siebzigsten hingerichtet wurde, und ich zweifle nicht, daß auch er wie so manche andre edle Jünglinge in Athen die Gelegenheiten, an dem Munde dieses außerordentlichen Mannes zu hängen, gesucht haben werde, wenn sich dies gleich aus der rühmlichen Art, wie Sokrates in Plato's Phädros von ihm spricht, nicht mit Zuverlässigkeit schließen läßt. Daß er einer von Plato's vertrautern Freunden gewesen, ist desto gewisser; und überhaupt bedarf es, um in ihm (ebenso wie in dem Dichter Euripides) einen Genossen der Sokratischen Familie zu erkennen, nichts, als für den Geist der Kalokagathie, der in allen seinen Werken athmet, einige Empfänglichkeit zu haben.

Sowol seine Naturgaben als die Erziehung und Ausbildung, die ihm zu Theil worden war, bestimmten ihn, in einer demokratischen Republik sich den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Natürlicherweise war seine Neigung, eine thätige Rolle in seinem Vaterlande zu spielen, den Fähigkeiten seines Geistes gleich; und zu Athen wie nachmals zu Rom war das Geschäft eines Sachwalters in gerichtlichen Händeln einer der nächsten Wege, sich das Vertrauen des Volks zu erwerben und zu den ersten Stellen in der Republik zu gelangen. Aber gleich beim ersten Versuch zeigte sich's, daß ihm die Natur zwei Haupterfordernisse zu einem öffentlichen Redner versagt hatte: seine Stimme nämlich war so schwach, daß er sich in keiner großen Versammlung hören lassen konnte, und wurde noch schwächer durch den Umstand, daß ihn, sobald er öffentlich reden sollte, eine Schüchternheit befiel, über welche er nicht Herr werden konnte, so viele Mühe er sich auch deswegen gab. Wie kränkend

diese gedoppelte Schwachheit für ihn war, giebt er an mehr als einem Orte seiner Schriften mit einer ihm eignen Naivität zu erkennen; und noch in seinem höchsten Alter soll er zu seinen Freunden gesagt haben: „Ich nehme 1000 Drachmen von meinen Schülern, um sie zu lehren, was ich weiß; aber ich wollte Dem gerne 10,000 geben, der mich ein Mittel lehren könnte, Dreistigkeit und Stimme zu bekommen."

Es blieben ihm nun, da er sich durch diese Naturfehler sowol von den Gerichtshöfen als der Rednerbühne in den politischen Volksversammlungen ausgeschlossen sah, zur möglichsten Befriedigung seiner leidenschaftlichen Begierde, sich Ansehen und Einfluß in seinem Vaterlande zu verschaffen, nur zwei Arten von Thätigkeit übrig, welchen er sich bis ans Ende seines Lebens mit rastlosem Fleiß und Eifer, wiewol mit ungleichem Erfolg widmete. Er eröffnete eine Rednerschule, deren Ruf die Schulen der berühmtesten Meister dieser Kunst verdunkelte und aus dem ganzen Griechenland alle Jünglinge nach Athen zog, die sich zu künftigen Staats- und Geschäftsmännern bilden wollten; und den besten Theil der Zeit, die ihm diese Beschäftigung übrig ließ, wandte er auf Ausarbeitung einer Art von Reden, durch welche er sein Vaterland und sich selbst dafür entschädigen wollte, daß er aus den vorbesagten Ursachen an der Staatsverwaltung und den öffentlichen Verhandlungen der allgemeinen Angelegenheiten nicht Theil nehmen konnte. Sie waren größtentheils entweder an die Athener oder (wie der Panegyrikos) an die Griechen überhaupt gerichtet, bezogen sich immer unmittelbar auf ihren gegenwärtigen Zustand und hatten, jedesmal mit Rücksicht auf die besondern Umstände oder Begebenheiten, die ihm die Veranlassung dazu gaben, eine getreue Darstellung des Verfalls und Elendes, in welche die hellenischen Republiken durch ihre Uneinigkeit, Herrschbegierde und Abweichung von der Sinnesart und den Sitten ihrer Vorfahren gerathen waren, und Vorschläge, wie diesen Uebeln abgeholfen, der gänzliche Verlust ihrer Unabhänglichkeit verhütet und ihr ehmaliger Wohlstand wieder hergestellt werden könnte, zum Gegenstand. Sie unterschieden sich durch diese Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit ihres Inhalts und Zwecks ebenso sehr von den Reden der Sophisten, seiner Vorgänger und Zeitgenossen, als sie in Ansicht ihrer kunstmäßigen, zierlichen und bis zur höchsten Politur getriebenen Ausarbeitung mit selbigen weiteiferten, hingegen die gewöhnlichen Vorträge der Staatsmänner und Demagogen, die

sich in den öffentlichen Volksversammlungen hören ließen, hinter sich zurückließen. Diese Reden wurden theils von seinen Freunden und Schülern, theils auch von andern seiner Professionsverwandten in öffentlichen größern oder kleinern Gesellschaften (wozu die Verfassung von Athen fast täglich Gelegenheit gab) häufig vorgelesen und hätten eben darum eine um so viel größere Wirkung thun sollen, wenn nicht so mancherlei entgegenwirkende Ursachen ihren heilsamen Einfluß gehindert hätten, oder wenn den Griechen überhaupt zu helfen gewesen wäre. Indessen bin ich weit entfernt, damit sagen zu wollen, daß Isokrates mit allen diesen Bemühungen, seine Einsichten in das wahre Interesse seines Vaterlandes und die Talente, die ihn zu einem der beredtesten Schriftsteller seiner Nation machten, zum gemeinen Besten anzuwenden, gar nichts ausgerichtet habe; vielmehr läßt sowol die Natur der Sache als das große Ansehen, worin er stand, und die ungemeine Empfänglichkeit des Athenischen Volkes für die momentanen Eindrücke aller Musenkünste das Gegentheil vermuthen; und man glaubt z. B. nicht ohne Grund, daß er durch seinen Symmachikos, worin er die Athener so eindringend von Fortsetzung des heillosen Kriegs mit ihren Alliirten zurückruft, nicht wenig zu dem bald darauf erfolgten Frieden mit denselben beigetragen habe.

III.

Unter diesen politischen Discursen unsers Redners verdient unstreitig derjenige, mit welchem ich das Attische Museum auf die würdigste Art zu eröffnen glaube, sowol durch die Größe und Wichtigkeit seines Gegenstandes und Endzwecks als in Ansehung des an die Ausführung verschwendeten Kunstaufwandes, der prächtigen Composition, der meisterhaften Haltung und Vertheilung der Lichter und Schatten, des weislich gebrauchten Reichthums schöner, großer und erhabener Gedanken und der Vereinigung aller Eigenschaften, welche seinen Stil und die ihm eigene Manier auszeichnen, nach dem einstimmigen Urtheil der sachkundigsten Richter die Oberstelle. Das Vorgeben aber, daß er auf die Ausarbeitung und Auspolirung desselben zehn oder gar funfzehn Jahre verwendet habe, ist ebenso grundlos und albern als die Vorwürfe, die ihm Plutarch — der sonst so gutmüthige, aber in seinen Urtheilen nicht immer unbefangene und in seinem beinahe kindischen Haß gegen Herodot und Isokrates gleich ungerechte Plutarch — deswegen macht.

Dieses Vorgeben hier zu widerlegen, wäre um so überflüssiger, da uns unser Redner selbst zu Bestimmung der Zeit, in welcher der Panegyrikos verfaßt worden, Umstände angegeben hat, die beim ersten Anblick keinem Zweifel Raum lassen, wiewol die Schwierigkeiten, die aus ihrer Vergleichung mit einander hervorgehen, eine nähere Erörterung nöthig zu machen scheinen. Isokrates sagt nämlich im 39. Abschnitt: der König von Persien habe nun bereits über seinem Kriege mit dem König Euagoras von Salamine sechs Jahre zugebracht, ohne mit diesem kleinen cyprischen Fürsten fertig werden zu können. Euagoras hatte (wie Isokrates in seiner Gedächtnißrede auf ihn versichert) großen Antheil an dem wichtigen Siege, welchen Konon als Oberbefehlshaber einer im Namen des besagten Monarchen zusammengebrachten Flotte im dritten Jahre der 96. Olympiade bei Knidos über den spartanischen Admiral Pisander erhalten hatte; er stand also damals noch in gutem Vernehmen mit dem persischen Hofe. Dieses aber wurde sehr bald darauf (aus Ursachen, welche nicht hieher gehören) unterbrochen. Nicht nur Diodor (dessen Zeugniß allein von geringem Gewichte wäre), sondern Isokrates selbst giebt dieser zwischen dem Salaminischen Fürsten und dem großen König entstandenen Fehde eine Dauer von zehn Jahren. Nun ist historisch wahr, daß sie durch die im vierten Jahre der Olympiade 98 erfolgte Unterwerfung des Euagoras ihre Endschaft erreichte. Sie muß also — wofern die angegebenen zehn Jahre, auch nur nach einer den Alten ziemlich gewöhnlichen Art zu rechnen (da man sowol das Jahr, worin eine Begebenheit anfing, als das, worin sie sich endigte, für voll zählte, wenn gleich mehrere Monate daran fehlten), herauskommen sollen — schon im dritten Jahre der 96. Olympiade, wenigstens den Zurüstungen nach, angefangen haben. Das siebente Jahr ihrer Dauer fällt also in das erste der 98., und zu Anfang dieses nämlichen Jahres muß Isokrates geschrieben haben, um sagen zu können, dieser Krieg dauere bereits sechs Jahre, und die Sachen stünden noch immer so, daß er wahrscheinlich so bald nicht zu Ende gehen werde.

So klar diese Rechnung ist, so übel paßt sie indessen zu einer andern nicht minder klaren, wozu uns Isokrates ebenfalls die Data giebt. Das Jahr nämlich, worin der Panegyrikos aus der angeführten Ursache geschrieben sein müßte, ist eben

dasselbe, worin der berüchtigte Friede des Antalcidas*) zu Stande kam. Der Mißbrauch, welchen die Spartaner von diesem Frieden machten, zu dessen Vollstreckern sie der große König gewissermaßen bestellt hatte, und die herrschsüchtigen und unterdrückenden Maßregeln, so sie neuerlich gegen verschiedene Städte genommen — besonders die Zerstörung von Mantinea, die hinterlistige Einnahme der Kadmeischen Burg zu Theben und der Krieg mit den Phliasiern und Olynthiern — alle diese Thatsachen, die in der folgenden Rede den Spartanern zur Last gelegt werden, ereigneten sich theils im vierten Jahre der 98., theils im ersten und zweiten der 99. Olympiade. Es scheint also klar, daß Isokrates diese Rede nicht vor dem zweiten Jahre der 99., aber auch (weil er von der wirklichen Unterwerfung der Olynthier, die im ersten Jahre der Olympiade 100 erfolgte, nichts gedenkt) nicht nach dem vierten Jahre derselben geschrieben haben könne.

Hier sind demnach zwei gleich starke Beweise aus unserm Autor selbst: der eine, daß der Panegyrikos nicht später als zu Anfang der 98. Olympiade, der andere, daß er nicht früher als gegen Ende der 99. geschrieben sein könne. Wenn diese Beweise das wirklich wären, was sie scheinen, so folgte daraus, daß Isokrates diese Rede gar nicht geschrieben haben könnte. Da aber gegen den Schluß von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit nichts einzuwenden ist, so muß der angegebene Widerspruch am Ende doch nur scheinbar sein, und wir hätten noch immer keinen hinlänglichen Grund, den Text unsers Autors in den Stellen, welche die Schwierigkeit machen, für verfälscht zu halten, wenn wir den Knoten auch nicht lösen könnten.

Indessen scheint mir, insofern wir uns nicht (wie es den Kritikern wol zuweilen begegnet) ohne Noth in selbstgemachte Schwierigkeiten verwickeln wollen, die Auflösung leichter zu sein, als man beim ersten Anblick denken sollte. Isokrates arbeitete nämlich lange genug an seinem Panegyrikos, um den Ausgang des cyprischen Krieges und den Anfang der spartanischen Unternehmungen gegen die Olynthier noch während dieser Arbeit zu erleben; und er konnte sich demungeachtet über diese Begebenheiten so ausdrücken, wie er gethan hat, ohne daß es nöthig wäre, anzunehmen, er habe eine zweifache

*) S. die 34., 38. und 50. der Anmerkungen zum Panegyrikos.

Ausgabe von dieser Rede gemacht und in der zweiten eingeschaltet, was sich erst nach der ersten zugetragen; und ohne daß wir gezwungen wären, uns mit Morus einzubilden, er müßte in diesem Falle eine unglaubliche Nachlässigkeit begangen haben, daß er die Worte ἤδη ἓξ ἔτη (schon sechs Jahre lang) bei Erwähnung des Krieges des großen Königs mit dem Euagoras nicht ausgestrichen habe. Ich meines Orts sehe keinen Grund, weder eine solche zweifache Ausgabe des Panegyrikos zu erdichten, noch zu verlangen, daß Isokrates, wiewol er den 35. Abschnitt erst im zweiten Jahre der Olympiade 99 geschrieben, die vorbesagten Worte im 39. Abschnitt, die sich auf das erste Jahr der Olympiade 98 beziehen, entweder hätte ausstreichen oder gar nicht schreiben sollen. Mit einem Wort: ich denke, er habe die besagten Worte „schon sechs Jahre" nicht aus einer unglaublichen Nachlässigkeit, sondern mit gutem Vorbedacht stehen lassen; und wenn dies ein Räthsel ist, so glaube ich die Auflösung davon in der Art und Weise, wie er in der Gedächtnißrede auf den Euagoras von dem Ausgang des cyprischen Krieges spricht, und in seiner Meinung von dem, was einem Redner im Vortrag historischer Thatsachen erlaubt sei (wovon ich in der Anmerkung 22 einen merkwürdigen Beweis führe), gefunden zu haben. Isokrates wußte nämlich, als er jene Gedächtnißrede schrieb, so gut und besser als wir, daß Euagoras am Ende froh sein mußte, durch einen Vergleich mit dem persischen Monarchen, wodurch er allen seinen gemachten Eroberungen entsagte und sich wegen Salamine als einen Vasallen von Persien anerkannte, noch erträglich wegzukommen. Aber eine solche historische Darstellung der Sache würde in einer Lobrede keinen guten Effect gemacht, sondern vielmehr einen ziemlich starken Schatten auf seinen Helden geworfen haben. Was thut also der Redner? Er bedient sich seines vermeinten Rechts und spricht nicht nur von diesem Kriege, als ob die Perser niemals in einem größern und gefährlichern befangen gewesen zu sein geglaubt hätten, sondern giebt auch dem Ausgang desselben eine solche Wendung, daß, wer es nicht besser weiß, glauben muß, die Perser seien Diejenigen gewesen, die sich noch hätten glücklich schätzen müssen, vom Euagoras Frieden zu erhalten, *οὐδὲν κινήσαντες τῆς Εὐαγόρου τυράννιδος*, ohne ihm von seinen fürstlichen Landen und Leuten auch nur das Mindeste entzogen zu haben. Von einem Redner, der sich, wenn es zu seiner

Absicht dient, solche Freiheiten mit der historischen Wahrheit erlaubt, ja (wie er in der vorerwähnten Stelle seines Panathenaikos ehrlich heraussagt) sich noch ein Verdienst daraus macht, läßt sich's, dächte ich, recht gut begreifen, daß er in einer Rede, worin Alles ausdrücklich darauf abzielt, die persische Macht so klein und verächtlich als möglich scheinen zu machen, sich stellt, als ob ihm der Ausgang des cyprischen Krieges unbekannt gewesen sei, und sich blos bei dem Umstand aufhält, daß er, aller Anstrengungen des großen Königs ungeachtet, schon sechs Jahre gedauert und noch immer nicht das Ansehen habe, zum Nachtheil des Euagoras auszufallen. Ich setze hiebei voraus, daß Isokrates dies wirklich zu einer Zeit, da der Krieg noch fortwährte, schrieb, vermuthe aber, er habe, als er einige Jahre nach dessen Beendigung diese Rede (an welcher er ohne Zweifel mehrere Jahre gearbeitet und gefeilt hatte) endlich bekannt machte, eine Aenderung um so weniger für nöthig gehalten, da seine Weissagung in der That buchstäblich in Erfüllung gegangen war. Denn er bedient sich — da er sagt, „es sei zu vermuthen, der König werde noch eher neue Händel bekommen, bevor er den Euagoras bezwungen habe" — des Worts ἐκπολιορκηθῆναι, welches eine belagerte Stadt einnehmen heißt. Aber bis zur Einnahme der Stadt Salamine (des Einzigen, was ihm noch übrig blieb) ließ es Euagoras nicht kommen, sondern verglich sich noch in Zeiten, da er von den Persern (die dieses Krieges freilich ebenso müde waren als er selbst) noch leidliche Bedingungen erhalten konnte. Meines Bedünkens bedarf es also keiner zweifachen Ausgabe des Panegyrikos, um den chronologischen Knoten, in welchen Morus unsern Autor und sich selbst verwickelt hat, aufzulösen. Isokrates behielt sein Werk lange genug in der Arbeit, um die neuesten Unternehmungen der Spartaner gegen die Ruhe von Hellas und gegen die Unabhängigkeit der kleinen Republiken an einem schicklichen Ort einschalten zu können; und nach seinen Grundsätzen von den Rechten und Pflichten eines Redners hatte er nicht nöthig, jener, den Euagoras betreffenden Stelle eine andere Wendung zu geben, da die von ihm gewählte unter allen, die er hätte gebrauchen können, wol diejenige sein dürfte, die mit der wenigsten Abweichung von der Wahrheit zu seiner Absicht, die persische Macht in den Augen seiner Mitbürger zu verkleinern, am Besten paßte. Auch konnte er dies um so eher thun, da man es zu seiner Zeit mit solchen

kleinen historischen oder chronologischen Unrichtigkeiten (selbst bei den Geschichtschreibern) so genau nicht nahm und (weil es noch keine politischen Zeitungen und kritischen Tagblätter gab) wol die Wenigsten im Stande waren oder sich's anfechten ließen, die Genauigkeit eines Redners in solchen Kleinigkeiten in Anspruch zu nehmen. Man müßte den unsäglichen Leichtsinn, womit die Athener sogar ihre wichtigsten Angelegenheiten behandelten, wenig kennen und nicht wissen, wie schnell bei ihnen sogar die größten sie selbst betreffenden Unfälle über einem neuen Schauspiele oder einer neuen Tänzerin wieder vergessen waren, wenn man sich einbilden wollte, Isokrates hätte von einem solchen unbedeutenden Antichronismus den geringsten Nachtheil zu besorgen gehabt.

IV.

Wenn Philostratos, der Verfasser der Lebensbeschreibungen der Sophisten, in seinem Capitel vom Isokrates sagt, er habe den Panegyrikos öffentlich zu Olympia recitirt, so muß er nicht bedacht haben, wie unwahrscheinlich dies von einem Manne sei, der es an mehrern Stellen seiner Schriften bitterlich beklagt, daß er aus Mangel an Stimme und Dreistigkeit dem Vortheil, in öffentlichen Volksversammlungen zu reden, von je her habe entsagen müssen. Auch die gemeine Meinung, er habe diese Rede zu Olympia von irgend einem dazu bestellten Senator öffentlich recitiren lassen, scheint kaum auf einem andern Grunde zu beruhen als auf der Ueberschrift Panegyrikos, von welcher es ungewiß ist, ob sie von ihm selbst herrührt, und woraus sich, wofern dies auch wäre, höchstens schließen ließe, daß sie entweder in irgend einer öffentlichen Versammlung zu Athen wirklich vorgelesen oder, was mir das Wahrscheinlichste däucht, von unserm Redner so abgefaßt worden, als ob er sie vor einer allgemeinen Versammlung aller Hellenen halten sollte. Genug, daß der Gegenstand sowol als die Art des Vortrags (mit Dionysios von Halikarnaß zu reden) panegyrisch, d. i. jener so wichtig und dieser der Würde des Gegenstandes so angemessen und so zierlich ausgearbeitet ist, daß sie unter seinen vorzüglichsten Meisterwerken die erste Stelle zu behaupten scheint. Uebrigens weiß ich nicht, womit der englische Uebersetzer Gillies entschuldigt werden könnte, daß er diese Rede Panegyrik of Athens (Lobrede auf Athen) betitelt, da er doch

selbst gesteht, daß sie keine Lobrede auf Athen sei und ihr diese Benennung also nicht zukomme.

V.

Es ist in mehr als einer Rücksicht glücklich, daß die kleine Zahl der Männer von Talenten und Einsichten, die es mit ihrem Vaterland, ihren Zeitgenossen und der Menschheit überhaupt ehrlich meinen und aus brennendem Verlangen, das gemeine Beste zu befördern, nicht müde werden, den Machthabern in der Welt die einzig wahren Grundsätze und Maximen, nach welchen sie ihre den Staat und das Allgemeine betreffenden Maßregeln und Handlungen einrichten sollten, einzuschärfen — die Unweisheit, Ungerechtigkeit und Unklugheit der Völker sowol als ihrer Vorsteher, Rathgeber und Agenten aufzudecken und zu rügen — und sie (wenn Vernunft etwas bei ihnen verfangen könnte) zu überzeugen, daß die Bedingungen, an welche die Dauer und der Wohlstand ganzer Staaten gebunden ist, ebendieselben sind, auf welchen die Erhaltung und das Glück der einzelnen Familien und Personen beruhet, aus welchen jeder Staat besteht, und daß es also Unsinn sei, sich einzubilden, ein Staat könne ohne Moralität, ohne Gerechtigkeit, ohne Gemeingeist, kurz, ohne unmittelbaren und ununterbrochnen Einfluß der beiden unbekannten Gottheiten, Weisheit und Tugend — in deren praktischer Verleugnung die herrschende Atheisterei der Welt besteht — auch nur seiner bloßen Existenz, geschweige seines möglichsten Wohlstandes jemals sicher sein — ich sage, es ist ein Glück, daß die Männer, die eine so undankbare und fruchtlose Bemühung auf sich nehmen, mit einem oft kaum begreiflichen Dumpfsinn sich schmeicheln, es werde ihnen gelingen, dadurch wirklich Gutes zu stiften oder Böses zu verhindern, und daß sie in dieser seligen Selbsttäuschung von Zeit zu Zeit an dem Gedanken sich laben, durch ihre Belehrungen, Züchtigungen, gute Räthe und Vorschläge u. s. w. mehr oder weniger zum Heil der Welt mitzuwirken. Denn wüßten sie jedesmal voraus, wie wenig sie mit ihren Versuchen ausrichten würden; wüßten sie, wie albern und lächerlich ihre Grundsätze dem größten Theil der Leute, in deren Macht und Willkür das Wohl oder Weh der Völker steht, vorkommen; wüßten sie, wie überzeugt selbst die Verständigern und Bessern unter diesen Leuten von der Unausführbarkeit ihrer Vorschläge sind und von der Unmöglichkeit, der Vernunft jemals

das Uebergewicht über Vorurtheil, Leidenschaft und Egoisterei zu verschaffen: so würden sie natürlicherweise sich lieber in der unschuldigen Kunst, Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen, üben, als mit vergeblicher Anstrengung dem reißenden Strom entgegenarbeiten, der ein ausgeartetes, entnervtes, sich selbst in seiner Verkehrtheit wohl gefallendes, für jedes edle Gefühl und jeden großen Gedanken abgestumpftes Zeitalter mit immer zunehmender Geschwindigkeit ins Verderben fortzieht.

Isokrates scheint sich in diesem Falle befunden zu haben. Man kann sich, wenn man seine Werke gelesen hat, nicht erwehren, zu glauben, daß es sein wahrer Ernst war, wenn er über ein halbes Jahrhundert lang alle Kräfte seines Geistes und alle Hilfsmittel seiner Kunst erschöpfte, seine Athener und die übrigen Griechen zu der bessern Denkart und Lebensweise ihrer Voreltern zurückzurufen und sie zu überzeugen, daß der unmoralische Wahn, unsern Wohlstand auf die Unterdrückung der Andern gründen zu können, unfehlbar unsern eignen Untergang beschleunigt; daß Gerechtigkeit und Mäßigung, ohne welche auch die größten Staaten nicht lange groß bleiben, den kleinen zu ihrer bloßen Erhaltung unentbehrlich sind, und daß nichts als ein Gemeingeist, der alle griechischen Städte und Völker beseelen und gleichsam zu einer einzigen großen Familie vereinigen würde, diesen blos durch seine Eintracht und Verbrüderung bestehenden, ohne sie unmächtigen und in sich selbst zerfallenden, durch sie hingegen blühenden, furchtbaren und allvermögenden Staatenbund vor der Schmach, die Fesseln eines asiatischen Despoten zu tragen, oder vor der Gefahr, von einem immer mächtiger werdenden europäischen Nachbar unversehens unterjocht zu werden, sicher stellen könne.*) Alle seine Reden athmen diese allein wahren Grundsätze einer Staatskunst, die in bloßer Anwendung der Moral auf die bürgerliche Gesellschaft und die Verwaltung eines gemeinen Wesens besteht; und er scheint mir in dieser Rücksicht seinen Namen Isokrates mit der That geführt zu haben und unter den Rednern seiner Zeit eben das gewesen zu sein, was Sokrates unter den Sophisten der seinigen. Aber seine Bemühungen hatten auch in Rücksicht auf den großen Zweck, auf welchen er arbeitete, keinen

*) Wie lehrreich Isokrates dadurch für uns Deutsche werde, brauche ich ebenso wenig zu erinnern, als daß verschiedene große Schilderungen, die in dieser Rede vorkommen, so genau auf unsre Zeiten passen, als ob sie aus einem Geschichtschreiber der französischen Revolution gestohlen wären.

bessern Erfolg; und es gelang ihm ebenso wenig, die Denkart und Handlungsweise seiner Zeitgenossen in dem, was politische Pfuscher oder selbstsüchtige Demagogen für das Interesse ihres Staats ansahen oder ausgaben — als seinem Vorgänger Sokrates, die Gesinnungen und Sitten seiner Mitbürger zu verbessern oder vielmehr umzuschaffen. Denn zu einem so tiefen Grad von Verderbniß war es mit ihnen in beiderlei Rücksicht schon gekommen, daß nur eine gänzliche Umschaffung die Verbesserung hätte bewirken können. Bei Allem dem könnte man, wenn man die gegenwärtige panegyrische Rede gelesen hat, versucht werden, es beinahe unbegreiflich zu finden, wie sie ohne alle Wirkung habe bleiben können, da es schwerlich möglich wäre, die Gründe in ein stärkeres Licht zu setzen, welche die Maßregel, wozu er die Griechen und vornehmlich die Athener und Spartaner zu überreden sucht, zu dem einzigen Mittel ihrer Selbsterhaltung machten. Aber auch diesen sonst so allmächtigen Beweggrund wird ein Mann, der in seinen Vorstellungen von reinen Grundsätzen ausgeht, immer vergebens anbringen, wenn er es, wie Isokrates, mit Menschen zu thun hat, die, von dem Interesse und den selbstsüchtigen Leidenschaften des gegenwärtigen Augenblicks berauscht, sich bis zu der Höhe, von welcher man das Ganze übersehen kann, weder erheben können noch wollen, geschweige daß sie zu den Anstrengungen und Aufopferungen geneigt sein sollten, ohne welche keine große Unternehmung, wobei unser Privatinteresse sich im Allgemeinen verliert, zu Stande kommen kann. Nichts scheint, wenn man unserm Redner in seiner so meisterhaften Darstellung der damaligen politischen Lage der Sachen folgt und von der überredenden Kraft seines immer ruhigen, klaren, aus voller Selbstüberzeugung fließenden Vortrags sich ohne Widerstand fortziehen läßt, nichts scheint da leichter als eine Vereinigung der ganzen Hellas zu einem Kriegszug nach Asien, der (wie er in seiner patriotischen Begeisterung sagt) vielmehr einer solennen Gesandtschaft (um die Huldigung freiwillig sich unterwerfender Völker einzunehmen) als einem Kriegszug ähnlich sehn würde. Aber wie viel fehlte, daß z. B. nur die Athener (mit welchen Isokrates es am Nächsten zu thun hatte) geneigt gewesen wären, die Sache aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten! Die Demagogen, deren Zungen von dem persischen König mit goldnen Fesseln an sein Interesse gebunden waren, fanden es vor Allem ihrem eigenen und dann

auch dem gemeinen Vortheil ihrer Republik weit zuträglicher, sich immer mehr und mehr der Gunst des großen Königs zu versichern, unter dessen schirmenden Flügeln sie sich ihrer vormaligen Uebermacht in Hellas wieder zu bemächtigen hofften, die ihren kleinen Seelen unendlich mehr schmeichelte als eine ungewisse Eroberung, deren Vortheile sie mit so Vielen hätte theilen müssen. Das Volk zu Athen, das leichtsinnigste, schwindligste, veränderlichste und inconsequenteste, das vielleicht je gewesen ist, hatte, seitdem Konon mit persischem Golde ihre Mauern wiederhergestellt hatte, und seitdem die übermüthige Herrschsucht der Spartaner alle kleinen hellenischen Staaten sich unter die minder verhaßte Athenische Regierung zurückzuwünschen nöthigte — das Volk zu Athen, sage ich, hatte seit dieser Zeit den allzu hochfahrenden Entwürfen seines ehmaligen Lieblings Alcibiades auf immer entsagt. Der rauhe, unabhängige Geist der Marathonischen Helden war von ihren Urenkeln auf immer gewichen; oder vielmehr der heillose peloponnesische Krieg, die mörderische Regierung der dreißig Tyrannen und alle die blutigen Auftritte, welche der Wiederherstellung der Demokratie vorangingen, hatten die alten Athenischen Geschlechter so sehr verdünnert, daß von den Abkömmlingen jener Sieger bei Marathon und Salamin nur noch wenige übrig waren. Isokrates täuschte sich selbst, wenn er zu diesen Athenern, die er vor sich hatte, von den Tugenden und großen Thaten ihrer Vorfahren sprach; die Meisten waren neue Menschen, Fremdlinge oder Söhne freigelassener Sclaven, mit welchen man sich genöthigt gesehen hatte, die Zahl der Bürger wieder vollständig zu machen; Leute von niedriger Sinnesart und verdorbnen Sitten, die durch das Unglück der Zeiten und die natürlichen Folgen einer langen Gesetzlosigkeit dazu gestimmt waren, den gegenwärtigen Augenblick von Ruhe und glücklichern Aussichten festzuhalten und zu ihrem Privatvortheil oder zum Genuß der Vergnügungen anzuwenden, die zu Athen einem müssiggehenden und wollüstigen Pöbel beinahe alle Tage unentgeltlich angeboten wurden. Was konnte er sich von einem solchen Volke versprechen? Gesetzt aber auch, es hätte ihm gelingen können, auf einen Augenblick den Geist der Eintracht in alle griechischen Völker zu hauchen, die hie und da noch glimmenden Funken ihrer alten Freiheitsliebe, Tapferkeit und Ruhmbegierde zu einer allgemeinen Flamme anzublasen und die ganze Hellas zu einem zweiten allgemeinen Auszug gegen Asien zu vereinigen: würde nicht, wenn auch

Alles nach Wunsch von Statten gegangen wäre, der vorige Geist der Habsucht wieder in seiner ganzen Stärke aufgewacht sein und die Vertheilung einer so reichen Eroberung die Sieger nicht in neue Zwietracht gestürzt und neue Kriege unter ihnen veranlaßt haben, die sich wahrscheinlich nur mit ihrer aller Untergang geendiget hätten? An dies scheint der wohlmeinende Redner nicht gedacht zu haben, der seinen Zeitgenossen bei aller Strenge, womit er sie zuweilen richtete, noch immer viel zu viel Gutes zutraute; aber ich zweifle nicht, daß diese einzige Betrachtung mehr als hinlänglich war, selbst den gesundesten Theil der damaligen Staatsmänner unter den Griechen von dem bloßen Gedanken der Ausführung eines so sanguinischen Vorschlags abzuschrecken, wie unüberwindlich auch die Gründe sind, wodurch Isokrates die dringende Nothwendigkeit desselben erwiesen hat. Er selbst war indessen so voll davon, daß er in der Folge noch mehr als einmal und sogar noch in seinem 90. Jahre in seiner Rede an den König Philippos von Macedonien mit allem möglichen Ernst und Eifer auf denselben zurückkommt. Wie viel oder wenig er dadurch zu dem von diesem Fürsten entworfenen und bald hernach von seinem Sohne glücklich ausgeführten Kriegszug gegen Persien beigetragen haben könne, läßt sich nicht bestimmen; aber gewiß ist, daß der Gedanke nie in seine ächt hellenische Seele kam, daß die Realisirung ihres patriotischen Lieblingstraums seinem Vaterlande — die Freiheit kosten würde.

VI.

Was meine Uebersetzung dieser Rede betrifft, so habe ich darüber nur wenig zu sagen. Beinahe wär' ich versucht, mich zu entschuldigen, daß ich mir dabei zum Gesetz gemacht, mich so genau, als mir möglich war, an meinen Autor anzuschmiegen, mich vor jeder Versuchung, ihn verschönern zu wollen, zu hüten und ihm selbst in dem, worin ich mit Dionysios von Halikarnaß seinen Stil für tadelhaft halte, so nahe zu kommen, als die Verschiedenheit der Sprachen nur immer zulassen wollte. Ich fühle nur zu sehr, welch einen Vorzug die schöne französische Uebersetzung des Abbé Auger und sogar die englische des Dr. Gillies dadurch vor der meinigen hat, und besorge nicht ganz ohne Grund, daß ich durch dieses Bestreben, getreu zu übersetzen, meinem Autor und mir selbst geschadet haben könnte. Sollte dies wirklich der Fall sein, so würde ich mich mit dem Gedanken,

absichtlich so verfahren zu haben, trösten müssen und könnte es dann um so eher wagen, in der Folge zu versuchen, was Isokrates in einer etwas freier sich bewegenden Uebersetzung für eine Wirkung thun möchte.

Grundriß.

Wie die ächte und zu Isokrates' Zeiten gewöhnliche Bedeutung des Wortes Panegyrikos (Logos) mit derjenigen, die es viele Jahrhunderte später unter den Christianern erhielt (da es den öffentlichen Lobreden auf ihre Märtyrer und Heilige zugeeignet wurde), von Vielen verwechselt und demzufolge diese panegyrische Rede für eine Lobrede auf Athen ausgegeben werden konnte, ist um so mehr zu verwundern, da sich unser Redner selbst gleich im Eingang bestimmt erklärt: er trete auf, „um den Griechen zur Eintracht unter sich selbst und zum Kriege gegen die Perser zu rathen". Daß dies der Hauptgegenstand und Zweck der gegenwärtigen Rede sei, kann von Niemand, der sie lesen wird, bezweifelt werden. Zwar hat der patriotische Redner eine so gute Gelegenheit, den übrigen Griechen die Vorzüge und Verdienste seiner Vaterstadt anzupreisen und sie gegen die Vorwürfe, die ihr von ihren Neidern gemacht wurden, zu vertheidigen, um so eifriger ergriffen, da er das vorzügliche Recht derselben an das Directorium der gemeinsamen Angelegenheiten der Griechen*) auf diese Titel gründen konnte; allein dies ist so wenig sein Hauptzweck, daß er vielmehr selbst darauf anträgt, der Eintracht unter den Griechen jeden Anspruch, der sie unmöglich machen würde, aufzuopfern. Daß Isokrates in seiner unter dem Titel *Περὶ ἀντιδόσεως* bekannten und ungefähr 30 Jahre später geschriebenen Apologie sagt: der Hauptgegenstand (*ὑπόθεσις*) des Panegyrikos sei, „die Griechen zum Kriege gegen die Barbaren zu ermahnen und das vorzügliche Recht der Athener an die Hegemonie gegen die Spartaner zu behaupten", darf uns nicht irre machen; denn als er dies sagte, war ihm daran gelegen, seine Mitbürger an das besondere Verdienst, so er sich

*) Die sogenannte Hegemonie. S. die 3. Anmerkung zum Panegyrikos.

durch diese Rede um Athen gemacht, zu erinnern, und er konnte der Sache um so mehr diese Wendung geben, da die Behauptung jenes Rechts wirklich einen großen Theil dieser Rede ausmacht, wiewol sie mit dem Hauptzweck, der Vermahnung zur Eintracht und zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen die Perser, so geschickt verwebt ist, daß sie der Einheit, die zum Wesen eines jeden Kunstwerks gehört, nicht den geringsten Abbruch thut, sondern vielmehr in Verbindung mit allen übrigen Theilen das Ihrige beiträgt, diese Rede zu einem schönen und wohlorganisirten Ganzen zu machen.

Der Eingang (§. 1. 2) ist nach unsers Redners gewöhnlicher Manier sehr einfach und geht ziemlich schnell und geradezu auf den Hauptvortrag los, unterscheidet sich aber von allen andern durch ein etwas auffallendes Selbstvertrauen, welches an Stolz, Trotz und Verachtung seiner Professionsverwandten und Nebenbuhler grenzt, und wodurch er in der That bei seinen Zuhörern Alles wagte. Denn indem er sie selbst herausfordert, ihn ohne alle Schonung zu behandeln, wofern er ihre von ihm selbst aufs Höchste gespannte Erwartung täusche, setzte er seinen ganzen Ruhm auf die Spitze, und es blieb ihm jetzt nichts übrig, als zu siegen oder zu sterben. Aber er konnte auch (wie Auger gegen die Tadler des Isokrates sehr richtig bemerkt) nicht weniger thun, wenn er seinem Vortrag über einen Gegenstand, worüber schon so Viele vor ihm gut gesprochen hatten, gleich im Anfang die gehörige Aufmerksamkeit verschaffen wollte.

Die unseligen Folgen der Zwietracht, welche schon über 40 Jahre die einst so blühenden griechischen Freistaaten zerrüttete, und die Vortheile, die ihnen aus einer Vereinigung gegen Persien zuwachsen würden, waren ein Gemeinplatz, worauf sich seit einiger Zeit mehrere Redner weidlich herumgetummelt hatten. Isokrates mußte also, um ihnen den Preis abzugewinnen, nicht nur diese Gegenstände auf eine neue Art behandeln, sondern die ganze Sache in einen neuen Gesichtspunkt stellen und vornehmlich das größte Hinderniß wegzuräumen suchen, welches die Eintracht unter den Hellenen und den gemeinschaftlichen Kriegszug gegen Asien unmöglich machte. Dieses Hinderniß lag in der verhaßten Anmaßung der Spartaner, daß ihnen die Hegemonie als ein angestammtes und unstreitiges Vorrecht gebühre; eine Anmaßung, die ihnen von keiner andern griechischen Republik weniger zugestanden werden konnte als von den Athenern, welche nicht

ohne sehr scheinbare Gründe ein viel älteres und besseres Recht an dieselbe zu haben glaubten. Dieses Hinderniß war nun auf keine andere Weise zu heben, als wenn Athen und Sparta — als die Einzigen, die einander den Primat bisher streitig machen konnten — bewogen werden könnten, sich des gemeinen Bestens wegen auf gleichen Fuß zu setzen, die Hegemonie unter sich zu theilen und anstatt ewig um eine tyrannische Herrschaft über ihre eignen Geschlechts- und Bundesverwandten zu hadern, sich lieber auf Kosten ihres gemeinschaftlichen asiatischen Feindes zu bereichern.

Hiezu waren, wie Isokrates sagt, die Athener bereitwillig; aber die Spartaner bestanden hartnäckig auf ihrem vorgeblichen Rechte und wollten sich zu keiner solchen Theilung verstehen. Dadurch nöthigten sie nun unsern Redner, zu beweisen, daß, wofern irgend eine griechische Stadt einen solchen Anspruch zu machen hätte, nicht Sparta, sondern Athen diejenige wäre, in welcher sich alle Vorzüge beisammen fänden, deren vereinigter Besitz einen hellenischen Staat würdig machen könnte, an der Spitze aller übrigen zu stehen.

Um diesen Beweis zu führen, läßt er sich nunmehr in eine mit vieler Kunst ausgeführte Darstellung dieser Vorzüge seiner Vaterstadt ein, eine Art von Lobrede auf Athen, die einen ansehnlichen und für heutige Leser vorzüglich interessanten Theil und um so mehr eine der größten Schönheiten dieser ganzen Rede ausmacht, da eben das, was auch als Digression dem Patriotismus eines Atheners zu verzeihen gewesen wäre, aus dem vorangeführten Grund ein nothwendiger und wesentlicher Theil derselben ist. Das in der Nacht der Vergangenheit sich verlierende Alterthum der Stadt Athen, ihre Größe und Macht, ihre von den ältesten Zeiten her den übrigen Hellenen geleisteten Dienste, die Erfindung und Verbreitung des Ackerbaues und der übrigen nützlichen und schönen Künste, die Eleusinischen Mysterien, die Stiftung verschiedener Colonien und das Beispiel einer auf Freiheit und Gleichheit gegründeten weisen Gesetzgebung; die natürliche Lebhaftigkeit ihres Geistes, ihre Geschicklichkeit, fremde Erfindungen zu würdigen und zur Vollkommenheit zu bringen, die Annehmlichkeit ihrer Sitten, ihre Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen die Fremden, ihre Betriebsamkeit und die Vortheile, welche sie ihren Einwohnern durch den Seehandel zu verschaffen gewußt, die Menge und Pracht ihrer öffentlichen Feste und Spiele und (was sie

vor allen andern Städten der damaligen Welt auszeichnete) die Achtung und Aufmunterung, welche sie den in ihrem Schooße gleichsam erzogenen Künsten zu leben, zu denken und zu reden bewies — alle diese Vorzüge, durch welche Athen sich mit Recht als die Hauptstadt des Erdkreises betrachten konnte, wären allein schon hinlänglich gewesen, die Anmaßungen einer jeden andern, die von allen diesen Titeln keinen aufzuweisen hatte, zu beschämen.

Aber Athen glänzte nicht durch sie allein; auch in den Künsten des Krieges (worauf die Spartaner ihre stolzen Ansprüche hauptsächlich gründeten) stand sie keiner andern hellenischen Republik nach und konnte sich überdies noch rühmen, ihre Macht von je her auf die edelste Art, nicht zu Eroberungen, sondern entweder zum Schutz der Schwächern und Hilfsbedürftigen oder zur großmüthigsten Vertheidigung des ganzen Griechenlands angewandt zu haben. Isokrates breitet sich hier (§. 15—20) fast zu weitläufig über die Thaten der alten Athener in den vortrojanischen oder heroischen Zeiten aus und geht sodann (§. 20—27) zu dem großen Gemeinplatz aller attischen Redner vor und nach ihm, zu den Kriegen mit Darius und Xerxes über, wo er die Aufopferungen der Athener für die Erhaltung und Wohlfahrt der ganzen Hellas in das glänzendste Licht stellt, aber auch den Spartanern (wiewol sie ein Wenig in den Schatten kommen) hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das, worin Isokrates in diesem Theile seiner Rede vorzüglich bewundert zu werden verdient, ist die Wendung, die er dem Lobe der in diesem Kriege umgekommenen Athener und Spartaner giebt, da er demselben das Lob der damaligen Vorsteher von Sparta und Athen (§. 22) vorangehen läßt; eine Wendung, wodurch er Mittel fand, das, was er bei dieser Gelegenheit den ehrwürdigen Manen jener heldenmüthigen Vertheidiger des Vaterlandes schuldig war, aus einer Digression zu einem beiden Republiken vorgehaltenen Spiegel dessen zu machen, was ihre edeln Vorfahren einst gewesen, um sie durch ein unmittelbar zu ihrem Bewußtsein redendes Argument zu überzeugen, blos darin, daß sie nicht mehr wären, was ihre Vorfahren, liege der wahre Grund des Verfalls von Griechenland.

Alles Rühmliche, was er bisher — in einem naiven Ton, der gleichsam die Wahrheit des Gesagten verbürget, aber doch immer den Sachen angemessen ist, und wo es der Gegenstand

fordert, in vollen und prächtigen Perioden sich erhebt, ja einigemal bis zum Sublimen steigt, von seinem Athen und dessen ehmaligen Bürgern gesagt hat, faßt er nun zusammen und fragt (§. 28—30) mit einer Zuversicht, die keinen Widerspruch besorgt: welche andere Stadt in Hellas gerechtere Ansprüche an die Oberbefehlshaberstelle in einem Kriege gegen die Barbaren aufzuweisen habe als Athen, die in den vorigen Kriegen mit den Persern sich überall am Meisten hervorgethan und sich selbst zur Rettung der übrigen aufgeopfert, oder an die Direction der allgemeinen Angelegenheiten der Griechen, als eben sie, unter deren ehemaligem Regiment sich diese am Besten befunden hätten. Daß dies Letztere wirklich der Fall gewesen, behauptet er (§. 30) mit vieler Zuversicht, wiewol nicht ohne sich zu einigen Kunstgriffen eines Advocaten, der keine der besten Sachen zu vertheidigen hat, genöthiget zu sehen. Der unschuldigste dieser Kunstgriffe ist, daß er über die nicht zu leugnenden Beispiele von Ungerechtigkeit und Grausamkeit, die den Athenern von ihren Gegnern vorgeworfen wurden, so schnell als möglich wegeilt, ihnen Beispiele ihrer Mäßigung entgegensetzt und, nachdem er das Glück, so die von Athen abhangenden Städte und Inseln unter ihrer Hegemonie genossen, und bei dieser Gelegenheit die Vorzüge der demokratischen Verfassung (§. 30) angepriesen, alle Kräfte seiner Beredsamkeit aufbietet, um mit einem immer zunehmenden und bis an die Demosthenische Heftigkeit steigenden Feuer das Elend abzuschildern, in welches der größere Theil von Griechenland unter der spartanischen Botmäßigkeit versunken, und die Abscheulichkeiten, die von den Werkzeugen derselben unter dem Vorwand, die Mißbräuche der Demokratie abzustellen, in (dem von Lysandern eroberten) Athen und in allen ehmals mit dieser Republik verbundenen Städten mit einer Ruchlosigkeit und Unmenschlichkeit ausgeübt worden, welche vielleicht ohne Beispiel wäre, wenn die Robespierrische Epoche der französischen Revolution nicht zur Schande der menschlichen Natur ein Seitenstück dazu geliefert hätte. Er läßt in diesem schrecklichen Gemälde des politischen und sittlichen Verfalls und schauerlichen Elends der von den Spartanern unterdrückten Städte die unbändige Herrschsucht, den übermüthigen Stolz und die unersättliche Habsucht dieser Tyrannen mit der milden und in vielerlei Betracht der ganzen Hellas wohlthätigen Hegemonie der Athener (im 32. bis 35. Abschnitt) auf eine Art contrastiren, die den Satz, zu dessen Beweis dieser

ganze Haupttheil seiner Rede dienen soll, nämlich das ungleich bessere Recht der Athener an die Hegemonie bei Allen, die das Gegentheil nicht aus Privatinteresse behaupteten, außer allen Zweifel setzen mußte. Da aber seine eigentliche Absicht mit diesem Beweise blos dahin ging, die Spartaner von der Unbilligkeit ihrer stolzen Anmaßung an eine unter dem milden Namen der Hegemonie versteckte Alleinherrschaft über die Griechen zu überweisen und sie zu einer aufrichtigen Aussöhnung mit Athen zum allgemeinen Besten zu bewegen, so lenkt er zwar im 36. Abschnitt wieder ein, indem er die Härte seiner denselben gemachten Vorwürfe mit dieser guten Absicht entschuldigt, kann aber dennoch nicht umhin, sich den Uebergang zum zweiten Haupttheil seiner Rede (§. 37 ff.) auf ihre Unkosten durch neue Vorwürfe zu bahnen. Nichts kann meisterhafter sein als die Wendungen, womit er seine Zuhörer unvermerkt, aber durch eine unwiderstehliche Verkettung von lebhaften und pathetischen Vorstellungen und Bildern auf den Gedanken vorbereitet, daß eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen den Monarchen von Persien das einzige Mittel sei, wodurch die Griechen sich erhalten und wieder in den vorigen, ja einen noch viel größern Wohlstand versetzen könnten. Hier hatte er nicht nur die Eigennützigkeit einer Menge in persischem Solde stehender Häupter und Demagogen der griechischen Städte, sondern auch das herrschende Vorurtheil von der vermeintlichen Uebermacht des großen Königs zu bekämpfen; und er glaubte mit Recht alle Kräfte seines Geistes und seiner Beredsamkeit in Bewegung setzen zu müssen, um seine Mitbürger (mit besserm Erfolg als Diejenigen, welche zeither über diesen Gegenstand gesprochen hatten) sowol von der Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit einer für sie Alle so nützlichen Unternehmung als von ihrer leichten Ausführbarkeit zu überzeugen. Die mit ebenso viel Kunst und Feinheit als Lebhaftigkeit, Klarheit und Stärke (von §. 37—50) vorgetragenen Beweggründe, wodurch er dieses zu bewerkstelligen sucht, sind:

1) Die Thorheit der Griechen, dem Perser, der nur auf ihre Unterjochung oder ihren Untergang bedacht sei, selbst die Mittel dazu in die Hände zu geben und, während sie ihm niederträchtigerweise einen verderblichen Einfluß in ihre Angelegenheiten gestatteten, sich selbst unter einander aufzureiben und in ihrem eignen verheerten Lande und ihren größtentheils unfruchtbaren Felseninseln langsam zu verhungern, da es doch

in ihrer Gewalt wäre, sich mit einer den Barbaren leicht abzugewinnenden unermeßlichen Beute zu bereichern und sich von den herrlichen Provinzen des kleinen Asiens Meister zu machen (§. 37).

2) Die innere Schwäche der persischen Monarchie, besonders die Feigheit und Unfähigkeit ihrer Großen, die auch in den neuesten Zeiten durch so vielfältige Beispiele, besonders in dem cyprischen und knidischen Kriege und beim Rückzug der dem jüngern Cyrus zu Hilfe gezogenen 10,000 Griechen sowie überhaupt durch das ganze politische Betragen des persischen Hofes und seiner Satrapen auf eine Art erwiesen sei, die den Griechen die tiefste Verachtung für sie einflößen sollte (§. 38—41).

3) Der von uralten Zeiten zwischen den asiatischen Barbaren und den Griechen bestehende und von den ersten in dem Krieg unter Darius und Xerxes durch nie zu verzeihende Frevelthaten geschärfte und verewigte Haß (§. 41. 42).

4) Die gegenwärtigen, einer Unternehmung gegen den persischen Monarchen vorzüglich günstigen Zeitumstände, vermöge deren die Griechen auf vielfältige und mächtige Unterstützung rechnen könnten (§. 43).

5) Der dermalige höchst unglückliche Zustand des größten Theils der europäischen und asiatischen Griechen, der, als eine nothwendige Folge ihrer ewigen Befehdungen unter einander, nicht eher aufhören könne, als bis sie sich gegen die Barbaren vereinigen würden (§. 44. 45).

6) Die ungerechte, schimpfliche, für die Griechen unendlich nachtheilige und dem Perser allein vortheilhafte Beschaffenheit des zwischen ihnen vermöge des Friedens des Antalcidas bestehenden Vertrages selbst, welcher, anstatt der Unternehmung, wozu er sie ermahne, im Wege zu stehen, vielmehr, von welcher Seite man ihn betrachte, der stärkste Beweggrund sein sollte, sie zu beschleunigen (§. 46—48), und

Endlich die höchstwahrscheinliche Bereitwilligkeit oder vielmehr der allgemeine Eifer, der sich, sobald ein solcher von den Athenern und Spartanern gemeinschaftlich angeführter Kriegszug gegen die Barbaren beschlossen wäre, bei allen hellenischen Völkern offenbaren werde, und der ewige Nachruhm, womit sie sich durch eine so glänzende That krönen würden — ein Kranz, welchen Isokrates gleichsam zum Voraus in dem prächtigsten aller schönen Perioden, woraus diese Rede zusammengewebt ist (§. 49), um ihre Häupter zu flechten scheint.

Nach einem solchen Schluß blieb dem Redner in dem, was man die Peroration zu nennen pflegt (§. 50), schwerlich eine ungezwungenere, feinere und seiner würdigere Art aufzuhören übrig als diejenige, die er gewählt hat. Erst jetzt, sagt er, fühle er, daß er zu Anfang seiner Rede etwas versprochen habe, das über seine Kräfte gehe, ja, daß er, von der Größe seines Stoffes überwältigt, sogar unter dem, was er hätte leisten können, geblieben sei. Er vermahnt also seine Zuhörer, durch eigenes Nachdenken sich selbst von den herrlichen Vortheilen, die ihnen die Ausführung seines Vorschlags gewähren würde, zu begeistern. Er wünscht insonderheit, daß seine Rede auf Diejenigen, in deren Macht es stehe, zu handeln, die Wirkung haben möge, sie kräftig zu ungesäumter Aussöhnung der beiden an der Spitze der übrigen stehenden Republiken aufzumuntern; und er fordert endlich die Redner, seine Kunstverwandten und Mitkämpfer um den Preis der Beredsamkeit, auf, sich zu beeifern, ihm diesen Preis dadurch abzugewinnen, wenn sie mit Verachtung aller geringern Gegenstände über diese großen Angelegenheiten der Nation besser als er sprechen und sich dadurch die Ehre, Beförderer der allgemeinen Wohlfahrt zu sein, erwerben würden.

Der Cyniker Demetrius.[1])

Die Alten sahen es für eine Pflicht der Menschlichkeit an, einen unbegrabenen Unbekannten zur Erde zu bestatten. Aus einem ähnlichen Gefühle halte ich es für Pflicht eines Schriftstellers, das Andenken vortrefflicher Menschen, die durch die Länge der Zeit in Vergessenheit gekommen sind, wieder zu erwecken und wenigstens ihre Büsten aus dem Schutte hervorzuziehen und an irgend einem ehrenvollen Platze wieder aufzustellen. Es ist etwas so Menschliches und Herzerhebendes in der Vorstellung, auch dann, wann uns der Tod den Augen und dem Umgang der Menschen auf ewig entrückt hat, im Gedächtniß einer noch ungebornen Welt fortzuleben, ihnen noch werth und durch das, was das Beste von uns war, noch nützlich oder angenehm zu sein! Ganz gewiß haben die edelsten und besten Menschen diesen Gedanken gehegt und geliebt; und da es blos von uns abhängt, ob er bloße Täuschung gewesen sein soll, oder ob wir ihm Wirklichkeit geben wollen, warum sollten wir ihren Geistern eine Befriedigung versagen, die uns selbst nützlich werden kann?

Ich glaube also etwas Schickliches und Gutes zu thun, indem ich dem Denkmal, welches Lucian seinem ehrwürdigen Freunde Demonax[2]) stiftete, eine Art von Schattenriß seines Lehrers Demetrius als einen Anhang beifüge, der hier an seinem rechten Platze ist und zwei der edelsten Männer ihrer Zeit auch in unserm Andenken wieder vereinigt, wie sie es eine Zeit lang in ihrem Leben gewesen waren. Die Züge dazu werde

---

[1]) Lucian's von Samosata sämmtliche Werke, übersetzt von Wieland, III. S. 266—276. — A. d. H.

[2]) „Leben des Demonax". — A. d. H.

ich aus den Schriften seines Freundes Seneca sammeln, des Einzigen, der als Zeitgenosse und Augenzeuge seines Lebens und als ein Mann, der seinen ganzen Werth zu schätzen fähig war, gehört zu werden verdient.*)

Man weiß sehr wenig von der Geschichte unsers Demetrius; aber da sie nicht anders als sehr einförmig und einfach gewesen sein kann, so ist dies gerade, woran wir am Wenigsten entbehren. Er ist von einigen Gelehrten mit einem andern Cyniker gleiches Namens, dessen Lucian in seinem Toxaris gedenkt, der aber wenigstens um funfzig Jahre später in die Welt gekommen zu sein scheint, verwechselt worden. Von dem unsrigen ist weder das Jahr seiner Geburt noch seines Todes bekannt; da er aber unter der Regierung des Cajus Cäsar (Caligula) schon zu Rom Aufsehen machte und von Lucian unter den Lehrern seines Demonax zuerst genennt wird, so kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er nicht unter dem Jahre 10 (so wie Demonax nicht über dem Jahre 70) der christlichen Zeitrechnung geboren worden und sein Leben bis in die letzte Dekade des ersten Jahrhunderts oder doch nahe an dieselbe erstreckt habe.

Sowol aus dem Seneca als dem Philostratus erhellet, daß er sich unter den Kaisern Caligula, Claudius, Nero, den Vespasianen und dem Domitian öfters in Italien und zu Rom aufgehalten. Nachdem alle griechischen Philosophen durch ein Decret des Letztgenannten aus Italien verbannt worden waren, scheint er den Rest seines Lebens in Griechenland zugebracht zu haben und da mit dem jungen Demonax bekannt worden zu sein. Die Philosophen von seinem Charakter erreichten gewöhnlich die höchsten Stufen des menschlichen Alters, theils als eine natürliche Folge ihrer äußerst einfachen Lebensart und Freiheit von Leidenschaften, theils, weil eine Lebensweise wie die ihrige aus-

*) Man findet zwar in Philostrat's Geschichte des Apollonius von Tyana eine Menge vorgeblicher Anekdoten von unserm Demetrius; aber sie tragen das Gepräge der Lüge auf der Stirne, und wenn es nicht so stark in die Augen fiele, daß er den Demetrius nur aufführt, um seinen Helden (zu dessen Bewunderer und Anhänger er ihn macht) desto größer emporragen zu machen, so müßte man glauben, daß er von einem ganz andern Manne als dem Demetrius des Seneca rede. Indessen hindert dies nicht, daß Philostratus nicht in Angebung unbedeutender oder blos historischer Umstände (z. B. wann und wo die beiden Philosophen zusammengekommen oder einander angetroffen) Glauben verdienen sollte. Im Gegentheil, er mußte in solchen Punkten desto richtiger sein, um sich auch für seine andern nachgesagten oder selbsterfundenen Märchen desto eher Glauben zu verschaffen.

dauern zu können, eine schon von Natur feste und gesunde Leibesbeschaffenheit erfordert wird.

Seneca — dem, wie viel ihm auch (seinem eignen Geständniß nach) fehlte, um ein untadeliger Mann zu sein, doch Niemand das Verdienst absprechen kann, ein ebenso eifriger Verehrer der Wahrheit und Tugend als ein Mann von großem Geist und glänzenden Talenten gewesen zu sein — Seneca, der, gleich weit über Sectengeist und Eifersucht erhaben, jedem vorzüglichen Kopfe, jedem vortrefflichen Charakter Gerechtigkeit erweiset, spricht von Keinem öfter und mit mehr Wärme, Bewunderung und Enthusiasmus als von seinem Demetrius. Man sieht, daß er eine Größe und Vollkommenheit an ihm bewundert, die er selbst zu erreichen nicht Stärke genug hatte, oder zu welcher er sich nicht berufen glaubte; aber man fühlt auch in dem Tone, worin er von ihm spricht, daß seine Bewunderung aufrichtig, und daß er, gleichsam im Namen der Menschheit, stolz darauf ist, einen solchen Mann gekannt zu haben — einen Mann, der noch groß blieb, wenn er den Größten zur Seite gestellt wurde.*)

Demetrius hatte sich von den größten Meistern der philosophischen Lebenskunst ein Ideal eines weisen, guten, unabhängigen, in und durch sich selbst glücklichen Menschen abgezogen und scheint es nahe erreicht zu haben. „Die Natur", sagt Seneca,**) „brachte ihn, wie mich dünkt, in unsern Zeiten hervor, um zu zeigen, daß er zu gesund ist, um von uns angesteckt, und wir zu verderbt, um von ihm gebessert zu werden — einen Mann von einer alle Proben bestehenden Weisheit, wiewol er weit entfernt ist, diese Meinung von sich selbst zu haben, von aushaltender Festigkeit in seinen Grundsätzen und Entschließungen und von einer männlichen ungeschminkten Beredsamkeit, die, ohne sich um zierliche Phrasen und künstliche Wortstellung zu bekümmern, immer dem Strom seiner Empfindung folgt und die freie volle Ergießung einer von dem Gegenstande begeisterten großen Seele ist. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Vorsehung diesem Manne den Willen und das Vermögen, so zu leben, und das Talent, so zu reden, gegeben habe, damit es unserm Jahrhundert weder an einem vollkommnen Beispiele noch an einem unerbittlichen Tadler fehle."

*) Seneca, De Beneficiis, VII. 1.
**) L. c. cap. 10.

Demetrius hatte sich zum Plan seines Lebens gemacht, in einer Zeit, wo ebenso übel erworbene als unermeßliche Reichthümer die Hauptstadt der Welt zu einem Theater der ausschweifendsten Ueppigkeit, der tollsten Verschwendung, der unersättlichsten Habsucht und Raubgier, kurz, zum Tummelplatz der schändlichsten Leidenschaften und Laster gemacht hatten, das Beispiel eines Menschen zu geben, der aus freier Wahl und Neigung das vollständigste Gegentheil von Allem dem wäre, was seine Zeitgenossen waren. Er mußte also nothwendig und vermöge der Natur der Sache ein Cyniker in der edelsten Bedeutung dieses Namens werden, oder mit andern Worten, wenn kein Antisthenes und Diogenes vor ihm gelebt hätte, so würde er, um seinen besagten Plan auszuführen, der erste Cyniker haben sein müssen. Er war das wirklich und in ganzem Ernste, was so viele Charlatane und Betrüger, die in Lucian's Tagen den cynischen Mantel umhängten, nur scheinen wollten. Hätte auch er mit seiner aufs Aeußerste getriebenen Tugend, Enthaltsamkeit, Verachtung des Reichthums und aller Bequemlichkeiten und Wollüste, Strenge gegen sich selbst und Andere, Freimüthigkeit, Unbiegsamkeit u. s. w. die Rolle eines Weisen nur als Komödiant gespielt, oder wäre er nichts als ein schwärmerischer, eitler und windichter Peregrin gewesen: so können wir versichert sein, daß er einen Mann wie Seneca nicht lange getäuscht haben würde. Dies allein, daß er einem so scharfsehenden Menschenkenner, einem so feinen Welt- und Hofmanne eine so große, so anhaltende, so innige Hochachtung einflößte, ist in meinen Augen der untrüglichste Beweis, daß Demetrius der Mann wirklich war, der er schien, und für den er sich ausgab. Sein cynisches Costüme, seine Härte gegen sich selbst, seine freiwillige Armuth, sein immerwährender Kampf mit allen natürlichen Trieben,*) Alles dies, was von je her auch von Heuchlern und Schwärmern affectirt worden ist, muß uns an ihm nicht irre machen, es gehörte wesentlich zu seinem Lebensplan; es war bei ihm nothwendiges Mittel zu einem edeln Zwecke; er wollte, wie Seneca sagt, nicht ein Lehrer, sondern ein Zeuge der Wahrheit sein.**)

Cajus Cäsar bot ihm einst ein Geschenk von 8000 Thalern

*) Seneca nennt ihn (*De vita beata*, c. 18) virum acerrimum *et contra omnia naturae desideria pugnantem*, hoc pauperiorem quam ceteri Cynici, quod cum sibi interdixerit *habere*, interdixit et *poscere*.

**) Epist. 20, 8.

an, entweder blos aus einem allergnädigsten Anstoß von kaiserlicher Freigebigkeit gegen einen armen Teufel von Philosophen, dessen Singularität ihn vielleicht einen Augenblick belustigt hatte, oder um zu sehen, was eine Summe, die in den Augen eines so armen Erdensohns schon sehr ansehnlich sein müßte, für eine Wirkung bei ihm machen würde. Demetrius scheint das Letztere geahnet zu haben. Er schlug das Geschenk aus und war so weit entfernt, sich damit groß machen zu wollen, daß er sich vielmehr gedemüthigt fühlte, vom Kaiser für klein genug gehalten zu werden, daß ein solches Geschenk ihn entweder sollte ehren oder bestechen können. „Wenn er mich in Versuchung führen wollte," sagte Demetrius, „so hätte er mir sein ganzes Reich anbieten müssen."*)

Man hatte in diesen Zeiten so viele lebendige Beispiele vor Augen, mit wie weniger Mühe und Verdiensten Leute, die wie Pilze aus Mist aufgeschossen waren, ihr Glück in der Welt gemacht hatten, daß es gar nicht zweideutig sein konnte, ob ein Mann von Talenten, der arm geboren war und arm blieb, es gezwungen oder freiwillig bleibe. Demetrius sagte einst zu einem solchen Parvenü,**) einem (vermuthlich kaiserlichen) Freigelassnen von großem Ansehen und Reichthum: „Es sollte mir was Leichtes sein, ein reicher Mann zu werden, sobald es mich gereuen könnte, ein braver Mann zu sein. Auch bin ich nicht so neidisch, ein Geheimniß aus meiner Kunst zu machen; ich will einen Jeden, der Lust zum Reichwerden hat, lehren, wie er, ohne sein Glück der unzuverlässigen See anzuvertrauen oder auf Gerathewohl zu kaufen und zu verkaufen, oder es mit dem ungewissen Ertrag der Landgüter oder dem noch ungewissern des Forum's zu versuchen, kurz, wie er auf einem leichten, sichern und sogar lustigen Wege Geld machen und andere Leute plündern soll, daß sie ihm noch Dank dafür wissen. Ich will Dir zum Exempel nur sagen, daß Du länger als der Fechter Apollonius seist, ungeachtet es augenscheinlich ist, daß Deine Statur kaum die Hälfte von einer gewöhnlichen Mannslänge beträgt. Denn wenn ich sagen wollte, daß Niemand freigebiger sei als Du, würde ich nicht einmal eine Lüge gesagt haben, da Du Dir einbilden kannst, andern Leuten Alles, was Du ihnen gelassen hast, geschenkt zu haben." Zwei starke Sarkasmen auf einmal, die zugleich eine Probe

*) De Beneficiis, VII. 11.
**) Seneca, Praefat., L. IV. Natural. quaest.

sind, wie weit Demetrius die Freimüthigkeit trieb, und wie verächtlich der Mensch, der so mit sich sprechen ließ, in seinem eigenen Bewußtsein sein mußte.

Ein wahrhaft goldner Spruch, den Seneca in seinem Buche von der Providenz[1]) unter vielen andern dieser Art von ihm gehört zu haben versichert, ist folgender: „Meiner Ueberzeugung nach giebt es kein unglücklicheres Wesen als einen Menschen, dem in seinem Leben nichts Widerwärtiges zugestoßen ist; denn so ist es ihm nie möglich gewesen, sich selbst zu probiren. Wie sehr ihm auch Alles nach Wunsch und Willen gegangen, ja seinen Wünschen noch zuvorgekommen sein mag, die Götter haben nicht günstig von ihm gedacht; sie haben ihn nicht werth geachtet, über das Unglück zu siegen, das mit einem schwachen und muthlosen Menschen nichts zu schaffen haben mag, als spräche es: „Was sollt' ich mir einen solchen Gegenkämpfer wählen? Er würde gleich die Waffen strecken. Gegen Seinesgleichen kann ich meine ganze Macht nicht gebrauchen; eine kleine Drohung ist genug, ihn zu jagen; er hat das Herz nicht, mir in die Augen zu sehen."" Der Hauptgedanke ist vortrefflich; aber ich zweifle nicht, daß er die witzelnde Ausbildung erst unter Seneca's Händen erhalten hat. Ebenso viel Antheil scheint mir Seneca an einem andern Discurs zu haben, den er dem Demetrius in den Mund legt.*) Die Rede ist von der Ergebung in den göttlichen Willen oder, was ebendasselbe nur mit andern Worten sagt, von der Zufriedenheit mit unserm Schicksal. „Die Götter (eine stoische Art zu reden, die bei ihnen ebenso viel als Natur, Vorsehung, Schicksal oder nothwendige Ordnung der Dinge heißt) „die Götter", sagt er, „können mir nichts nehmen, was ich ihnen nicht auf den ersten Wink zu geben bereit bin; ich unterwerfe mich ihrem Willen nicht, sondern ich stimme ihm bei." Es ist der nämliche Gedanke, der im 77. Abschnitt des Epiktetischen Handbüchleins so ausgedrückt ist:

So führt mich dann, Zeus und Du, Pepromene,
Wohin Ihr mir zu gehn verordnet habt;
Ich folg' Euch willig und mit munterm Schritte;
Denn wollt' ich nicht, müßt' ich gezwungen folgen.

*) De provident., 5, 4.

[1]) 3, 3. Dem Demetrius scheint nur der erste Satz, das Folgende von „denn" an dem Seneca anzugehören. — A. d. H.

Folgen müssen wir Alle, gern oder ungern; der große Punkt, worin sich der Weise und Gute von dem Thoren unterscheidet, ist, daß sich dieser ungern, murrend und vergebens widerstrebend, jener hingegen willig, als aus eigener freier Bewegung und Zusammenstimmung mit der Natur, dem großen Gesetze der Nothwendigkeit unterwirft: und der Grund dieses Unterschiedes liegt darin, daß der Weise und Gute überzeugt ist, daß dieses Gesetz die unumgängliche Bedingung der allgemeinen Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, folglich auch die einzig mögliche sichere Grundlage und Gewähr unsers eignen besondern Wohlseins ist — die erste und wichtigste aller praktischen Wahrheiten, die dem großen Haufen (oder was die nicht allzu höfliche Sprache der Philosophen Thoren nennt) entweder aus Unwissenheit verborgen bleibt oder durch die Magie der Leidenschaften immer aus dem Auge gerückt wird!

Seneca, der mit einem Vermögen von mehr als zehn Millionen und als der reichste Privatmann, der vielleicht damals in der Welt war, es gar zu gern dahin gebracht hätte, sich selbst zu bereden, daß er alle seine Glücksgüter ebenso gleichgiltig besitze, als ein Demetrius sie entbehrte, scheint vornehmlich, um sich in dieser Gesinnung zu bestärken, den Umgang mit dem Letztern gesucht und ihn so oft als möglich um sich gehabt zu haben. „Ich führe", schreibt er in der 62. Epistel an seinen Lucilius, „den Demetrius, den besten Mann, den ich kenne, überall mit mir herum und lasse die bepurpurten Herren stehen, um mich mit einem halbnackten Cyniker zu unterhalten, den ich bewundere. Wie sollt' ich ihn nicht bewundern? Ich habe mich überzeugt, daß ihm nichts mangelt. Alles zu verachten, dahin kann ein Mann es noch bringen; Alles haben kann Niemand. Der kürzeste Weg zum Reichsein geht durch die Verachtung des Reichthums; aber unser Demetrius lebt so, nicht als ob er Alles verachte, sondern als ob er's nur den Andern überlassen habe."

Einen schönen, wiewol unvollendeten und verblichnen Zug aus dem Leben des Demetrius hat uns Tacitus am Ende des 16. Buchs seiner Annalen aufbehalten, nämlich daß er unter den vorzüglichen Personen beiderlei Geschlechtes war, welche die Gesellschaft des Thraseas Pätus ausmachten, da ihm Nero oder der Senat, das schändliche Werkzeug dieses unwürdigen Usurpators der Namen Cäsar's und August's, den Tod mit der Erlaubniß, die Todesart selbst zu wählen, an-

kündigen ließ. Pätus war der tugendhafteste unter allen edeln Römern, die als Schlachtopfer des feigen und argwöhnischen Tyrannen fallen mußten. Er hatte sich in Erwartung des Ausgangs, den die gegen ihn erhobene Anklage nehmen würde, in seine Gärten zurückgezogen, und da war es, wo er die letzten Tage seines Lebens in Gesellschaft des Demetrius zubrachte und, wie Tacitus sagt, seinen Discursen über die Natur der Seele und ihre Trennung vom Körper mit dem Interesse eines Sterbenden oder seinen nahen Tod Ahnenden zuhörte. Als er sein Schicksal vernommen hatte, waren sein Schwiegersohn Helvidius und unser Demetrius die Einzigen, die er mit sich in sein Schlafgemach nahm, um sich die Adern öffnen zu lassen. Unglücklicherweise ist ein Stück des 16. Buchs der Annalen des Tacitus verloren gegangen, und die Erzählung bricht bei einem von dem langsam Sterbenden auf den Demetrius gehefteten Blicke gerade da ab, wo sie am Interessantesten zu werden verspricht. Ich habe mich nur zu einem Schattenriß anheischig gemacht, und so wenig dies ist, fürchte ich doch mit Recht, daß das, was ich geben konnte, kaum dieses Namens werth sei. Gleichwol ist es (die Märchen des Philostratus abgerechnet) Alles, was uns von einem Manne übrig ist, der, selbst nach diesem Wenigen zu urtheilen, verdient hätte, wie Sokrates und Epiktet, einen Xenophon und Arrianus zu finden.

Ueber eine Stelle in Lucian's „Hippias".[1])

Lucian beschreibt in einem kleinen Aufsatz, Hippias betitelt, ein öffentliches Badhaus, welches er seiner vortrefflichen Bauart, Schönheit und bequemen Eintheilung wegen für eines der vollkommensten Kunstwerke seiner Zeit ansieht. Der Baumeister war ein gewisser Hippias, ein Mann, der von allen Wissenschaften und Künsten nicht nur, wie viele Andre, sehr gut zu reden wußte, sondern auch in der Geometrie, Mechanik, Baukunst, Musik, Astronomie einen so hohen Grad praktischer Fertigkeit erreicht hatte, daß er es den größten Virtuosen seiner Zeit in jeder dieser Künste gleich that.

„Die Meisten," sagt Lucian (wenigstens ist dies offenbar der Sinn seiner Worte), „welche sich für gelehrt geben, scheinen sehr viel zu wissen, so lange man sie blos reden hört; aber wenn sie das Versprechen ihrer Kunst halten, wenn sie ausüben sollen, so befinden sie sich entweder in dem Falle, welchen Sokrates den Physikern vorwirft, „sie wissen zwar sehr viel von den Ursachen des Regens zu sagen, aber sie können keinen Regen machen"; oder sie können wenigstens nicht mehr thun, als Andre vor ihnen gethan haben, sie sind bloße Nachahmer." Lucian's Hippias war nicht von dieser Art: alle seine Wissenschaft war praktisch, und jede Kunst, die er trieb, hatte er so vollkommen in seiner Gewalt, daß er immer bereit war, jede Aufgabe, die man ihm vorlegen konnte, mit der Gewißheit und Leichtigkeit eines Meisters, der die Kunst selbst erfunden hätte, aufzulösen. Um uns dieses zu sagen, bedient sich Lucian einer Redensart, welche zwar aus der Geometrie entlehnt ist, aber nichts desto weniger

[1]) Teutscher Merkur 1774, II. S. 333—337. — A. d. H.

eine Art von Sprichwort gewesen zu sein scheint: „Hippias", so spricht er, „wußte, wie die Geometer zu sagen pflegen, auf jeder gegebenen Linie das verlangte Dreieck aufzurichten."

Man muß große Lust zum Chicaniren haben, wenn man nicht sehen will, daß Lucian's Meinung nicht gewesen sei, die Kunst, auf jeder gegebnen Linie das verlangte Dreieck aufzuführen, für den höchsten Gipfel der Meßkunst aufzugeben, sondern daß er blos die Leichtigkeit, womit dieser Hippias jede verlangte Aufgabe zu Stande zu bringen gewußt, dadurch habe andeuten wollen. Gleichwol wird ihm von dem hochgelahrten Kritikus Moses du Soul oder Moses Solanus wegen dieser angeblichen Ungereimtheit und äußersten Unwissenheit der Geometrie mit aller Grobheit, die den meisten seiner Professionsverwandten von je her eigen gewesen ist, der Text gelesen. Lucian mag wol kein großer Meßkünstler gewesen sein, dies geb' ich gerne zu; aber da es so leicht ist, seine Worte in einem vernünftigen Sinne zu nehmen, so hatte Herr Moses du Soul sehr Unrecht, das Bißchen Geometrie, was er vielleicht mehr wußte als Lucian, auf dessen Unkosten geltend zu machen.

Diese Impertinenz des Herrn du Soul konnte freilich unserm vortrefflichen Joh. Matthias Gesner — der an Verstand, Wissenschaft und Bescheidenheit so Wenige seinesgleichen gehabt hat — nicht entgehen; aber ohne sie zu rügen, begnügte er sich, in einer seiner Anmerkungen zu unserm Schriftsteller den wahren Sinn desselben zu erklären. Natürlicherweise hätte also Herr Reiz (der Herausgeber der neuesten Ausgabe der sämmtlichen Werke Lucian's) die Solanische Censur als unrichtig und unnütze gänzlich weglassen oder wenigstens der Gesnerischen, durch welche sie berichtigt wird, vorsetzen sollen; wie sie denn auch der Zeit nach älter war. Aber so vieler Aufmerksamkeit würdigt dieser Herausgeber seinen Autor nicht: ungereimt oder nicht, die Gesnerische Anmerkung muß voran und die Solanische, gleich als ob diese die Geßnerische verbessern sollte, hinten nach. Man kann diesen Herren, welche sich auf ihr Verdienst, Worte zu berichtigen, Handschriften und alte Ausgaben zu vergleichen, Noten zu machen oder zu sammeln und neue Ausgaben zu besorgen, gemeiniglich mehr, als recht ist, einzubilden pflegen, diese Schwachheit leicht zu gut halten; aber alsdann ist doch auch das Wenigste, was man von ihnen fordern kann, daß sie uns nicht, wie Herr Reiz, beinahe auf allen Seiten ihrer Arbeiten mit Beweisen der Nachlässigkeit und des wenigen Aufwandes

von Verstand und Geschmack, womit sie ihr Handwerk treiben, anstößig werden sollen. Wie soll man z. B. eben diesem Herausgeber den lächerlichen Fehler verzeihen, daß er den Hippias, von welchem Lucian als von seinem Zeitgenossen spricht, mit dem Sophisten Hippias, den wir aus dem Plato kennen, vermengt, ohne zu bedenken, daß der Platonische Hippias gegen 600 Jahre hätte alt sein müssen, um der Hippias des Lucian's zu sein? Ein solcher Verstoß ist von einem Manne von seiner Profession immer arg genug; aber wie unendlichmal ungereimter wird er, da ihn zwei vorgehende Anmerkungen des Herrn du Soul vor diesem schon von Gerhard Voß und Gottfried Olearius begangnen Gedächtnißfehler gewarnt hatten? Was könnte abgeschmackter sein, als sich dabei auf den Philostratus als eine Quelle zu berufen, der doch Alles, was er von dem Sophisten Hippias wußte, aus dem Plato zusammengetragen hat? Doch zum Beweise, daß wirklich noch etwas Ungereimters möglich war, citirt er den Olearius, der noch ein Mehrers aus dem Lucian angeführt habe; gleich als ob Olearius, der diesen nämlichen Hippias des Lucian ausschrieb, ein Mehrers von der Sache hätte wissen können als Lucian selbst.

So giebt man die Alten heraus, und so macht man Noten! Wie selten sind in ihrer Art ein Spanheim, ein Gesner, ein Ernesti, ein Heyne! dieser Letzte besonders, der mit der feinsten philologischen Gelehrsamheit die Urtheilskraft eines Aristarch's, das feinste Gefühl des Schönen und die Gabe, es sinnreich und glücklich auszudrücken, verbindet!

In seine Fußstapfen scheint auch der Herr Prof. Seybold in Jena zu treten, der sich seit Kurzem durch eine anpreisenswürdige Ausgabe einiger auserlesener Stücke Lucian's (*Luciani Opuscula selecta. Gothae.* Sumptibus Car. Wilh. *Ettinger*, 1774. kl. 4. 192 S.) und durch eine mit feinen kritischen Anmerkungen begleitete Uebersetzung der Alcestis des Euripides als einen Mann gezeigt hat, der die Griechen nicht blos als ein Wortklauber studirt, sondern in ihren Geist eindringt und durch ihren vertrauten Umgang seinen eignen vollkommner macht. Dieser Gelehrte macht uns Hoffnung, daß er uns auf die nämliche Art, wie er die Opuscula selecta behandelt hat, eine neue von den bekannten Gebrechen der Reizischen befreite, brauchbarere und ungleich wohlfeilere Ausgabe der sämmtlichen Werke Lucian's liefern werde; und wir wünschen dieses

Versprechen um so mehr erfüllt zu sehen, je überzeugter wir von der Richtigkeit des günstigen Urtheils sind, welches der große Erasmus von diesem geistvollen und mit der feinsten Welt- und Menschenkenntniß angefüllten Schriftsteller fällt, dessen Lectüre man jungen Leuten, quibus de meliore luto finxit praecordia Titan,[1]) nicht genug anpreisen kann, zumal wenn sie das Studium der Werke Xenophon's als ein nöthiges Gegengift gegen das Ausschweifende in Lucian's Laune und gegen das Verführerische in seiner nicht immer gesunden Moral damit zu verbinden nicht vergessen.

---

[1]) Juven., XIV. 35. — A. d. H.

Vorbericht zu einer neuen Uebersetzung von Lucian's „Panthea".[1])

Lucian's *Εἰκόνες* oder Bilder, die ich hier Panthea überschreibe, und die man auch schicklich Die vollkommne Schöne hätte betiteln können, sind nicht nur eines der Meisterstücke dieses liebenswürdigen und in seiner Art einzigen griechischen Schriftstellers, sondern (die dazu gehörige Apologie mitgerechnet) überhaupt eines der schönsten Denkmäler des griechischen Witzes und derjenigen Urbanität, deren feinste Blüthe die Alten mit dem Worte Atticismus*) bezeichneten, und wovon uns, da wir

*) Es ist uns Deutschen, mit Erlaubniß zu sagen, vielleicht schwerer als andern Nationen, die den zwar theuer erkauften, aber unschätzbaren Vortheil einer allgemeinen Hauptstadt haben, uns von der Urbanität der Römer und dem Atticismus der Athenienser einen treffenden Begriff zu machen. Quintilian selbst (unter allen Kunstlehrern, die ich kenne, derjenige, der am Besten über die Materien schreibt, von welchen nur ein richtiges Gefühl zu haben schon ein seltner Vorzug ist), da er die Urbanität charakterisiren will, sieht sich genöthigt, sich durch lauter Ausdrücke zu erklären, welche sagen, was sie nicht ist. Sie bestehe, sagt er, nicht sowol in einzelnen feinen Ausdrücken und glücklichen Einfällen oder Wendungen als im ganzen Ton und Colorit der Rede; so wie bei den Griechen der Atticismus eine Art sich auszudrücken sei, aus der so zu sagen der eigenste Geist von Athen duftet — redolens Athenarum proprium saporem. Instit. orat., VI. 4. Was er damit meine, sagt er noch deutlicher an einem andern Orte; die Urbanität nämlich sei eine Art sich auszudrücken, die in der Wahl der Worte, in dem Ton der Stimme und im ganzen Anstand des Redenden proprium quendam gustum urbis et sumtam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem, „einen gewissen Geschmack der Hauptstadt und eine feine kaum merkliche Tinctur von Gelehrsamkeit, die man aus dem Umgang mit aufgeklärten und cultivirten Personen angenommen" verrathe — kurz, die just das Gegentheil der Rusticität oder der Art zu reden, wodurch sich Personen, die immer auf dem Lande

[1]) Teutscher Merkur 1780, IV. S. 97—106. — A. d. H.

die Werke des Menander leider nicht mehr haben, vielleicht kein andrer attischer Schriftsteller einen so anschaulichen Begriff geben kann als Lucian, wiewol er kein geborner Bürger der Minervenstadt war.

Die Uebersetzung, die ich hier wage, ist wenigstens die dritte, die wir in unsrer Sprache aufzuweisen haben, und vielleicht wird ungeachtet meiner Bestrebung, dem Charakter meiner Urschrift und dem, was Quintilian dicendi *colorem* und *saporem* sermonis nennt, näher zu kommen als meine Vorgänger, gleichwol künftig eine fünfte und sechste nicht überflüssig sein. Wenn Uebersetzungen von Werken des Geschmacks höchstens wie Kupferstiche von vortrefflichen Gemälden zu betrachten sind, so können neun leidliche Uebersetzer, von denen immer der jüngste just gut genug geschienen hat, dem zehnten noch viel zu thun übrig lassen.

Ueber die Art meines Verfahrens in diesem Versuche hoffe ich hier keine Rechenschaft geben zu müssen. Ich habe sie mir selbst mit aller Strenge, die der Gegenstand zuließ, abgefordert. Als ich vor einigen Jahren einige Briefe des Plinius als eine Probe, wie Plinius (meines Bedünkens) in unsrer Sprache reden müßte, in den Merkur[1]) einrückte, kam ein Schulmeister und bewies mir, ich weiß nicht mehr in welcher gelehrten Zeitung, mit einem großen Aufwand von Wortgelehrsamkeit, daß ich den Plinius — wie ein Schulmeister hätte übersetzen sollen. Das Nämliche wird mir leicht auch bei dieser Gelegenheit begegnen können. Aber Jeder hat seine eigne Weise. Der Eine übersetzt wie ein Schulknabe, ein Andrer wie ein Schulmeister. Ich meines Orts würde zufrieden sein, wenn ich den

gelebt haben, kennbar machen. Insofern kann man also sagen, daß Urbanität eine Eigenschaft der Einwohner aller großen, reichen, durch Künste, Geschmack und Luxus verfeinerten Städte sei, und daß sie bei jeder Nation nur in der Hauptstadt und nur in der Epoche ihrer äußersten Verfeinerung zur höchsten Vollkommenheit kommen könne. Beispiele, die dies anschaulich machen, finden sich auch in Deutschland genug; aber der Hauptgrund, warum wir gegen einige andre Nationen in diesem wie in so vielen andern Stücken zurückbleiben, ist der Mangel einer Stadt, die uns das sei, was Paris und London nicht nur in Frankreich und England, sondern in der ganzen Welt sind. Die Griechen hatten zwar so wenig eine gemeinsame Hauptstadt als wir; aber Athen war der eigentliche Sitz der Künste, der Wissenschaften, des Geschmacks, der Mittelpunkt aller Personen, die sich durch Talente hervorthaten, und insofern doch wirklich die Metropole von Griechenland und der Ort, wohin alle Fremden zusammenflossen, um ihren Geschmack zu bilden, den Studien obzuliegen und artige Leute zu werden. Hierin liegt der Unterschied.

[1]) 1774, IV. S. 73 ff. Vgl. unten S. 640. — A. d. H.

Lucian so reden lassen könnte, wie er sich etwa ausgedrückt haben möchte, wenn er ein Deutscher — aus meinem Antheil an unserm achtzehnten Jahrhundert — und demungeachtet Lucian gewesen wäre. An Atticismus ist indessen gar nicht zu gedenken. Der duftet einem armen Uebersetzer unter den Händen weg, ohne daß man eben einer von den Glücklichen zu sein braucht, denen Alles verdorrt, was sie anrühren. Der Unterschied ist gar zu groß zwischen der Sprache der Musen und der unsrigen, die, ungeachtet aller von fruchtbringenden und unfruchtbaren deutschen Gesellschaften bisher an sie verwendeten Arbeit, ihr ursprüngliches Wiehern[1]) wol sobald noch nicht verlieren wird.

Ich will nicht hoffen, daß mir dieses aufrichtige Geständniß, worin Italiener, Franzosen und Engländer nichts als bloße Ehrlichkeit sehen werden, von den Herren, die so stolz auf die Ehre, Deutsche zu sein,*) sind, für einen Muttermord werde ausgedeutet werden. Quintilian, der nicht weniger ein Römer war als ich ein Deutscher, machte sich kein Bedenken, zum Nachtheil seiner Muttersprache ebenso aufrichtige Geständnisse zu

*) Mich däucht, weil der Lappländer und Ostiake gerade so viel Recht hat, auf seine Nation stolz zu sein als der Chineser oder Araber, d. i. weil ein Jeder sich auf das Volk, wozu seine Wenigkeit gehört, just so viel einbilden kann, als ihm beliebt, so wäre es wol ebenso gut, sich gar nichts darauf einzubilden. Wenn indessen der Mann, der auf seine Nation stolziert, ein Mann ist, auf den seine Nation hinwieder stolz ist; oder wenn er sich wenigstens in Kraft alter Pergamente und vorväterlicher Thaten unter ihre Matadoren rechnen kann, so mag eine solche Schwachheit vielleicht noch verzeihlich sein. Aber daß z. B. jeder werthlose Erdensohn, der sich unbeschadet in jedem andern Winkel der Welt gebären lassen konnte, und gegen den vielleicht Hundert an Eins zu setzen ist, daß er mit allem seinem Nationalstolz von der Geschichte und Verfassung der Nation just so viel weiß als die Nation von ihm — blos darum, weil Arminius den Varus schlug oder Berthold Schwarz das Pulver, Faust die Buchdruckerkunst und Meister Rudolph von Nürnberg das Drahtziehen erfunden, oder weil Kepler und Leibniz große Köpfe waren, oder weil die deutsche Nation seiner Meinung nach gar mächtig viel thun würde, wenn sie könnte, oder thun könnte, wenn sie das Vermögen hätte, zu wollen — daß solche Leutchen sich mit ihrer Deutschheit breit machen und andre, uns fast in allen Stücken augenscheinlich überlegne Nationen über die Achseln ansehen wollen: dies ist wenigstens ebenso albern als die übertriebene Verehrung auswärtiger und unbillige Geringschätzung einheimischer Dinge, welche das andere Extremum ist, worein wir so gerne zu fallen pflegen. Denn Beides bekräftigt bei Gelegenheit die Ausländer in der schlechten Meinung, die sie vorlängst von unsrer Nation überhaupt gefaßt haben, und zu welcher, so gerne sie auch einer bessern Platz geben möchten, sie immer wieder durch unsre eignen Germanismen zurückgestoßen werden.

[1]) Das ihr Karl V. vorwarf. — A. d. H.

thun, ohne daß er (meines Wissens) deswegen eines Verbrechens gegen die Majestät des römischen Namens angeklagt worden wäre. Er bekennt z. B., daß die Lateiner die zwei lieblichsten Buchstaben oder vielmehr Sprachtöne der Griechen, *υ* und *φ*, gar nicht haben, und daß das lateinische f ein sonus *tristis* ac *horridus* und, sowie es zwischen den Zähnen hervorgeblasen werde, kaum einem menschlichen Ton ähnlich sei und, wenn er an einen andern Consonanten anstoße und ihn gleichsam breche, noch gräßlicher werde. Er gesteht, daß der kuhmäßig brüllende Buchstabe m, der die lateinischen Worte so häufig und die griechischen niemals endigt, das harte quakende und quiekende qu und die häufige Endung der Silben in die rauhen und klanglosen Mitlauter b und d u. s. w. der Sprache seines Vaterlandes zu schlechtem Vortheil gereiche; er gesteht, daß sie ungeschmeidig, arm an Worten und sehr oft genöthigt sei, bei der griechischen zu borgen oder verstummen zu müssen. Ja, er geht so weit, zu behaupten, daß die Römer blos wegen dieser Unfähigkeit ihrer Sprache, die Schönheit und Anmuth, die den attischen Komödiendichtern ausschließlich eigen sei, zu erreichen, ungeachtet ihres Plautus, Cäcilius und Terentius kaum den Schatten des griechischen Lustspiels hätten. Was würde der gute Mann erst von unsern so häufigen **schl, schr, scht, mpf, rst, fzt, pst** und andern solchen lieblichen Articulationen sagen, durch welche sich unsre hochdeutsche Sprache (freilich können die alten Minnesänger und die Niedersachsen nichts dafür!) wie durch ebenso viele schroffe Felsenstücke mit bald bellendem, bald zischendem, bald dumpf knurrendem Geräusche mühsam durchzwängen muß! — und er, dem Terenz noch nicht Grazie genug hatte, was um aller Musen und Grazien willen würde er von den Lastwagen voll neuer Lustspiele geurtheilt haben, die uns seit einigen Messen nicht etwa in deutscher Sprache — die, so weit sie auch immer von Menander's seiner abstehen mag, noch immer gut genug sein möchte —, sondern in einer Sprache, die gar keine Sprache ist, in dem geist- und geschmacklosen Rothwälsch ihrer eignen Verfasser zugeführt worden sind? Natio comoeda est,[1]) sagten die Römer mit Naserümpfen von den Griechen und erleichterten sich dadurch das Gefühl eines Vorzugs, den sie nicht leugnen konnten; aber was soll man von einer Nation sagen, die mit aller Gewalt der Natur

[1]) Juven., III. 100. — A. d. H.

zu Trotz comoeda sein will und doch bei jeder Gelegenheit wieder eingesteht, daß das schöne Komische in keinem Betracht ihre Sache sei?*)

Die Moral indessen, welche Quintilian aus jener patriotischen Vergleichung seiner Sprache mit der Sprache der Musen und Grazien zieht, ist gut und auch für uns andre Abkömmlinge der alten Cherusker, Quaden, Markmänner, Franken, Alemannier, Wenden und Slaven nicht ganz unbrauchbar. Sie enthält einen Trost und eine Vermahnung. Zuerst den Trost. „Man kann nicht von uns fordern, was wir nicht empfangen haben! Wer die Grazie der attischen Diction von uns verlangt, der gebe uns erst die Musik ihres Wohlklangs und ihren Reichthum!" Und nun die Vermahnung. „Da dies aber nicht angeht, so wollen wir uns wenigstens bemühen, unsre Gedanken den Worten, die wir haben, anzupassen. Je weniger uns die Sprache zu Statten kommt, je mehr wollen wir uns durch die Kräfte des Genies, durch Erfindung der Sachen, Erregung der Leidenschaften, durch große und starke Gedanken, durch den Reichthum und Glanz der Bilder zu helfen suchen. Können wir nicht so zart und geschmeidig sein, so seien wir desto stärker! Werden wir an Feinheit übertroffen, so sei unser Vorzug im Gewicht!" u. s. w.

Gut! Vortrefflich! Aber was hilft das Alles dem Unvorsichtigen, der sich an ein Werk wie Lucian's Panthea gewagt hat? Hier ist kein Mittel, das zu ersetzen und zu vergüten, was zurückbleibt, was zu fein ist, um mit einem solchen Werkzeug ergriffen zu werden. Einem Ritter, der sich nun einmal zur bösen Stunde in einen Zweikampf, wo er seine Niederlage vorhersieht, eingelassen hat, bleibt nichts übrig, als alle seine Stärke und Geschicklichkeit zusammenzunehmen, damit er wenigstens — nicht mit Schande falle.

*) Was man von ihr sagen soll? — Nichts, als daß sie — unendlich duldsam ist; daß unter ihren geduldigen Flügeln jeder Dunce so sehr Dunce sein darf, als er will. Denn das feinere Publicum bekümmert sich um solche Dinge gar nicht, und das große Publicum theilt sich wieder in so viele hundert kleine und noch kleinere, daß am Ende jeder Pfuscher, so schlecht er auch sein mag, unterkommt und noch wol Mittel findet, wenigstens in irgend einer kleinen Provinz, in dem Städtchen, wo er lebt, oder in dem Zirkelchen seiner Freunde und Freundinnen auch für etwas zu passiren.

Anzeige einer neuen Uebersetzung der sämmtlichen Werke Lucian's von Samosata.[1])

Seit der Vollendung meiner Arbeiten über Horazens Episteln und Satiren beschäftigt die Uebersetzung, die ich hier vorläufig ankündige, den größten Theil meiner Zeit. Lucian ist keine neue Bekanntschaft für mich, wie Viele wissen. Schon vor mehr als 26 Jahren ging ich ernstlich damit um, diesen in seiner Art einzigen griechischen Schriftsteller, der in seiner eignen und in fremden Sprachen immer ein Liebling der gesundesten Köpfe gewesen ist, unsrer Zeit, welche seiner nicht weniger als die Zeiten eines Erasmus und Thomas Morus bedürftig zu sein schien, in deutschem Gewande vorzuführen. Aber eben da ich im Begriffe war, die Hand an das Werk zu legen, erhielt ich die Nachricht, daß der damalige Herr Diakonus Waser in Winterthur (einer meiner schätzbarsten ältern Freunde in den glücklichen Tagen meiner Jugend) die Arbeit, die ich erst unternehmen wollte, bereits ausgeführt und mich also einer zwar angenehmen, aber gewiß nicht leichten Mühe überhoben habe. Der selige Diakonus Waser war ein scharfsinniger und philosophischer Kopf und überdies ein natürlicher Geistesverwandter von Lucian und Swift (wiewol mehr von Letzterem), auf deren Uebersetzung er die wenige Muße, die ihm sein Amt übrig ließ, größtentheils verwandte. Er konnte also nichts

[1]) Teutscher Merkur 1786, IV. S. CLXXXVIII–CXC. – A. d. H.

Schlechtes liefern. Er verstand seinen Autor, und man kann auch ohne Ungerechtigkeit nicht leugnen, daß er, ungeachtet seine Sprache mit Helvetismen reichlich angefüllt ist, mit der Stärke und dem Reichthum der deutschen Sprache ziemlich bekannt war. Seine Uebersetzung hatte unstreitige Verdienste: sie war das, was ich von ihm erwartet hatte, aber freilich nicht ganz, wie ich sie aus Liebe zu meinem Lucian hätte wünschen mögen. Waser hatte einen scharfen Sinn für den Sinn Lucian's, aber wenig oder keinen für seine Grazie. Er schrieb deutlich und kräftig; allein außer der Reinigkeit der Sprache fehlte es seinem Stil an Leichtigkeit, Gewandtheit und Anmuth, und daher kommt es ohne Zweifel, daß man, wenn die Rede von seiner Uebersetzung ist, so oft sagen hört: „Sie soll getreu sein, aber sie läßt sich nicht lesen." Doch es ist hier nicht darum zu thun, die Verdienste und Mängel der Waserischen Uebersetzung kritisch zu untersuchen. Ich glaube, daß dermalen über ihren Werth in jeder Betrachtung, besonders in Rücksicht auf Sprache, Geschmack und Eleganz, nur eine Stimme ist, und daß selbst Derjenige, der am Günstigsten von ihr urtheilt, die neue Uebersetzung, zu welcher ich mich hiemit anheischig mache, nicht überflüssig finden wird. Eine Zeit von mehr als 25 Jahren macht in solchen Dingen einen beträchtlichen Unterschied, und Lucian verdient es so gut als irgend Einer, dem diese Ehre widerfahren ist, mehr als einmal bearbeitet und auch in der Nachbildung der Vollkommenheit so nahe als möglich gebracht zu werden. Ich weiß nicht, wie viel Zutrauen das Publicum in dieser Hinsicht auf mich setzen wird; aber ich fühle sehr lebhaft, was ich ihm, was ich dem Geiste Lucian's (den ich für einen der besten und wohlthätigsten Geister halte) und was ich mir selbst schuldig bin. Meine Uebersetzung wird mit so vielen Anmerkungen und Erläuterungen aller Art versehen sein, als ich für nöthig halte, damit nicht nur Leser, die keine Gelehrte sind, sondern auch Gelehrte, die nicht Alles wissen und nicht immer Zeit und Gelegenheit haben, in den Quellen nachzusuchen, in den Stand gesetzt werden, einen der angenehmsten und interessantesten Schriftsteller, die je gewesen sind, mit möglichstem Genuß und Vergnügen lesen zu können.

Ich habe mir den alten Spruch: Eile mit Weile! in allen meinen Arbeiten zum Gesetze gemacht und kann also

den gütigen Freunden, die von meinem Vorhaben bereits Wissenschaft haben und die Ausführung mit einiger Ungeduld erwarten, nichts Befriedigenderes hierüber sagen, als daß die zwei ersten Bände meines Lucian's in gr. 8. im Verlag von Weidmann's Erben und Reich zur Ostermesse 1788 unfehlbar zugleich erscheinen werden.

Weimar, den 24. November 1786.

Ueber Lucian's Lebensumstände, Charakter und Schriften.[1])

Das Zuverlässigste, was sich von Lucian's Lebensgeschichte sagen läßt, muß aus dem Wenigen, so er selbst hier und da in seinen Schriften, wiewol nur beiläufig davon angegeben hat, gesammelt oder muthmaßlich gefolgert werden und ist freilich nicht zureichend, das Verlangen Derjenigen zu stillen, die von einem Manne, dessen Werke sechzehn Jahrhunderte nach seinem Tode noch so allgemein interessant sind, recht viel Umständliches und Besonderes wissen möchten. Indessen, da diese zerstreuten Züge größtentheils so beschaffen sind, daß sie in Verbindung mit dem authentischen Abdruck seiner innern Gestalt, die jeder Schriftsteller ohne sein Wissen und Wollen seinen Werken einzudrücken genöthigt ist, einiges Licht über die Geschichte seines Geistes verbreiten, so wird es unsern Lesern nicht unangenehm sein, sie hier unter dem wahrscheinlichsten Augenpunkt, den die nähere Bekanntschaft mit dem, was uns von ihm übrig ist, anzugeben scheint, zusammengestellt zu finden.

Lucian wurde zu Samosata, einer am westlichen Ufer des Euphrates gelegenen, damals ziemlich ansehnlichen Stadt

[1]) Lucian's von Samosata sämmtliche Werke, übersetzt von Wieland, I. S. III–XLVI. — A. d. H.

der syrischen Provinz Kommagene, geboren. Sie war, ehe diese Landschaft von Vespasian zu der Provinz Syrien geschlagen wurde, eine Zeit lang der Sitz eigener Könige aus dem Hause der Seleuciden gewesen und prangte noch nachher auf Münzen, die unter Hadrian, Severus und Andern geschlagen sind, mit dem Namen der Metropole von Kommagene.*)

Das Jahr, worin Lucian geboren worden, ist ungewiß; und nach aller Mühe, die sich die Vossius, Jonsius, Dodwell, La Croze, du Soul u. A. seiner Zeitrechnung halben gegeben haben, läßt sich doch nichts Wahrscheinlicheres noch Genaueres herausbringen, als daß er entweder gegen das Ende der Regierung Trajan's oder in einem der ersten Jahre Hadrian's geboren worden,**) seine blühenden und männlichen Jahre unter den beiden Antoninen verlebt und unter Aurel-Commodus oder doch bald nach ihm zu leben aufgehört habe.

Daß er von geringem Herkommen gewesen und in seiner ersten Jugend bei seiner Mutter Bruder, einem Marmorpolierer, die Bildhauerkunst habe lernen sollen, und durch was für einen Zufall sein guter Genius ihn gleich am ersten Tage aus der Werkstatt zurückgebracht und in die Bahn, die er zu durchlaufen

*) Sie war daher auch unter den christlichen Kaisern der Sitz eines Bischofs. Heut zu Tage macht sie unter dem Namen Schemisat nur noch eine armselige Figur und gehört wie die ganze Landschaft Kommagene zum Paschalik von Haleb oder Aleppo.

**) Der Compilator Suidas sagt: „Er soll zu Trajan's Zeiten und noch vorher geboren worden sein", und beweiset durch diese Art sich auszudrücken hinlänglich, daß er die Sache nicht untersucht habe. Desto lächerlicher sind die Gelehrten, die auf die Autorität eines Menschen wie Suidas unsern Autor in die Zeiten Trajan's setzen; zumal da das Wort γενέσθαι, dessen er sich bedient, ebensowol geboren werden als gelebt haben heißen kann. Sie hätten keinen stärkern Beweis ablegen können, daß sie Lucian's Schriften nie gelesen haben müssen; denn sonst müßte ihnen wol aufgefallen sein, daß ein Schriftsteller, der zu der Zeit, da er vom Kaiser Marcus Aurelius als einem bereits unter die Götter Aufgenommenen spricht, noch bei so lebhaften Geisteskräften war, um ein Werk, wie sein Alexander ist, zu schreiben, unmöglich unter Trajan's Regierung geblühet haben konnte. Der gelehrte Dodwell fiel in das entgegenstehende Extrem, indem er Lucianen ungefähr im J. C. 134 oder 135 geboren werden läßt. Ich würde wenig Dank bei meinen Lesern verdienen, wenn ich mich in eine ausführliche Widerlegung dieser Angabe, die auf lauter willkürliche und der Falschheit leicht zu überweisende Voraussetzungen und Ausrechnungen gegründet ist, einlassen wollte. La Croze und du Soul haben mich dieser Mühe zum Theil überhoben, und ein aufmerksamer Leser Lucian's bedarf kaum einer fremden Hilfe, um sich zu überzeugen, daß er weder viel früher noch später als gegen das Jahr 116 oder 117 zur Welt gekommen sein könne.

bestimmt war, gesetzt habe, erzählt er selbst in der sinnreichen Anrede an seine Mitbürger zu Samosata, die an der Spitze seiner Werke steht, erwähnt aber in keinem derselben weder der Mittel, wodurch er sich aus den Hindernissen, die seine Glücksumstände seinen Studien in den Weg legten, emporgearbeitet, noch wo und unter welchen Lehrern er sich zur gerichtlichen Beredsamkeit, die er anfangs trieb, geschickt gemacht habe.

Für einen jungen Menschen von vorzüglichen Naturgaben, der sich in Lucian's geringen Umständen der Gelehrsamkeit widmen, aber auch bald im Stande sein wollte, ohne Unterstützung aus dem väterlichen Hause sich nicht nur fortzubringen, sondern im glücklichen Falle selbst zu Ansehen und Vermögen zu gelangen, war damals kein geraderer Weg, als entweder die gerichtliche Beredsamkeit oder die Profession eines Rhetors, der Diejenigen, die sich auf jene legen wollten, in den Geheimnissen der Redekunst initiirte und ihren Uebungen in derselben vorstand. Lucian fing also (wie er in seinem Fischer und in der Doppelten Anklage zu erkennen giebt) ziemlich früh an, den ersten Weg einzuschlagen, und man kann glauben, daß er die Profession eines Advocaten einige Jahre zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten nicht ohne Succeß getrieben habe; da es ihm aber doch (vermuthlich wegen der allzu großen Concurrenz und der Vorurtheile, die er als ein syrischer, d. i. halbbarbarischer Grieche anfangs gegen sich haben mußte) in Griechenland nicht so gut damit glücken wollte, daß seine natürliche Abneigung vor dieser Profession, die durch die Erfahrung ihrer Unannehmlichkeiten immer zunehmen mußte, durch die damit verbundenen Vortheile wäre überwogen worden, so beschloß er, Griechenland und zugleich seine bisherige Lebensart zu verlassen und sich nach Gallien zu verpflanzen, die eine der reichsten Provinzen des ganzen römischen Reichs war und an Cultur und Verfeinerung keiner andern wich, und wo zu Lyon, Toulouse, Nismes, vornehmlich aber zu Marseille (welchem schon Cicero den Namen des gallischen Athen's gab) die Literatur und Künste der Griechen in hohem Werthe gehalten wurden.

Daß er schon damals den Entschluß gefaßt haben müsse, die Tempel der Chicane auf immer zu verlassen und sich einzig auf die Profession eines Lehrers der Beredsamkeit einzuschränken, ließe sich, wenn wir auch sein eigenes Zeugniß darüber nicht hätten, schon aus dem Umstande schließen, daß die lateinische Sprache (worin er es nie sehr weit gebracht zu haben

scheint) die einzige war, die in Gallien sowie in den übrigen römischen Provinzen*) vor Gerichte gebraucht werden durfte.

Der durch Sokrates und Plato in ziemliche Verachtung gefallene Name eines Sophisten war in diesen Zeiten wieder emporgekommen und ein Titel geworden, den sich selbst Männer von Geburt, Ansehen und Vermögen, wie z. B. ein Herodes Atticus war, zur Ehre rechneten. Dieser Name, der etwas mehr als einen bloßen gewöhnlichen Rhetor bezeichnete, schloß damals nebst einer alle Gattungen umfassenden Beredsamkeit und vornehmlich dem Talent, über Alles aus dem Stegreif schön zu reden, alle die Kenntnisse in sich, die wir unter der Benennung der schönen Literatur begreifen. Wer sich als einen Sophisten ankündigte, erregte die Erwartung, daß er ein schöner Geist, ein Kunstrichter und arbiter elegantiarum, vertraut mit den Dichtern und Weisen des Alterthums, mit allen Arten von Kenntnissen versehen und Meister des ganzen Reichthums der griechischen Sprache sei, welche im Besitz des Vorzugs war, die eigentliche Sprache der gelehrten sowol als der eleganten Welt zu sein, und unter dem Kaiser Hadrian, der sich meistens in den Provinzen, wo griechisch gesprochen wurde aufhielt, gewissermaßen die Hofsprache geworden war.

Niemals, sogar in der glänzenden Epoche der berühmten Sophisten Prodikus, Gorgias und Hippias, waren die Talente, die dieses Wort umfaßte, höher geschätzt und besser belohnt worden als im Jahrhundert Lucian's. „Du siehest," sagt er in seiner ironischen Rednerschule zu dem jungen Aspiranten, „wie Viele, die vorher nichts waren, blos durch die Kunst zu reden sich bis zum Gipfel des Ruhmes, des Reichthums und sogar des Rangs und Adels emporgeschwungen haben." Solche Beispiele munterten natürlicherweise auf, und einem jungen Manne, der mit den schönsten Naturanlagen so viel Studium und unverdrossnen Fleiß verband, als man unserm Autor nach einer Stelle des eben angezogenen Stückes zutrauen darf, konnte der Succeß nicht fehlen, der seine Arbeiten in Gallien krönte, und worüber er sich in der Apologie für die Gelehrten, die in großer Herren Dienste gehen, auf

*) Griechenland ausgenommen, welches man immer eigene Vorrechte vor den andern unterjochten Völkern genießen ließ, indem es sich als die Mutter der Künste, der Wissenschaften und der eleganten Sitten und Lebensweise bei den ihrer eigenen Barbarei sich bewußten Römern immer in einem gewissen Respect erhielt, der den Herren der Welt Ehre macht.

seinen Freund Sabinus als einen Augenzeugen beruft. Sein Aufenthalt in diesem Lande legte den Grund zu dem Ruhme, den er in der Folge durch seine Schriften immer mehr befestigte und ausbreitete, und setzte ihn in so gute Glücksumstände, daß er den größten Theil seines übrigen Lebens in einer wohlhabenden Unabhängigkeit leben konnte, wovon alle Werke seines Geistes den Stempel tragen. Es ist ein bloßer Mißverstand einer Stelle in der vorangezogenen Apologie, wenn Reiz sagt, Lucian habe zu verstehen gegeben, daß er arm sei; der Zusammenhang und Geist der ganzen Schrift giebt dieser Stelle einen ganz andern Sinn; und braucht es wol mehr, als daß er selbst ausdrücklich sagt, er habe das öffentliche Amt, wegen dessen Uebernahme er sich gegen seinen Freund rechtfertigt, nicht aus Noth, sondern um sich desto besser zu befinden, übernommen? Eben deswegen, weil er immer mit einem ziemlichen Aufwand gelebt hatte und an eine anständige Wohlhabenheit gewöhnt war, hieß ihn die Klugheit in seinem Alter ein Amt annehmen, das ihn bei vielem Ansehen und mäßigen Geschäften in den Stand setzte, seine gewohnte Lebensart fortzuführen und auszuhalten.

Man hat Ursache, sich zu wundern, daß Philostratus in seiner Biographie der Sophisten, wovon die meisten Zeitgenossen Lucian's waren, den Letztern gänzlich mit Stillschweigen übergangen hat. Wie konnte er das, wenn Lucian (wie die Apologie an Sabinus sagt) sich in Gallien so sehr hervorgethan hatte, daß man ihn „unter die Sophisten zählte, die am Reichlichsten bezahlt wurden"? Wäre diese Lucianische Schrift die einzige, die wir von ihm besäßen, so möchte das Stillschweigen des Biographen der Sophisten allerdings für ein ziemlich lautes Zeugniß gegen unsern Autor gelten können; aber nun ist es wol keine Frage, daß, wenn Einer von Beiden Schande davon haben müßte, es blos Philostratus selbst wäre, der vermuthlich aus eben dem Grunde gar nichts von Lucian sagt, warum ihn der elende Compilator Suidas so wüthig lästert. Philostratus gehörte zu den schwachsinnigen, aber starkgläubigen Philosophen oder Morosophen (wie Lucian sie nennt), deren ganzes Geschlecht in unserm Autor einen ewigen und um so verhaßtern Gegner findet, je furchtbarer ihnen die Waffen sind, womit er sie bestritten hat. Ist es also zu verwundern, daß er (so viel wenigstens an ihm lag) nichts zur Unsterblichkeit eines so bittern Feindes seines Ordens beitragen wollte, eines Mannes,

der sogar seinen großen Helden, den göttlichen Apollonius von Tyana, für einen — Komödianten erklärt hatte? Aber auch ohne dies ließe sich das Stillschweigen des Philostratus schon daraus begreifen, daß Lucian (wie aus Zusammenstellung dessen, was er im Hermotimus, in den Fischern, in der Apologie an Sabinus und in der Doppelten Anklage von sich selbst sagt, ganz deutlich erhellet) die Rhetorik nur in Gallien profitirte, diese Lebensart aber, sobald er seinen Hauptzweck durch sie erreicht hatte, noch vor seinem vierzigsten Jahre aufgab und von dieser Zeit sich an den verschiedenen Orten seines Aufenthalts in Griechenland und Asien blos mit Verfertigung seiner Schriften beschäftigte, welche so beschaffen waren, daß ihn weder die Rhetoren noch die Philosophen für zünftig gelten lassen wollten: jene, weil sie ihn für einen Abtrünnigen, diese, weil sie ihn für einen Ueberläufer ansahen, der sich nur zu ihnen halte, um ihre Blöße aufzudecken und dem Spotte der Profanen preiszugeben. Ueberhaupt könnte ein Mann wie Lucian der Liebling aller guten Köpfe seiner Zeit und der Abgott des hörenden und lesenden Publicums gewesen sein (wie denn dies auch aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich der Fall war), und andere Schriftsteller könnten doch ihre Ursachen gehabt haben, zu thun, als ob sie in ihrem Leben nichts von ihm gehört hätten. Scheinen doch sogar zwei Männer wie Plato und Xenophon in ihren Schriften nichts von einander zu wissen, die doch nicht nur Zeitverwandte und Mitbürger, sondern Jünger eines Meisters gewesen waren und in Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer Laufbahnen von keiner Eifersucht hätten wissen sollen. Und beobachtet nicht unser Autor selbst in Ansehung Plutarch's, der kurz vor seiner Zeit gelebt hatte, das nämliche Stillschweigen?

So viel sich aus Zusammenhaltung einiger im Nigrinus und Hermotimus erwähnter Umstände schließen läßt, war Lucian seinem vierzigsten Jahre nahe, als er Gallien verließ, wo er sich zehn bis funfzehn Jahre aufgehalten zu haben scheint. Da er seine Rückreise durch Italien nahm, so war es natürlich, Rom nicht unbesucht zu lassen; er scheint sich aber nur so lange daselbst verweilt zu haben, als nöthig war, um sich von der unsäglichen Verderbniß dieser übermüthigen Tyrannin der übrigen Welt mit eigenen Augen zu überzeugen und sie in einem seiner schönsten Sittengemälde (im Nigrinus) mit der

Unschuld und Simplicität des stillen Athen's contrastiren zu lassen.

Mit dieser Zeit fing sich eine neue Periode seines Lebens an, diejenige nämlich, von welcher seine Schriften oder doch der größte Theil derselben zugleich die Früchte und in gewissem Sinne die Geschichte sind. Mir ist wahrscheinlich, daß er einen großen Theil derselben in Griechenland und vornehmlich zu Athen zugebracht habe, wo er mit dem damals schon bejahrten Demonax, seinem Ideal eines ächten Weisen, viele Jahre gelebt zu haben versichert, und wo viele seiner schönsten Werke (wie ich in meinen Anmerkungen gezeigt zu haben glaube) ihr Dasein empfangen haben. Der Abbé Massieu ist zwar hierüber andrer Meinung, aber, wie mich däucht, ohne genugsamen Grund; oder vielmehr, ich glaube in Lucian's Werken eine Menge kleiner Umstände und Anzeigen zu sehen, die mir seiner Meinung zu widersprechen scheinen. Massieu nimmt an, Lucian sei unmittelbar nach seiner Wiederkunft aus Gallien und Italien durch Macedonien nach Samosata zurückgekehrt und habe von dieser Zeit an sich in seinem Vaterlande fixirt und in Ruhe seines Ruhmes und der Früchte seiner Arbeiten genossen, bis ihn die Hochachtung, die der Kaiser Marcus Aurelius für ihn getragen, zu einem glänzendern Glücke, nämlich einer Präfectur in Aegypten, die ihm dieser Kaiser gegeben haben soll, gerufen habe. Alles das ist ohne Beweis gesagt. Lucian kam in sein Vaterland zurück, dies ist ausgemacht; aber in welcher Epoche seines Lebens, und auf wie lange Zeit? Dies genau zu bestimmen, finden sich in seinen Schriften keine hinlänglichen Data, und was sich davon findet, streitet gegen die Behauptung des Herrn Massieu, anstatt sie zu unterstützen. Welche Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann von Lucian's Geist und Charakter, der sich zu Massilien und Athen an die Vortheile und Annehmlichkeiten der besten Gesellschaft und des Umgangs mit einem äußerst cultivirten und verfeinerten Schlage von Menschen gewöhnt hatte, es so lange in einer von den Hauptsitzen der Musen, der Politur und der eleganten Lebensart so weit entfernten Provinzialstadt, unter solchen Zwittern von Griechen und Barbaren, wie er seine Landesleute (in seiner Doppelten Anklage) selbst beschreibt, so lange hätte ausdauern können? Und wer kann sich vorstellen, daß ein Schriftsteller wie er, da es von seiner Willkür abhing, wo er leben wollte, sich einen Ort wie Samosata — blos

weil er da geboren worden und seine nächsten Anverwandten unter der niedrigsten Volksclasse daselbst wiederfand — zum Theater seines Ruhmes, zum Ort, wo er seine Werke schrieb und vorlas, ausgewählt haben werde? Denn daß er seine meisten und besten Schriften, selbst die Götter- und Todtengespräche nicht ausgenommen, erst nach seiner Zurückkunft aus Gallien geschrieben habe, ist, dünkt mich, ein Gedanke, auf den jeder aufmerksame Leser seiner Schriften, und besonders derjenigen, worin er die Geschichte der verschiedenen Perioden seines literarischen Lebens berührt, nothwendig zuerst fallen muß, insofern er sich nicht schon zum Voraus etwas Anders hierüber in den Kopf gesetzt hat. Um aus mehrern ähnlichen Beweisgründen dieser meiner Meinung nur einen anzuführen, so ist zum Beispiel der Dialog Hermotimus, den Jedermann als eines der scharfsinnigsten und gelehrtesten Werke unsers Autors und als die Frucht eines zu seiner völligen Reife gekommenen Geistes erkennen muß, seinem eigenen ausdrücklichen Angeben nach erst nach seinem vierzigsten Jahre, folglich nach der Zeit geschrieben worden, da er die Profession eines Rhetors bereits aufgegeben hatte; denn daß er der letzteren um die Zeit, da er seine Dialogen schrieb, schon gänzlich entsagt habe, gesteht er selbst in der mehrmals angezogenen Doppelten Anklage mit dürren Worten. Daß er aber den berühmten Namen, den er nach Samosata zurückbrachte, weit weniger dem Ruf, worein er sich als Rhetor in Gallien gesetzt, als dem Beifall, den seine Schriften fanden, zu danken gehabt habe, läßt sich aus der Art, wie er sich am Schlusse seines Traumes hierüber vernehmen läßt, ziemlich sicher folgern: er konnte, ohne sich dem Vorwurf der lächerlichsten Eitelkeit auszusetzen, nicht eher in solchen Ausdrücken von sich selbst und seinen Successen reden, als nachdem ihm seine Werke eine so allgemeine und entschiedene Celebrität verschafft hatten, daß er glauben konnte, sich über einen so delicaten Punkt noch ganz bescheiden ausgedrückt zu haben.

Mir ist es, alle Umstände zusammengenommen, höchst wahrscheinlich, daß Lucian unmittelbar nach seiner Zurückkunft aus Gallien eine ziemliche Reihe von Jahren in Griechenland und hauptsächlich zu Athen gelebt und einen großen Theil seiner schönsten Dialogen daselbst verfertigt habe. Gewiß ist, daß er im Jahre 165, als er ein Augenzeuge der feierlichen Selbstverbrennung des Phantasten Peregrin's war, sich in Griechenland

aufhielt. Nun waren die damaligen Olympischen Spiele, wie er selbst sagt, die vierten, die er in seinem Leben gesehen hatte. Vorausgesetzt, daß er (wie zu vermuthen ist) diesen Spielen zum ersten Mal in seiner Jugend, also noch ehe er sich nach Gallien begab, beigewohnt habe, so muß er, um die andern drei zu sehen, in den Jahren 157, 161 und 165 wieder in Griechenland gewesen sein und sich also über acht volle Jahre daselbst aufgehalten haben. Nehmen wir nun noch hiezu, daß er ungefähr vierzig Jahre hatte, als er den Hermotimus schrieb, so vermuthe ich, daß folgende Chronologie Lucian's, wiewol sie von du Soul's Ausrechnung abgeht, der Wahrheit am Nächsten kommen werde. Damit Suidas doch nicht ganz Unrecht behalte, nehme ich das Sterbejahr Trajan's oder das J. Chr. 117 als Lucian's Geburtsjahr an. Er war etwa 14 bis 15 alt, als sein innerer Beruf zum Studiren die Oberhand über das Handwerk, wozu ihn seine Familie verurtheilt hatte, erhielt. Von den zehn oder zwölf Jahren, die zwischen diesem und seinem 25. verflossen, mag er einige in Jonien und Achaja zugebracht und im Jahre 141 zum ersten Male die Olympischen Spiele gesehen haben. Nun lasse ich ihn im Jahre 142 oder 143 nach Gallien wandern und glaube ihm zu der Bahn, die er dort durchlief, nicht weniger als 12 Jahre geben zu können. Er mag also 38 bis 40 gehabt haben, als er nach Athen zurückkam, wo er bis zum Jahre 165, da Peregrin seine Tragikomödie zu Olympia spielte, und vielleicht noch länger, wenigstens den größten Theil dieses Zeitraums zugebracht zu haben scheint. Man kann mit gutem Fug annehmen, daß er gegen sein funfzigstes Jahr die höchste Stufe seiner Celebrität bereits erreicht und nunmehr für schicklich befunden habe oder vielleicht durch Familienumstände bewogen worden sei, sich wieder einmal in seiner Vaterstadt zu zeigen. Ob sein Aufenthalt in Macedonien, worauf sich sein Herodot bezieht, älter ist oder erst um diese Zeit stattgefunden, läßt sich nicht bestimmen; aber daß derjenige, den er zu Samosata machte, wenigstens nicht ununterbrochen gewesen sei, ist daraus abzunehmen, weil wir ihn wenige Jahre hernach wieder auf einer Reise durch Kappadocien, Paphlagonien und Bithynien begriffen finden,*) wo er seinen

*) Er gedenkt dieser Reise (ohne uns über ihren Endzweck das geringste Licht zu geben) gegen das Ende seines Alexander's, weil er bei dieser Gelegenheit mit dem Lügenpropheten zu Abonoteichos zusammenkam und wenig fehlte, daß er nicht ein Opfer seiner heimtückischen Bosheit geworden wäre.

alten Vater und seine Familie bei sich hatte; ein Umstand, woraus man eher schließen sollte, daß er seine Vaterstadt auf immer habe verlassen wollen, als daß er sie zu seinem beständigen Sitz gemacht habe.

Was den Abbé Massieu bewegen konnte, zu sagen, Lucian habe seine sogenannte Präfectur in Aegypten vom Kaiser Antonin dem Philosophen als ein Merkmal seiner besondern Hochachtung erhalten, wäre schwer zu errathen, wenn er sich nicht vielleicht durch eine gewisse Stelle in der Apologie an Sabinus verführen ließ, das, was Lucian von jedem römischen Kaiser überhaupt, ohne Rücksicht auf den persönlichen Charakter Desjenigen, der diese höchste Würde bekleidete, sagt, für ein Lob anzusehen, das, wofern es Lob sein sollte, sehr übel auf den brutalen Commodus, aber sehr gut auf seinen vortrefflichen Vorfahrer passen würde. Allein, wie gesagt, die Stelle in ihrem ganzen Zusammenhang beweiset weder für den Einen noch den Andern; und gesetzt auch, Commodus (der sich wol die Augen nicht mit Lesen verderbte) hätte sie zu sehen bekommen und für ein feines Compliment aufnehmen wollen — so könnte Lucian wenigstens der Absicht, daß er ihm dadurch habe schmeicheln wollen, nicht beschuldigt werden; denn die Rede ist blos von der hohen Belohnung, welche ein Kaiser für seine Bemühung, die Welt (wohl oder übel) zu regieren, erhielt, nicht ob er sie verdiene oder nicht. Daß aber Lucian das öffentliche Amt, das er in den letzten Jahren seines Lebens trug, nicht von Antoninus, sondern von Commodus erhalten habe, wird keinem Zweifel unterworfen scheinen, sobald wir ihn selbst (in der mehr angezogenen Apologie) versichern hören, daß er, als er es erhalten, bereits auf einem ziemlich hohen Alter gestanden und, nach dem Ausdruck, den er seinem Tadler in den Mund legt, den einen Fuß schon in Charon's Nachen gehabt habe. Ich gebe gerne zu, daß dieser Ausdruck hier nicht im strengsten Wortverstande genommen werden darf; aber wenn er nicht ganz unschicklich sein soll, muß er doch wenigstens einen Mann, der das 65. zurückgelegt hat, bezeichnen. Nun war aber Lucian, wenn er nach Massieu's Voraussetzung im Jahre 120 zur Welt kam, im ersten Jahre der Alleinregierung des Commodus (180) erst 60 alt; es ist also klar, daß er das besagte Amt erst unter diesem letztern Kaiser, vermuthlich auf Empfehlung irgend eines großen Freundes, erhalten haben muß. Er spricht davon als von einer sehr ansehnlichen Ehrenstelle, die

mit einem großen Gehalte und sogar mit der Hoffnung, zu der Präfectur von ganz Aegypten gelangen zu können, verbunden war; wie lange er sie aber genossen, davon findet sich in seinen Schriften keine Spur.

Daß er verheirathet gewesen sei, schließt man aus dem letzten Paragraph seines Castraten, wo er zum Besten seines noch sehr jungen Sohnes einen seltsamen, aber im Grunde sehr vernünftigen Wunsch thut; übrigens ist von seinen häuslichen Umständen nichts bekannt. Ich besorge, der ganze bisherige Detail werde meinen meisten Lesern zu mikrologisch vorkommen, und ich bitte deswegen um Verzeihung. Wie es scheint, geht es mir mit meinen Lieblingen unter den Schriftstellern (Horaz und Lucian) wie einem Liebhaber, der einen gleichgiltigen Dritten von der Dame seines Herzens unterhält und, sofern sich der Andere nicht bei Zeiten mit der Flucht rettet, ihm stundenlang tödtliche Langweile gemacht haben könnte, ehe ihm einfiele, daß die Kleinigkeiten, wovon er Jenem als von sehr wichtigen Dingen gesprochen hat, nur für einen Liebhaber interessant sein können.

Indessen gestehe ich, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie ein Leser der Schriften Lucian's — die Apollonius von Tyana, Peregrin, Alexander und die ganze Sippschaft der Eukrates, Dinomachus, Jon, Kleodemus und Arignotus*) abgerechnet; denn so unbillig bin ich nicht, daß ich diesen Herren zumuthen wollte, seine Freunde zu sein — aber wie ein Leser von offnem und gesundem Kopfe die Bekanntschaft Lucian's aus seinen Werken machen könnte, ohne ihn lieb zu gewinnen, dies wäre mir in der That unbegreiflich. Seine glänzenden Eigenschaften sind ja freilich nicht ohne Flecken; weder der Mensch noch der Autor ist ganz untadelig; wer wird dies leugnen oder ihn über Alles rechtfertigen wollen? Ein so heller und kalter Kopf konnte von seinem natürlichen Widerwillen gegen Alles, was wie Schwärmerei aussah, in einigen Fällen weiter geführt werden, als viele gute Menschen ihm gerne folgen möchten. Einem so witzigen Kopfe kann in der Fröhlichkeit seines Muthes wol auch ein frostiger Scherz, ein einseitiger oder allzu scharfer Tadel entschlüpfen. Einem Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, wo der gute Geschmack schon von der Begierde, neu und original zu sein,

*) Personen, die man aus seinem Lügenfreunde kennen lernen wird.

wo die schöne Schreibart der Alten durch einen witzelnden, gekräuselten, neologischen, mit künstlichen Blumen und Schnörkeln überladenen Stil bei Griechen und Römern verdrängt zu werden anfing, mußte bei allem seinem richtigen Gefühl für das Wahre und Schöne, und wie sehr er sich auch nach den vollkommensten Mustern besserer Zeiten zu bilden suchte, hier und da etwas von dem Roste seiner Zeit ankleben. Alles Dreies ist zuweilen, wiewol selten, bei unserm Autor der Fall. Aber diese Flecken werden durch so wesentliche Schönheiten und Verdienste ausgelöschet, daß sie in keine Betrachtung dagegen kommen. In der That weiß ich nicht, welcher unter allen alten Schriftstellern ihm an Reichthum des Genies, an Vereinigung aller Arten von Geist, an Witz, Laune, Geschmack und Eleganz, an der Gabe, den gemeinsten und bekanntesten Dingen die Grazie der Neuheit zu geben, und an Verbindung aller dieser Mittel zu gefallen mit dem gesundesten Verstande, mit den mannichfaltigsten und angenehmsten Kenntnissen und mit aller der Politur, die ein glückliches, von den Musen gepflegtes und ausgebildetes Naturell nur in der großen Welt und im Umgang mit auserlesenen Menschen erhalten kann, den Vorzug streitig machen könnte. Zwar ist nicht zu leugnen, daß er durch ein Alter von 1600 Jahren — durch das, was in den Gebräuchen und Sitten, in der Religion und in der ganzen Verfassung der heutigen Welt von dem, wie Alles dies zu *seiner Zeit* war, absticht —, durch Alles, was wir in manchen Stücken durch glückliche Zufälle, Fortschritte der Cultur, Erweiterung unsrer Kenntnisse u. s. w. voraus haben, bei seinen modernen Lesern nicht wenig verlieren muß; aber da ihm nach allem diesem Verlust doch noch so viel übrig bleibt, da er mit so vielen Nachtheilen noch immer beinahe für alle Arten von Leser so viel Reiz und Unterhaltendes hat; da nach einem so großen Zeitraum seine Laune noch belustigend, seine Satire noch treffend, seine Sittengemälde noch frisch und lebendig, seine Scherze größtentheils noch fein und gefällig und (was nicht am Wenigsten zu bewundern ist) sogar seine von neuern Schriftstellern so oft copirten und nachgeahmten *Erfindungen*, wie bekannt wir auch deswegen mit ihnen sein sollten, noch immer ein so überraschendes Air von Originalität, einen so eigenthümlichen Schwung und Charakter haben: so können wir uns um so viel leichter vorstellen, was für Wirkungen er auf *seine Zeit* gemacht, und wie sehr er seine Griechen, die für alle Belustigungen des

Geistes und besonders für die Sirenen des Witzes und der Wohlredenheit so äußerst empfindlich waren, eingenommen und bezaubert haben müsse.

Die glücklichsten Einfälle scheinen die leichtesten, sobald man sie ausgeführt sieht; Jedermann läßt sich dann dünken, er hätte sie auch haben, auch ausführen können; und doch ist nichts gewisser, als daß nur der Genie solche Einfälle hat und gehörig zu benutzen weiß. Blos einem solchen Einfalle hatte es Lucian zu danken, daß er sich auf eine seinem Ruhme so vortheilhafte Art über die andern Sophisten seiner und der folgenden Zeit erhob. Da er etwas später in die Welt gekommen war als Herodes Atticus, Skopelianus, Polemo, Antiochus und zwanzig Andere, die sich unter den Sophisten einen Namen gemacht hatten, so würde er es wahrscheinlich nicht weiter gebracht haben, als — Einer von ihnen zu sein, aber doch immer hinter Denen, die schon im Besitz der Oberstellen waren, zurückzubleiben, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, auf einem andern Wege als die gewöhnlichen studirten oder extemporisirten Declamationen der Sophisten sich hervorzuthun. Diesen neuen Weg zu Beifall und Ruhm öffnete ihm der glückliche Gedanke, den Sokratischen Dialog oder den Dialog der Philosophen mit dem dramatischen eines Eupolis und Aristophanes gleichsam zusammenzuschmelzen und dadurch eine neue Gattung von Composition hervorzubringen, die ihm einen weiten Spielraum gab, alle Fähigkeiten seines Geistes zu deployiren, und ihn in den Stand setzte, alle Endzwecke, die er sich als Schriftsteller für das feinere Publicum vorsetzte, auf eine desto gewissere Art zu erreichen, da er (ebenso wie die alte Komödie) sein Vorhaben, durch Kritik und Satire zu bessern oder zu strafen, hinter den Anschein, blos zu scherzen und zu belustigen, verbergen wollte. Er hat sich über diese seine Erfindung in seiner Doppelten Anklage, wo er die Rhetorik und den Dialogus als Kläger gegen ihn auftreten läßt, auf eine so sinnreich drollige Art, aber zugleich so bestimmt und befriedigend erklärt, daß es unmöglich wäre, sie in ein besseres Licht zu stellen.

Ein Mann von wahrem Genius unterscheidet sich hauptsächlich durch diese zwei Punkte: erstens, daß er in Zeiten das Maß seiner Kräfte und diejenige Anwendung und Richtung derselben kennen lernt, wodurch er mit dem besten Erfolg auf die Menschen, besonders auf seine Zeitgenossen wirken kann,

und dann, daß er sich eigene Werkzeuge, womit er diesen Zweck bearbeitet, zu bilden weiß, mit denen ein Anderer, der sie zu gleicher Absicht brauchen will, doch nie das ausrichten wird, was er, so wie man, um Roland's gutes Schwert zu führen, auch Roland's Arm haben müßte. Lucian bildete sich an seinem Dialog ein solches Werkzeug; aber er würde nie auf diesen Gedanken gefallen sein, wenn er sich nicht, so zu sagen, des Armes bewußt gewesen wäre, der es für seine eigene Befriedigung, für das Bedürfniß seiner Zeit und für seinen Ruhm so gut zu gebrauchen wußte.

Da mich diese Reflexion zu einigen allgemeinen Betrachtungen über den Charakter und Zweck der Lucianischen Werke führt, so scheint es um so nöthiger zu sein, vorher einen Blick auf die Zeit und den Schauplatz, wo er seine Rolle spielte, zu werfen, je enger die Beziehung ist, worin seine meisten und vornehmsten Schriften mit dem Geiste und gewissen besondern Gebrechen seines Jahrhunderts stehen.

Lucian's Leben umfaßt, wie wir gesehen haben, die ganze Zeit des Hadrianus und der beiden Antoninen, eine Folge von mehr als sechzig Jahren, die im Ganzen die goldene Zeit der Welt unter den römischen Augusten und überhaupt eine der hervorglänzenden Stellen in der allgemeinen Geschichte des Menschengeschlechtes ist. Die schönsten Provinzen des römischen Reiches genossen in dem größten Theile dieses glücklichen Jahrhunderts aller Vortheile eines allgemeinen Friedens und einer milden Regierung; besonders hatte das von Hadrianus so vorzüglich begünstigte Griechenland und vor allen sein geliebtes Athen wieder so viel von seinem ehemaligen Glanz und Wohlstande, ja in manchen Stücken einen solchen Zuwachs desselben erhalten, daß die Griechen in dem Schatten von Freiheit, dessen man sie genießen ließ, in gewissem Sinne glücklicher als jemals waren und wenig Ursache hatten, die meistens unruhigen Zeiten ihrer Unabhänglichkeit zurückzuwünschen. Auf eine ganz vorzügliche Weise wurden in diesem merkwürdigen Zeitraum die Gelehrten aller Arten begünstiget. Hadrianus, dessen grenzenlose Eitelkeit nach jeder Art von Ruhm trachtete, machte seinen Hof zu einer Akademie aller Wissenschaften und Künste, von welchen er nicht nur der freigebigste Beförderer war, sondern auch für den feinsten Kenner, ja in einigen sogar für den größten Meister gehalten sein wollte. Es wimmelte da von Grammatikern, Rhetoren, Dich-

tern, Musikern, M[illegible] und von M[illegible]alern, Baumeistern, Geometern, Astrologen überh[illegible]osophen aller Secten, die er mit Wohlthaten [illegible]ufte und bereicherte, ohne über die Grade ihres Ver[illegible]ienstes sehr bedenklich zu sein. In der That scheint er auch Viele von ihnen, besonders die Philosophen, blos dazu gebraucht zu haben, wozu die Großen sonst ihre Scurren und Parasiten zu gebrauchen pflegten. Mitten durch eine gewisse Familiarität, deren er sie würdigte, blickte eine Verachtung hervor, wodurch er sich gleichsam für seine Herablassung bezahlt machen zu wollen schien. Die größte Lust, die er sich mit ihnen machte, war, sie unaufhörlich durch spitzfindige und lächerliche Fragen zu necken, Alles besser als sie zu wissen, sie durch barocke Einwürfe in Verlegenheit zu setzen und entweder schamroth und stumm zu machen oder, was für sie noch schlimmer war, sie dahin zu bringen, daß sie sich vergaßen und ihm dadurch Stoff und Vorwand gaben, sie desto gröber zu mißhandeln. Denn wie übel er ihnen auch mitspielte, so wollte er doch keine mißvergnügten Gesichter leiden. Eine solche Art, die Philosophen zu protegiren, mußte natürlicherweise weit nachtheiliger sein, als wenn er sich gar nichts um sie bekümmert hätte. Er entfernte dadurch Männer von wahren Verdiensten von sich, die lieber seiner Wohlthaten entbehren als die verächtliche Rolle von Schmeichlern und Hofnarren spielen wollten; auf der andern Seite hingegen lockten die Pensionen, mit denen er so freigebig war, und die beneidete Ehre, mit dem Herren der Welt in einer anscheinenden Vertraulichkeit zu stehen, eine Menge schlechter Leute, Pedanten und Afterphilosophen herbei, die, um an der Glückseligkeit seiner Zeiten Theil zu nehmen, Alles zu dulden bereit waren; und da man es durch Mantel, Bart und Stecken, etwas philosophischen Jargon und viel Unverschämtheit, Sophisterei und parasitische Gefälligkeit gegen die Launen des Kaisers schon weit genug bringen konnte, was war natürlicher, als daß die Epikteten immer seltener, die unächten Prätendenten an den philosophischen Namen hingegen von Tag zu Tag zahlreicher wurden? Das Uebel, wozu Hadrianus den Grund gelegt hatte, nahm unter dem guten Kaiser Antoninus Pius und seinem Nachfolger M. Aurelius, ungeachtet der ungleich bessern Sinnesart dieser Augusten, eher zu als ab. Beide machten sich's zur Pflicht, die Wissenschaften aufzumuntern und öffentliche Lehrstühle für die Philosophen aller Secten (die Epikureische selbst nicht ausgenommen) anzuordnen, die mit

ansehnlichen Besoldungen verbunden, aber eben deswegen der Gegenstand von immerwährenden Intriguen und Cabalen waren. Man müßte ein gänzlicher Fremdling in dem gemeinen Lauf der Welt sein, um es bei so bewandten Sachen nicht sehr natürlich zu finden, daß Pedanten, Charlatane, Schwätzer und Heuchler, kurz, Leute von dem Schlage, wie sie Lucian in so vielen seiner Schriften schildert, Männern von wahren Verdiensten nur zu oft den Rang abgelaufen und die wohlthätigen Anstalten jener preiswürdigen Regenten, weit gefehlt, daß sie ihrer guten Absicht entsprochen hätten, im Gegentheil nicht wenig zur Verderbniß der Zeiten und zum Verfall der wahren Wissenschaft beigetragen haben.

Zu diesen Ursachen des immer zunehmenden Verfalls der alten philosophischen Schulen, die in bessern Zeiten aus der Sokratischen entstanden waren und so viel zur Aufklärung der Griechen und Römer beigetragen hatten, gesellte sich noch die große Achtung, in welche (wie oben schon erwähnt worden) die Profession der Sophisten von den Zeiten Hadrian's an wieder gekommen war. Ihre Verwandtschaft mit der eigentlich sogenannten Philosophie konnte der letztern nicht anders als verderblich werden. Die Sophisten borgten nicht selten von den Philosophen den Stoff und die Hilfsmittel zu ihren Declamationen; diese, von dem glänzenden Succeß der erstern zur Eifersucht gereizt, entlehnten von jenen die Kunstgriffe einer Beredsamkeit, der es mehr um Täuschung, Verführung und Belustigung als um Belehrung, Ueberzeugung und Besserung ihrer Zuhörer zu thun war: was Wunder also, daß diese Eifersucht und dieses wechselseitige Borgen den Unterschied zwischen den einen und andern immer verminderte, und daß, wenn gleich die Sophisten nicht zu Weisen, doch Diejenigen, die für Weise gehalten sein wollten und sogar besoldet waren, es zu sein, zu Sophisten wurden?

Aber was die Zeiten unsers Autors ganz besonders charakterisirt, war ein gewisser schwindlichter Hang zur Schwärmerei, zu wunderbaren und unglaublichen Dingen, sonderlich wenn sie von Morgen herkamen, zu neuen Gottesdiensten, Mysterien, religiosen Brüderschaften und dergl., kurz, eine Art von epidemischer Krankheit des Menschenverstandes, dergleichen sich bei jedem Volke, das unter dem zermalmenden Druck einer despotischen Regierung durch die höchsten Grade der Verfeinerung und Ueppigkeit und durch alle Arten sinnlicher Ausschweifungen

seine Nerven verloren hat, gewöhnlich einzustellen pflegt und bei den obersten Classen die natürliche Folge einer durch Ueberspannung und Erschöpfung der körperlichen Kräfte verursachten Impotenz der Seele, bei den niedrigsten hingegen ein ebenso natürliches Resultat der äußersten Unterdrückung ist; eines Zustandes, wo eine durch Noth erzwungene Entbehrung aller zum Glücke des Menschen unentbehrlichen Befriedigungen die Wirkung der freiwilligen Abtödtungen fanatischer Bonzen und Fakirn thut. Es würde mich zu weit führen, wenn ich mich hier in die Entwicklung dieser und anderer damit verbundenen Ursachen des besagten Uebels einlassen und zeigen wollte, wie es von Cäsar Augustus' Zeiten an stufenweise immer zugenommen, bis es unter der Regierung der Antoninen sich in jenen von unserm Autor geschilderten Ausbrüchen zeigte, die beinahe unglaublich scheinen müßten, wenn uns ihre Möglichkeit nicht durch ähnliche Erscheinungen in unsern eigenen Tagen begreiflich gemacht worden wäre; genug, daß die Wirklichkeit der Sache von Niemand, der sich in den Urkunden und Denkmälern dieser Zeiten umgesehen hat, geleugnet werden kann. Niemals war der Hang zu übernatürlichen Wunderdingen und die Begierde, sie sich wahr zu machen, stärker gewesen als in diesem gleichwol sehr aufgeklärten Jahrhundert. Die alten ägyptischen Priesterkünste, die verschiedenen Zweige der Magie, alle Arten von Divinationen und Orakeln, die vorgeblichen geheimen Wissenschaften, die den Menschen mit einer fabelhaften Geisterwelt in Verbindung setzen und zum Gewalthaber über die Kräfte der Natur machen sollen, hatten sich wieder in fast allgemeine Achtung gesetzt; Personen von allen Ständen und Geschlechtern, große Herren und Frauen, Staatsmänner, Gelehrte, öffentlich angestellte und besoldete Philosophen von der Pythagorischen, Platonischen, Stoischen, ja sogar von der Aristotelischen Secte dachten über diese Dinge nicht besser als der einfältigste Pöbel; neue Orakel kamen zum Nachtheil der alten in Credit und erhielten den größten Zulauf; man glaubte an wunderthätige Statuen und Gnadenbilder. Der Geist der Zeit vereinigte, gleich dem Kaiser Hadrian, alle nur ersinnliche Widersprüche in sich; man glaubte Alles und glaubte nichts; man scherzte in Gesellschaft über Dinge, wovor man allein oder im Dunkeln zitterte; und die Eitelkeit, für aufgeklärt zu passiren, konnte bei einer Classe von Menschen, die sich vor der geringsten Anstrengung des Verstandes scheuet und

weder Geduld noch Zeit zum Untersuchen hat, nicht besser befriediget werden als durch den bequemen Mittelstand zwischen Skepticismus und Leichtglaubigkeit, wo man Alles bezweifelt, was man glauben, und Alles glaubt, was man bezweifeln sollte: eine Gemüthsverfassung, worin man blind und taub gegen die wichtigsten Wahrheiten ist, sobald sie nur durch anhaltendes scharfes Denken erkannt werden können; hingegen sich von den ungereimtesten Hirngespenstern täuschen läßt, sobald sie sich in einer geheimnißvollen Hülle darstellen und kurze Nordwestpassagen zu erhabenen, Alles umfassenden Wissenschaften und übermenschlichen Künsten versprechen.

Schwärmerei und Aberglaube vertragen sich nicht nur sehr gut mit jedem Grade der Verderbniß des Herzens und der Sitten, von welcher sie nicht selten die Folgen sind, sondern werden auch, vermöge der Natur der Sache, hinwieder zu reichen Quellen und kräftigen Beförderungsmitteln derselben. Eben die Unmacht der Seele, die der Erschütterung eines geschwächten Gehirnes und den Visionen einer kranken Phantasie nicht widerstehen kann, wird auch von jedem Stoß der Leidenschaften, jeder Verführung der Sinne überwältiget. Daher haben sich die Zeiten, wo Dämonisterei und Fanatismus die Oberhand gewannen, immer auch durch einen höhern Grad von sittlicher Verdorbenheit ausgezeichnet; und daß dieses auch in dem Zeitraum, wovon hier die Rede ist, eingetroffen sei, ist bekannt und wird durch mehrere Schriften unsers Autors, besonders den Nigrinus und die Todtengespräche, überflüssig bestätiget.

So stand es demnach unter den Antoninen, den mildesten und gutherzigsten Regenten, die das römische Reich je gehabt hat, um den größten Theil der damals bekannten Welt; so wüst und schwindlicht sah es in den meisten Köpfen aus, und so sehr waren Diejenigen, die von der Heilkunst der Seele Profession machten, selbst des Arztes bedürftig: als Lucian den Entschluß faßte, den taumelnden Genius seiner Zeit mit den einzigen Waffen, die er fürchtet, und gegen die ihn seine bezauberte Rüstung nicht schützen kann, mit dem witzigen Spotte des kaltblütigen Menschenverstandes zu bekämpfen. Begabt mit einem geraden Sinn und aufrichtigen Hang zum Wahren in allen Dingen, ein geborner herzlicher Feind aller Affectation und falschen Anmaßung, alles Ueberspannten und Unnatürlichen, aller Uebervortheilung der treu-

herzigen Einfalt, aller Obermacht, die ein schlauer Betrüger*) durch künstlich versteckte Anstalten oder ein schwärmender Selbstbetrogner**) durch blendende Naturgaben und das ansteckende Feuer seines Seelenfiebers über den blöden Haufen der Armen und Schwachen am Geiste zu erhalten weiß — machte er zum Geschäfte seines Lebens und zum Hauptzweck seiner Schriften, alle Arten von Lügen, Blendwerken und Künsten des Betrugs — von den theologischen Lügen der Dichter bis zu den Märchen der Geisterseher und Zaubermeister seiner Zeit und von den Schlichen und Hinterlisten der reizenden Schwestern, einer Laïs, Phryne und Glycera, bis zu den unendlichmal wichtigern Kniffen der religiosen Gaukler, Orakelschmiede und Theophanienspieler — hauptsächlich aber und mit der unerbittlichsten Strenge die falsche Weisheit und Gravität, die unwissende Vielwisserei, die gleißnerische Tugend, die niedrige Sinnesart und pöbelhaften Sitten der Handwerksphilosophen seiner Zeit zu entlarven, alle diese verschiedenen Gattungen der großen Betrügerzunft in ihrer wahren Gestalt und Blöße darzustellen und dadurch zu einem desto größern Wohlthäter seiner Zeit zu werden, je weniger er auf ihren Dank, und je gewisser er hingegen auf Haß und Verfolgung von Seiten einer vielköpfigen und tausendarmigen Partei rechnen konnte. Denn selbst der Umstand, daß er seine sehr ernsthafte Absicht, um sie desto gewisser zu erreichen, so oft unter einen Schein von Frivolität verbergen mußte, und blos zu belustigen schien, wo es ihm um Belehrung und Besserung seiner Leser zu thun war, muß in den Augen weiser und gerechter Leser sein Verdienst um so viel erhöhen, als es eben dadurch in dem blöden Urtheile des großen Haufens, der sich immer durch den Schein der Dinge täuschen läßt, herabgewürdiget wird.

Der Wirkungskreis des Lucianischen Geistes ist von keinem kleinern Umfang als derjenige, worin der Geist der Lüge und Sophisterei, der Heuchelei und Schwärmerei, der Hirngespenster und Gaukelkünste aller Arten sein Wesen treibt. Wie hätte er also bei einem so allgemeinen Plan, die Werke dieses bösen Dämons zu zerstören, nur allein des Homerischen Jupiter's und der ganzen übrigen Götterlegende verschonen sollen? Wie und warum hätten ihm ihre ungereimten und

*) Alexander von Abonoteichos.
**) Peregrinus, der sich zu Olympia öffentlich verbrannte.

ärgerlichen Anthropomorphismen und die lächerliche Inconsequenz der Fabeln und Gaukeleien, womit die ursprünglich so viel edlere und reinere Religion eines Phoroneus, Orpheus, Eumolpus nach und nach verfälscht und verunstaltet worden war, heilig sein sollen? Warum hätte er zu einer Zeit, da schon längst kein Mensch von Erziehung und hellem Kopfe mehr an diese Possen glaubte, sich nicht erlauben sollen, was die religiösen Athenienser mit aller ihrer Deisidämonie ihrem Aristophanes sogar auf der Schaubühne erlaubt hatten, und wofür ihm (wie man Ursache zu vermuthen hat) alle vernünftigen Leute noch Dank wußten? Gleichwol hat man sich in neuern Zeiten beigehen lassen, ihm die Verspottung der mythologischen Göttermärchen zum Verbrechen zu machen; und sogar ein Bayle*) findet ihn deswegen verabscheuungswürdig, weil er, ich weiß nicht aus welcher Offenbarung, wissen will, Lucian habe nicht (wie die heiligen Kirchenväter, die das Nämliche thaten) die löbliche Absicht dabei gehabt, den Heiden die Augen zu öffnen, sondern blos seinem natürlichen Muthwillen und Spottgeist ein Feld aufzuthun, wo er sich nach Herzenslust herumtummeln könne.

Quis tulerit *Gracchos* de seditione querentes?[1])

Wir wollen uns nicht anmaßen, über die in den innersten Falten des Herzens verborgen liegenden Beweggründe weder Lucian's noch der Kirchenväter noch Peter Baylens, der hier einigen Kirchenvätern seiner Zeit und Partei die Cour zu machen scheint, zu urtheilen; das Einzige, worauf wir unsere Meinung von den Absichten, die wir nicht sehen, gründen können, sind die Handlungen, die wir sehen. Lucian's Göttergespräche (seinen Tragödisirenden und Ueberwiesenen Jupiter und andere in dieses Fach gehörige Stücke mit eingeschlossen) sind so beschaffen, daß sie einem Jeden, der nicht unheilbar blind war, die Augen über die Ungereimtheit, Inconsequenz und Unsittlichkeit des gemeinen Volksglaubens seiner Zeit öffnen konnten: warum sollen wir blos darum, weil er Witz und Laune zum Vehikel seiner Arznei macht, ihm die Absicht zu heilen absprechen? Was berechtigt uns, einen Schriftsteller, blos weil er die Wahrheit scherzend und

*) S. Dictionnaire Historique et Critique, Vol. III. Art. Periers. B.

[1]) Juven., II. 24. – A. d. H.

lachend sagt, zum Scurra zu machen? und müßten wir nicht aus gleichem Grunde einem Horaz, Juvenal, Chaucer, Rabelais, Cervantes, Swift, Sterne und allen komischen und satirischen Dichtern überhaupt das gleiche Urtheil sprechen? Denn daß die Beschuldigung, welche Bayle an dem angezogenen Orte hinzufügt, er habe nicht weniger Gleichgiltigkeit und Abneigung gegen die Wahrheit als gegen die Lüge gezeigt, eine grundlose Verleumdung sei, die man nur aus dem Munde eines Voetius, Tillemont und ihres Gleichens erwarten sollte, werde ich gewiß keinem unparteiischen und selbst an seinem natürlichen Wahrheitssinne unverletzten Leser der Lucianischen Schriften zu beweisen nöthig haben. Und (um nur dies Einzige zu berühren) gerade der Ernst und Eifer, womit er in seinem Ueberwiesenen Jupiter, in seiner Abhandlung Von den Opfern und an andern Orten die Grundirrthümer der vulgaren Religion angreift, ist der stärkste Beweis, wie wenig ihm die Wahrheit gleichgiltig war. Hätte er seinen Witz blos zur Belustigung an den alten Volks- und Dichtermärchen auslassen wollen, so würde er es bei den kleinen Göttergesprächen haben bewenden lassen. Aber er sah, daß die Axt an die Wurzel gelegt werden müsse, wenn das Uebel ausgerottet werden sollte; und gewiß war es nicht seine Schuld, wenn seine Schriften nicht einer von allem Dämonismus, aller Magie, allem Aberglauben und allem Priesterbetrug von Grund aus gereinigten Religion den Weg bereiteten. Daß er nicht selbst Derjenige war, der diese Religion predigte, kann ihm zu keinem billigen Vorwurf gereichen. Non omnia possumus omnes. Einige sind zum Angreifen, Andere zum Vertheidigen, Einige zum Niederreißen, Andere zum Aufbauen berufen. Lucian entlarvte die falschen Götzen des Wahns und der Deisidämonie, die falschen Propheten und die unächten Philosophen, die Peregrine und die Alexander; es war wahrlich kein kleiner Dienst, den er der Welt dadurch leistete: mit welchem Rechte könnten wir ihn deswegen verdammen, daß er nicht noch mehr geleistet hat? Wir wären mit Demjenigen zufrieden, der Gaben wie die seinigen auch blos zu Belustigung unsers Witzes, zu angenehmer Unterhaltung unsers Geschmacks angewandt hätte. Lucian thut, indem er Beides thut, noch so viel mehr! Er unterrichtet, indem er belustiget — er rächt Wahrheit und Natur an ihren gefährlichsten Feinden — er rottet das Unkraut mit der Wurzel aus, das dem Fortkommen

gesunder Pflanzen hinderlich ist — verwahrt den noch gelehrigen Verstand einer jüngern Generation gegen die Verirrungen ihrer Voreltern — warnt sie vor den Schlingen, Fallgruben und Mörderhöhlen, die jenen verderblich waren — weiset sie auf den ebenen Pfad der Natur, worauf der gesunde Menschensinn das Ziel, wornach wir Alle streben, unmöglich verfehlen kann: und wir verlangen noch mehr von ihm? Möchten doch so Manche, die man für große Wahrheitslehrer gelten läßt, selbst unter Denen, die mit einem Lichtzirkel um den Kopf prangen, der Wahrheit so viele Dienste und so wenig Schaden gethan haben als er! Aber um die moralischen Krankheiten seiner Zeit mit Erfolg zu bekämpfen, brauchte es gerade einen Mann von Lucian's Sinnesart und Grundsätzen. Die Plutarchen und Epikteten lehrten Weisheit und Tugend mit einem großen Bart, in einem sehr ernsthaften Ton und so orthodox, als es die Priester Jupiter's und aller obern und untern Götter nur immer wünschen konnten; ferne sei es von mir, diesen ehrwürdigen Männern ihre Verdienste streitig machen zu wollen! Aber sie und Ihresgleichen blieben von den Alexandern und Peregrinen unangefochten, und bei Allem, was sie zu Beförderung der Weisheit und Tugend thaten, gingen die verderblichsten Pesten der Weisheit und Tugend, Aberglaube und Schwärmerei, ihren Weg ruhig fort. Um diese so wirksam zu bestreiten wie Lucian, muß man ihr geborner Feind und von der Natur selbst (wie Ulysses gegen die Zaubereien der Circe vom Mercur) mit einem Moly versehen worden sein, das alle ihre magischen Einflüsse unkräftig macht; und wer dies ist, wird sich freilich, wenn ihm die Wahl frei steht, lieber zu Demokrit und Epikur, seinen natürlichen Verwandten, halten als zu Pythagoras und Plato, deren Vorstellungsart sich mit der seinigen so wenig als Oel mit dem Wasser vereinigen läßt.

Dies mag genug sein, unsre Leser auf den Standpunkt zu setzen, woraus sie, wie ich glaube, den Charakter des Lucianischen Geistes, die Tendenz seiner vornehmsten Schriften, ihre besondere Beziehung auf sein Jahrhundert und ihren Werth und Nutzen für jedes folgende, besonders für eine der seinigen so ähnliche Zeit, wie die gegenwärtige ist, am Richtigsten ins Auge fassen können. Wenigen Schriftstellern ist ein allgemeinerer und dauerhafterer Beifall zu Theil worden, aber wenige haben ihn besser verdient; wenige sind schiefer beurtheilt,

unbilliger verleumdet und gröber gelästert worden als Lucian: aber die gesündesten Köpfe aller Zeiten sind seine Freunde gewesen, und ein einziger Anpreiser wie Erasmus von Rotterdam wiegt eine Legion von Anbellern mit und ohne Kapuzen zu Boden.

Wenn ich den hauptsächlichsten Werth unsers Autors in eben das setzte, was er sich selbst zum größten Verdienste anrechnet, und also nicht nur seinen eigentlich satirischen Schriften den ersten Platz unter seinen Werken gebe, sondern auch die beiden historischen Stücke über Peregrin und Alexandern höher würdige, als Andere vielleicht gethan haben: so ist meine Meinung gar nicht, den übrigen Dialogen und Aufsätzen, worin er sich in einem andern und sanftern Lichte, bald als Mann von Geschmack, bald als angenehm unterhaltender Gesellschafter, bald als Freund des wahren Verdienstes und Verehrer ungeschminkter Weisheit und Tugend, bald blos als philosophischer und moralischer Schriftsteller gezeigt hat, ja selbst denen, die ich als bloße Ueberbleibsel seiner rhetorischen Schulübungen ansehe, etwas von ihren Verdiensten benehmen zu wollen. Einige derselben, z. B. seine Abhandlung, Wie man die Geschichte schreiben soll, seine Warnung An die Gelehrten, die es für ein Glück halten, Commensalen großer Herren zu werden, sein Dialog Von der Freundschaft, sein Demonax, seine Panthea, gehören unstreitig unter seine lehrreichsten und interessantesten Werke. Ueberhaupt wird hoffentlich die gegenwärtige Uebersetzung etwas dazu beitragen, die Vorurtheile, die man aus zu weniger Bekanntschaft mit ihm und von bloßem Hörensagen gegen ihn als einen Spötter von Profession gefaßt haben mag, zu zerstreuen und unsere Leser zu überzeugen, daß er uns in seinen meisten Schriften wahre Sokratische Weisheit, den reinsten Bonsens, und die feinste Welt- und Menschenkenntniß, bald mit Horazischem Witze bald mit Aristophanischer Laune gewürzt, auftrage, und kurz, daß er — wenige Ergießungen einer zu leichtsinnigen Jovialität und eine zuweilen über die Aristotelische Linie zwischen zu viel und zu wenig ausschweifende Prävention gegen die Sectenstifter und ihre Verehrer abgerechnet — ein ebenso weiser als witziger Schriftsteller sei.

Da ich in meinen Erläuterungen und Anmerkungen zu jedem seiner einzelnen Werke über das, was an ihm zu loben, zu rechtfertigen und zu tadeln ist, so umständlich gewesen

bin, als ich es für nöthig hielt, damit er von Lesern aller Arten richtig verstanden und beurtheilt und hie und da auch dem Mißbrauch, den Leichtsinn und Unverstand mit ihm treiben könnten, so viel möglich vorgebogen werde, so würde ich mich nur wiederholen müssen, wenn ich mich hier in eine genauere Erörterung und Belegung meines obigen Urtheils von ihm einlassen wollte.

Von meiner Uebersetzung und von dem, was ich mir dabei zu leisten Mühe gegeben, habe ich wenig zu sagen, da sie für sich selbst reden muß. Sie hätte noch um viel freier sein müssen, als sie ist, wenn ich zur Absicht gehabt hätte, daß sie wie ein deutsches Original gelesen werden sollte. Die Gesetze, die ich mir bei den Horazischen Episteln und Satiren vorgeschrieben, habe ich auch bei Lucian's Werken immer vor Augen gehabt. Mein angelegenstes Bestreben war, daß ich ihm kein Unrecht thun, und daß er von den Schönheiten, welche die Kenner der griechischen Sprache an ihm bewundern, so wenig als möglich unter meinen Händen verlieren möchte. Ich habe mich seines Geistes, seiner Laune, seiner Genialität zu bemächtigen und, so viel es die Natur unsrer von der seinigen so sehr verschiedenen Sprache, die Deutlichkeit und andere Rücksichten nur immer erlauben wollten, auch seine Wendungen und das Colorit seiner Schreibart nachzuahmen gesucht. Da seine Werke von so mannichfaltiger Art und so verschiedenem Tone sind, so erforderte beinahe jedes derselben in diesen Rücksichten eine andere Behandlung. Ich bin mir dessen bewußt, was ich leisten wollte; aber wie dürfte ich hoffen, es immer und überall wirklich geleistet zu haben? Die Gelehrten, die ihn mit Geschmack in seiner eigenen Sprache lesen, können allein von den Schwierigkeiten einer Arbeit urtheilen, die oft da am Schwersten ist, wo sie am Leichtesten scheint; und sie sind es, von denen ich mir die meiste Billigkeit und Nachsicht verspreche — wie sehr ich auch gewünscht hätte, der letztern nicht nöthig zu haben. Sie werden es vielleicht am Ersten gut heißen, daß ich hier und da aus einerlei Grunde bald kürzer bald weitläufiger im Ausdruck bin als Lucian; daß ich seine eleganten Tautologien (eine Art von damaliger Modeschönheit, an die unser Geschmack sich nicht wohl gewöhnen kann) überall, wo sie ihm nur Schaden gethan hätten, zu vermeiden gesucht, dagegen aber auch ihm zuweilen Worte geliehen habe, um seinen Gedanken desto sichtbarer

zu machen. Vielleicht hat er gleichwol durch eine zu sorgsame Bemühung, mich nicht zu weit von seiner Manier zu entfernen, nur zu oft etwas von seiner Eleganz verloren, und ich wünschte daher, daß Leser, denen seine Sprache fremd ist — also wol die Meisten, in deren Hände diese Uebersetzung kommen wird —, um sich nicht an den Lucianischen Grazien zu versündigen, sich lieber einbilden möchten, daß er von dieser Seite viel verloren habe. Desto seltner hingegen glaube ich den Sinn seiner Worte und Gedanken verfehlt zu haben, und kann dies um so getroster, aber auch mit desto geringerm Verdienste auf meiner Seite hoffen, da ich mir nicht nur die Arbeiten meiner Vorgänger in verschiedenen Sprachen zu Nutze machen konnte, sondern auch der berühmte Herausgeber des Aeschylus, dessen Scharfsinn und Geschmack seiner Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur gleich ist,[1] die Freundschaft für Lucian und mich gehabt hat, den größern Theil dieser Uebersetzung im Manuscript zu durchsehen und von den wenigen Augenblicken, die ihm seine gehäuften Geschäfte übrig lassen, einige auf die Verbesserung derselben zu verwenden.

---

[1] Christ. Gottfr. Schütz. — A. d. H.

Vorrede zu Lucian's „Göttergesprächen".[1])

Das Vergnügen, das alle Arten von Leser — die einzigen, die keinen Scherz vertragen können, ausgenommen — noch heut zu Tage an den Lucianischen Göttergesprächen finden, wiewol sie für uns kaum ein anderes Interesse haben als alte Gemmen oder Herculanische Gemälde, läßt uns auf den ungemeinen Reiz schließen, den sie für den feinern Theil von Lucian's Zeitgenossen, wo der große noch an diese Götter glaubte, haben mußten. Es war ein ebenso glücklicher als neuer und kühner Gedanke, die Götter, so zu sagen, in ihrem Hauswesen und im Negligée, in Augenblicken von Schwäche, Verlegenheit und Zusammenstoß ihrer einander so oft entgegenstehenden Forderungen und Leidenschaften, kurz, in solchen Lagen und Gemüthsstellungen mit einander reden zu lassen, wo sie (unwissend, daß sie Menschen zu heimlichen Zuhörern hätten) sich selbst gleichsam entgöttern und ihren bethörten Anbetern in ihrer ganzen Blöße darstellen mußten. Lucian hätte dem Aberglauben seiner Zeit keinen schlimmern Streich spielen können, und er war um so gewisser, seinen Endzweck nicht zu verfehlen, weil seine eigene Person dabei gar nicht zum Vorschein kommt. Denn da in allen diesen dramatischen Scenen das Dasein der darin auftretenden Götter und die historische Wahrheit ihrer abenteuerlichen Legenden treuherzig vorausgesetzt wurde, so sind es immer die Götter, die sich selbst lächerlich machen und wider Wissen und Willen mit dem besten Erfolge von der Welt an Zerstörung ihres eigenen Ansehens arbeiten, indem sie sich durch ihre Unarten,

[1]) Lucian's von Samosata sämmtliche Werke, übersetzt von Wieland, II. S. 3–8. — A. d. H.

Thorheiten, Ausschweifungen und Laster aller Achtung und alles Zutrauens der Menschen unwürdig zeigen.

Die griechische Göttergeschichte versah unsern Autor hiezu mit einem unerschöpflichen Vorrathe von Ungereimtheiten, Widersprüchen und albernen Märchen; er hatte blos die Mühe des Auslesens; aber er schränkte sich weislich auf die bekanntesten und auf lauter solche Züge der Götterlegende ein, die entweder durch die Werke der berühmtesten Dichter und Künstler oder den allgemeinen Volksglauben oder durch besondere religiose Denkmäler, Feste oder Gebräuche einzelner Orte und Gegenden eine gewisse Sanction erhalten hatten.

Es verdient zu Lucian's Ehre bemerkt zu werden, daß er bei einem so kitzlichten Unternehmen und bei so vielen Versuchungen zum Muthwillen (denen wol nicht leicht einer unsrer heutigen Witzlinge hätte widerstehen können) seinen Witz und seine Einbildungskraft ziemlich scharf im Zügel gehalten hat. Er thut seinen Göttern nie Unrecht; er sagt ihnen nichts nach, was er nicht mit guten Zeugnissen aus ihren Geschichtschreibern*) oder aus den von ihnen selbst begeisterten Sängern, einem Homer, Hesiodus, Aeschylus**) und Andern, hätte belegen können. Er hängt ihnen keine Ungereimtheiten an, die nicht unmittelbar aus dem Contrast ihres persönlichen Charakters mit dem Decorum ihrer Würde oder ihrer Abenteuer und Thaten mit Natur, Vernunft und Sittlichkeit entspringen und also auf ihre eigene, nicht auf ihres Malers Rechnung kommen. Endlich hält er sich sogar in Erdichtung der kleinen Züge und Umstände, wozu ihn die dramatische Darstellung hie und da nöthigte, so genau an die Gesetze der Analogie und an sein großes Vorbild, den göttlichen Homer, daß ich nicht sehe, was ihm die ganze Klerisei aller zwölf obern Götter in dieser Rücksicht mit Grund hätte zur Last legen können. Seine Götter reden immer so ganz in ihrer eigenen Laune und Manier, so unbefangen, naiv und ihrer Lage oder ihren Leidenschaften so gemäß, daß es nirgends Lucian's Schuld scheint, wenn man über sie lachen muß. Nur

*) Ihrer war, wie den Gelehrten bekannt ist, eine große Menge. Unter den wenigen, die auf uns gekommen sind, ist die sogenannte Bibliothek des Apollodorus beinahe allein hinlänglich, unsern Autor, wenn es nöthig wäre, mit Belegen zu versehen.

**) Dieser große Dichter hat in seinen Tragödien eine beträchtliche Anzahl mythologischer Süjets, als Alkmene, Danaë, Europa, Ixion, Kallisto, Nereus, Semele, Sisyphus u. a. m. bearbeitet, wovon sich leider nur Der gebundene Prometheus erhalten hat.

sehr selten, z. B. bei Jupiter's Niederkunft mit dem Sohne der Semele, entschlüpft ihm ein Aristophanischer Zug; aber auch diese wenigen, wie unschuldig und züchtig sind sie gegen die unartigen Zoten, die der attische Scurra seinem Bacchus in den Mund legt,[1]) um die Hefen des Cekropischen Pöbels in wieherndes Gelächter aufbrausen zu machen!

Die Göttergeschichte der Griechen ist bekanntermaßen ein wahres Chaos, worin Alles wider einander fährt und nichts zusammenhängt. Nicht ein einziges Abenteuer, nicht eine einzige That ihrer Götter und Götterkinder, die nicht von Verschiedenen auf ganz verschiedene Weise erzählt wurde; Alles, sogar ihre Genealogie, ist mit Dunkelheit, Verwirrung und Widersprüchen angefüllt. Indessen war doch in Allem diesem Manches, was man für die gemeine oder gewöhnlichste Tradition gelten lassen könnte; und diese ist es, die in den Lucianischen Göttergesprächen überall zum Grunde liegt. Um den Ursprung dieser Tradition, um den Grund, den die griechischen Götterfabeln in der Geographie, Physik und Astronomie oder in der ursprünglichen Bildersprache oder auch (wie ich, aller Einwendungen und Gründe des neuesten Auslegers dieser Räthsel[2]) ungeachtet, zu glauben geneigt bin) in der ältesten Geschichte dieser aus so vielerlei verschiedenen Völkerstämmen zusammengewachsenen und durch Einpfropfung phönicischer und ägyptischer Colonien so vielfach modificirten Nation haben möge — um die Absonderung dieses wenigen historischen Goldes von dem unächten Metalle, womit es durch die Zeit und vornehmlich durch die Dichter vermischt worden — am Allerwenigsten aber um die physicalischen, politischen und moralischen Wahrheiten, die man (nach dem Beispiele des Plato und anderer Philosophen) in spätern Zeiten aus diesem Schlamme auszuwaschen sich Mühe gab — um Alles dies bekümmert sich in diesen Göttergesprächen Lucian und sein Dolmetscher ebenso wenig als der große Haufe der Griechen, der die Tradition von seinen Göttern und Heroen und Alles, was Homer von ihnen fabelt, im buchstäblichen Sinne nahm und den allegorischen als den angeblichen Kern dieser Schalen den Gelehrten herauszuknacken überließ. Diese mystische Auslegung der Göttergeschichte gehörte nicht wesentlich zur Volksreligion; sie wurde aber freilich, je mehr die Aufklärung zunahm, desto nöthiger für Diejenigen, denen daran gelegen

---

[1]) Aristophanes in den „Fröschen". — A. d. H.

[2]) Friedrich Victor Leberecht Plessing in den „Versuchen über die Philosophie des ältesten Alterthums", 1788. 1789. — A. d. H.

war, das unter der Last seiner Ungereimtheit einsinkende Heidenthum zu unterstützen und seinen gänzlichen Umsturz so lange als möglich aufzuhalten; und man kann mit gutem Grunde annehmen, daß unser Autor selbst durch das komische Licht, worein er die Vernunftwidrigkeit der buchstäblich genommenen Götterlegende setzte, indirecte mehr als irgend ein Anderer dazu beigetragen habe, die allegorischen und mystischen Erklärungen, die nach seiner Zeit so sehr Mode wurden, zu befördern.

Wenn wir, um desto billiger gegen das griechische Volk sein zu können, in unsern eigenen Busen greifen wollen, so werden wir ihnen eine Schwachheit zu gut halten, die sie mit allen andern Völkern des Erdbodens gemein hatten. Wo ist das Volk, in dessen Augen das Unglaublichste nicht glaublich, das Ungereimteste nicht ehrwürdig würde, sobald es mit dem Stempel der Religion oder (was in der Wirkung einerlei ist) eines von Voreltern abgestammten religiosen Aberglaubens bezeichnet ist? Und wie lange hat es nicht von je her selbst bei den aufgeklärtesten Nationen gedauert, bis sie einsehen lernten, daß religioser Unsinn darum nicht weniger Unsinn ist als anderer?

Wie abgeschmackt es uns also auch vorkommen mag, daß das griechische Volk jemals an die wundervolle Geburt der Minerva oder des Bacchus oder an irgend eines der kindischen Märchen, über welche Lucian in seinen Göttergesprächen spottet, buchstäblich geglaubt haben sollte, so können wir dies doch ebenso wenig leugnen, als daß eine Zeit war, wo beinahe die ganze Christenheit an das Märchen vom großen Christophel und an hundert andere ebenso glaubwürdige Geschichten buchstäblich glaubte. Lucian that also etwas einem weisen Mann sehr Anständiges, wenn er der Göttermärchen seiner Nation spottete. Daß er es ungestraft thun durfte, beweiset freilich, daß ihr Ansehen damals schon sehr gesunken war; aber wenn nicht noch immer viel Glauben an diese Dinge unter dem unaufgeklärtern Theile aller Stände geherrschet hätte, würde er sich gewiß nicht ein so angelegenes Geschäfte daraus gemacht haben, der gesunden Vernunft einen völligen und entschiednen Sieg über diesen Aberglauben zu verschaffen.[1])

---

[1]) Hierauf folgt ein „Kurzes Schema der Verwandtschaft der griechischen Götter und des alten und neuen Götterhofes zum Behuf der Lucianischen Göttergespräche“. — A. d. H.

Ueber die Glaubwürdigkeit Lucian's in seinen Nachrichten vom Peregrinus.[1])

Die Zuverlässigkeit der Nachrichten, die uns Lucian in dieser Schrift von dem Charakter, der Lebensgeschichte und dem Tode des Peregrinus hinterlassen hat, ist von mehrern Gelehrten, vornehmlich aber mit den seichtesten Gründen, aber in einem desto zuversichtlichern und trotzigern Tone von Jak. Brucker in seiner Historia Critica Philosophiae, Vol. II. p. 518—527, angefochten worden. Man hat Alles, was er seinen Ungenannten zu Elis von dem angeblichen Christenthum dieses Cynikers sagen läßt, in Zweifel gezogen oder wol gar für eine verleumderische Erdichtung erklärt, weil die alten christlichen Schriftsteller Athenagoras, Tatian, Tertullian und Eusebius, welche Peregrin's Erwähnung thun, über diesen Punkt das tiefste Stillschweigen beobachten. Man hat in der Lucianischen Erzählung selbst Umstände zu finden geglaubt, die ihre Glaubwürdigkeit verdächtig machen sollen; und man hat endlich dem nachtheiligen Charakter, den unser Autor ihm beilegt, das vortheilhafte Zeugniß des A. Gellius entgegengesetzt und dadurch die Aussagen des Erstern, wo nicht gänzlich zu entkräften, doch wenigstens ihres Uebergewichts zu berauben gesucht.

Indessen stimmen die vorbenannten ehrwürdigen Kirchen-

---

[1]) Lucian's von Samosata sämmtliche Werke, übersetzt von Wieland, III. S. 93—110. — A. d. H.

väter mit unserm Autor in zwei Hauptumständen überein, nämlich: daß ein cynischer Philosoph, Peregrinus oder Proteus genannt, um die von Lucian bemerkte Zeit gelebt, und daß er sich zu Olympia vor den Augen einer Menge Zuschauer feierlich in einen Scheiterhaufen gestürzt und verbrannt habe. Athenagoras in seiner Schutzrede für die Christianer an die Kaiser Marcus Aurelius und Lucius Verus,*) und Tertullian**) gedenken dieser Begebenheit als einer zu ihrer Zeit geschehenen Sache, und Eusebius setzt sie in seinem Chronikon in das erste Jahr der 236. Olympiade, welches, nach Scaligern, mit dem Jahr 166 der christlichen Zeitrechnung und dem vierten der Regierung der vorbenannten Kaiser zusammentrifft. Auch Ammianus Marcellinus, ein Schriftsteller aus dem vierten Jahrhundert, erwähnt derselben in Ausdrücken, worin man nur von einer weltbekannten Sache zu sprechen pflegt.***) Man kann und muß also dieses Schauspiel einer freiwilligen Verbrennung, welches Peregrin einem ansehnlichen Theile seiner Zeitgenossen zu Olympia gegeben, als eine Thatsache von derjenigen Art gelten lassen, die außer aller Möglichkeit eines Zweifels liegen und eben die innere Gewißheit bei uns hervorbringen, als ob

*) Legat. pro Christ., c. 22, wo er von einem angeblichen gnadenreichen Bilde dieses Proteus spricht, setzt hinzu: „Der Mann ist Euch nicht unbekannt, da es Ebenderselbe ist, der sich an den Olympischen Spielen ins Feuer gestürzt hat."

**) Ad Martyres, c. 4, wo er den Christianern zur Aufmunterung, dem Martertode desto getroster entgegenzugehen, heidnische Beispiele einer ähnlichen Verachtung grausamer Todesarten zu beherzigen giebt und bei dieser Gelegenheit auch unsern Peregrinus nennt, qui *non olim* se rogo immisit.

***) XXIX (1, 40), da von einem jungen Philosophen, Namens Simonides, die Rede ist, der wegen Theilnehmung an einer Verschwörung gegen den Kaiser Valens von diesem Wütherich zum Feuer verurtheilt wurde. „Er verbrannte," sagt Ammian, „ohne sich zu rühren; nach dem Vorbilde des berühmten Peregrinus Proteus, der, nachdem er den Entschluß, freiwillig aus der Welt zu gehen, gefaßt hatte, an den Olympischen Spielen vor den Augen des ganzen Griechenlandes den von ihm selbst errichteten Scheiterhaufen bestieg und von den Flammen verzehrt wurde." Man sieht aus dem Ausdruck *ascenso rogo*, daß er den Lucianischen Bericht nicht abgeschrieben hat; denn Lucian, der nahe genug an dem Scheiterhaufen stand, um Alles genau zu sehen, sagt ausdrücklich, daß er in die Flamme gesprungen sei, welches einen großen Unterschied macht. Ammian hatte also seine Nachricht aus einer andern Quelle, und natürlicherweise mußte das Andenken einer in Griechenland so ungewöhnlichen Begebenheit, die eine solche Menge von Augenzeugen aus allerlei Orten und Enden gehabt hatte, sich durch die bloße mündliche Ueberlieferung mehrere Generationen durch erhalten; und gerade bei solchen Begebenheiten ist es gewöhnlich, daß sie ein paar Jahrhunderte später mit verschiedenen Umständen erzählt werden.

wir selbst neben dem Scheiterhaufen gestanden wären; wie unglaublich es immer dem allgemeinen Menschensinn vorkommen muß, daß ein Mann, der nicht auf eine tollhäuslerische Art wahnsinnig war, ohne eine andere Ursache als eine unmäßige Begierde nach Ruhm auf eine solche Entschließung habe kommen können, und wie unbegreiflich es nach unsern Gesetzen und Sitten zu urtheilen ist, daß ihm die Ausführung derselben von der Obrigkeit des Ortes und von den Zuschauern überhaupt gestattet worden. Da die Sache einmal ihre historische Richtigkeit hat, so ist sie eben darum, weil sie sich von der gewöhnlichen natürlichen Ordnung so weit entfernt, um so viel merkwürdiger und wichtiger, und verständige Leute werden es als einen wahren Gewinn für die interessanteste aller Wissenschaften, die Menschenkunde, ansehen, daß wir von einer so seltsamen Begebenheit die Nachricht eines Augenzeugen, und (was hier ein Hauptumstand ist) eines so vernünftigen, unbefangenen und ungläubigen Augenzeugen, wie Lucian war, vor uns haben.

Die Glaubwürdigkeit unsers Autors in Absicht der letzten Scene dieses außerordentlichen Schauspiels erstreckt sich, wie mich dünkt, auf alle derselben vorgehenden und dieselbe begleitenden Umstände, die unmittelbar zu ihr gehören. Lucian schreibt als Augenzeuge von einer Thatsache, die außer ihm noch einige hundert oder tausend Augenzeugen hatte; er thut es zu einer Zeit, da das Andenken derselben noch ganz frisch war, und thut es auf eine Art, die dem großen Haufen anstößig sein und die Verehrer des neuen Halbgottes beleidigen mußte. Ist es denkbar, daß ein Mann wie er, dem seine Talente und Schriften bereits Ruhm und Ansehen verschafft hatten, und dem an Erhaltung und Vermehrung desselben gelegen war, aus bloßem scurrilischen Muthwillen sich hätte erdreisten sollen, in einer Schrift, wo es um historische Wahrheit zu thun ist, und in einer Sache, wo er der Unwahrheit so leicht überwiesen werden konnte, die Welt vorsätzlich hintergehen zu wollen?

Aber wenn auch seine Glaubwürdigkeit in Allem, was die Entwicklung der Peregrinischen Tragödie betrifft, eingestanden werden muß, — verdient er darum auch in Allem, was er den Ungenannten zu Elis zum Nachtheil dieses Schwärmers erzählen läßt, besonders in dem Vorgeben, „daß Peregrin eine ziemliche Zeit lang sich unter den Christianern in Palästina aufgehalten und eine sehr ansehnliche Rolle unter ihnen gespielt habe, auch um ihres Glaubens willen ins Gefängniß geworfen

worden sei" u. s. w. — für einen giltigen Zeugen angenommen zu werden?

Mich dünkt, hier ist Vieles zu unterscheiden und auseinanderzusetzen. Und zwar 1) was den Ungenannten betrifft, so wäre es zwar nichts Unmögliches, daß Alles, was Lucian von ihm sagt, buchstäblich wahr sein und unter den vielen Fremden, die damals zu Elis waren, sich einer befunden haben könnte, der von der geheimern Geschichte des philosophischen Marktschreiers genauer unterrichtet gewesen wäre als Andere und aus Unwillen über die Unverschämtheit des Cynikers Theagenes die von demselben verlassene Kanzel bestiegen und den Anwesenden Alles, was er von Peregrin wußte und dachte, ohne Scheu und Zurückhaltung mitgetheilt hätte; wenigstens sehe ich nicht, wie Jemand das Gegentheil wollte behaupten können; allein wie es auch damit sein mag, da Lucian sehr wohl wissen mußte, daß ein Unbekannter kein giltiger Zeuge sein kann, so konnte es auch seine Meinung nicht sein, uns zuzumuthen, daß wir alle diese Anekdoten blos auf Treu' und Glauben seines Ungenannten annehmen sollen. Es ist aber augenscheinlich genug, daß er selbst in die Wahrheit derselben keinen Zweifel setzt; und woher könnte dies kommen, als weil er aus andern Nachrichten und Gründen schon davon überzeugt war? Er macht also im Grunde den Bericht des Ungenannten zu seinem eigenen; und wenn er diesen Interlocutor auch erdichtet und nur darum redend eingeführt hätte, um mehr Lebhaftigkeit und eine unterhaltendere Composition in sein Werk zu bringen, so beträfe dies blos die Form des letztern und würde dem historischen Gewichte der erzählten Thatsachen ebenso wenig benehmen, als die Reden, womit Thucydides und Livius ihre Geschichte ausschmücken, der Glaubwürdigkeit derselben schaden können. Kurz, wir halten uns aller dieser Anekdoten halben nicht an den Ungenannten, sondern an Lucian selbst, der, indem er diesen Bericht von dem Lebensende und Charakter Peregrin's an seinen Freund Kronius schrieb, die Absicht, ihn mit Unwahrheiten zu hintergehen, weder hatte noch haben konnte, und da er seinen Ungenannten versichern läßt, „er habe den Charakter des Proteus schon lange studirt, sein Leben beobachtet und überdies Vieles von seinen Mitbürgern und andern Personen, die ihn genau gekannt, erkundiget", sich stillschweigend anheischig macht, seinen Lesern für Alles dies die Gewähr zu leisten. Denn was in aller Welt hätte ihn bewegen sollen, einem so bekannten und bei Vielen so angesehenen

Manne, wie Proteus war, durch vorsätzliche Lügen die Ehre abzuschneiden? Oder was für rechtmäßige Ursache haben wir, ihn einer so schändlichen Bösartigkeit zu beschuldigen oder nur fähig zu halten? Was hatte er dabei zu gewinnen oder zu verlieren, ob Proteus ein lasterhafter oder ein unbescholtener und unsträflicher Mann war? was hätte die Quelle eines so wüthenden persönlichen Hasses gegen ihn sein können? Oder mit welchem Rechte dürfen wir zu Gunsten Peregrin's einen solchen persönlichen Haß bei Lucian voraussetzen und mögliche Ursachen, falls sich auch solche dichten ließen, für hinlänglich annehmen, sein Zeugniß für parteiisch und ungiltig zu erklären? — „Aber Lucian ist ja selbst nicht in Abrede, daß er Peregrinen haßte?" — Eben dies ist meiner Meinung nach kein schwaches Argument für seine Ehrlichkeit in dieser Sache. Wäre er sich eines persönlichen Grolles und heimtückischer Absichten bewußt gewesen, so würde er sich allen möglichen Schein der Unparteilichkeit gegeben und, wo er in seiner eigenen Person vom Peregrin spricht, viel glimpflicher von ihm gesprochen haben. Aber er haßte den Schwärmer, nicht den Menschen, oder er haßte ihn weder mehr noch weniger, als wie er alle Narren, Aufschneider, Heuchler, Betrüger und Prätendenten an übermenschliche Vollkommenheit haßte:*) er hielt ihn für einen von den Menschen, deren ganzes Leben eine fortdauernde Lüge und aus Selbstbetrug erzeugter Betrug anderer Leute ist; und da Proteus in dieser Classe schwerlich einen seiner Zeitgenossen über sich hatte und eine Menge schwacher Menschlein sich durch die Gaukeleien und den moralischen Zauber des außerordentlichen Menschen bethören ließen, wie hätte der Lucian, der an so vielen Orten seiner Werke allen Leuten dieses Gelichters öffentliche und ewige Fehde ankündiget, diesen Erzschwärmer eine so prunkvolle Tragödie vor seinen Augen zu Olympia spielen lassen können, ohne ihm zu thun, wie er schon so vielen andern weit weniger bedeutenden Afterphilosophen gethan hatte?

Wir können also mit hinlänglichem Grunde annehmen, daß Lucian in seinem Bericht von Peregrin die Wahrheit habe sagen wollen, und daß er im Stande gewesen, sie zu sagen, da er diesen Menschen von lange her gekannt und beobachtet und sich ein Geschäfte daraus gemacht, von seinen Landesleuten

*) D. i. mit dem Hasse, der eine unmittelbare Wirkung der Liebe zur Wahrheit ist. S. Die Wiederauferstandnen im ersten Theile.

und Andern, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten, alle möglichen Erkundigungen von ihm einzuziehen. Und von welchem Gewichte kann nun gegen einen solchen Biographen das bloße Stillschweigen etlicher Schriftsteller, die Peregrin's nur im Vorbeigehen erwähnen, über einen Artikel sein, wo sie, falls sie auch die Wahrheit wußten, eine Art von Interesse hatten, zu schweigen? Denn wiewol es etwas sehr Menschliches ist, betrogen zu werden, so konnte es doch den Christianern nicht angenehm sein, daß Einige aus ihrem Mittel von einem Menschen wie Peregrin so gröblich waren hintergangen worden. Sie hatten wahrlich alle Ursache, sich eines solchen Proselyten zu schämen, und das Klügste, was sie thun konnten, nachdem sie ein so ärgerliches Glied ihrer Gemeine abgehauen und von sich geworfen hatten, war, die ganze Sache in ewiges Stillschweigen zu begraben und bei Gelegenheit gar nicht dergleichen zu thun, als ob er jemals Einer von den Ihrigen gewesen wäre. Aber ich müßte mich sehr irren, oder dies Stillschweigen der gleichzeitigen und nächstfolgenden Kirchenscribenten ist unserm Autor vortheilhaft und kann mit gutem Fug als ein schweigendes Geständniß der Wahrheit der Lucianischen Nachrichten angesehen werden. Denn wer kann sich einbilden, daß z. B. gelehrte Männer wie Athenagoras und Tertullian, Beide Zeitgenossen Lucian's, die Schriften eines Mannes, der so viel Aufsehen machte, zumal solche, wobei ihre Partei so nahe betroffen war, nicht gelesen haben sollten? oder wenn sie diese Schrift über Peregrin's letzte Stunden gelesen hätten, zu der positiven Behauptung, daß dieser Cyniker in seinen jüngern Jahren eine so ansehnliche Rolle unter ihnen gespielt habe, still geschwiegen hätten, wenn sie im Stande gewesen wären, das Gegentheil zu erweisen?*)

Das Vorgeben, als ob in Lucian's oder des Ungenannten Bericht von Peregrin's Verbindung mit den Christianern in Palästina verschiedene verdächtige und unstatthafte Umstände vorkämen, ist — wenigstens insofern man den ganzen Bericht dadurch umzuwerfen glaubt — von keinem größern Gewicht als

*) Tertullian war zwar um ein Beträchtliches jünger; aber wenn er (nach der Meinung der gelehrtesten Männer in diesem Fache) um die Mitte des zweiten Jahrhunderts geboren war, so fällt die erste Hälfte seiner Lebenszeit gerade in Lucian's zweite, und er konnte, als Peregrin die Farce seines Lebens mit einem so feierlichen Ende krönte, 15 bis 20 Jahre alt sein.

das Stillschweigen der Kirchenscribenten. Es ist wahr, Lucian konnte von den Mysterien der Christianer und von ihren religiosen Zusammenkünften, wobei es so geheimnißvoll als bei einer Freimaurerloge zuging, nur sehr mangelhafte und verworrene Begriffe haben, und ferne sei es von mir, ihn über die Art, wie er von Christus und dem Glauben an ihn sich ausdrückt, rechtfertigen zu wollen! Aber dies hindert nicht, daß nicht das Meiste, was er von den Christianern seiner Zeit in Absicht ihrer Verfassung und Sinnesart und von ihrem außerordentlichen Gemeingeist, ihrer Leichtgläubigkeit, Neigung zur Schwärmerei und zum Wunderbaren u. s. w. im Vorbeigehen sagt, seine gute Richtigkeit hatte und mit dem Begriffe, den sich jeder unbefangene Mann aus ihren eigenen Scribenten und Geschichtschreibern von ihnen machen muß, sehr gut zusammenstimmte. Und warum sollte man leugnen wollen, was so offenkundig ist? Was hat die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion mit den Menschlichkeiten, Gebrechen, Thorheiten und Lastern ihrer Bekenner zu thun? Und ist es nicht ungereimt, Leute, die uns doch wahrlich nicht näher angehen als unsre eigenen Zeit- und Religionsgenossen, auf Unkosten der Wahrheit und des Menschenverstandes zu ganz was Anderm machen wollen, als sie waren und (wie ich mir wohl zu behaupten getraute) unter den damaligen Umständen sein konnten? Die Rede ist nicht von einzelnen Personen und dem kleinen unsichtbaren Häuflein, in welchem der Sinn und Geist Christi wirklich war, sondern von der ganzen Partei im Durchschnitt genommen. Wer, dem es nicht an aller Welt- und Menschenkenntniß fehlt, und der mit den Quellen*) der sogenannten Kirchengeschichte nicht ganz unbekannt ist, wird sich einfallen lassen, zu leugnen, daß die Christianer jener Zeiten,

*) Aus den Tillemonts, Bollands, Sanatellos, Caves und Ihresgleichen muß man sie freilich nicht schöpfen! So einseitig auch die Quellen sind, so sind sie doch für einen philosophischen Forscher, der sich an die Sachen, nicht an die Namen, die man ihnen giebt, hält, öfters hinreichend, hinter das Wahre zu kommen. Freilich nicht allemal; denn wer wird sich z. B. vorstellen können, daß ein so verständiger, menschlicher und gutgesinnter Kaiser, wie M. Antoninus Philosophus war, den Justinus blos um der christlichen Religion willen sollte haben geißeln und enthaupten lassen, wenn er nicht andere wichtige, in dem Betragen des Letztern gegründete und auf die öffentliche Ordnung und Ruhe sich beziehende Beweggründe dazu gehabt hätte? Aber aus Mangel näherer Nachrichten auch von der andern Seite läßt sich freilich nichts Bestimmtes über solche Begebenheiten sagen.

wie gute und unschuldige Leute sie auch (so wie die Brüdergemeinen der unsrigen) in Vergleichung mit dem großen Haufen sein mochten, größtentheils einfältige, leichtgläubige und leicht zu betrügende Leute waren? daß sie sich oft genug von Menschen solches Gelichters wie Peregrin betrügen ließen und also auch von ihm betrogen werden konnten? Ueberdies sagt Lucian nicht, daß er einer von den kaltblütigen Spitzbuben gewesen sei, die aus planmäßigem Vorsatz, und ohne selbst getäuscht zu sein, betrügen. Peregrin war ein Mensch von glühender Einbildungskraft und ausschweifender Liebe zum Außerordentlichen und Wunderbaren; „diesen Charakter", sagt Lucian, „behauptete er durch sein ganzes Leben und starb, wie er gelebt hatte." Solche Leute betrügen Andere nur, weil sie die Narren ihrer eigenen Einbildung, Eitelkeit und fanatischen Leidenschaft sind; und gerade solche Leute waren es damals und sind es noch an diesem heutigen Tage, die unter dem Völkchen der einfältigen, gutherzigen, leichtgläubigen Seelen, die arm an Verstand und reich an gutem Willen sind, die große Rolle spielen. Peregrin war ein Schwärmer und vermuthlich, als er es mit den Christianern hielt, so aufrichtig und ehrlich, als ein Schwärmer sein kann. Seine Einbildungskraft gerieth in Flammen; er war schon von Natur kein gemeiner Mensch; begeistert durch seine Initiation in diesen ihm ganz neuen und so viel Außerordentliches versprechenden Mysterien, wurde er bald in den Augen seiner neuen Brüder und Schwestern mehr als ein Mensch; sein Glaubensfeuer, seine Beredsamkeit, sein Eifer für die gute Sache riß sie hin; sie hielten ihn für einen heiligen Mann, machten ihn zu ihrem Vorsteher und ließen sich von ihm regieren. Was ist in Allem diesem Unwahrscheinliches, übel Zusammenhängendes, Unglaubliches? Es ist eine Geschichte, die sich zu allen Zeiten tausend- und abertausendmal zugetragen hat, und wovon wir selbst in unserm Jahrhundert Beispiele genug gesehen haben und noch in unsern Tagen sehen. Sanct Peregrin trieb allem Ansehen nach seinen Eifer über die Grenzen, welche Trajan und die sehr toleranten Kaiser, die zunächst auf ihn folgten, den religiösen Orden und Secten vorgeschrieben hatten; er wurde den Edicten und Polizeigesetzen gemäß*) ins Gefängniß gesetzt, und nun

*) Es ist falsch, wenn Brucker sagt, daß die Christianer in diesen Zeiten dieses bloßen Namens wegen verfolgt worden. Aber die Edicte gegen ver-

erfolgte bei ihm und seinen Anhängern, was bei allen kleinen und unter dem Drucke lebenden Parteien und Gemeinheiten zu erfolgen pflegt. Er wurde als ein Märtyrer betrachtet; sein Eifer für die Sache, für die er litt, und die Liebe seiner Brüder zu ihm, ihre Theilnehmung an seinem Leiden, ihr Wetteifer, ihm zu dienen, seiner zu pflegen, Geld für ihn bei den Brüdern selbst in weit entlegenen Gemeinen zu sammeln u. dergl., nahm mit jedem Tage zu. Alle Umstände, deren Lucian hiebei erwähnt, stimmen (wie schon in den Anmerkungen bemerkt worden) mit dem Betragen der Christianer in solchen Fällen, so wie wir es aus ihren eigenen Urkunden kennen, sehr schön überein und beweisen, daß Lucian in Dingen, die ein Profaner von ihnen wissen konnte, sehr wohl unterrichtet war. Ich füge dem bisher Gesagten nur noch die Erinnerung bei, daß Lucian in Syrien, wo die Scene Alles dessen lag, was zwischen Peregrin und den Christianern vorging, zu Hause und also, zumal durch seine Bekanntschaft mit Personen von Rang und Bedeutung, an der Quelle war, woher er über Dinge dieser Art sehr zuverlässige Nachrichten einziehen konnte.

Der einzige scheinbare Einwurf gegen die Glaubwürdigkeit des Lucianischen Berichts von dem Leben und Charakter Peregrin's, den ich noch zu erwägen habe, ist aus dem vortheilhaften Zeugniß genommen, das ihm Aulus Gellius giebt, der Verfasser einer unter dem Namen Attische Nächte bekannten Sammlung von Collectaneen, die für Philologen, besonders die Mikrologen unter ihnen, ihren Werth hat, und zwar sehr wenig für die Talente dieses Ehrenmannes, aber doch so viel beweiset, daß er viel gelesen und sich dadurch einen ziemlichen Umfang von seichten historischen Kenntnissen de omni scibili et quibusdam aliis angeschafft hatte. Ein solcher Mann kommt nun freilich, wo es auf Urtheile von

dächtige heimliche Zusammenkünfte subsistirten freilich noch und mochten wol hie und da zuweilen von den Unterobrigkeiten und Statthaltern aus Privatursachen zum Nachtheil der Christianer mißbraucht werden. Aus Mangel einer genauen Zeitrechnung Peregrin's läßt sich die eigentliche Zeit, worin er mit ihnen in Verbindung gestanden, nicht bestimmen; aber selbst aus dem Umstande, daß er bei Begehung dessen, was sie ihre Mysterien nannten, ergriffen und ins Gefängniß geworfen worden, ließe sich vermuthen, daß es vor dem J. C. 152 gewesen sei, als in welchem Kaiser Antoninus Pius durch ein Edict allen Obrigkeiten verbot, die Christianer ihrer Religion wegen zu beunruhigen.

Menschen, die nicht ganz leicht zu beurtheilen sind, ankommt, gegen einen Lucian in gar keine Betrachtung; aber wo die Rede blos von Dingen ist, die er gesehen oder gehört hat, gilt sein Wort allerdings so viel als eines Andern. Hier ist also, was er im elften Capitel des zwölften Buchs seiner Nächte von unserm Helden sagt:

„Als wir zu Athen waren, lernten wir auch den Philosophen Peregrinus, nachher Proteus zubenannt, kennen, einen Mann von großer Weisheit und Festigkeit (virum gravem et constantem), der sich außerhalb der Stadt in einer Bauerhütte aufhielt. Da wir ihn häufig besuchten, so haben wir Gelegenheit gehabt, ihn, beim Hercules! viel Nützliches und Schönes sagen zu hören, worunter Folgendes als das Vorzüglichste uns noch in frischem Andenken ist. Ein Weiser, sagte er, würde nicht sündigen, wenn seine Sünden gleich Göttern und Menschen verborgen blieben; denn man müsse sich lasterhafter Handlungen nicht aus Furcht vor Strafe und Schande, sondern aus Liebe zu Allem, was recht und schön ist, enthalten. Wer aber nicht von Natur so geartet oder durch Erziehung so gebildet worden sei, daß er sich aus eigener freier Bewegung des Bösen enthalte, alle solche Leute, meinte er, sündigen desto herzhafter drauf los, je gewisser sie sind, unentdeckt und ungestraft sündigen zu können, und würden sich also besser in Acht nehmen und weniger Böses thun, wenn sie wüßten, daß nichts so klein gesponnen ist, daß es nicht über lang oder kurz an den Tag käme. Man sollte daher diese Verse des Sophokles, eines der weisesten Dichter, fleißig im Munde haben:

> Verbirg nichts, was Du thust; denn Alles
> Enthüllt, die Alles sieht und Alles hört, die Zeit."

So weit der Compilator Gellius. Und weil ein Kopf von dieser Stärke, weil ein Gellius, der überdies damals, als er so fleißige Wallfahrten nach der Einsiedelei des Peregrinus that, aller Wahrscheinlichkeit nach noch ein Jüngling*) und ein sehr mäßiger Menschenkenner war, diesen Cyniker — der wahrlich der Mann, den Lucian schildert, nicht gewesen sein müßte, wenn er einem jungen Römer von diesem Schlage

*) Wie sich aus dem, was er zu Anfang des zweiten Capitels im ersten Buche seiner Attischen Nächte sagt, richtig schließen läßt.

nicht imponirt hätte — einen virum *gravem* et *constantem* nennt, so soll Lucian, der ihn für einen Phantasten, Schwärmer, philosophischen Abenteurer und ruhmsüchtigen Narren erklärt, ein Verleumder sein? Und was kann die Moral, die der ehrliche Gellius aus seinem Munde hörte, und die er, ohne einen Fuß aus Rom zu setzen, zehnmal besser aus Cicero's Büchern De moribus[1]) hätte lernen können — eine Moral, die den Cynikern mit den Sokratikern und Stoikern gemein und einer ihrer alltäglichsten lieux-communs war — was kann diese Moral für den Charakter des Mannes, der sie predigte, beweisen? Wer wird einen Menschen (zumal einen Menschen, der etwas Außerordentliches vorstellen will) nach dem, was er spricht, und nicht nach dem, was er thut, nach dem, worin er sich in seinem ganzen Leben gleich gewesen ist, beurtheilen? Peregrin könnte eine Schiffsladung voll dergleichen Sittenlehren und goldner Sprüche gesprochen oder geschrieben haben und hätte doch der nämliche Phantast, Schwärmer und Charlatan sein können, der er sein mußte, wenn auch nur die Hälfte der Thatsachen wahr ist, die Lucian von ihm erzählt. Doch es würde lächerlich sein, sich länger mit Widerlegung so armseliger Einwürfe und Behelfe aufzuhalten.

Wie mir die Sache vorkommt, liegt in der Erzählung Lucian's ein innerer Beweis ihrer Wahrheit, der den übrigen beigebrachten Gründen noch ein neues Gewicht zulegt. Ein Tod wie Peregrin's wäre ohne ein solches vorhergehendes Leben unerklärbar; aber sobald man das, was der Ungenannte zu Elis und Lucian selbst in seiner eigenen Person von der Geschichte seiner Jugend und männlichen Jahre und von seinem Benehmen in den letzten Tagen seines Lebens erzählt, als wahr voraussetzt, so begreift man wechselsweise, daß der Mensch, der eine solche Rolle im Leben gespielt hatte, sich gar wohl zu einem solchen Ausgang entschließen konnte, und daß, wer so sterben wollte, auch so gelebt haben mußte.

Zum Schlusse nur noch ein paar Worte, die Zeitrechnung der Geschichte Peregrin's betreffend. Den lächerlichen Irrthum, der Bruckern verleitete, einen ganz unauflöslichen chronologischen Knoten in der Lucianischen Erzählung zu

[1]) Die Bücher De officiis sind gemeint. — A. d. H.

finden, habe ich schon oben in der Anmerkung 29 aufgedeckt. Peregrin war nach Lucian's Berichte (den auch die vorhin angezogene Stelle des Philostratus bestätiget) ein Mann bei Jahren, als er sich im Jahre 168 verbrannte. Nehmen wir an, daß er damals zwischen 60 und 70 gewesen, so fällt seine Geburt in eines der ersten fünf Jahre des zweiten Jahrhunderts. Unserm Autor zufolge fand er sich nach seiner Vertreibung aus Rom dreimal bei den Olympischen Spielen ein: das erste Mal, da er sich über die Herodische Wasserleitung aufhielt und der Steinigung nur durch die Flucht in den Tempel Jupiter's entging; das zweite Mal, da er öffentlich ankündigte, daß er sich bei der nächstkünftigen Olympischen Versammlung verbrennen würde, und das dritte Mal, da er sein Versprechen vollzog. Diese drei Olympischen Versammlungen machen zusammen gerade die acht Jahre aus, die zwischen seiner Verweisung aus Italien und seinem Tode verstrichen. Nimmt man nun an, daß über seinem Aufenthalt zu Alexandrien und zu Rom ebenfalls acht bis zehn Jahre hingegangen sein können — daß er wenigstens dreißig alt gewesen, da er wegen des Verdachtes, seinen sechzigjährigen Vater ermordet zu haben, sich selbst aus seiner Vaterstadt verbannte, und daß er auf seinem Herumirren in der Welt einige Jahre zugebracht haben könne, ehe er mit den Christianern in nähere Verbindung getreten: so fiele die Zeit seines Aufenthalts unter den letztern ungefähr zwischen das Jahr 140 und 152. Ich gestehe gern, daß diese Angaben nicht exact sind, noch sein können; aber sie gründen sich wenigstens auf Wahrscheinlichkeit, helfen dazu, uns die Lebensgeschichte Peregrin's in besserer Ordnung vorzustellen, und stehen meines Wissens in keinem Widerspruche weder mit einem Umstande der Lucianischen Erzählung selbst, noch mit solchen, die aus andern Schriftstellern bekannt sind.

Die Glaubwürdigkeit unsers Autors in seiner Darstellung des Charakters und der ihm bekannt gewordenen Lebensumstände des Schwärmers Peregrin scheint mir durch diese kleine Erörterung hinlänglich behauptet zu sein. Möchte ich dies auch von ihrer Vollständigkeit sagen können! Aber wie viel fehlt noch daran, daß uns Alles, was der Ungenannte von ihm angiebt, klar genug wäre, oder daß er unser gerechtes Verlangen nach dem umständlichsten Detail der wichtigsten Lebensepochen und Handlungen eines so außerordentlichen

Menschen befriediget hätte! Ich meines Ortes gäbe mit Freuden die Hälfte aller christlichen Chroniken- und Legendenschreiber um eine ganz wahre und ganz vollständige Erzählung der Abenteuer Peregrin's mit und unter den Christianern; völlig überzeugt, daß sie über eine uns nur aus einseitigen, mangelhaften und unlautern Nachrichten bekannte Epoche der Geschichte der Menschheit ein sehr lehrreiches Licht verbreiten würde. Aber Lucian konnte uns nicht mehr geben, als er hatte, und auch das Wenige, was er giebt, verdient unsern Dank und ist viel für Den, der es zu benutzen weiß.

Ueber den wahren Verfasser des „Lucius“.[1])

Daß ein Autor von Lucian's Witz und Jovialität, nachdem er sich selbst und die Liebhaber seiner Schriften durch ein so seltsames Spiel der Imagination, als seine Wahre Geschichte ist, belustiget hatte, auf den Einfall gerathen konnte, sich nun auch an einem Milesischen Märchen zu versuchen, ist, dünkt mich, eine sehr begreifliche Sache; aber daß er einem andern Autor ein solches Märchen gestohlen und für seine eigene Arbeit ausgegeben haben sollte — oder, was im Grunde nicht um ein Haar besser wäre, daß er von dem Märchen eines Andern (wie Photius versichert) eine durch bloße Auslassungen abgekürzte, übrigens aber beinahe von Wort zu Wort gleichlautende Copie unter seine eigenen Schriften gesteckt und mit ihnen in die Welt geschickt haben sollte, ohne des Originals mit einem Worte zu erwähnen — wer dies begreifen oder mir begreiflich machen kann, soll mir der große Apollo sein![2])

Was für ein Beweggrund sollte sich wol erdenken lassen, der einen Schriftsteller wie Lucian hätte bewegen können, einen unberühmten Buchmacher wie der angebliche Lucius von Paträ zu bestehlen? Armuth an Witz und Erfindung konnte es nicht sein; und was hätte es sonst sein können? Es giebt zwar allerdings einen Fall, wo auch ein Schriftsteller von Talent sich eines fremden Stoffes ohne Vorwurf eines Plagiats bemächtigen kann, und dies ist, wenn er, ohne den ersten Erfinder oder Den, der ihm vorgearbeitet hat, verheimlichen zu

---

[1]) Lucian's von Samosata sämmtliche Werke, übersetzt von Wieland, IV. S. 296—304. — A. d. H.

[2]) Eine Wieland sehr geläufige Redensart nach Virgil's Buc., III. 104. Vgl. Th. XXXVI. S. 322 dies. Ausg. — A. d. H.

wollen, aus dem fremden Stoffe ein ganz neues, an Materie und Form schöneres und vollkommneres Werk ausarbeitet. So war Homer selbst nicht der erste Dichter, der die Thaten der Griechen vor Troja besang; so machte Ariost aus den alten Ritterbüchern von Charlemagne und seinen zwölf Pairs seinen Orlando; so schöpfte Tasso aus den nämlichen Quellen den Stoff zu seinem Verliebten Rinaldo; so lieferte der uralte Roman von Huon de Guienne einem deutschen Dichter das Süjet und einen Theil der Maschinen zu einem bekannten Gedichte.[1]) Aber Lucian, der Verfasser so vieler Werke, die von einem der erfindungsreichsten Köpfe zeugen, soll einen Lucius von Paträ wörtlich abgeschrieben, soll aus zwei Büchern des Letztern durch bloße Auslassung eines gemacht und den auf diese Art verstutzten Esel des Lucius für seinen eigenen ausgegeben haben! Wer kann das glauben? oder was könnte Der nicht glauben, der etwas so Widersinnisches für möglich hielte?

Der Patriarch Photius von Constantinopel verdient (diese hohe Würde abgerechnet) schon als Verfasser des berühmten Myriobiblon allen Respect; aber auch ein Patriarch kann sich irren, und in einer so wenig bedeutenden Sache, als ein altes Milesisches Märchen ist, ohne sonderlichen Nachtheil seines verdienten Ruhms. Es wird mir also um so weniger übel ausgedeutet werden können, wenn ich behaupte, er habe sich über den Verfasser des Esels wirklich geirrt. Ohne ihn*) würden wir gar nicht wissen, daß jemals ein Buch unter dem Titel *Λουκίου Πατρέως Μεταμορφώσεων λόγοι διάφοροι* (Lucii von Paträ verschiedene Erzählungen von Menschen, die in Thiere verwandelt worden) in der Welt gewesen sei, aber die bloße Existenz dieses Buches und eine allgemeine Charakterisirung desselben ist auch Alles, was wir durch ihn davon wissen. Wer dieser Lucius gewesen sei, und wann er gelebt habe, ob vor oder mit oder nach Lucian, weiß er nicht zu sagen. Genug, die beiden ersten *λόγοι* (oder Erzählungen) der unter dem Namen des Lucius von Paträ gehenden Metamorphosen hatten eine so große Aehnlichkeit mit Lucian's Esel, sagt Photius, daß man nicht umhin konnte, zu denken,

*) S. Photii Myriobiblon oder Bibliothek, Nr. 129.

[1]) Wieland's Oberon. — A. d. H.

entweder der Patrenser habe den Lucian oder Lucian den Patrenser ausgeschrieben.

Aber wie, wenn Lucius der Patrenser, wiewol zu Photius' Zeiten eine Sammlung von Märchen unter seinem Namen herumging, gar nicht existirt hätte? Wie, wenn er sein vermeintes Dasein blos unserm Lucian schuldig und ebensowol wie der Hipparchus, die Palästra, der Sophist Dekrianus, der Menekles und so viele andere Individua, die in seinem Lucius auftreten, eine blos erdichtete Person wäre? Diese Vermuthung wird mir immer glaublicher, je mehr ich die Sache von allen Seiten betrachte. Der Held des Lucianischen Esels nennt sich selbst, da er von dem Statthalter zu Thessalonich examinirt wird, Lucius, sagt, er sei von Paträ gebürtig, sei Verfasser von einigen historischen und andern Schriften, habe einen Bruder, der ein geschickter Wahrsager und Elegiendichter sei und Cajus heiße. Lucian ist (bis auf den Patriarchen Photius, der 700 Jahre nach ihm lebte) der Einzige, der dieses Lucius erwähnt; denn es wäre lächerlich, ihn ohne irgend einen andern Grund als den Vornamen Lucius, der unzähligen Römern gemein war, mit dem Philosophen Lucius, von welchem Philostratus im Leben des Herodes Attikus einige Anekdoten erzählt, vermengen zu wollen.*) Seine Existenz beruht also im Grunde allein auf dieser Nachricht von sich selbst, die ihm Lucian in den Mund legt. Ich will nicht sagen, daß man, wenn man ihm diese glaubte, ihm auch in der Erzählung, die er von seiner Verwandlung und seinen Abenteuern macht, Glauben beimessen müßte; denn die Existenz eines Menschen dieses oder jenes Namens ist möglich, aber seine Verwandlung in einen Esel ist es nicht; indessen muß man doch gestehen, daß die Existenz eines Menschen, der seine Verwandlung in einen Esel erzählt, sehr schlecht erwiesen ist, wenn sie auf keinem andern Grunde beruhet als auf dem, was er in seinem Märchen von sich selbst erzählt. Wem ist es je eingefallen, die Herren Gulliver und Nikolaus Klimm, den Robinson Crusoe, den Chevalier des Gastines und hundert Andere ihresgleichen für wirkliche Personen zu halten, weil sie uns sehr umständliche Nachrichten von sich selbst gegeben haben?

*) Wie Olearius in einer Anmerkung zu dieser Stelle im Philostratus zu thun geneigt ist.

„Aber woher kamen denn die *Λόγοι μεταμορφώσεων*, die zu Photius' Zeiten unter dem Namen eines Lucius von Paträ vorhanden waren?" Warum nicht von irgend einem müssigen Menschen, der für gut befand, sich einer von Lucian erdichteten Person zu bemächtigen, um einer Sammlung von erotischen oder vielmehr unzüchtigen Hexenmärchen desto mehr Credit zu verschaffen, wenn er sie unter einer schon bekannten Firma, unter dem Namen eines Menschen, den schon Lucian seine Verwandlung in einen Esel hatte erzählen lassen, in die Welt schickte? Wenn sich etwan einst ein guter oder schlechter Kopf fände, der den Muth hätte, die sämmtlichen *Fabellas* des durch Tristram Shandy so berühmt gewordnen Hasen Slawkenbergius herauszugeben, würde sich wol irgend ein vernünftiger Mensch darum beigeben lassen, den Hasen Slawkenbergius in einem Gelehrtenlexikon als eine wirkliche Person aufzuführen? Und wenn ein solcher verkappter Slawkenbergius das Märchen von dem Ritter mit der großen Nase und dessen Liebesgeschichte mit der schönen Julia seiner Sammlung beinahe mit Lorenz Sterne's eigenen Worten (nur mit einigen Erweiterungen und Zusätzen) einverleibte: was für einen Grund würde ein Photius des fünfundzwanzigsten und ein Salmasius des zweiunddreißigsten Jahrhunderts haben, es für wahrscheinlicher zu halten, daß Lorenz Sterne den von ihm selbst erdichteten Hasen Slawkenbergius, als daß ein verkappter Slawkenbergius Lorenz Sternen abgeschrieben habe?

Ich kann und will nicht weiter gehen, als zu sagen: es sei eine völlige Möglichkeit, daß dies gerade der Fall mit Lucian's Märchen von der wunderbaren Vereselung und Enteselung eines gewissen Lucius von Paträ und den Büchern der Verwandlungen, die unter dieses nämlichen Lucius Namen 700 Jahre nach Lucian in der Welt herumgingen, gewesen sei. Aber wenn kein anderes Mittel wäre, die beinahe völlige Gleichheit zwischen dem Lucianischen Esel und den ersten Büchern der Metamorphosen des angeblichen Patrensers zu erklären, als entweder mit Photius und Saumaise*) anzunehmen, Lucian habe den Patrenser abgeschrieben, oder zu sagen, der Patrenser Lucius habe nie anders als in Lucian's Esel existirt, und die Metamorphosen seien ihm blos auf die vor-

*) S. desselben **Prolegomena in Solinum, p. 4. 5.**

bemeldete Art von einem spätern Unbekannten untergeschoben worden: so würde ich keinen Augenblick anstehen, das Letztere (da es an sich ganz möglich ist) eben darum für wahr zu halten, weil das Erstere (wenigstens meines Erachtens) moralisch unmöglich ist.

Photius sagt, die beiden Märchen seien einander an Inhalt und Diction so ähnlich, daß entweder Lucius den Lucian oder Lucian den Lucius ausgeschrieben habe. „Nun habe ich zwar", setzt er hinzu, „bisher nicht ausfindig machen können, welcher von Beiden der Aeltere ist; aber wenn ich vermuthen darf, so scheint mir wahrscheinlicher, daß Lucian den Andern ausgeschrieben, nämlich daß er aus des Lucius weitläufigerm Fabelwerke Alles, was zu seinem Zweck nicht taugte, weggelassen, das Uebrige aber mit durchgängiger Beibehaltung des Ausdrucks und der Zusammenordnung der Sachen (*αὐταῖς τε λέξεσι καὶ συντάξεσιν*) dem Lucius gestohlen und in eine Erzählung unter dem Titel Lucius oder der Esel gebracht habe." Ich gestehe, daß ich nicht begreife, warum diese letztere Vermuthung dem Photius die wahrscheinlichere dünken konnte. Wenn die Sache zweifelhaft ist, sollte man doch wol für wahrscheinlicher halten, daß der Arme eher den Reichen, der unberühmte Autor eher den berühmten bestohlen habe, als umgekehrt. Auch ist in einem solchen Falle nach den Regeln einer gesunden Kritik die Vermuthung der Originalität viel mehr für den Verfasser, der die Sache kürzer und einfacher gegeben, als für den, der sie ausgedehnt, umschrieben oder mit entbehrlichen Zusätzen bereichert hat. Freilich könnten wir in Allem diesem klärer sehen, wenn die Metamorphosen des angeblichen Lucius noch vorhanden wären; aber da das Schicksal so vieler anderer guter und schlechter Schriften, welche Photius in seiner Bibliothek recensirt, auch diese Zaubermärchen betroffen hat, so sehe ich nicht, warum wir die Partei eines unbekannten und verdienstlosen Patrensers gegen einen Schriftsteller wie Lucian nehmen sollten. Selbst der Umstand, welchen Photius noch hinzusetzt, daß das Märchen, wovon die Rede ist, sowol bei dem Einen als bei dem Andern Erzählungen schändlicher Dinge, wovon man gar nicht sprechen sollte, enthalte, streitet, däucht mich, gegen das dem Lucian aufgebürdete Plagiat. Lucian lebte in einer Zeit und unter einem Volke, wo solche Gemälde wie der erotische Zweikampf mit Palästren und das ärgerliche Histörchen von der menschlichen Eselin zu Thessalonich, jenes wegen des

darin herrschenden allegorischen Witz- und Wortspieles, dieses wegen seiner Neuheit und sarkastischen Darstellung der Ausschweifungen, deren damals Damen von gewissem Rang fähig gewesen sein sollen, von nicht allzu strengen Lesern geduldet, ja sogar mit Wohlgefallen gelesen wurden; er konnte also wol der Versuchung, solche Scenen zu malen, unterliegen: aber gewiß würde er sich geschämt haben, sich für fremden Witz Complimente machen zu lassen und Gemälde dieser Art verstohlnerweise von einem Andern abzucopiren. Gerade dieser Umstand und die große Aehnlichkeit oder vielmehr Identität des Stils und Vortrags in dem Lucianischen Esel und dem Märchen des angeblichen Lucius giebt in meinen Augen einen unumstößlichen Grund für die Meinung ab, daß der Erstere das Original des Letztern gewesen sei. Wäre die Aehnlichkeit blos in dem Süjet und den Begebenheiten gelegen, so würde ich kein Bedenken tragen, anzunehmen, daß sich Lucian des Märchens des Patrensers bemächtiget und, was Jener platt, albern und, wie Photius sagt, mit vollem Glauben an die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Zauberwirkungen erzählt hatte, mit Witz und Laune, im Ton seiner Wahren Geschichte, kurz, in seiner eignen Manier vorgetragen habe. Er konnte wol aus dem albernen Märchen eines Andern ein gutes machen, aber nicht ein gutes stehlen und für sein ausgeben. Wenn also was Gutes an dem Märchen des vorgeblichen Lucius war, so kam es natürlicherweise daher, weil der Verfasser oder Compilator den Lucian, nicht weil Lucian ihn abgeschrieben hatte.

Man ist es an mir gewohnt, daß ich längst Verstorbenen nicht Unrecht thun sehen kann, ohne mich ihrer mit einigem Eifer anzunehmen, und daß mir in diesem Falle auch Kleinigkeiten nicht unwichtig sind.

Hoc est mediocribus illis
Ex vitiis unum.[1])

Aber damit es leidlich bleibe, ist es Zeit, diesem kleinen Streit *περὶ ὄνου σκιᾶς* ein Ende zu machen.

---

[1]) Hor., Sat., I. 4, 139. 140. — A. d. H.

Hellas, von Ernestine Christine Reiske.

Erster Band.[1])

Unter diesem Titel liefert uns die verdienstvolle Wittwe eines der größten Philologen unsers Jahrhunderts, vormals seine Schülerin und Gehilfin in seinen rastlosen gelehrten Arbeiten, den ersten Band einer Sammlung neuer Uebersetzungen aus dem Griechischen, welcher uns, nach dem Titel zu schließen, noch zu vielen folgenden Hoffnung macht. Denn unter den Namen Hellas läßt sich Alles bringen, was wir von den Fragmenten des Orpheus an bis auf die spätesten Früchte des mittlern Griechenlandes aufzuweisen haben, und vermuthlich will sich Mad. Reiske dadurch die Freiheit vorbehalten, uns nach und nach mit noch unübersetzten Stücken aus allen Altern der griechischen Literatur zu beschenken. Diesesmal fiel ihre Wahl auf einige Discurse oder Reden des Dion Chrysostomus (dessen sämmtliche Werke sie aus den hinterlassenen Papieren ihres verstorbenen Ehegatten herauszugeben begriffen ist) und auf die Liebesgeschichte des Ismenias und der Ismene, einen Roman eines gewissen Eumathius (auch Eustathius genannt), den wir, mit Erlaubniß der liebenswürdigen Uebersetzerin, eher für eine wollüstige Träumerei eines phantasiereichen jungen Mönchs als für den Schwanengesang eines guten Greisen halten möchten. Indessen hat auch dieses Product des spätesten Alters der griechischen Literatur seinen Werth, zumal da es zum Maßstabe dienen kann, wie erstaunlich die Griechen der mittlern Zeiten auch in Werken des Gefühls, der Imagi-

[1]) Teutscher Merkur 1778, III. S. 284—286. Der Band war zu Mitau in diesem Jahre erschienen. — A. d. H.

nation und des Witzes aus der Art ihrer Vorgänger im goldnen und silbernen Alter geschlagen. Da unser Raum keine genauere Beurtheilung gestattet, so begnügen wir uns, die ruhmwürdige Uebersetzerin zu Fortsetzung dieser Hellas, als einer Unternehmung, die allen gelehrten und ungelehrten Liebhabern der griechischen Musen willkommen sein muß, so viel an uns ist, aufzumuntern. Fehler aufzusuchen, wo das Ganze Lob verdient, wäre um so unbilliger, da Mad. Reiske sich erklärt, daß sie solche selbst fühle und in der Folge zu verbessern suchen werde. Wir haben besonders die Uebersetzung des Romans vom Ismenias mit dem Original verglichen und sie überhaupt viel besser und getreuer als die lateinische des Gaulmin gefunden. Um aber wenigstens eine Kleinigkeit zu rügen, wünschten wir, daß die Frau Uebersetzerin das Wort παρθενος nicht Jungfer, sondern Jungfrau übersetzt hätte, indem jenes nur in der komischen Sprache brauchbar ist. Man sagt z. B. die heilige Jungfrau statt Maria; aber es würde auffallend klingen, die heilige Jungfer zu sagen; und eben das gilt von Minerva, Diana u. s. w. oder von den Tugenden, die in jungfräulicher Gestalt von Malern und Dichtern personificirt werden.

Ankündigung des „Attischen Museum's“.[1])

Von dem bereits auf dem Umschlage des zweiten Stücks des Neuen Teutschen Merkur's d. J. angezeigten

Attischen Museum,

herausgegeben

von C. M. Wieland,

wird das erste Heft in nächster Leipziger Ostermesse in Verlag Heinrich Geßner's, Buchhändlers in Zürich, herauskommen und bei P. P. Wolf, Buchhändler in Leipzig, in und außer der Messe in Commission zu haben sein.

Ich nenne dieses Museum attisch, weil es größtentheils aus Uebersetzungen auserlesener Werke der vorzüglichsten attischen Schriftsteller, hauptsächlich der Redner Isokrates, Lysias, Demosthenes, Aeschines, der Philosophen der Sokratischen Schule, Xenophon und Platon, und der Dichter Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes bestehen wird, neben welchen auch für einige Spätere, als Kaiser Julian und seinen Freund Libanius, ja sogar für einen Alciphron, Aristänet, Longus u. A. noch einige Plätze zu gewinnen sein werden. Jeder Schriftsteller wird durch kleine historische Abhandlungen von seinem Leben und Charakter und ästhetische Würdigung seiner Werke theils eingeführt, theils begleitet und jeder Uebersetzung die zu besserm Verständniß und

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1796, I. S. 339—341. Ueber die Entstehung des Attischen Museums vgl. Gruber's Lebensbeschreibung Wieland's, VIII. Cap. 7. — A. d. H.

Genuß des Originals nöthigen und dienlichen historischen, erläuternden, auch beurtheilenden und berichtigenden Anmerkungen beigefügt.

Zu den Uebersetzungen werden aber auch eigene Aufsätze von verschiedener Art und Form hinzukommen, worin sich die Verfasser mit Aufklärung, Erläuterung oder Berichtigung interessanter Gegenstände aus der Mythologie, Geschichte, politischen Verfassung, Literatur und Kunst, Philosophie, sittlichen Beschaffenheit und Lebensweise der Griechen und der Athener insonderheit beschäftigen und, wie mit Recht zu erwarten ist, sich beeifern werden, der ehrwürdigen Gesellschaft, in welcher sie zu erscheinen sich erkühnen, nicht ganz unwürdig erfunden zu werden.

Sowol in Rücksicht, daß mein übriges Leben wahrscheinlich bei Weitem nicht hinreichend sein wird, den Umfang, den ich diesem Attischen Museum zu geben wünsche, allein ausfüllen zu können, als vornehmlich auch aus Ueberzeugung, daß es durch Bearbeitung von mehreren, von gleich inniger Liebe der attischen Musen im Geiste mit mir verbundenen Männern sehr viel gewinnen und den Zweck, den ich mir auch bei dieser Unternehmung vorgesetzt habe — das Lehrreiche und Nützliche mit dem Unterhaltenden und Angenehmen zu verbinden — viel besser erreichen werde, habe ich mir außer meinem gelehrten und sinnreichen Freunde B.[1]) noch zwei talentvolle, der griechischen Literatur gänzlich gewidmete und durch öffentliche Proben hinlänglich bewährte junge Männer (deren künftige Beiträge zu dieser Sammlung mit S. und E.[2]) bezeichnet werden sollen) zu Mitarbeitern erwählt und werde durch ihre Hilfe um so eher im Stande sein, wiewol ich mich auf keine bestimmte Zeitpunkte einlassen kann, wahrscheinlich alle Jahre wenigstens drei Hefte, welche zusammen einen Band ausmachen sollen, erscheinen zu lassen.

Jedes Heft besteht aus 12 Bogen in groß Octav, auf Schreibpapier gedruckt und auf dem Titelblatt mit einer Vignette en médaillon geziert, welche entweder das antike Bildniß eines Autors, von welchem die Leser in demselben Heft unterhalten werden, oder eine auf den Inhalt sich beziehende Gemme, Münze oder anderes alte Denkmal, von einem geschickten Künstler gearbeitet, darstellen wird.

---

[1]) Böttiger. — A. d. H.
[2]) Schütz und Eichstädt. — A. d. H.

In dem auf bevorstehende Leipziger Messe kommenden ersten Heft wird das Publicum (für diesmal) blos mit Arbeiten von mir selbst vorlieb nehmen. Es enthält:

1) den berühmten Panegyrikos des Isokrates mit Anmerkungen, einer synoptischen Darstellung des Inhalts und einer historischen Einleitung;
2) das erste Buch von Agathodämon, aus einer alten Handschrift.

Ich habe von unserm wegen seiner Geschicklichkeit in diesem Fache berühmten Herrn Güssefeld eine kleine Landkarte von dem europäischen und asiatischen Griechenlande verfertigen lassen, die mir zu besserm Verständniß der Reden des Isokrates und Demosthenes für Leser, welche nicht gleich eine solche Karte bei der Hand haben, nöthig schien. Sie wird, wenn anders der Kupferstecher damit fertig werden kann, dem ersten Heft, wo nicht, dem zweiten unfehlbar beigelegt werden.

Das Publicum, das meine Uebersetzungen der Horazischen Sermonen und der Werke Lucian's so gütig aufgenommen hat, wird aus diesen am Besten abnehmen können, was es von dem Attischen Museum zu erwarten hat, und daß es nicht mehr erwarten darf, als was ich und meine Gehilfen mit dem besten Willen und möglichsten Fleiße zu leisten fähig sind.

Weimar, den 16. März 1796.[1])

---

[1]) Dem Inhalte nach ganz gleich lautet die Anzeige, welche auf den Umschlägen der einzelnen Hefte steht; nur wird von den Uebersetzungen gesagt, daß sie „mit dem äußersten Fleiß ausgearbeitet“ seien, als Zeit der aufzunehmenden attischen Schriftsteller die des Perikles und Alexander bezeichnet, und der vierte Absatz lautet: „Der Herausgeber wird zwar, so lange und so weit Leben und Geisteskräfte reichen, den größten Antheil an diesem Museum haben, findet aber doch in Betracht des Umfangs, den er dieser attischen Pökile zu geben wünschet, für nöthig, sich mit zwei bis drei gelehrten und talentvollen Männern zu Ausführung seines Plans zu verbinden, deren Arbeiten jedesmal mit dem Anfangsbuchstaben ihres Namens sowie die seinigen mit **W.** bezeichnet sein werden.“ Die vier Bände des Attischen Museum's enthalten: I. 1. Isokrates' Panegyrikos, von Wieland; Agathodämon, Erstes Buch. — 2. Agathodämon, Zweites Buch; Der Epitaphios und der Olympiakos des Lysias, von S. (Schütz); Attische Mythen und Sprichwörter, von Böttiger. — 3. Agathodämon, Drittes Buch; Theophrast's Charakterschilderungen, von Hottinger; Kunsturtheil des Dionysios über den Isokrates nebst Nachschrift, von S. (Schütz). — II. 1. Die Ritter oder die Demagogen des Aristophanes, von Wieland. — 2. Theophrast's Charakterschilderungen, Fortsetzung; Die Wolken des Aristophanes, von Wieland. — 3. Die Wolken, Beschluß nebst Er-

läuterungen; Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechtes, vorzüglich der Hetären zu Athen, von J. (Fr. Jacobs). — III. 1. Beiträge u. s. w. von J., Fortsetzung; Versuch über die Frage u. s. w. (oben S. 232 ff.), von Wieland; Sokratische Gespräche aus Xenophon's Denkwürdigen Nachrichten &c., übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Wieland. — 2. Beiträge &c., von J., Fortsetzung; Agathon und Hippias, von Wieland. — Sokratische Gespräche, Fortsetzung. — 3. Der gefesselte Prometheus, aus dem Griechischen des Aeschylos, Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen (von Jacobs); Demosthenes' erste Philippische Rede, Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen (von Jacobs); Athenäus über den Kottabos, nebst Anmerkungen (von Jacobs); Anhang: Griechische Wörter und Redensarten, die im Attischen Museum erklärt werden, und zwei Register. — IV. 1. Die Perser, aus dem Griechischen des Aeschylos, Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen (von Jacobs); Xenophon's Gastmahl, Uebersetzung nebst einem Vorberichte, von Wieland. — 2. Ueber die neue Originalausgabe des Dictionnaire historique von Bayle; Demosthenes' drei Olynthische Reden, Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen von Jacobs; Attische Analekten, fürs Erste von Simonides, von Jacobs; Versuch über das Xenophontische Gastmahl, von Wieland. — 3. Jon, eine Tragödie des Euripides, aus dem Griechischen übersetzt und erläutert von Wieland. — Ein Jahr nach der Beendigung des Attischen Museum's erschien (1805—1809) Neues attisches Museum von C. M. Wieland, J. J. Hottinger und F. Jacobs. I. 1. Grundriß und Beurtheilung der Tragödie Jon von Euripides, von Wieland; Helena des Euripides, übersetzt von Wieland. — 2. Theophrast's Charakterschilderungen, Fortsetzung; Oedipus der König, ein Trauerspiel des Sophokles, von Jacobs. — 3. Theophrast's Charakterschilderungen, Fortsetzung; Die Vögel des Aristophanes, von Wieland. — II. 1. Theophrast's Charakterschilderungen, Fortsetzung; Die Vögel, Beschluß. — 2. Grundriß und Beurtheilung der Helena des Euripides, von Wieland; Theophrast's Charakterschilderungen, Fortsetzung; Die Frösche des Aristophanes, metrisch verdeutscht und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Conz. — III. 1. Fragment aus Xenophon's Haushaltungswissenschaft; Theophrast's Charakterschilderungen, Beschluß. — 2. Lysias' Reden gegen Eratosthenes und Agoratos; Lysias' Vertheidigungsrede; Platon's Kriton. — 3. Die Choëphoren des Aeschylos, metrisch verdeutscht und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Conz; Platon's Euthyphron. — A. d. H.

Kunst.

Ueber die Ideale der griechischen Künstler.[1])

1.

Ich bin nicht belesen genug, um zu wissen, ob unter den unzähligen weisen Leuten, die seit viertausend Jahren über göttliche und menschliche Dinge — radotirt haben, nicht schon Einer gewesen ist, der uns a priori bewiesen:

„daß die menschliche Gestalt unter allen möglichen Gestalten die schönste sei".

---

[1]) Zuerst im Teutschen Merkur 1777, III. S. 121—169, 193—228; IV. S. 69—80, unter der Ueberschrift: „Gedanken über die Ideale der Alten. (Veranlaßt durch das vierte Fragment im dritten Bande der Lavaterischen Physiognomischen Fragmente.)" Vgl. Wieland's Brief an Merck vom 30. Juli 1777. Mit manchen Auslassungen, besonders der gegen Lavater gerichteten Stellen, und Aenderungen gab Wieland den Aufsatz u. d. T. „Gedanken über die Ideale der Alten" im ersten Bande der Kleineren prosaischen Schriften und dann im vierundzwanzigsten Bande der Werke unter den „Vermischten Aufsätzen literarischen, philosophischen und historischen Inhalts" mit der obigen Ueberschrift. Weggefallen ist in den Werken der erste Abschnitt, (in den Kleineren prosaischen Schriften nur dessen letzter, Lavater betreffender Absatz), der im Merkur also lautet:

„Sobald ein Menschensohn über einen speculativen Gegenstand, der sich weder ausrechnen noch ausmessen läßt, spricht — so kann er weiter nichts thun, als seine Meinung davon sagen; sagen, wie die Sache ihm vorkommt, und (wofern er's kann) warum sie ihm so vorkommt. Diese seine Meinung ist dann das Resultat seiner individuellen Art zu denken, seiner Empfindungen, Erfahrungen, Wahrnehmungen, meistens auch (er mag sich dessen nun bewußt sein oder nicht) andrer vorgefaßten Meinungen, Lieblingsideen und unfreiwilliger Neigung und Tendenz der Seele nach einem gewissen Punkt, auf den sich mehr oder weniger alle seine Vorstellungen beziehen. Alles kommt dann darauf an — wie gut er den Gegenstand kennt — ob er ihn auch nah und lange und oft genug — von mehr als einer Seite — in mehr als einem Lichte — erhitzter und flüchtiger oder kälter und gelassener — mit mehr oder weniger zur Sache erforderlicher Hilfkenntnisse — mit mehr oder weniger Scharfsinn — Behutsamkeit — Ueberlegung — betrachtet hat. Es kann ihm begegnen — aus sehr richtigen Grundsätzen zu viel zu schließen — oder es kann ihm bei dem größten Scharfsinn, bei den nettesten Begriffen an einem einzigen Dato fehlen, wodurch seine ganze Gedankenrechnung unrichtig wird — kurz, er kann auf unzählige Art

Sollte es schon geschehen sein oder noch künftig geschehen, so hätte der Mann, der sich dieses Verdienst um die Menschheit gemacht hat oder dereinst noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was Swift den edeln Houyhnhnm thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf Gulliver in die Zähne beweist:

„daß die Pferdegestalt unendlichemal schöner und vollkommner sei als die menschliche."

---

der Wahrheit verfehlen — wie beinahe immer und in allen Dingen das Loos aller Sterblichen ist. Genug, er hat seine Meinung gesagt, er glaubt (wie natürlich) Recht zu haben, und das Uebrige soll ihn nichts kümmern; denn es ist nicht halb so viel daran gelegen, als Viele sich einbilden,

„ob Scaramuz, ob Scapin besser tanze" [Hor., Sat., II. 6. 72, nach Wieland]. Und wenn wir auch, indem wir selbst irre gehn, Andre mit uns irre führen — sind wir nur bona fide zu Werke gegangen, was thut's? Warum gingen die Leute nicht ihrer eignen Nase nach? Wer heißt sie sich um andrer Leute Meinungen bekümmern? Was kann ein Mann Unschuldigers thun, als seine Meinung sagen? Folget denn gleich daraus, daß Ihr ihm Recht geben müßt? — Aber gewöhnlich hat es mit dem Rechtgeben auch nicht so viel auf sich, als man denkt. Denn meistens sind unter Hundert, die einem Autor Recht geben, Funfzehn bis Zwanzig, die es blos darum thun, weil sie finden, daß der Autor ihrer Meinung ist; und die übrigen Achtzig interessirt die ganze Sache so wenig, daß es ihnen ganz gleichviel ist, was darüber gesagt wird, und ob Hans oder Heinz Recht hat; und so halten sie es dann Bequemlichkeit halber immer mit Dem, der am Lautsten schreit oder den stärksten Trumpf drauf setzt oder zuletzt gesprochen hat.

„Es giebt zwar auch eine Art von Lesern, die einem Autor zuweilen das Compliment machen: sie seien klüger durch ihn geworden — und damit Wahrheit zu sagen glauben. Das ganze Geheimniß aber ist, daß er ihnen die Mühe erspart hat, aus bloßer eigner Kraft von einem Gedanken entbunden zu werden, der schon in ihrer Seele lag und vielleicht über kurz oder lang auch ohne seine Hilfe zum Vorschein gekommen wäre. Daß er ihnen nun mit so wenig Müh' und Schmerzen auf ihrer Seite den Hebammendienst gethan, sie einer Seelenbürde zu entledigen, wovon sie sich öfters, ohne recht zu wissen, was es war, gedrückt gefühlt hatten — und die sie nun gleichwol, da sie neu geboren auf ihrem Schooß liegt, als ihr eigen Fleisch und Blut betrachten —, das muß ihnen nothwendig angenehm sein. Und so erkennen es denn auch die Gutherzigen unter ihnen mit allem Dank, wenigstens unter vier Augen, im Grund aber könnten sie sich den Dank mit gutem Gewissen ersparen. Denn der Mann, der ihnen besagten Dienst gethan, hat seinen Lohn dahin, da er das Vergnügen hat, daß sie seiner Meinung sind; welches etwas ist, das Niemanden — der nicht wie Robinson Crusoe allein in einer Insel lebt — ganz gleichgiltig sein kann.

„Ich bin also im Begriff, die Gefahr auch zu laufen und über eine Sache — die zwar nicht ganz unerheblich ist — aber doch mit dem Besten der Kirche und des Staats, den guten Sitten und dem Flor und Aufnahme unsers lieben Vaterlandes, auch gemeiner Menschheit überhaupt, nur in einer gar entfernten Beziehung steht — meine Meinung hören zu lassen.

„Ehmals mußte man in solchen Fällen, um seine Bescheidenheit zu manifestiren, sagen: „meine wenige oder meine unmaßgebliche Meinung". Nachdem aber heutigstags gottlob nun Jedermann weiß, daß ein Mann nicht leicht etwas thun kann, das weniger wäre, als seine Meinung über etwas zu sagen, und

Was indessen Niemand zu leugnen begehren wird, ist dies: daß es uns Menschen vor der Hand noch immer unmöglich geblieben ist, eine Gestalt, die uns schöner vorkäme, zu erfinden, als die Gestalt unsrer eignen Gattung. Und das ist für unsern Hausbrauch genug.

---

nachdem es mit dem Vorurtheil des Ansehens dahin gediehen ist, daß selbst Kinder und Säuglinge sich aus der Autorität und Maßgabe ihrer Eltern und Bessern gerade so viel machen als aus einer hohlen Nuß: so braucht es keiner solchen Beiwörter mehr, und man sagt, ohne ein dergleichen salva venia vorauszuschicken, seine Meinung, worüber man will — und so gut man's versteht, ohne daß es eben viel zu bedeuten hätte oder die Welt nur halb so viel Notiz davon nähme, als die Herren Autoren sich gemeiniglich einbilden.

„Ich habe gleich auf der Ueberschrift dieses Aufsatzes bekannt, daß er durch das vierte Fragment in dem dritten Theil des physiognomischen Werkes veranlaßt worden. Herr L[avater] hat in diesem Fragment eine Meinung über die Ideale der Alten vorgetragen, die mir das Problem weder ganz noch richtig aufzulösen scheint, und der Recensent des besagten Buches (in gegenwärtigem Stücke des Teutschen Merkur) †) hat, ohne ihm hierin völlig beizupflichten, sich doch in der Kürze nicht völlig so erklärt, daß ich seine Berichtigung dessen, was mir in jenem Fragment irrig scheint, für hinlänglich halten könnte. — Ich fühle die Schwierigkeit, über so verwickelte Fragen etwas Bestimmtes und Wahres zu sagen; ich verspreche aber auch nichts, als die Ursachen anzugeben, warum ich mir von den Idealen der Alten und ihren Ursachen einen andern Begriff mache. Da ich Alles, was wie Disputiren aussieht, tödtlich hasse, so wird hier immer nur von den Sätzen, habe sie gesagt, wer will, nie von dem Manne, der sie vorgetragen, die Rede sein. Niemand kann die Vorzüglichkeit der Gaben des Herrn L[avater] stärker fühlen als ich — aber dies darf hier keinen Einfluß haben. — Oeffentliche Complimente von Schriftstellern gegen einander sind dem Publico anstößig und machen immer einen fatalen Effect. Also nichts dergleichen, so sehr ich den wunderbaren Mann liebe und in tausend andern und wichtigern Dingen seinen tiefern Blick, sein innigeres Gefühl und überhaupt sein höheres Maß von Kräften ehre. Ich sage — nichts von Complimenten! — Denn auch die gefühltesten und wärmsten Ergießungen der Freundschaft und Liebe bekommen, sobald sie durch die Druckerpresse gegangen sind, in den Augen der Welt, die daran weder Theil nehmen kann noch will, diesen häßlichen Schein; und es ist besser, däucht mich, auch hierin bösen Schein meiden, als sich heroisch über die widrige Wirkung hinaussetzen, die so etwas (wie man mit der größten Gewißheit vorhersehen kann) auf die Welt machen wird. Kurz, wenn es seit einiger Zeit aus der Mode gekommen sein sollte — so muß es wieder Mode werden

†) S. 181—185. Der Beurtheiler (Merck) sagt S. 183: „Was der Autor über die Idealen der Alten sagt, ist meist fürtrefflich. Darin sind wir mit ihm vollkommen einig, daß die Alten nach der sie umgebenden Natur gearbeitet und nicht nach Gespenstern oder sogenannten Idealen, und daß sie so wenig wie wir den hohen Grad der Natur erreichen können, sondern gewiß unter ihren Originalen geblieben sind. Allein darum sind ihre hinterbliebene Werke, wovon doch eigentlich die Rede unter uns ist, nicht Nachbildung einer herrlichen individuellen Natur, die dem Schicksal des Nachschöpfers unterliegt, sondern sie sind Aggregata oder compendiarische Darstellungen einzelner Erfahrungen in Eins gezogen. .... Uebertreibungen in den Antiken sind offenbar" u. s. w.

Aber so ausgemacht dies ist, so wenig kann geleugnet werden, daß schwerlich jemals ein einzelner Mensch, Mann oder Weib, in so hohem Grade schön gewesen sei, daß seine Gestalt, stückweise oder im Ganzen, nicht immer noch schöner, als sie war, hätte gedacht werden können, oder daß er nicht Ursache gehabt hätte, zu befürchten, es könnte unversehens ein schönerer kommen und ihn aus dem Besitz seines vermeinten Vorzugs herauswerfen.

Dieser Satz scheint mir so wahrscheinlich, daß ich beinahe versucht werden könnte, mit den Worten eines Sehers[1]) unsrer Zeit zu fragen: „Eine Wahrheit von so millionenfachen Beweisen, darf sie im Ernst in Zweifel gezogen werden?" — wofern ich dergleichen Lebhaftigkeiten in Untersuchungen, wo es immer ein Unglück ist, gar zu warm zu werden, für anständig hielte.

In der That, was kann man von dem Zusammenflusse aller dieser unzähligen physischen und sittlichen Ursachen, die vom Augenblicke der Zeugung an bis zum Augenblicke der Zerstörung von allen Seiten auf jeden Menschen eindringen, Anders erwarten, als daß die Anlage zur Schönheit in ihm mehr oder weniger dadurch angefochten werden müsse? Von diesen widrigen Einflüssen ist kein Klima, so wohl gemäßigt es sei, ist kein Sterblicher, so wohl geboren und glücklich erzogen er sei, ausgenommen. Oder wo ist das Land, worin nur in zehn Jahren die Witterung nie unmäßig, die Luft nie mit schädlichen Dünsten und Samen ansteckender Krankheiten angefüllt gewesen wäre? Wo ist der Mensch, dessen Organisation, Gesichtsbildung, Gesundheit und Stärke von Mutterleibe an nichts von auswärtigen Erschütterungen, nichts von der Ungnade der Elemente, nichts von ungesunder oder übermäßiger Nahrung, nichts von Krankheiten und zufälligen Beschädigungen, nichts von Zwang, Druck, Uebertreibung und Ueberspannung, nichts von eignen und fremden Leidenschaften gelitten hätte?

— daß Einer des Andern Begriffe und Meinungen bestreiten oder das Gegentheil behaupten dürfe, ohne sich zu bekümmern, ob dieser Andre ein großer oder kleiner Mann, Freund oder Feind, ein Deutscher oder ein Wale ist; und dies freilich ohne Unbescheidenheit und Sarkasmen, Nasenrümpfen, Trotz und Uebermuth, aber auch ohne alle Augenblicke die Eigenliebe des Andern zu tätscheln, zu streicheln und zu krabbeln und just so eine Miene zu machen, als ob sich ein Mann nothwendig für beleidigt halten müsse, wenn wir voraussetzen, daß er — nicht unfehlbar sei." — A. d. H.

[1]) Im Merkur war Lavater genannt. — A. d. H.

Mit welcher Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daß die unzählbaren Ursachen, wovon alle Augenblicke immer einige bereit sind, zum Nachtheil der Schönheit auf jeden einzelnen Menschen zu wirken, sich jemals auch nur bei einem einzigen wie durch Abrede oder vorbestimmte Harmonie zum Vortheil derselben vereinigt haben sollten? Ein vollkommen schöner Mensch ist also — wie alle vollkommene Dinge in dieser Welt — ein bloßer abstracter Begriff, dessen Object außerhalb der Einbildungskraft, die ihn erzeugt, nie existirt hat, nie existiren wird, nie existiren kann.

Gesetzt also, die alten Griechen wären (wie Jemand behaupten wollte) zur Zeit, da die bildenden Künste unter ihnen blühten, das schönste Volk unter der Sonne gewesen, so konnte ihnen doch kein Alcibiades noch Phädrus, keine Laïs, Phryne noch Glycera das Urbild vollkommner Schönheit darstellen.

2.

Aber was für Ursache haben wir, von der Schönheit und Güte (Kalokagathie) der besagten Griechen eine so hohe Meinung zu hegen, um zu behaupten, sie seien schönere und bessere Menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Ein berühmter Gönner dieser Meinung[1]) glaubt, die sehr natürliche Frage: Woher kam dies? folgendergestalt aufgelöst zu haben:

„Da die Kunst nichts Höhers, Reiners, Edlers erfunden und ausgearbeitet hat als die alten griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit,

„so hatten die Griechen entweder höhere Ideale — imaginirten sich vollkommnere Menschen — und ihre Kunstwerke waren also blos neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft —

„oder — sie hatten eine höhere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen.

„Nun kann ein Mensch überall nichts ganz erschaffen; und jeder Künstler copirt seine Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters, sich selbst — kann aber doch die Natur selbst nie völlig erreichen;

---

[1]) Im ersten Druck war einfach Lavater genannt. — A. d. H.

„schöne Werke der bildenden Kunst sind also immer ganz zuverlässig Siegel und Pfand schönerer Natur;
„nun machten die alten griechischen Künstler schönere Werke als die unsrigen:
„also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken."

Diesem entgegen sage ich:

Das jetzige Menschengeschlecht mag wol sehr gesunken sein, aber das muß aus andern Gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im Jahrhundert Alexander's, waren überhaupt weder schönere noch bessere Menschen als die heutigen Italiener, Franzosen, Engländer, Deutschen u. s. w.

Der Grund also, warum die Phidias, Alkamenes, Praxiteles, Lysippus u. s. w. so schöne Bilder machten, war nicht, weil sie von einer schönern Natur umgeben waren;

sondern es finden sich einige andere gegründete Ursachen, welche diese Erscheinung sattsam begreiflich machen.

Auch imaginirten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern Heroen und Götter in menschlicher Gestalt, und dies sind eigentlich die hochgepriesnen Ideale, die in der edelsten Bedeutung dieses Wortes darum so genannt wurden,

weil der Künstler, der z. B. die Niobe oder den Vaticanischen Apollo hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden lebendigen Originale, sondern nach einer in seinem Geiste erzeugten, in seiner Phantasie schwebenden Idee arbeitete.

Und insoferne, und weil nie ein Jüngling oder Weib sich anmaßen konnte, so schön, geschweige noch schöner sein zu wollen als dieser marmorne Apollo, diese marmorne Niobe, könnte man wol sagen, daß es neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft gewesen;

wiewol sich darum Niemand einfallen ließ, zu behaupten, daß sie von dem Künstler aus nichts erschaffen worden, sondern immer eine ewige Wahrheit bleibt: daß die Natur, wo nicht die Quelle, doch gewiß die Veranlassung — und überhaupt in allen Fällen das Vor-

bild (Typus) der menschlichen Ideen, obgleich nicht in jedem einzelnen Falle das Urbild (Archetypon) der menschlichen Werke ist.

Wenn ich also von den sogenannten Idealen der griechischen Künstler als dichterischen Werken oder Geschöpfen ihrer Imagination spreche, so ist meine Meinung, daß einige ihrer Werke weder Copien noch Caricaturen der im Einzelnen sie umgebenden Natur gewesen, sondern Nachbildungen von Urbildern, die außer der Imagination des ersten Erfinders nirgends in der Natur so da gewesen; und von diesen Werken allein behaupte ich, daß sie einen Grad von Schönheit oder Größe und Majestät gehabt haben, dessen kein einzelnes menschliches Wesen sich rühmen konnte;

daß auch hier wie in allen menschlichen Dingen ein Mehr und Weniger stattgefunden, und daß die Kunstwerke, die man gewöhnlich mit zu weniger Unterscheidung unter der Rubrik Ideale in eine Masse zusammenwirft, von so verschiedener Beschaffenheit gewesen, daß diese Benennung nicht allen in einerlei Bedeutung zukommen könne.

Endlich scheint mir ein Resultat von Allem diesem: daß sich schwerlich ein Grund erdenken lasse, warum nicht auch neuere Künstler (ohne überhaupt eine schönere Natur um sich zu haben) ebenso schöne, vielleicht noch schönere Werke als die Alten sollten hervorbringen können, wenn sie nicht nur die nämliche Gelegenheit und Freiheit hätten, die schönsten einzelnen Naturen ihrer Zeit zu beschauen, sondern (was ebenso nöthig ist) auch die nämlichen großen Bewegursachen und Antriebe hätten, von welchen die Imagination jener Alten emporgetragen und öfters zu einer Höhe aufgeschwungen wurde, die sich unter weniger günstigen Umständen nicht erreichen läßt. Denn man kann nicht Alles, was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will, als man kann.

Dies sind ungefähr die Hauptsätze, in welche die Folge meiner Gedanken über die Ideale der Alten eingeschlossen ist, und worüber ich nun genauere Rechenschaft geben werde.

3.

Ich habe einen so großen Begriff von den Vorzügen der alten Griechen, als nur irgend Einer haben kann, der sich einige Mühe gegeben hat, sie kennen zu lernen. Zu jener Zeit, als meine Einbildungskraft über Musarion und Agathon brütete, schwärmte ich wol selbst ein Wenig über diesen Punkt. Allein da die Einbildung: „daß es Tugend sei, sich in seinen Meinungen und Behauptungen immer gleich zu bleiben", mich nie verhindert hat, noch künftig verhindern soll, meine Begriffe von Menschen und menschlichen Dingen immer richtiger zu machen, warum sollt' ich nicht bekennen, daß die Griechen durch längere und genauere Bekanntschaft Vieles von ihren Vorzügen vor andern ältern und neuern Völkern in meinen Augen verloren haben?

Wenn ich Griechen sage, so ist die Rede weder von Homer noch Sophokles, weder von Sokrates noch Epaminondas. Diese und einige andre Griechen, die wir aus der Geschichte oder aus ihren Werken kennen, gewinnen freilich (wie alle in hohem Grade vortrefflichen Menschen), je länger man mit ihnen umgeht, und je mehr man Gelegenheit hat, sie mit andern zu vergleichen.

Aber hier ist die Rede von der Nation — von Athenern, Spartanern, Thebanern, Korinthiern u. s. w.; und dies macht einen großen Unterschied. Der Begriff von einem ganzen Volke ist ein unendlich zusammengesetzter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor betrüglichen Abstractionen, falschen Inductionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüssen vom Einzelnen und Besondern aufs Allgemeine und zwanzig andern Wegen, die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Ich sehe die überspannte Meinung von der höhern körperlichen und sittlichen Vollkommenheit der Griechen bei Vielen als die zusammengesetzte Wirkung ganz verschiedner Ursachen an. Unter diesen letztern ist freilich die Vortrefflichkeit der großen Männer, die dieses Volk einst gehabt, wiewol meistens verkannt und übel belohnt hat;*) und der Genie- und Kunst-

*) Und auch bei diesen muß man nicht vergessen, daß wir sie wie verklärte

werke, die sie uns hinterlassen haben, auch eine. Aber die Autorität großer Männer, die mit Enthusiasmus von ihnen gesprochen haben — eine Autorität, die vielleicht nur in unsern Knabenjahren auf uns wirkte, aber eben damals Eindrücke machte, die so leicht nicht wieder erlöschen — eine zu große, aus flüchtiger, unvollständiger Kenntniß ihrer glänzenden Seite entsprungne Bewunderung — der Mangel eines besondern Studiums dessen, was sie von Homer an bis zu ihrem Rückfall in die Barbarei durch so mancherlei Veränderungen und Stufen der Abartung gewesen sind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende Erhitzung eines feurigen Kopfs beim Vortrag einer Lieblingsmeinung oder irgend eines Resultats einer solchen, da man fast immer mehr sagt, als man sagen wollte oder bei kälterm Blute gesagt zu haben wünschen möchte: diese und andere Ursachen, die hier nicht entwickelt werden können, tragen wol zuweilen auch das Ihrige bei, wenn von den Griechen als Menschen von einer höhern Natur gesprochen wird.

Ich wünschte aber wol vor allen Dingen belehrt zu werden, *welchem* unter den griechischen Völklein es eigentlich gilt; ob die Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter[1]) u. s. w. auch darunter gemeint sind, hauptsächlich aber, zu *welcher Zeit* die Griechen schönere und bessere Menschen waren als die, von denen sich *Michel-Angelo, Raphael, Tizian, van Dyck* u. s. w. umgeben sahen. Doch diese Frage beantwortet sich aus der Sache selbst. Die Künstler, von deren herrlichen *Werken* dieser Schluß auf die Herrlichkeit der sie umgebenden *Natur* gemacht wird, lebten alle kurz *vor* und bald *nach* den peloponnesischen Fehden, in der *Zeit zwischen Perikles und Alexander*. Die Menschen, die *vor* ihrer Zeit gelebt hatten, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Phidias, Praxiteles, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen Einfluß haben; denn mit diesen hatten sie nicht gelebt, hatten sie nicht einmal in wahren Bildnissen gesehen. Also müssen es denn *ihre Zeitgenossen*, d. i. die *Zeitgenossen des Sokrates, Xenophon, Diogenes* u. s. w. gewesen sein! — Wir wollen sehen.

Geister und höhere Wesen in einer Art von *Glorie* sehen und in der Nähe, zumal wenn wir in allerlei bürgerlichen Verhältnissen mit ihnen gestanden hätten, ganz anders gesehen haben würden.

[1]) Hier stand im *Merkur* noch die böse Bezeichnung der Kreter als ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία. — A. d. H.

4.

Daß die Griechen überhaupt ein wohlgebildetes Volk und schöne Personen unter ihnen nichts Seltnes gewesen, läßt sich allerdings beweisen; und es leugnen zu wollen, wäre unverschämt. Aber womit man den historischen Beweis führen wollte, daß sie zu irgend einer Zeit schöner gewesen als[1]) die Römer, Gallier, Germanen, Briten, Normannen, ja selbst als die heutigen Italiener, Engländer, Franzosen, Deutschen, Dänen, Schweden u. s. w. — davon weiß ich nichts. Selbst unter wohlgebildeten Völkern sind große Schönheiten immer selten. So mag es wol bei den Griechen auch gewesen sein; oder würden sie sonst über die Schönheit eines Alcibiades und Phädrus, einer Laïs und Phryne so viel Aufhebens gemacht haben? Würde, wenn die Schönheit unter den griechischen Weibern etwas so gar Gemeines gewesen wäre, Alexander von dem Glanze der persischen Frauen so geblendet worden sein, daß er sie Augenschmerzen (*ἀλγηδόνας ὀφθαλμῶν*) genannt hätte?*) Oder würde Lucian in seinen Bildern, wo er alle Bildhauer, Maler und Dichter zu Hilfe ruft, um die Schönheit der Smyrnerin Panthea zu beschreiben, von dieser Frau als von einem Wunder reden? da sie doch am Ende, selbst in seiner ekstatischen Beschreibung, nichts mehr ist als ein schönes Weib, wie man deren auch wol dann und wann in Deutschland zu sehen bekommt. „Als ich zu Athen war" — sagt Cotta in Cicero's Dialogen von der Natur der Götter**) — „fand sich unter ganzen Heerden von Jünglingen kaum einer und der andere, der schön genannt werden konnte." Die schönsten Gestalten und das schönste Blut sah man unter den ionischen Griechen; also nicht in der eigentlichen Hellas, sondern in Asien. Smyrna, eine der Hauptstädte Joniens, war ihrer schönen Weiber wegen berühmt. Daher sagt der Smyrner, welchen Lucian beim Aufzug der schönen Panthea unter den gaffenden Zuschauern stehen läßt, mit patriotischer Hoffart zu seinem Nachbar:

*) Plutarchus in Alexandro, 21.
**) Lib. I. cap. 20.

[1]) Im Merkur stand hier noch: „die Perser, Tscherkassen, Georgier oder als". — A. d. H.

„Siehe, solche Schönheiten giebt's nur zu Smyrna!" Ein gewisser Nymphodorus (der eine Reisebeschreibung durch Asien geschrieben, die nicht auf uns gekommen ist) versichert (nach dem Athenäus),*) „daß er in der ganzen Welt nirgends schönere Weiber angetroffen als zu Tenedos", einer kleinen Insel nahe bei Troja. Und weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemals eine Malerschule!

Doch es wäre Ueberfluß, den Satz, daß die Griechen überhaupt nicht schöner gewesen als eine Menge andrer Bewohner des gemäßigten Theils der Erdkugel, durch mehr Zeugnisse zu bestätigen. Die Sache spricht, däucht mich, von sich selbst. Woher sollte ihnen wol diese hohe Schönheit gekommen sein? Gesunde Luft oder Leibesübungen und Bäder machen es doch allein nicht aus. War ihre Sonne etwa wärmer und geistiger oder ihre Luft milder als in den schönsten Provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein ziemlicher Theil von Griechenland rauher, unfruchtbarer Boden? Waren ihre ersten Eicheln fressenden Vorfahren etwa Menschen von edlerer Art als die unsrigen? Oder genossen die Griechen zu Perikles' Zeiten etwa reinere und gesundere Nahrungsmittel als wir? Lebten sie von Ambrosia und Nektar?**) Verderbte sich ihre Jugend nicht wenigstens so sehr als die heutige durch alle Arten von Ausschweifungen? Bei welchem Volke wurden die von der schändlichsten und verderblichsten Gattung weiter getrieben?***) Auch die Excesse der Tafel und das Trinken über Bedürfniß und Vermögen, das unsern biedern[1]) Vorfahren von den nüchternen Ultramontanen ehedem so sehr vorgeworfen wurde, ging zu Sokrates' Zeiten bei den eleganten Athenern so sehr im Schwange, daß der Weiseste unter den Weisen selbst einmal (und wer weiß, ob nur dies einzige Mal?) sich nicht erwehren konnte, mit den Wölfen zu heulen, und über seine Mitzecher keinen andern Vortheil erhielt, als daß er, während die Uebrigen weggetragen werden mußten, auf seinen eignen Füßen nach Hause taumelte. Und können wir uns nicht aus dem Hippokrates belehren, daß (die Pocken ausgenommen) beinahe alle Krankheiten der heutigen Europäer auch unter

*) Deipnosoph., Lib. XIII. p. 679 F.

**) Schweinefleisch, gesalzene Fische, Schalfische und allerlei Arten von Kuchen waren die gemeinste Nahrung zu Athen.

***) Wer daran zweifelt, kann sich von Aristophanes belehren lassen.

[1]) Im Merkur „biderben". — A. d. H.

diesen angeblich schönern Menschen regiert und den Aerzten so viel zu schaffen gemacht haben als bei uns?

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hätten diesen Vorzug der Schönheit wenigstens in der Zeit, da ihre Sitten und Lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die Erfahrung, daß die Schönheit mit der Einfalt der Lebensart und Sitten in gleichem Verhältniß gehe. Wäre dies, so müßt' es nirgends schönere Menschen geben als in den kleinern schwäbischen Reichsstädten, wo Beides sich noch bis diesen Tag in hohem Grade erhalten hat. Ueberlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf u. s. w. müßten die großen Tempel der Schönheit und die Akademien sein, wohin unsre Künstler, um die schöne Natur zu studiren, wallfahrten müßten. Ich berufe mich aber auf die wackern Einwohner dieser kleinen Republiken selber, ob sie von dieser Seite auf einigen Vorzug Anspruch machen. Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese dies für den Satz: daß die Ideale der griechischen Künstler nur Copien der sie umgebenden schönen Natur gewesen? Als die größten Bildner und Maler sich in Griechenland hervorthaten, wo war da die Einfalt und Reinheit ihrer alten Sitten? Eine Zeit lang machte Sparta noch eine Ausnahme; und gerade zu Sparta gab es ja keine Künstler als Harnischmacher und Waffenschmiede!

5.

„Aber nicht nur schönere — auch bessere Menschen als das heutige Menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldnen Jahrhundert ihrer Künste gewesen sein." Bessere Menschen? und wer sagt uns das? Etwa Platon, Xenophon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten Rang, die ihre Nation gewiß besser kannten als wir und Patrioten genug waren, um ihr kein Unrecht zu thun. Wahrlich, der Begriff, den wir von der sittlichen Kalokagathie der Griechen aus diesen und überhaupt aus allen ihren Schriftstellern nach der großen Epoche des medischen Krieges bekommen, sagt ganz was Andres. Nach den Sitten, die uns (zum Theil) im Homer so wohl gefallen — oder nach einer kleinen Anzahl durch Jahrhunderte zerstreuter vortrefflicher Menschen — oder nach einigen politischen Gebräuchen, Gesetzen und Instituten — wird

man doch nicht die ganze Nation günstiger beurtheilen wollen als andre? Wo ist ein civilisirtes Volk im heutigen Europa, das seit drei- oder vierhundert Jahren nicht eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen nur allein die Zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien! die Zeit Ludwig's XI. und Franz' I. in Frankreich! die Zeit Heinrich's VIII. und der Elisabeth in England! die Zeit Maximilian's I. und Karl's V. in Deutschland! Oder mangelt es etwan in unsern monarchischen sowol als freien Staaten an Gesetzen, Einrichtungen und Anstalten, die wir der Griechen ihren kühnlich entgegensetzen dürfen? Es ist, denke ich, gar keine Frage, daß die Polizei in den meisten griechischen Städten unvollkommener war und bei ihrem ewigen Schwanken zwischen Monarchie, Oligarchie und Demokratie schlechter sein mußte als heutiges Tages in jeder mittelmäßigen Stadt in Deutschland. Und was die Sitten der Homerischen Zeiten betrifft, waren diese nicht in gewissen Zeitpunkten die Sitten jedes Volkes in der Welt?

Von dieser Seite also kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen Vorzug eingestehen. Aber vielleicht war das, was man den Urstoff und die Grundanlage der Menschheit nennen kann, besser bei ihnen als bei Andern? Es wäre der Mühe werth, wenn Jemand dies erweisen wollte. Bis dahin halte ich mich an das, was ich weiß. Die Griechen waren, als sittliche Menschen betrachtet, ein noch sehr rohes und allen Ausbrüchen der wildesten Leidenschaften überlassenes Volk, als die Geschichte ihrer kleinen Könige den spätern Theaterdichtern zu Athen Stoff zu vielen hundert Tragödien gab. Und als nach ihren Siegen über den Xerxes Handelschaft und Reichthum ihre Lebensart verfeinerte, die Ungleichheit vergrößerte, die Begierden erhitzte, wurden sie (wie alle Völker der Welt aus gleichen Ursachen) an Denkart und Sitten, Seele und Leib nach und nach in sehr kurzer Zeit ein so heilloses Volk, als irgend ein europäisches es jetzt ist. Ich berufe mich wegen des Beweises dieser Beschuldigung — nicht auf den Aristophanes (wiewol seine Komödien als historische Urkunden von der schändlichen Verdorbenheit der damaligen Griechen, besonders der Athener, nicht zu verwerfen sind), sondern auf alle übrigen weniger unreinen Quellen unsrer Kenntnisse von diesem so übermäßig erhobenen Volke.

Ich ersuche zu bemerken, daß ich hier nicht von allen

Griechen, sondern eigentlich und besonders von denen spreche, die sich durch Liebe der Künste und Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten am Meisten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bei den Athenern stehen, die den Ton angaben! Eine feine Zucht besserer Menschen zu den Zeiten, da sie sich bald von dem Gerber Kleon, bald von dem Wildfang Alcibiades mißregieren, bald von den Spartanern und ihren dreißig Tyrannen wie ein Pack feiger, nervenloser Memmen mißhandeln ließen! Und was braucht es weitern Zeugnisses dessen, was sie waren, als die Art, wie sie sich ihre besten Männer, von Miltiades bis zu Phocion, vom Halse schafften? Kann man nach so oft wiederholten Proben in der nämlichen Art noch zweifeln, daß der Charakter dieses Volkes nicht weniger leichtsinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig, und also von dieser Seite wenigstens nicht besser gewesen als der Charakter irgend eines Pöbels in der Welt, so erwäge man nur die schändliche Art, wie sie die Reste ihrer Freiheit endlich gegen König Philipp von Macedonien verloren, und die noch zehnmal schändlichere Art, wie sie sich nach Alexander's Tod gegen einen Antigonus, Demetrius Poliorcetes u. A. betragen haben.*) Man hat keinen Begriff von einem tiefern Grade der Niederträchtigkeit. Aber so mußte auch ein Volk sein, das den edelsten und besten Mann seiner Zeit, Phocion, mit dem kältesten Blute hinrichten ließ, um sich etliche Jahre darauf von dem sittenlosesten, schändlichsten Kerl seiner Zeit, einem Stratokles, und Andern seinesgleichen beherrschen zu lassen!

Ich sage nicht, daß das Volk zu Athen um dieser und aller seiner übrigen unzähligen Missethaten, Thorheiten, Bübereien und Brutalitäten willen schlimmer gewesen sei als andrer Pöbel; aber ich sehe auch nicht, warum es mit solchen Eigenschaften und bei einem solchen Betragen besser sollte gewesen sein als andrer Pöbel, oder warum wir in Vergleichung mit ihm verdienen sollten, Hefen der Zeit genannt zu werden.**)[1]) Doch genug und vielleicht schon zu viel, um zu

*) Man lese den Plutarch im Leben des Demetrius und vergesse nicht, daß Plutarch einer von den Alten ist, die am Meisten Gutes von den Athenern gesagt haben.

**) S. Physiognom. Fragmente, III. B. 1. Abschnitt, IV. Fragment.

[1]) Hier folgte noch im Merkur und den Kl. prosaischen Schriften: „Und von wem? Von einem bessern Menschen, als vielleicht im ganzen Gräcien, selbst in der Epoche seiner besten Menschen, je einer gewesen ist!" — A. d. H.

zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daß die großen Bildner der Griechen blos dadurch fähig gemacht worden, ihre sogenannten Ideale hervorzubringen, weil sie von einer höhern, vollkommnern Natur, von schönern und bessern Menschen umgeben gewesen als die neuern.

6.

Was war es denn also — da doch ein Mensch nichts überall ganz erschaffen kann —, was sie fähig machte, schönere Werke hervorzubringen als nach der gemeinen Meinung irgend einer von den neuern Künstlern?

Ehe ich meine Gedanken über diese Aufgabe sage, muß ich die Frage selbst ein Wenig anders wenden. Ich weiß zu wenig davon, inwiefern die Werke der alten griechischen und der neuern europäischen Kunst so genau und unbefangen haben verglichen werden können und wirklich verglichen worden sind, daß man mit Gewißheit sagen könnte, die Kunst habe nie etwas Reiners und Vollkommners hervorgebracht als die griechischen Ideale. Ich wenigstens kann darüber nichts aus eignem Gefühle sagen. Die Mediceische Venus, der Vaticanische Apollo[1]) u. s. w. stehen zwar in Gipsabgüssen vor mir — und dies ist in Ermanglung der Originale doch etwas; aber von den vorzüglichsten Werken der neuern Bildhauer kenne ich nichts, das zur Vergleichung dienen könnte. Und überdem finden sich verschiedene Ursachen, warum eine solche Vergleichung immer zum Nachtheil der Neuern ausfallen muß und gleichwol zum Vortheil der Alten nichts entscheidet — wie man in der Folge sehen wird.

Ich stelle also die Frage lieber so: „Woher mag es wol gekommen sein, daß griechische Künstler diese schönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weswegen ihnen dieser Name zukommt?"

Mir däucht, man hat Unrecht, bei Wirkungen von so sehr zusammengesetzten Ursachen, als die Werke der Götter und der Menschen sind, Alles immer auf ein vermeintes Princip reduciren und aus einer Ursache erklären zu wollen, was immer das Resultat von vielen ist. Es ist freilich die kürzeste Art,

[1]) Hier war im Merkur auch noch „der Ganymed" genannt. — A. d. H.

sich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die Wahrheit fast immer auf diesem Wege. Mehrere Ursachen, mehrere Umstände kamen zusammen, diesen Idealen das Dasein zu geben und zu machen, daß sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur that's nicht allein — die Gelegenheit, sie zu studiren, that's nicht allein — der Genie des Künstlers — die Liebe, womit er arbeitete — das Aufstreben nach mehr als menschlicher Schönheit und Größe — der stolze Gedanke, etwas der öffentlichen Anbetung Würdiges hervorzubringen — that's nicht allein: aber alle diese Ursachen zusammengenommen thaten's. So werden Menschen, und so werden auch Statuen!

7.

Fürs Erste also: Die griechischen Künstler hatten unstreitig schöne Natur vor und um sich. Ob eine schönere als die unsrige — wer kann dies mit Gewißheit bejahen oder mit Gewißheit verneinen? Wie könnten wir die Vergleichung so anstellen, daß keinem Theil Unrecht geschähe? Wenigstens scheint es aus allen vorangeführten Gründen ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Aber was wir mit Gewißheit sagen können, ist dies: sie hatten mehr Gelegenheit, mehr Freiheit, die Schönheiten, die ihnen die Natur und ihre Zeit darstellte, zu beschauen, zu studiren, zu copiren, als die neuern Künstler je gehabt haben — und dies macht einen sehr wesentlichen Punkt aus. Die Gymnasien, die öffentlichen Nationalkampfspiele, die Wettstreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Basilis*) in Arkadien, die Ringspiele

*) Nach dem Athenäus war unweit einer von dem arkadischen König Kypselus vor Alters am Alpheus erbauten Stadt ein Tempel und heiliger Hain der Eleusinischen Ceres, den einige Parrhasische Familien gestiftet hatten. Und von eben diesen rührte auch der Wettstreit um den Preis der Schönheit her, welcher alle Jahre am Feste dieser Göttin daselbst angestellt wurde. Athenäus versichert, dies Institut habe zu seiner Zeit noch gedauert, und man nenne die Frauenzimmer, die um den Preis stritten, Chrysophoros. Aus einer Stelle des Pausanias (in Arcadicis [VIII. 29. 5.]) schließe ich, daß dieser von Athenäus nicht benannte Ort Basilis geheißen. Pausanias sagt, zu seiner Zeit sei nichts mehr davon übrig gewesen als der Tempel und Hain der Ceres. Des Instituts aber erwähnt er gar nicht. Es muß also nichts sehr Berühmtes gewesen sein. Vielleicht war es eine Art von Rosenfest, woran nur die umliegenden Landmädchen Theil nahmen. Indessen scheint doch das Stillschweigen des Pausanias (wiewol er ein Zeitgenosse des Athenäus war) nichts gegen die positive Versicherung des Letztern, was die Existenz dieses Instituts betrifft, zu beweisen.

zwischen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta u. s. w. — der berüchtigte Venustempel zu Korinth (dessen junge Priesterinnen zu besingen, selbst Pindar nicht erröthet), die thessalischen Tänzerinnen, die an den Gastmahlen der Großen nackend tanzten*) — alle diese Gelegenheiten, die schönsten Gestalten unverhüllt, in der lebendigsten Bewegung, vom Wetteifer verschönert, in den mannichfaltigsten Stellungen und Gruppirungen zu sehen — mußten die Imagination der Künstler mit einer Menge schöner Formen[1]) anfüllen und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schönern sie desto fähiger machen, sich zur Idee[2]) des Schönsten zu erheben.

Außerdem hatte Griechenland, besonders das schöne Athen, seit dem Institut des weisen Solon**) einen Ueberfluß an Frauenzimmern, die von den Renten ihrer Schönheit lebten und bereit waren, auch zur Beförderung der Kunst das Ihrige beizutragen. Ein gewisser Aristophanes von Byzanz (der ein raisonnirtes Verzeichniß dieser holden Dienstmädchen der Venus geschrieben hat) brachte ihrer nur allein aus Athen hundertunddreißig zusammen, die einen Namen hatten, und Athenäus vermehrt diese Anzahl noch durch eine starke Nachlese. Alle diese Nymphen blühten in dem nämlichen Jahrhundert, da die Kunst blühte. Laïs, die schönste und berühmteste unter ihnen allen, machte sich eine Ehre daraus (wie uns eben dieser Autor versichert), ihren Hals und Busen den Malern zum Modell zu leihen. Daß die schöne Theodota, die Lieblingsmätresse des Alcibiades, ehe sie zu diesem Vorzug gelangte, kein Bedenken getragen, „Alles, was sie Schönes hatte“, sowol Malern als andern Dilettanten, die von der Gelegenheit profitiren wollten, zu zeigen — erzählt uns Xenophon, ein Augenzeuge;[3]) denn ohne Zweifel war er Einer von Denen, welche Sokrates mit sich nahm, als er hinging, diese Schönheit (die Jemand in seiner Gegenwart unbeschreiblich genannt hatte) in Augenschein zu nehmen. Dies ὅσα καλῶς ἔχοι des Xenophon ist in der Thiemischen Ausgabe gar zu ehrbarlich übersetzt: „was sie mit Anständigkeit zeigen konnte“. Denn Xenophon sagt dies nicht;

*) Athen., L. XIII. c. 9.
**) S. Ebendenselben, l. c. c. 3.

[1]) Hier stand im Merkur noch: „(denn auch in einerlei Art ist das Schöne mannichfaltig)“. — A. d. H.
[2]) Merkur und Kl. pros. Schr.: „zur einfachern Idee“. — A d. H.
[3]) Memorab., III. 11. 1. — A. d. H.

so was versteht sich von selbst. Allein damals herrschten in den reichsten und üppigsten Städten Griechenlandes ganz andre und ungleich losere Begriffe vom Anständigen als bei uns.*)

So würde es z. B. höchst unanständig und gegen den Respect des Gerichts befunden werden, wenn ein heutiger Advocat den schönen Busen seiner Clientin entblößen wollte, um die Richter zu einem milden Urtheil zu verführen. Er möchte sich noch so laut auf das Beispiel des berühmten Athenischen Sachwalters Hyperides berufen, der sich dieses Behelfs bei der schönen Phryne mit bestem Erfolg bediente; man würde das Präjudiz nicht gelten lassen, und er selbst sowol als seine Clientin würden sich sehr übel dabei befinden, so geneigt auch die Herren des Gerichts ingeheim sein möchten, sich in einem Tête à Tête von der Giltigkeit der producirten Evidenz überzeugen zu lassen. In Athen hingegen ärgerte sich kein Mensch an diesem, wiewol ungewöhnlichen Advocatenstreich, und die Dame wurde ohne weitere Untersuchung losgesprochen. Im Vorbeigehen kann diese Geschichte auch zum Beweis dienen, daß ein sehr schöner Busen nichts Alltägliches zu Athen gewesen sein muß. „Die Richter", sagt Athenäus, „wurden bei dessen Anblick so frappirt, daß sie, von einer heiligen Scheu (δεισιδαιμονία) ergriffen, es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, einer so schönen Priesterin der Venus das Leben abzusprechen.

*) Ich finde beim Plinius eine Anekdote, die eine starke Ausnahme hiervon zu machen scheint. „Praxiteles", sagt er, „hatte zwei Statuen der Venus gemacht, die eine nackend (und dies war eben die nachmals so berühmte Venus Knidia), die andere bekleidet. Er ließ Denen von Kos, die eine Venus bei ihm bestellt hatten, die Wahl unter beiden, und sie wählten die bekleidete, wiewol der Preis einerlei war, severum id ac pudicum arbitrantes." Allein dies ist vielleicht nur eine Vermuthung des Plinius. Es ist ebenso möglich, daß sie die bekleidete blos wählten, weil sie ihnen schöner vorkam. Eine bekleidete Venus, deren schöne Formen unter dem Gewande nichts verlieren, sondern wie dadurch hervorleuchten, ist vielleicht ein größeres Kunstwerk als eine nackte. Wenn die nachmals so berühmten Seidenfabriken der Inseln Kos und Keos, wo diese feinen Stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem Ausdrucke des Plinius) die Bequemlichkeit verschafften, nackend gekleidet zu sein, damals schon vorhanden waren, so würde meine Vermuthung desto wahrscheinlicher. Wie dem aber auch sein mochte, die Knidier nahmen herzlich gern mit der nackten Venus fürlieb, die ihnen die Koer gelassen hatten, und befanden sich so wohl dabei, daß, als der König Nikomedes sich erbot, alle Schulden ihrer Stadt (die sehr groß waren) zu bezahlen, wenn sie ihm ihre Venus dafür geben wollten, sie sich erklärten, sie wollten es lieber aufs Aeußerste ankommen lassen.

8.

Da die Rede hier von Phryne ist, erinnere ich mich einer andern Anekdote, die von ihr erzählt wird, und aus welcher ein historischer Beweis für die Meinung, die ich bestreite, gezogen werden könnte. „Phryne war“, wie der angezogene Autor versichert, „vorzüglich an denen Theilen schön, welche bedeckt werden; auch war es nichts Leichtes, etwas von ihr entblößt zu sehen; denn sie pflegte sich so knapp zu kleiden und so stark einzuhüllen, daß nicht das Mindeste von der bloßen Haut sichtbar werden konnte, badete sich auch niemals in öffentlichen Bädern.“*) Indessen fand sie doch einst für gut, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen und an einem Feste des Neptun's zu Eleusis den mystischen Schleier von sich zu werfen, um eine unendliche Menge Augen auf einmal zum Anschauen dieser geheimen Schönheiten, die sie sonst so sorgfältig vor profanen Blicken zu verbergen pflegte, zuzulassen. Unverblümt von der Sache zu sprechen — die Nymphe stieg vor allem Volke nackend ins Meer und nackend wieder heraus; und nach dem Modell, das sie bei dieser Gelegenheit den griechischen Künstlern gab, arbeitete Praxiteles, einer ihrer begünstigten Liebhaber, die nachmals so berühmte Knidische Venus. Dies sagt Athenäus ausdrucklich. Aber, wenn er etwas Anders damit sagen wollte, als daß Phryne das Modell war, von dem sich Praxiteles zu seinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn seine Meinung war, Praxiteles habe ein Bildniß der Phryne für eine Venus ausgegeben: so behaupte ich, diese Anekdote verdiente nicht um ein Haar mehr Aufmerksamkeit als so viel tausend andre verdächtige Histörchen, womit man sich zu allen Zeiten, und in dem lügenhaften Griechenlande mehr als sonst irgendwo, an berühmten Personen und ihren Werken und Handlungen zu versündigen pflegte. Die Verdorbenheit der Sitten war damals noch nicht so groß, daß

*) Dies ist treulich und ohne Gefährde der Sinn des Athenäus, beinahe wörtlich übersetzt. Wer sollte sich nun als möglich vorstellen, daß Herr Georg Ogle Esqu. diese Stelle so, wie folget, hätte verfälschen können: „Auch war es nicht leicht, sie ohne Emotion nackend zu sehen; und in Rücksicht dessen war ihr von Obrigkeits wegen verboten, sich eines öffentlichen Bades zu bedienen“? S. dessen Collection of Gems, p. 76. O des weisen Mannes, der sich keine andere Ursache denken konnte, warum Phryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeidirection verboten worden war!

die Welt so etwas als eine malerische Licenz hätte passiren lassen. Wenngleich (nach dem Ausdruck eines römischen Dichters)[1] ganz Griechenland vor der Thüre einer Laïs oder Phryne lag, so hatte man doch noch die gehörige Empfindung von der Makel,[2] die solchen Creaturen anklebt; und eben diese Deisidämonie der Griechen, die sich ein Gewissen daraus machte, den schönen Busen der Phryne zu zerstören und sich dadurch an der Göttin, in deren Diensten sie gleichsam war, zu versündigen, würde es noch weniger haben ertragen können, die Werkzeuge ihrer Unenthaltsamkeit auf Altäre gestellt und in Gegenstände der öffentlichen Andacht verwandelt zu sehen.

Doch wir brauchen uns hier nicht mit Vermuthungen aufzuhalten, da wir ein Zeugniß eines Augenzeugen haben, das dem Vorgeben des Athenäus, der nur von Hörensagen schrieb, deutlich genug widerspricht. Pausanias erzählt ausdrücklich:*) „Man sehe zu Thespiä eine Venus und eine Phryne von Marmor, beide von der Arbeit des Praxiteles.“ Diese beiden Statuen waren also verschieden genug, um — die eine für ein Bild der Schönheitsgöttin — die andre für das Bild der Phryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im Sinne gehabt, seiner Geliebten die Ehre der religiösen Anbetung zu verschaffen, so hätte er sie gewiß nicht den Knidiern für eine Venus und den Thespiern für das, was sie war, für Phryne verkauft. Viele Fremde, die nach Knidos reisten, um seine Venus zu sehen, hätten wol auch schon seine Phryne zu Thespien gesehen, und der Betrug wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben; ganz Griechenland hätte bald gewußt, daß diese Knidische Göttin, die man unter die höchsten Wunder der Kunst zählte, weiter nichts als ein Bildniß der Phryne sei; die Thespier hätten sich rühmen können, das wahre Original dieser vorgeblichen Venus zu besitzen; die Knidier würden sich haben schämen müssen, ihre Copie in einem der berühmtesten Tempel der Liebesgöttin aufzustellen und die Andacht der guten Griechen mit der profanen Nudität einer öffentlichen Dirne zu betrügen; und als in der Folge der König Nikomedes ihnen eine ungeheure Summe für ihre Venus anbieten ließ, würden sie gewiß keine Thoren gewesen sein, Nein zu sagen.

Ich weiß wohl, daß eben diese Phryne auch dem Apelles

*) In Boeoticis, [IX.] c. 27.

---

[1] Prop., II. 5, 1. 2. — A. d. H.

[2] Merkur und Kl. pros. Schr.: „Vermailigung“. — A. d. H.

gesessen haben soll, da er seine berühmte Venus Anadyomene malte, wiewol Andre sagen, die schöne Perserin Kampaspe (von welcher bei dieser Gelegenheit ein bekanntes Histörchen erzählt wird) habe zum Modell dabei gedient. Gesetzt aber auch, daß dies im strengsten Sinne der Worte zu nehmen wäre, so ließe sich davon kein Schluß auf Götterbilder der Bildhauer machen. Denn es ist (wie Winckelmann bemerkt hat) nicht zu erweisen, daß Gemälde jemals zu Gegenständen der Religion und öffentlichen Andacht bei den Griechen gedient haben.

Was ich gegen das Vorgeben des Athenäus für die Knidische Venus angeführt habe, kann also mit gutem Fug für alle berühmte Bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas handgreiflich ist, so ist's dies: daß Künstler, die sich vermessen hätten, Götter darzustellen, und nichts Bessers als Copien und Caricaturen*) einzelner Menschen, also unvollkommener Individualnaturen, hervorgebracht hätten, den Namen großer Meister nie erlangt haben könnten, und daß die Griechen, die sich ihre Zeitgenossen und Landsleute, wohlberühmte Kriegsmänner, Athleten oder Alcibiaden, Phrynen u. s. w., für Götter und Göttinnen hätten aufbinden lassen, entweder keine Augen gehabt haben müßten oder — doch wir wollen uns nicht ereifern! Die Wahrheit spricht so stark für sich selbst, daß wir ohne ihren mindesten Nachtheil gelassen bleiben können.

9.

Man sieht, daß ich — bevor ich glaube, etwas Positiveres über die idealischen Werke der griechischen Künstler sagen zu können — die Frage, um deren Beantwortung es zu thun ist, durch zwei Einschränkungen näher bestimme. Die Rede nämlich ist nur von Bildern der Götter und Heroen — und auch unter diesen nur von solchen, die das Alterthum mit vorzüglicher Bewunderung aus der unendlichen Menge ihrer Kunstwerke ausgehoben hat, nicht von allen, die auf unsre Zeiten gekommen sind — nicht von den Werken aller guten Meister — am Allerwenigsten von solchen, die wirkliche Bildnisse einzelner Menschen sein sollten — wie z. B. der Perikles des Phidias, der Alexander des Lysippus, die Phryne des Praxiteles, die Statuen der Sieger in den Kampfspielen u. s. w. Von diesen letztern mag ohne Zweifel mehr oder weniger gegolten

*) Wie es am oben angezogenen Orte der Physiognomischen Fragmente heißt.

haben, was in dem angezogenen physiognomischen Fragmente von allen Abbildungen einzelner Naturen sehr richtig gesagt wird: „daß sie immer unwahr, eine Art von Caricatur, höchstens Approximation sind“. Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — deren Urbilder kein Mensch mit Augen gesehen hatte — mußten nach einer ganz andern Regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind (in Rücksicht auf den Gegenstand) ihrer Natur nach unwahr, werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der einzelnen Menschheit nähern. Bei ihnen hat keine Approximation statt, weil keine Vergleichung des Bildes mit dem Urbilde stattfindet. Alles kommt blos auf den Eindruck an, den sie auf den Menschen, der sie anschaut, besonders auf Den, der sie mit religiösen Gesinnungen anschaut, beim ersten Anblick machen. Wird er so dadurch getroffen, daß ihn ein heiliger Schauder befällt, daß er unter der menschlichen Hülle etwas mehr als Menschliches, mehr als Heroisches — daß er den gegenwärtigen Gott zu fühlen glaubt — was kann die strengste Forderung des Kunstliebhabers mehr verlangen? Der Priester wenigstens fordert nicht mehr. Der Künstler selbst hat seine stolzeste Absicht erreicht; er hat das Aeußerste gethan, was der menschlichen Natur erlaubt war.

10.

Allein daß dies der Fall aller oder nur der meisten Künstler, welche Götter bildeten, gewesen sei, ist mehr, als ich jemals behaupten möchte. Der Einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten Grade von Gewißheit, der in solchen Dingen stattfindet, sagen können, daß seine Götterbilder aus der erhabensten Begeisterung, aus einem wahren Aufflug zu dem unvergänglichen Urbilde der Schönheit*) entstanden seien, war Phidias — der Freund und Liebling des Perikles und der Ausführer seines großen Entwurfs, Athen zur schönsten Stadt der Welt zu machen. Sein Jupiter Olympius, das Bewundernswürdigste, was jemals Menschenhände geschaffen haben (wie Cicero aus dem Munde einer ganzen Welt sagt),[1]) erschien unter den Griechen wie eine auf einmal vor ihren Augen stehende Gottheit, durch nichts Vorgehendes angekündigt, durch nichts Folgendes erreicht — in einer Vollkommenheit, von der

*) Wie sich Lucian in seinem Charidemus ausdrückt [vielmehr in der Lobrede auf Demosthenes, 13. — A. d. H.].

[1]) Cic. Or., 2. 8. — A. d. H.

uns keine Beschreibung eines Pausanias, keine aus den Trümmern des zerstörten Alterthums hervorgegrabnen Bilder nur den Schatten einer Vorstellung geben können. Nur aus dem Eindruck, den das Anschauen dieses herrlichen Werkes auf alle Menschen machte, können wir auf die Vortrefflichkeit desselben schließen. Aber was ist Schließen gegen Schauen? Alle alten Schriftsteller, auch die weisesten und kaltblütigsten, reden mit Entzücken davon. „Die Religion selbst", sagt Quintilian, „scheint dadurch ein neues Gewicht bekommen zu haben, so ganz stellt die Majestät dieses Werkes den Gott dar."*) Noch zu Epiktet's Zeiten reiste man nach Olympia, um den Jupiter des Phidias zu sehen, und „zu sterben, ohne ihn in seinem Leben gesehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet" — sind die eignen Worte dieses weisen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrößerung fällt. Ich weiß nicht, ob man von dem Werk eines Menschen was Größeres als diese beiden Züge sagen kann. Aber mich däucht, es ist genug, um uns zu überzeugen, daß Cicero,**) der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewißheit von dem Werkmeister desselben sagt: „Auch hatte dieser Künstler, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, Niemand vor sich, den er anschaute und nachbildete; sondern in seiner Seele saß irgend eine herrliche Idee von Schönheit, auf die sein inneres Auge geheftet war, und nach deren Zügen seine Hand arbeitete."***)

Was diese Idee war, ob eine Erscheinung aus der idealischen Welt — oder eine neue Schöpfung seiner Dichterkraft — oder eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten, abgezogen von den schönern und bessern Menschen, die er vor sich hatte, oder was es sonst etwa sein mochte — davon unten, so viel ich davon sagen kann. Genug, es war weder Copie noch Caricatur indivi-

*) Daß es nicht nur auf die Menge, sondern selbst auf die erhabensten Menschen diesen Effect gemacht, sehen wir aus dem Beispiele des großen Römers Paulus Aemilius, von dem uns Livius sagt: „Olympiae et alia spectanda visa et Jovem velut praesentem intuens animo motus est." Lib. XLV. c. 20. [Die Stelle des Quintilian steht XII. 10. 9, die folgende des Epiktet I. 6. 23. — A. d. H.]

**) Nec vero ille artifex, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat., c. 2.

***) Das Nämliche sagt auch Plotinus, Ennead. V. L. 8.

dueller Natur, und konnte das nicht sein, oder diese schönern und edlern Menschen, die mit Schaudern den Vater der Götter darin erkannten, müßten nicht einmal gemeinen Menschensinn gehabt haben!

11.

Nach den Begriffen, die ich aus den Nachrichten der Alten von ihren berühmtesten Bildhauern bekomme, denke ich mir viererlei Arten Werke, die in der weitesten Bedeutung des Worts idealisch heißen können, und die man, um etwas Richtiges über die Ideale der alten Kunst zu sagen, genau unterscheiden muß.

Die erste war eben diese animo insidens species eximia pulchritudinis, diese von der Natur selbst — auf eben die geheimnißvolle, unerklärbare Weise, wie sie Alles zeugt, geborne — oder wie von einem Gott eingehauchte Idee, nach welcher Phidias seine Minerva zu Athen, seinen Jupiter zu Elis arbeitete, so viel möglich in Erz, Elfenbein oder Marmor dargestellt.

Da so wenig von den Meisterstücken des ältern Griechenlandes auf uns gekommen, und diejenigen, die noch vorhanden, und deren Urheber meist unbekannt sind, uns wenig helfen können, um über jene, welche längst zerstört worden oder vielleicht noch jetzt tief begraben liegen, etwas Zuverlässiges zu sagen: so würde es Verwegenheit sein, die Künstler nennen zu wollen, die vielleicht in dieser ersten Classe einen Platz zunächst an Phidias fordern konnten. Gehörte ein Alkamenes, ein Myron, ein Skopas unter diese? Ich weiß nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne Werke, die in dieser höchsten Begeisterung auch des höchsten Grades der Schönheit theilhaftig wurden.*) Vielleicht gehörten sogar manche Werke des Phidias selbst nicht in diese Classe. Vielleicht — doch wozu helfen uns alle diese Vielleicht? Vielleicht war nur ein Phidias, wie nur ein Homer, ein Shakespeare — und vielleicht nur ein Jupiter Olympius wie nur eine Ilias, nur ein Hamlet.

12.

Ungleich zahlreicher an Künstlern und fruchtbarer an Werken war die zweite Classe, an deren Spitze ich den Po-

*) Wie z. B. die Alkmena und Sosandra des Kalamis, die Nemesis des Agorakritus u. a.

lykletus von Sicyon setze, der bekanntermaßen wenige Olympiaden nach Phidias blühte. Dieser Künstler war der Erfinder des berühmten Kanon's; einer Statue, die diesen Namen deswegen erhielt, weil sie seinen Schülern (vermuthlich auch ihm selbst) zur Regel des wahren Ebenmaßes und der vollkommnen Schönheit menschlicher Gestalt diente, und um dessentwillen Plinius von ihm sagt: Solus hominum artem ipsam fecisse artis opere judicatur — ein Ausspruch, in welchem mehr Sinn liegt, als die witzelnde Wendung beim ersten Anblick vermuthen läßt.

War dieser Kanon ein Ideal von der ersten Classe? oder war es nur ein Abstractum, aus Vergleichung vieler einzelnen schönen Gestalten mit verständiger Wahl des Schönsten von der Natur abgezogen und nach eignem Urtheil und Gefühl wieder zusammengesetzt, wie Zeuxis seine Helena aus den zusammengegatteten schönsten Theilen vieler einzelner schöner Mädchen, die vor ihm saßen, herausbrachte?[1]) Höchst wahrscheinlicherweise das Letzte. Polyklet, so ein großer Künstler er war, scheint kein Geist gewesen zu sein, der sich mit einem Phidias messen konnte. Das irrige Vorgeben, das so Manche einander auf Treu' und Glauben nachgeschrieben haben, als ob die von Phidias angefangne Kunst durch ihn zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden, ist aus dem Mißverstande einer Stelle des Plinius und aus Verwirrung der griechischen Wörter τορνευτική und τορευτική entstanden.*) Quintilian, ein Mann von Gewicht in allen Sachen des Geschmacks, macht den Fleiß und die Eleganz zum unterscheidenden Vorzug Polyklet's, und dies zeiget mehr von Geschmack als von Genie. Er bildete fast lauter jugendliche Formen, und seine Werke hatten außer der Schönheit des Ebenmaßes noch das Glatte und Vollendete, das dem ungelehrten Auge so wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daß seine Amazone lange Zeit hernach in einem Bildhauerconvent der Amazone des Phidias selbst vorgezogen wurde.**) Die gemeine Meinung setzte ihn über alle seine Vorgänger; aber man tadelte den Mangel der Stärke an ihm — deesse pondus putant — und aus dem Sinne der ganzen Stelle Quintilian's ist ziemlich klar, daß dies

*) V. Salmas. in Solin., p. 735. C.
**) Plin., L. XXXIV. c. 8.

[1]) Hierzu im Merkur und den Kl. pros. Schr. die Anmerkung: „Von dieser Art von Idealen, die meine vierte ist, wird weiter unten mehr die Rede sein." — A. d. H.

noch etwas mehr sagen wollte als nur eine empfindlichere Andeutung der Theile — wie Winckelmann*) meint, von dem ich mich hier, nicht ohne Schüchternheit, entfernen muß, da im Grunde alles das Große, was er von Polyklet als einem erhabenen Dichter in seiner Kunst sagt, blos Hypothese ist. Denn spricht er als Geschichtschreiber, wo sind seine Zeugnisse? oder als Augenzeuge, wo sind Polyklet's Werke? Seine kolossalische Juno zu Argos war weltberühmt und dem Quintilian gewiß unverborgen. Dennoch sagt Dieser, man hätte gefunden, daß er die göttliche Würde und Größe nicht zu erreichen gewußt habe — Deorum auctoritatem non explevisse —, da hingegen Phidias glücklicher in Göttern gewesen als in Menschen — Phidias diis quam hominibus efficiendis melior artifex. Selbst die Wahl seiner Subjecte zeigt einen Genie von minderer Kühnheit und Stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daß es weit weniger über die gewöhnliche Menschenkraft ist, schöne, jugendliche, schwebende Formen, einen Diadumenum molliter juvenem und einen Doryphorum viriliter puerum — als den Vater der Götter und Menschen in seiner ganzen Majestät darzustellen. Man sieht häufig Jünglinge von beiderlei Art, und um sie zu verschönern, braucht man nur das Individuelle wegzulassen; aber man sieht nirgends ein Original zu einem Jupiter Olympius.

Aus diesem Grunde scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, daß der Kanon oder Doryphorus des Polyklet ein Ideal vom ersten Rang oder von derjenigen Art, die ich aus Inspiration entstanden nennen möchte, gewesen sei. Er stellte einen Jüngling just in der Grenze vom Knaben zum Manne vor — so schön, als Ihr wollt — aber weder einen Göttersohn noch einen Gott. Wozu hier die höchste Begeisterung? oder wie war diese bei einem solchen Werke nur möglich? Also vielmehr ein Werk der Abstraction und Wiederzusammensetzung, aus dem Schönsten in einzelnen schönen Formen entstanden, mit dem Zirkel in der Hand abgemessen, mit architektonischem Auge und fester Künstlerhand vollendet.

Wie dem aber auch war, genug, dieser selbst idealische Doryphorus wurde das Urbild, wonach eine Menge folgender Künstler Götter und Menschen machte. Was den Neuern vorgeworfen wird, daß sie Bildsäulen nach Bildsäulen copirten

*) S. Geschichte der Kunst, S. 652 f. nach der Wiener Ausgabe.

— Schatten von Schatten — traf also schon viele alte griechische Künstler; und es ist leicht zu begreifen, daß die Kunst bei dieser Methode mehr verlor als gewann. Polyklet selbst scheint sich bei seinen übrigen Werken zu sehr an seinen Kanon gehalten zu haben. Daher die Einförmigkeit, die ihm Varro*) vorwarf, daß sie fast alle nach einerlei Modell, paene ad unum exemplum, gemacht seien — sogar bis auf die schwebende Stellung, woraus die Furcht, sich von seinem Modelle zu entfernen, ziemlich stark hervorscheint. Daher auch der Vorzug, den man dem Myron gab, weil Dieser mehr Mannichfaltigkeit in seine Werke gebracht — numerosior in arte quam Polycletus.

Die nach Polyklet's Kanon gebildeten Werke also machen das aus, was ich meine zweite Classe von Idealen nenne, und ich brauche kaum hinzuzusetzen, die unbedeutendste unter allen.

13.

Unter den Künstlern, welche nach Phidias und Polyklet über alle ihre Zeitgenossen und Nachfolger sich erhoben haben, stehen Praxiteles und Lysippus obenan, von denen der Erste ungefähr um die 104., der Andre um die 114. Olympiade geblühet hat.

Beiden giebt Quintilian zum gemeinschaftlichen Unterscheidungszeichen von ihren Vorgängern, „daß sie sich der Wahrheit oder (wie wir zu sagen pflegen) der Natur mehr genähert als ihre Vorgänger" — ad veritatem Lysippum et Praxitelem accessisse optime affirmant. Dies optime bezieht sich auf accessisse, wie aus dem gleich Folgenden deutlich wird. „Denn", setzt Quintilian hinzu, „Demetrius wird deswegen getadelt, weil er die Wahrheit zu weit getrieben (tanquam nimius in ea reprehenditur), oder weil er die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert" — d. i. (wie man die Worte „similitudinis quam pulchritudinis amantior" auch übersetzen kann) weil er sich mehr der Aehnlichkeit als der Schönheit beflissen, — welches (im Vorbeigehen gesagt) abermals bezeugt, daß die Alten weit entfernt waren,[1]) zu glauben, ein Kunstwerk werde blos dadurch schön, daß es die wirkliche individuelle schöne Natur darstelle, und also desto schöner, je genauer es sich an die Natur halte.

*) Plin. l. c.

[1]) Hier sind in den Werken die Worte „mit Herrn Lavater" ausgefallen. — A. d. H.

Jenes optime accessisse will also sagen: Praxiteles und Lysippus hätten sich so nahe an die Natur gedrückt, als es das große Gesetz der Schönheit erlauben wollte. Ihre Werke waren folglich eine Art von Idealen, die sich von denen ihrer Vorgänger dadurch unterschieden, daß sie mehr Wahrheit der Natur, mehr Lebenathmendes hatten, einen höhern Grad von Täuschung hervorbrachten, mehr menschliche Empfindung einflößten als jene.

Ich glaube aber bei dieser Aehnlichkeit einen sehr beträchtlichen Unterschied zwischen diesen beiden Meistern zu finden, worüber ich mich hier so gut als möglich zu erklären suchen werde.

Ueberhaupt scheint mir, Praxiteles habe sich mehr dem Phidias genähert, Lysippus mehr dem Polyklet.

Von Jenem besaßen die Thespier einen Liebesgott, den er selbst nach dem Modell eines von ihm geliebten Knaben gearbeitet und für sein vollkommenstes Werk erklärt haben soll.*) Ein Satyr, der zu Pausanias' Zeiten noch in Athen zu sehen war, wurde (nach eben dieser Anekdote) von ihm selbst nach jenem für sein bestes Werk gehalten. Der Satyr war von Erz, der Cupido von dem schönen Marmor, der auf dem Berge Pentelikos in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrscheinlich gehörte dieser Thespische Amor — um dessentwillen allein (wie Cicero sagt) die Fremden Thespien zu besuchen pflegten — unter die kleine Anzahl der Ideale von der höchsten Classe. Dieser Meinung scheint auch der Dichter Simonides**) gewesen

*) Pausanias erzählt davon folgende Anekdote: „Praxiteles hatte der schönen Phryne, die er liebte, versprochen, ihr sein bestes Werk zu schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Phryne, die (wie es scheint) ihrem eigenen Geschmack nicht traute und gern gewiß gewesen wäre, welches unter seinen Werken in seinen eignen Augen das beste sei, redete mit einem Bedienten des Künstlers ab, daß er einsmals, da sein Herr den Abend bei ihr zubrachte, in größter Bestürzung angelaufen kam, die Nachricht zu bringen, es sei Feuer in seinem Hause ausgekommen, und die meisten seiner Werke seien schon von den Flammen theils verzehrt, theils sehr beschädiget. „O, ich bin verloren," schrie Praxiteles, „wenn mein Satyr und mein Amor verdorben sind!" Nun hatte Phryne, was sie wollte, und Praxiteles gestand ihr selbst, sein Amor sei das schönste seiner Werke." Athenäus erzählt die Sache kürzer und ist, wie ich glaube, näher an der Wahrheit. Er sagt blos: Praxiteles habe ihr zwischen seinem Cupido und einem Satyr die Wahl gelassen, und Phryne habe (wie billig) den Liebesgott gewählt und ihn nach Thespien, woher sie gebürtig war, und woselbst Amor einen Tempel hatte, gestiftet. An Anekdoten ist immer etwas wahr und etwas falsch. Der Leser mag urtheilen, ob ich so glücklich gewesen bin, in dieser das Wahre auszuspüren.

**) Ein Enkel vermuthlich des berühmten Dichters dieses Namens; denn dieser war lange vor der Geburt des Praxiteles schon gestorben.

zu sein, von welchem die vier schönen Verse herrühren, die uns die Anthologie aufbehalten[1]) und Grotius in vier fast ebenso schöne lateinische übersetzt hat.*) Und eben diese Verse — zumal, wenn sie (wie Athenäus versichert) an dem Fuße der Bildsäule eingegraben standen — scheinen das Vorgeben, daß ein schöner Knabe dabei zum Modell gedient habe, sehr verdächtig zu machen. „Was Wunder", sagt der griechische Dichter, „daß Praxiteles den Amor so schön gebildet hat? Er fühlte ihn und zog das Urbild (*ἀρχέτυπον*) aus seinem Herzen." Wie wahr! Wo hätte er auch sonst ein Urbild zum Bilde des Liebesgottes finden können? Man nehme nun noch an, er habe diesen Amor ausdrücklich für seine Geliebte gemacht, und denke dann, daß diese Geliebte die schöne Phryne war, und daß es ein ewiges Denkmal seiner Liebe sein sollte: wie groß mußte da die Begeisterung sein, in der seine Seele die Idee davon empfing, und die Liebe, womit er sie ausführte! Nun ist auf einmal begreiflich, warum dieser Amor ein so herrliches Werk wurde; so herrlich, daß man blos, um ihn zu sehen, nach dem Städtchen Thespien reiste, wie man, um die Majestät des Olympischen Vaters anzubeten, nach Elis und, im Anschauen der liebehauchenden Schönheitsgöttin hinzuschmelzen, nach Knidos wallfahrtete. Und nun ist auch begreiflich, warum die schöne Phryne dieses Bild so heilig hielt, daß sie es als ein von dem Gott der Liebe erschaffnes Werk ihm selbst wiedergeben wollte und jeden andern Ort als seinen ältesten Tempel dessen unwürdig glaubte.

Alle diese Gründe, den Thespischen Amor für ein Ideal der ersten Classe zu halten, bekommen ein neues Gewicht dadurch, daß, wofern Praxiteles irgend einen schönen Knaben seiner Zeit zum Modell genommen hätte, die Griechen viel zu große Knabenliebhaber waren, als daß sich der Name desselben nicht durch Tradition und Schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius' Zeiten einen Amor mit einem Blitz in der Hand, von welchem

*) Quam bene Praxiteles finxit quem sensit amorem!
De corde exemplum sumserat ille suo;
Meque, mei pretium, Phrynae dedit; inde sagittis
Nil opus est: videar si modo, sat ferio.

[1]) „Athenäus schreibt sie ohne hinlänglichen Grund dem Praxiteles selbst zu." Anmerkung im Merkur. — A. d. H.

versichert wurde, daß er den Alcibiades in seinem Knabenalter*) vorstellte. Wäre der Thespische Amor nicht ein völliges Ideal gewesen, so würde man gewiß den schönen Knaben auch genannt haben, der sich hätte rühmen können, das Modell zu einem so bewunderten Werke gewesen zu sein. Seine Familie und seine Vaterstadt hätten sich gewiß so viel auf ihn eingebildet als auf einen pentathlischen Sieger in den Olympischen Spielen.

14.

Eine andre Beschaffenheit aber hatte es mit der Knidischen Venus, bei welcher Phryne (wie nicht geleugnet werden kann) auf gewisse Weise zum Modell diente; es sei nun, daß sie den Praxiteles dadurch für seinen Amor oder der Künstler sie durch diesen für seine Venus belohnen wollte.

Ich widerspreche durch dieses Eingeständniß demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athenäus und das Vorgeben, „diese Venus sei ein Bildniß der Phryne gewesen“, behauptet habe; noch räume ich dadurch der Meinung etwas ein, die ich in diesem ganzen Aufsatz bestreite; aber freilich nicht bestreite, um zu widersprechen, sondern nur, insofern ich sie für irrig halte; denn was daran wahr ist, soll ehrlich zugestanden werden.

Ich habe oben schon den Unterschied bemerkt, den ich zwischen Vorbild und Urbild mache. Die Knidische Venus war keine Copie, keine Bildsäule der Phryne**) — auch nicht eigentlich eine idealisirte Phryne — denn so wär' es doch noch immer Phryne gewesen, und es sollte eine Göttin darstellen und in einem Tempel die Ehre der Anbetung mit ihr theilen —; zwar das Bild einer Venus, aber nicht der Venus Pandemos, sondern der himmlischen (wie Lucian in der Apologie seiner Bilder ausdrücklich sagt), und dazu hätte sich doch wol Phryne selbst ein Gewissen gemacht, das Original zu sein. Aber

*) Alcibiades führte in seiner Jugend, wenn er zu Felde zog, einen goldnen Schild, auf dem ein blitzewerfender Amor zu sehen war, sagt Plutarch im Leben dieses liebenswürdigen Taugenichts. Dies gab ohne Zweifel einem spätern Bildhauer die Idee von jenem Amor in Gestalt des Alcibiades als Knabe. Der Meister war unbekannt; man muthmaßte aber, daß es Skopas oder Praxiteles sein müßte. Plin., XXXVI. S. IV. n. 9.

**) Praxiteles hatte der Letztern mehr als eine gemacht; außer der, die Pausanias zu Thespien sah, befand sich eine zu Rom, an welcher die Kenner sowol den Charakter ihrer Profession als die Liebe, womit der Künstler gearbeitet, zu bemerken glaubten. Plin., XXXIV. [S. XIX. n. 10.]

was war es denn, und wozu konnt' ihm Phryne dabei helfen, wenn es ihr nicht ähnlich sehen durfte? Ich kann mir noch ein Drittes denken. Phryne, die schönste Figur ihrer Zeit und die Geliebte des Künstlers, sollte ihm nur zum Mittel dienen, sich vollkommner zu begeistern, nur zur Stufe, von der sich seine Einbildungskraft zur Idee der Göttin der Schönheit und Liebe hinaufschwingen wollte. Dies war wenigstens seine Absicht; und wenn er sie (wie es scheint) nicht völlig erreichte, so lag der Fehler — an der Liebe — an Phrynens Schönheit, die durch die Begierde, seine Imagination zu überflügeln, ohne Zweifel neue Reize erhielt — an der Schwachheit und den Schranken der menschlichen Natur.

Daher (däucht mich) erklärt sich auf eine sehr natürliche Art alle das Wunderbare und zum Theil Paradoxe, was die Alten von den Wirkungen dieser Knidischen Venus erzählen. Sie war, wie Plinius sagt, nicht nur das schönste unter allen Werken des Praxiteles, sondern unter Allem, was man auf dem ganzen Erdenkreise sehen konnte.*) Aber sie flößte nicht nur Erstaunen und Bewunderung, nicht nur Liebe — sie flößte sogar Begierden ein. Aristänet, oder wer der Verfasser der unter Lucian's Namen gehenden Liebesgötter ist, läßt die beiden Jünglinge, deren Reise nach Knidos er in diesem Dialog beschreibt, beim Anblick dieses Bildes beinahe von Sinnen kommen und den einen (sonst einen hartnäckigen Ketzer in Liebessachen) schier zum Stein erstarren, wie er die Göttin von derjenigen Seite beschaut, von welcher auch die Mediceische Venus vor Herrn Smollet's Augen[1]) Gnade fand. Ja, die Küsterin des Tempels erzählte ihnen sogar mit vielen Umständen

*) Diesem widerspricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten Venus des Skopas sagt, die zu Rom im Tempel des Brutus Callaïcus stand, „Praxiteliam illam antecedens et quemcunque alium locum nobilitatura“. Plinius ist von dergleichen Widersprüchen nicht immer frei. Wenn er Recht hatte, ihr diesen Vorzug zu geben, und der Grund, warum sie nicht mehr Aufsehens machte, darin lag, daß (wie er sagt) zu Rom die Größe der Werke, die da zu sehen waren, sie auslöschte: warum machte sie nicht mehr Aufsehens unter den Griechen, ehe sie nach Rom gebracht wurde? Doch vielleicht war sie in einem höhern Stil gearbeitet oder (nach unsrer Classification) ein Ideal von der ersten Classe — und eben darum, weil sie weniger sinnlichen Reiz hatte als die Venus des Praxiteles, weniger geschickt, ihr beim großen Haufen den Vorzug streitig zu machen.

[1]) Hier stand im Merkur die Anmerkung: „S. den 28. Brief seiner Reise durch Frankreich und Italien.“ — A. d. H.

die tragische Geschichte eines jungen Menschen, der sich mit allen Symptomen der rasendsten Leidenschaft in die marmorne Göttin verliebt und endlich (nach einem Beweise davon, der sich nur auf Lateinisch*) erzählen läßt) sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt habe. Mit weniger Wuth, aber in einem der Göttin würdigern Entzücken bricht der Epigrammendichter Antipater (im vierten Buche der Anthologie) in die ekstatischen Fragen aus:

Wer beseelte den Fels? Wer sah Dich, Cypris, auf Erden,
Gab dem fühllosen Stein diesen allmächtigen Reiz?

Diese Beispiele und Augenzeugnisse von dem Effect, den die Knidische Venus machte — wenn wir auch abrechnen, was die Imagination der Zeugen dabei gethan haben mag — beweisen noch immer, was wir damit beweisen wollen: daß sie zu aller der Schönheit, welche sie über sterbliche Weiber erhob, einen Grad von Lebhaftigkeit, Reiz und Zauber gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die schönsten, als die Lemnia eines Phidias, die Venus Hortensis (ἐν κήποις) des Alkamenes — wiewol Lucian**) einzelne Theile von diesen beiden den nämlichen Theilen an der Knidischen Venus vorzieht — nicht gehabt haben. Kann man sich darüber verwundern, da so besondere Umstände zusammenkamen, sie zu dem zu machen, was sie war? Phryne das Modell, Praxiteles der Werkmeister, die Liebe, mit der er arbeitete, das beinahe unmögliche Bestreben, etwas noch Schöneres zu denken, als — was man liebt, und dennoch das Ringen der enthusiastischen Einbildungskraft, diese Unmöglichkeit zu überwinden — mich däucht, Alles dies mußte gerad' ein solches Werk hervorbringen. Seine Venus verlor etwas dabei an Göttlichkeit — aber nur so viel, als sie (vielleicht gegen seine Absicht) an menschlicherm Reiz gewann; und gerade das, wodurch sie weniger Göttin war, gab ihr dies Herzenschmelzende, Unnennbare, was bei ihrem

*) Ferunt amore captum quemdam, cum delituisset, noctu simulacro cohaesisse ejusque cupiditatis indicem esse maculam. Plin., L. XXXVI. p. 726. Es ist sehr erlaubt, an Wundern dieser Art zu zweifeln, wenn sie uns auch schon von Küstern und Küsterinnen erzählt werden. Indessen bestätigt doch Clemens Alexandrinus (in der löblichen Absicht, das Heidenthum dadurch schamroth zu machen) die Wahrheit dieser Begebenheit durch das Zeugniß eines gewissen Posidippos, der ein Buch von den Merkwürdigkeiten von Knidos geschrieben. Ob sie dadurch glaubwürdiger werde, ist eine andre Frage — genug, daß die Begebenheit an sich selbst nichts Unmögliches ist.

**) In Imagin., c. 6.

Anblick Liebesbegierden entzündete und durch die Unmöglichkeit der Gegenliebe und des Genusses wollüstig peinigte — vielleicht auch bei irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen jungen Menschen, der sie täglich zu sehen Gelegenheit hatte, endlich die Wirkung thun konnte, welche die Küsterin des Knidischen Tempels mit aller geziemenden Devotion zu Preis und Ehren ihrer Göttin den Fremden zu erzählen pflegte.

15.

Die Knidische Venus ist es also, von welcher ich den Begriff derjenigen Art von Idealen nehme, die ich zur dritten Classe mache — wiewol sie unter so besondern Umständen zur Welt kam, daß sie, nach der Schärfe zu reden, vielleicht die Einzige in ihrer Art war. Ich rechne nämlich dahin alle Bilder von Göttern und Heroen, wobei sich der Künstler durch den Anblick schöner Individuen geholfen hatte, um ihnen einen höhern Grad von Leben, Reiz und Illusion zu geben, als ihm möglich gewesen wäre, wenn er blos nach seiner Idee oder dem einmal angenommenen Götterideal gearbeitet hätte. Der Vortheil, den er dadurch erhielt, fällt sogleich in die Augen. Die göttlichen und heroischen Naturen wurden auf diese Weise näher zu den Menschen herabgezogen, hatten mehr Leben, mehr sinnlichen Reiz — gefielen also mehr — und Mehrern — verschafften ihren Meistern allgemeinern Ruhm — wurden besser bezahlt u. s. w.; und Alles dies war sowol auf Seiten der Meister als der Liebhaber sehr natürlich. Denn im größten eigentlichsten Ideal war doch nur ein Jupiter Olympius, dem (wie Plinius sagt) Niemand nachzueifern sich getraute. Wer sich auch emporheben wollte, mußte also einen andern Weg einschlagen.

16.

Phidias, Polyklet und Praxiteles hatten — wie alle Meister, in welcher Kunst es sei — ihre Schüler und Nachahmer, unter deren Händen gar bald Manier, Handgriff und Locus communis wurde, was bei Jenen Genie, Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks oder Werk der höchsten Anstrengung des Geistes gewesen war. Nicht nur der Kanon Polyklet's wurde zum Modell, alle berühmten Bilder berühmter Meister wurden auf

tausendfältige Art nachgebildet. Die Werke dieser Nachahmer und Copisten wurden kalt und kraftlos; man entfernte sich von der Natur, ohne sich über sie aufschwingen zu können, und so war die Kunst im Abnehmen, als Lysippus erschien, eine neue Bahn betrat und Mittel fand, ohne mit einem seiner Vorgänger in Collision zu kommen, sich den Vorzug über seine Zeitgenossen, die Gunst Alexander's des Großen und einen Ruhm zu erwerben, den keiner von seinen Nachfolgern zu verdunkeln vermochte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der Charakter, der ihm mit Praxiteles gemein war (nämlich daß sie sich der Wahrheit oder der Natur mehr näherten als ihre Vorgänger), dem Lysipp auf eine ganz besondere Weise zukam. Dieser Künstler scheint weder durch seinen Genie noch durch den Zeitpunkt, worin er blühte, und die Umstände, worin er die Kunst fand, aufgelegt oder aufgemuntert gewesen zu sein, sich in die Sphäre der Heroen und Götter zu wagen, die schon mit den Werken so mancher herrlichen Meister erfüllt war. Seine Fähigkeit und Neigung trieb ihn zu Gegenständen, wozu er die Originale alle Tage vor sich sehen konnte. Ein Apoxyomenos (ein Mann, der sich selbst im Bade striegelte), eine betrunkne Flötenspielerin haben ihn berühmter gemacht als sein Jupiter zu Argos oder sein Cupido zu Thespien. Sein größter Held war Alexander, den er in verschiednen Stellungen sehr oft und so sehr zum Vergnügen dieses gernseinwollenden Göttersohns arbeitete, daß Dieser (wie man sagt) von keinem andern Bildgießer noch Bildhauer dargestellt sein wollte. Lysippus bildete auch den Hephästion, Alexander's Liebling, und seine übrigen Freunde ab, Alle (wie Plinius sagt) mit vollkommenster Aehnlichkeit.

Ueberhaupt entfernte er sich von der Manier der Alten. Er machte die Köpfe kleiner, arbeitete die Haare fleißiger, hielt sich in den einzelnen Theilen genauer an die Natur, machte seine Figuren schlanker, nicht so viereckig u. s. w.

Als er anfing, aus eignem Triebe sich auf die Bildnerei zu legen (er sollte anfangs ein Grobschmied werden), war der Kanon Polyklet's das Modell, wonach er studirte. Dies ist wenigstens der Sinn der Antwort, die er Jemanden gegeben haben soll, der ihn fragte, wer sein Lehrmeister in der Kunst gewesen. „Der Doryphorus“, antwortete Lysipp.*) Und

*) Cicero, De clar. orator., 86.

vermuthlich war dies Studium, wodurch ihm die genaueste Beobachtung des schönsten Ebenmaßes mechanisch geworden, die Ursache, warum die sehr fleißige Beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichsten Schönheiten seiner Bilder war.

In der Folge aber ermunterte ihn der Maler Eupompus, sein Landsmann (Beide waren von Sicyon), den ängstlichen Weg zu verlassen, auf dem er ewig ein bloßer mechanischer Arbeiter geblieben wäre. Dieser Eupompus war einer der berühmtesten Maler seiner Zeit, ein Rival des Timanthes und Lehrmeister des Pamphilus, welcher durch seinen Schüler Apelles berühmter geworden ist als durch seine eignen Werke. Der junge Lysipp fragte ihn,*) welchen unter seinen Vorgängern er sich eigentlich zum Muster genommen? Eupomp wies auf eine Menge Volks, die eben auf einem Marktplatze vor ihren Augen wimmelte. „Hier sind meine Modelle," sagte der alte Maler; „die Natur selbst, nicht den Meister muß der Künstler nachahmen, der es verdienen will, dereinst selbst unter die Meister gezählt zu werden." Lysipp ließ sich's gesagt sein — aber die Nachbildung der Natur war es doch nicht allein, was ihn in der Folge so berühmt und beliebt machte.

Wenn ich Alles, was uns von ihm gemeldet wird, zusammennehme und vergleiche, so däucht mich, es komme so viel heraus: daß er in seinen Bildnissen die Schönheit mit der Aehnlichkeit zu vereinigen gewußt und in seinen übrigen freiern Werken die individuelle Natur mehr in einzelnen schönen Theilen als im Ganzen zum Modelle genommen. Er studirte die Natur, ahmte sie nach, stellte sie dar — aber nicht, wie sie war, sondern wie er sie sah und sehen wollte, ließ bei der Nachahmung das Fehlerhafte weg oder wußte es zu verbergen, zeigte, was an jedem das Schönste war, auf die Weise, die dem Ganzen die vortheilhafteste schien; kurz, verschönerte seine Originale und gab ihnen doch so viel von Wahrheit und Leben, daß sie Täuschung hervorbrachten und also von Jedem beim ersten Anblick erkannt wurden. Dies war ohne Zweifel der wahre Grund, warum er so viel Statuen nach der Natur zu machen bekam, und warum sich Alexander von Niemand

*) Es finden sich bei dieser Anekdote chronologische Schwierigkeiten, auf die meines Wissens noch Niemand Acht gehabt hat. Wenigstens muß Eupomp, als er dem Lysipp diese Antwort gegeben, ein sehr alter Mann gewesen sein.

als von Lysipp bilden, so wie er sich allein von Apelles, dem Maler der Grazien, malen lassen wollte.

Seine Werke waren also mit aller ihrer Natur dennoch eine Art von Idealen, verschönerte einzelne Naturen oder symmetrische Zusammensetzungen schöner Theile, aus verschiedenen Modellen zu einem homogenen Ganzen zusammengeschmelzt.[1]) Dieser Kunst, das Individuelle zu idealisiren (einer Kunst, wozu mehr Geschmack und Urtheil als Hoheit und Feuer des Geistes erfordert wird), hatte Lysipp eigentlich seinen großen Ruhm zu danken. Denn Demetrius, der sich blos an die Natur hielt, wurde gerade deswegen getadelt — nicht etwa, weil seine Werke Flickwerke oder Caricaturen, sondern weil sie zu wahr, zu getreu nach dem Leben abgeformt waren — tanquam nimius in veritate. So gewiß ist es, daß die Alten sich nichts davon träumen ließen, daß Kunstwerke desto schöner würden, je mehr sie individuellen Naturen ähnlich wären![2])

---

[1]) Im Merkur folgt hier noch: „wie Herr Lavater von dieser Art der Idealen sehr richtig sagt.“ — A. d. H.

[2]) Hier ist in den Kl. pros. Schr. und den Werken folgender Absatz ausgefallen: „Ueberhaupt ist nichts natürlicher, als daß Herr Lavater von der Schönheit andere Begriffe hat als die Künstler. Wie sollt' es bei seiner aufs Aeußerste getriebnen Idee von der menschlichen Natur, bei dem sonderbaren physiognomischen Sinne, der ihm eigen ist, und bei dem Enthusiasmus, womit er dies Studium treibt, anders sein können? Ihm ist jedes Gesicht, von Raphael's Angelico sembiante bis auf den Silenenkopf des Sokrates, physiognomisch schön. Je eckichter, je besser! — Aber davon hatten die Griechen keinen Begriff. Unter den Freunden des Sokrates war es eine ebenso ausgemachte Sache, daß Sokrates einer der häßlichsten, als daß er einer der weisesten und besten Menschen sei. Immer mag sich Herr Lavater ereifern (wir haben nur zu oft Gelegenheit, Chorus mit ihm zu machen), wenn ihm seine Maler, Zeichner und Silhouettenschneider „so manches Gesicht verdorben haben, das ihm, trotz aller ihrer facticen Kunstregeln, mit seinen kecken Zügen, schärfern Einschnitten und all dem Unwesen, dem sie zu steuern suchen, viel anziehender und höher sprechend war als ihr fein polirtes Nachbild mit all seiner Idealschminke“. Er hat nur zu sehr Recht! Aber wenn ihn dieser gerechte Eifer ins Allgemeine fortreißt, wenn er den guten Phidiassen, Alkamenen, Praxitelessen und Apellen unter den Bart sagt: „O, da oder dort eine Warze weglassen, einen starken Zug ziehen, einen scharfen Einschnitt abstümpfen, eine weit vorhangende Nase abkürzen, das könnt Ihr“ — oder wenn er meint: „das, was uns (armen Kröpeln und Ungeziefern aus der Hefe der Zeit) an den **Alten Ideal** scheine, sei **ihnen** nicht ideal, sondern vermuthlich unbefriedigendes Naturnachhinken der Kunst gewesen“ — dann spricht er wol — nicht wie Einer, der die Alten gelesen hat und — wenn man's sagen darf — nicht mit allem Respect, den die Dii manes der besagten Phidiassen, Praxitelessen u. s. w. von einem Jeden fordern können, der — keinen Jupiter Olympius und keine Venus Knidia gemacht hat. — Doch, um Verzeihung, wenn dies ein Absprung war!“ — A. d. H.

17.

Ich habe also — beim Scheine des schwachen Lämpchens, das uns die unvollständigen Nachrichten der alten Schriftsteller von ihren Künstlern und Kunstwerken vortragen — vier Arten von Werken unterschieden, denen man — insofern als sie alle, nicht aus Unvermögen, sondern aus Vorsatz ihrer Meister, etwas Andres als bloße Abbildungen einzelner Naturen waren — den gemeinsamen Namen der Ideale beilegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit Unrecht unter diesem Geschlechtsnamen mit einander zu vermengen pflegt.

Wenn wir jedoch auf der andern Seite den Unterschied sowol zwischen diesen verschiednen Arten selbst als zwischen dem Grade des Genies, welcher einen Jupiter Olympius des Phidias oder einen Doryphorus des Polyklet oder eine bloße Nachahmung dieses Doryphorus hervorzubringen erfordert wurde, erwägen, so werden wir finden, daß jener Name in seiner edelsten und eigentlichsten Bedeutung nur den Bildern idealischer Wesen und auch unter diesen nur denjenigen mit Recht zukomme, welche aus dem höchsten Grade künstlerischer Begeisterung, aus der angestrengtesten Bestrebung, sich über die schönste und erhabenste sichtbare Natur emporzuschwingen, entstanden und — wie der römische Plato in der oben angezognen Stelle sagt[1]) — nach einem in der Seele des Künstlers erzeugten Urbilde mehr als menschlicher Vollkommenheit gebildet worden.

Nach diesem Begriffe ist noch immer ein großer Unterschied zwischen dem, was in Bildung der griechischen Götter und anderer fabelhafter Naturen conventionell, d. i. dem, was nach den einmal angenommenen Begriffen jeder Gottheit eigen und allen Göttern gemein war,*) und zwischen der Idee, nach welcher ein Phidias unmittelbar seine Minerva oder seinen Jupiter bildete. Eine Statue des Jupiter, der Venus, des Apollo u. s. w. konnte sehr gewissenhaft nach der Vorschrift dessen, was man Götterideal nennen kann, gearbeitet sein

*) Dies allgemeine und besondere Götterideal, welches ich, ungeachtet es sich auf sehr richtige und feine objective Begriffe gründete, darum, weil es für die Künstler vermöge einer stillschweigenden Uebereinkunft Gesetz war, conventionell nenne, hat Winckelmann bekanntermaßen in der Geschichte der Kunst ebenso ausführlich als gelehrt und scharfsinnig abgehandelt.

[1]) Vgl. oben S. 425. — A. d. H.

und demungeachtet unter den großen Meisterstücken, die ich vorzugsweise Ideale nenne, keinen Platz verdienen. Dies bedarf keines weitern Zeugnisses als des Augenscheins mancher antiker Apollos und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche bei aller ihrer conventionellen Deität sehr wenig geschickt sind, unsre Einbildungskraft in den Homerischen Olymp zu versetzen.

18.

Aber — höre ich sagen — auch Ihr, mit Allem, was Ihr uns schon in etlichen Bogen von Idealen und Urbildern vorsagt, habt uns noch immer keinen deutlichen Begriff davon gegeben, was Ihr unter dieser Idee, diesem Urbild, dieser eximia quadam specie pulchritudinis, die in der Seele des Phidias saß, als er seinen Jupiter bildete, verstanden wissen wollt. Gebt der Wahrheit die Ehre und bekennet: daß es entweder ein Gespenst ist, das gerade so viel Grund in der Natur hat als andere Gespenster — deutsch zu reden, daß Ihr und Euer Cicero selbst nicht recht wißt, was Ihr sagt, oder daß dieser so hoch gepriesne Jupiter Olympius — von dem Ihr ohnehin gut reden habt, da Niemand hingehen und sehen kann, was an der Sache ist — weder mehr oder weniger war als „eine Zusammenschmelzung von gesehenen Wirklichkeiten und im Grunde doch nichts besser als Caricatur und unbefriedigendes Nachhinken der Kunst, der ewig unnatürlichen Kunst, nach der unendlichemal schönern Natur der schönern und bessern Menschen, mit denen das Land der Pelasger in den goldnen Zeiten des Perikles geziert war."*)

19.

Nun, ja denn! wir wollen bekennen, was zu bekennen ist. Am Ende — behalte auch Recht, wer da kann — bleibt doch immer Gott allein die Ehre,[1]) und Niemand in der Welt kann ein Interesse darunter haben, die Kunst mit der Natur zusammenzuhetzen oder die eine auf Kosten der andern zu erheben. Denn — was wir nicht vergessen wollen — auch die Natur,

*) Physiognomische Fragmente, l. c.

---

[1]) Statt dessen im Merkur: „Soli Deo Gloria". — A. d. H.

von der diese ganze Zeit über die Rede war, ist ja wahrlich nicht die Natur selbst, sondern blos die Natur, wie sie sich in unsern Augen abspiegelt — und dies rückt Natur und Kunst um ein Beträchtliches näher zusammen. Es wäre freilich ein lächerlich Beginnen, wenn ein Erdenkloß sich hinsetzen und aus Thon oder Stein — mit unserm Herrn Gott in die Wette Menschen machen wollte. Aber der Versuch, ein Schattenbild (und das sind doch wol alle unsre Sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts, das die Kraft der Menschheit übersteigt. Und daß der menschliche Geist — Deus in nobis! — fähig sei, sich etwas Schöneres, Reineres und Vollkommneres zu denken, als diese durch die Peccata mundi von mehr als hundert Generationen zerdrückten, angesteckten, verpfuschten und verhunzten Menschengesichter und Menschenleichname, wie sie nun bereits einige tausend Jahre auf diesem garstigen Erdklumpen herumkriechen — ist weder eine ungereimte noch gottlose und dem Schöpfer der Natur — der (so viel ich weiß) auch der Schöpfer der Kunst ist — zu nahe tretende Behauptung.

20.

Ich bekenne also vor allen Dingen, daß es[1]), wenn man von dem Jupiter Olympius des Phidias spricht, ein schlimmer Umstand ist, ihn nicht selbst gesehen zu haben. Da nun aber diesem Uebel nicht abzuhelfen ist, so kommt es jetzt nur darauf an, wie viel wir die Zeugnisse und Urtheile Derjenigen, die das Glück hatten, ihn gesehen zu haben, gelten lassen wollen oder nicht; und hierin läßt sich freilich Niemanden etwas vorschreiben.

Aber dies wenigstens ist gewiß, daß unter Allen, die von diesem Wunder der Kunst als Epopten reden, Keiner sich so ausdrückt, daß man nur auf die Vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus Nachbildung lebender Originale entstandenes Werk gehalten. Wäre dies der Fall gewesen, welcher unter allen Griechen, mit denen Phidias lebte, hätte mehr Anspruch machen können, zum Modell eines Jupiter Olympius zu dienen als eben dieser Perikles Olympius, den die Theaterdichter seiner Zeit so gern — nicht zum Spott, sondern

[1]) Im Merkur lautete die Stelle: „Ich bekenne also förderfamst und leugne nicht — daß es allerdings“. — A. d. H.

aus demokratischer Eifersucht — mit dem Beherrscher des Olymp's zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daß Perikles der Gönner, der Beschützer, der Freund unsers Künstlers war: wie glaublich, daß Phidias diese Gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige Art, die seinem Stolz am Meisten schmeicheln mußte, die Cour zu machen! — Allein so glaublich es immer sein mag, so gewiß können wir uns darauf verlassen, daß Phidias der Mann nicht war, dem so ein Gedanke nur im Traum einfallen konnte. Und daß die Griechen, der kolossalischen Vergrößerung ungeachtet, den Donnerer von Athen ersten Blicks erkannt haben würden, wenn ihm der Olympische nur einigermaßen ähnlich gesehen hätte, dürfen wir gleichfalls kecklich glauben. Hätten sie ihn aber erkannt, traun! sie würden die Entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder Komödienschreiber hätte geeilt, der Erste zu sein, der seinen lieben Landsleuten ins Ohr sagte: „sie möchten vor der Majestät dieses vermeinten Jupiter nicht zu sehr erschrecken; es sei nur Perikles, des Xanthippus Sohn, Schinokephalos oder der Zwiebelkopf zubenamset, neun- oder zehnmal größer und dicker, als er unter seinem eignen Namen zu sein pflege, und, um die griechischen Gansbäupter zum Besten zu haben, in einen Jupiter travestirt". Man sieht klärlich, es konnte das nicht sein. Es bleibt also nichts weiter übrig, was uns die Erzeugung dieses Jupiter's erklären kann, als — daß wir annehmen, er sei entweder aus Zusammenschmelzung entstanden oder — nach einem Gespenste gebildet worden.

21.

Was die Zusammenschmelzung betrifft, so kann ich mir eine zweifache Art derselben denken. Es ist's nämlich entweder der Künstler, der die Operation vornimmt, oder Mutter Natur verrichtet sie eigenhändig. In jenem Falle kann wol so etwas wie der Doryphorus des Polyklet oder ein Lysippischer Jupiter daraus werden; aber daß ein solches Flickwerk, aus Fragmenten einzelner Griechenköpfe und Griechenkörper so symmetrisch, als man immer will, zusammengesetzt, die große Wirkung hätte thun können, die der Jupiter des Phidias (oben bemeldetermaßen) gethan hat, scheint mir so wenig glaublich, daß ich (wenn kein ander Mittel ist) lieber annehmen will, die Natur selbst, insofern sie in der Imagination der Menschenkinder ihr verborgnes Werk und Wesen hat, habe die Zusammen-

schmelzung vorgenommen. Daß sie eine solche Schmelzerin ist, wird Niemand leugnen; allein wie sie es dabei anfange, ist ein Geheimniß, das uns (meines Wissens) noch kein Psycholog begreiflich gemacht hat.

Die Sache bleibt also noch immer so dunkel als zuvor, und wir mögen uns wenden und winden, wie wir wollen, so werden wir genöthigt sein, zu bekennen, daß Phidias nach einer in seiner Seele schwebenden Idee gearbeitet habe. Wie er zu dieser Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher, wenn wir sagen, sie sei eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten. Und im Grunde verlieren wir nichts dabei, wenn wir sie ein Gespenst schelten lassen und gestehen, daß wir von der Erscheinung dieser Art von Gespenstern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Maler ebenso wenig verstehen als von dem Gespenste, das dem Brutus zu Philippi erschien, oder von irgend einem andern Gespenste, Geiste, Kobold oder andern Einwohner der unsichtbaren Welt, weß Namens, Standes und Würde er sein mag, der jemals einem Sterblichen erschienen ist vom Anbeginn der Dinge bis auf diesen Tag. Ich trage für Herrn Johann Locke und seinen großen Grundsatz: „Nil est in intellectu“ etc., alle gebührende Achtung. Die Epikureer und viele andre ehrliche Leute haben ein paar tausend Jahre vor ihm ebenso viel davon gewußt als er. Aber trotz diesem großen Axiom, womit man (wie mit dem Escalibor des Königs Artus) auf einmal so große Stücke herunterhauen kann, wird auch von der kleinen Welt in unserm Hirnkasten ewig wahr bleiben, was Shakespeare's Hamlet von Himmel und Erde sagt: „Es giebt gar viele Dinge da, wovon sich unsre Philosophie nichts träumen läßt.“ Es ist eitle[1]) Mühe, Alles, was in dem geheimnißvollen Abgrund[2]) unsrer sich selbst so wenig bekannten Seele vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß ich als ein Knabe von vierzehn Jahren und auch schon lange zuvor bei äußern Veranlassungen, die auf tausend Andre nichts dergleichen wirkten, Gespenster und Erscheinungen aus der idealischen Welt in meiner Seele sah, die ich mir selbst weder aus Zusammensetzung oder Association meiner damaligen Sensationen noch aus irgend

[1]) Merkur: „eitle und vielleicht verwegene“. — A. d. H.
[2]) „Abyssus“ im Merkur. — A. d. H.

einer andern Ursache erklären kann. Denn Kunstwörter, alte oder neu geschmiedete, erklären nichts.

22.

Aber müssen wir denn Alles erklären wollen? und ist es nicht genug, wenn wir wissen, so ist die Sache? Man sage mir nicht, das heiße, ohne Noth die weislich verbannten qualitates occultas zurückberufen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur, daß man nicht durch unzulängliche Data und durch Heischesätze, denen man mehr Ausdehnung giebt, als sie haben, zu erklären meine, was sich nicht erklären läßt. Der Weg des Genies ist der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomon zu wunderlich vorkamen.*) Aristoteles und zwanzig Andre konnten wol über die Werke Homer's philosophiren; aber Keiner von ihnen hat uns noch ein Recept geschrieben, wie man eine Ilias machen könne, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homer's Schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Jupiter des Phidias nicht ebenso sein?[1])

Ich habe oben schon, wie billig, anerkannt, daß die schöne (wiewol nicht eben schönere) griechische Natur und die Gelegenheiten, sie mehr zu ihrem Vortheile zu sehen, nothwendig das Ihrige zu den schönen Ideen der griechischen Künstler beigetragen haben müssen. Was ich leugne, ist nur, daß dieser Umstand so viel, daß er Alles[2]) dabei gethan habe. Denn, that er Alles: warum machten die andern Künstler nicht auch

*) Sprichw. Sal., Cap. 30. V. 18. 19.

[1]) Hier ist in den Kl. pros. Schr. und den **Werken** folgende Stelle weggelassen: „Herr Lavater, wenn er uns mit der Gewißheit eines Augenzeugen sagt: „Die griechischen Künstler hatten schönere Menschen um und an sich, wo sie stunden und gingen“ — verweist uns — auf die vorhergesehene Frage: Schöner? woher? — an den lieben Gott! — „Frage Den, der sie schuf,“ sagt er. Warum sollte nun ich Dem, der mich fragte: „**Woher** kamen den Phidiassen die Ideen, nach denen sie arbeiteten?“ nicht auch antworten dürfen: „Frage Den, der sie schuf!“ Diese Antwort, wiewol sie von der Art derjenigen ist, die man cavalierisch zu nennen pflegt, würde mir hier gleichwol besser ziemen. Denn ob die Menschen, welche Phidias um und an sich hatte, wo er stund und ging, schönere Menschen waren als die, welche Michel Angelo um und an sich hatte, ist res facti und soll erst noch, si Diis placet, historisch erwiesen werden; es wäre also nicht sehr manierlich, wenn wir unsern Herrn Gott fragen wollten, wie und warum er die Griechen schöner geschaffen, eh wir noch wissen, ob er sie schöner geschaffen; aber daß Phidias, als er seinen Jupiter machte, eine Idee von ihm in seiner Seele hatte, ist so gewiß res facti, als — daß er sich bewußt war, was er machen wollte.“ — A. d. H.

[2]) Hier stand im Merkur noch: „(wie Herr Lavater behauptet)“. — A. d. H.

so herrliche Werke wie Phidias? Warum gab es unter den griechischen Bildnern und Malern, die doch alle die nämliche Natur um sich hatten, nur einige wenige, deren Werke große Wirkung thaten?

Man wird antworten: es verstehe sich von selbst, daß der Mann, der etwas Großes hervorbringen wolle, auch die Fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufassen, ihre mannichfaltigen Schönheiten in seiner Seele zu concentriren und wieder in seinen Werken auszustrahlen, in einem hohen Grade haben müsse. Aber da sind wir wieder in der Region der dunkeln Begriffe und wissen vom Wie[1]) des Phänomens, das erklärt werden soll, gerade so viel als zuvor.

23.

Soll ich mit aller Bescheidenheit meine Meinung von der Sache sagen? Die Imagination eines jeden Menschenkindes und die Imagination der Dichter und Künstler insonderheit ist eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte, von denen das ABCbuch, das man Psychologie nennt, gerade so viel erklären kann als die Monadologie von den Ursachen der Vegetation und der Fortpflanzung. Wir sehen Erscheinungen — Veranlassungen — Mittel — aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgnen wirken — über diesem Allen hängt der heilige Schleier der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat. „Hätten's nicht die beiden kleinen hitzigen Hengste gethan und der Tollbrägen vom Postillon, der sie noch dazu antrieb, der Gedanke wäre mir nicht in den Kopf gekommen. — Er schnaubte daher wie ein Blitz," sagt Tristram Shandy.*) Dies ist die allgemeine Geschichte, wie Dichter, bildende Künstler, Componisten und alle das Volk von scharfen behenden Sinnen und feuerfangender Imagination zu ihren schönsten Ideen, ihren glücklichsten Erfindungen kommen. Eine Veranlassung von innen oder außen ist freilich immer da; aber in neunzig Fällen unter hundert möchte ich Den sehen, der mir erklärte, wie just diese Wirkung aus dieser Veranlassung, dieser vermeinten Ursache entstehen konnte, entstehen mußte.

24.

Indessen läßt sich zuweilen doch wenigstens so viel historisch begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Seele des

*) S. 5. Th. 1. Cap. vom Anfang, nach der Bodischen Uebersetzung.

[1]) Im Merkur: „Quomodo". — A. d. H.

Mannes, der ein außerordentliches Werk hervorgebracht, in diese ungewöhnliche Begeisterung, Erhitzung und Erhöhung ihrer Kräfte gesetzt worden, worin sie fähig sein konnte, die Idee zu empfangen, wovon sein Werk die Nachahmung ist. Und dies ist, so viel ich weiß, auch der Fall beim Jupiter Olympius des Phidias.[1])

Ehe ich mich in die Erzählung dieser Umstände einlasse, muß ich meine Leser bitten, bei dem Namen Phidias sich so lebendig, als ihnen möglich ist, einen Mann zu denken, der mit dem Genie der Kunst geboren war — einen Mann, der in Vergleichung mit seinen Lehrmeistern ein Gott scheinen mußte — der nicht etwa ganz gemächlich von der neunzehnten Stufe zur zwanzigsten hinaufstieg, wozu es freilich nicht viel mehr braucht, als daß man den einen Fuß lüpfe und den andern nachziehe, sondern der den gewaltigen Raum zwischen seinen Vorgängern und dem Gipfel der Kunst mit zwei oder drei Riesenschritten verschlang — einen Mann, der ein ebenso großer Architekt als Bildhauer war — der immer nichts als große Werke unternommen und ausgeführt hatte, und dem es also von Natur und Gewohnheits wegen zuletzt wie mechanisch werden mußte, Alles, was er dachte und machte, groß zu denken und zu machen — kurz, einen Mann, dem es (wie Quintilian in der oben angezognen Stelle sagt) leichter war, Götter zu bilden, als Menschen, und der zu allen den Wundern, womit er unter der Staatsverwaltung des Perikles die Stadt Athen verherrlicht hatte, keinen außerordentlichen Anlauf zu nehmen und, um selbst seine Minerva, den Stolz der Athener, hervorzubringen, nur seine gewöhnliche Stärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn solch ein Mann, von der edelsten Art von Rache angeflammt und in der angestrengtesten Eifersucht mit sich selbst, alle seine Kräfte zusammennimmt, ein Werk zu schaffen, das alle seine vorherigen auslösche — welch ein Werk mußte das werden!

Die Athener hatten dem Künstler für alle Verdienste, die er sich um ihre Stadt gemacht, der Welt Lohn gegeben. Ein großer Mann, ein Freund des Perikles, ein Mann, neben dem Wenige

[1]) Hier schloß im Merkur die Fortsetzung mit den Worten: „Aber ich sehe, daß mir's am Raum gebricht — also das Uebrige künftig." Der Schluß erschien im folgenden Hefte, wo Wieland zunächst in einem hier und in den Kl. pros. Schr. weggelassenen Absatze sich resümirt. — A. d. H.

stehen konnten, ohne um die Hälfte kleiner zu werden, als sie waren, wenn sie unter Ihresgleichen standen — das Alles zu sein, war freilich in einer so schwankenden Demokratie Verbrechens genug. Man mußte aber doch einen Vorwand haben. Man stiftete also einen gewissen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, daß er von dem Golde, welches zu der kolossalischen Statue der Minerva gebraucht worden, etwas unterschlagen habe. Allein bei der Untersuchung zeigte sich, daß Phidias die Vorsicht gebraucht hatte — unschuldig zu sein, und daß gerade so viel Gold an der Statue war, als er den Athenern verrechnet hatte. Dies setzte seine Feinde in die Verlegenheit, ihm zu einem Staatsverbrechen zu machen, „daß einer von den Kriegsmännern in der Amazonenschlacht, die er in halb erhobener Arbeit auf den Schild der Minerva gearbeitet hatte, dem Perikles, und ein alter kahlköpfiger Mann, der einen großen Stein mit beiden Händen aufhebt, ihm selbst ähnlich sehe" — und weil es ihm hier nicht so leicht war, das Gegentheil zu demonstriren, so wurde er ohne Weiters verurtheilt, ins Gefängniß geworfen und vermuthlich einige Zeit darauf — ungefähr aus eben dem Grunde, warum Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt — des Landes verwiesen, oder er fand Mittel, aus dem Gefängnisse zu entwischen.*) Kurz, Phidias begab sich nach Elis und wurde Werkmeister des Jupiter Olympius.

Rollin's Behauptung, daß er bei diesem erstaunlichen Werke die Absicht gehabt habe, Rache an den Athenern auszuüben und ihre Minerva um den Ruhm zu bringen, daß sie das Größte sei, was die Kunst jemals hervorgebracht — ist zwar eine bloße Vermuthung — denn sie beruht meines Wissens auf keinem Zeugnisse —, aber sie gehört unter die Vermuthungen, die man für so gewiß nehmen kann, als ob sie gerichtlich erwiesen wären; denn sie beruht auf der menschlichen Natur. So beleidigt, wie Phidias von den Athenern war, rächt man sich ganz gewiß, wenn man kann; und welche Rache hätte er nehmen können, die zugleich für ihn selbst ehrenvoller und für die herrschende Leidenschaft der Athener, ihre Eitelkeit, empfindlicher gewesen wäre?

Phidias entwarf also den Plan eines Werkes, wodurch er alle Meisterstücke seiner Nebenbuhler in der Kunst und seine

*) Dies sagt ein ungenannter Scholiast des Aristophanes. Plutarch sagt, er sei im Gefängniß gestorben. Das ist aber aus verschiedenen Gründen nicht glaublich.

eignen zu verdunkeln hoffen konnte — den Vater der Götter und der Menschen in seiner Herrlichkeit. Es war ein wahres Poema, und nur den Gedanken davon zu fassen, brauchte es schon eines so kühnen und solcher Kräfte sich bewußten Geistes wie der seinige. Aber da er seine Hand zur Ausführung ausstreckte, erschrak er vor seinem eignen Gedanken — fühlte, daß er nur ein Mensch war, er, der es wagen wollte, den König des Himmels darzustellen — und sein Muth verließ ihn einen Augenblick.

In welcher Gestalt, mit welchen Zügen, in welcher Stellung, daß Jeder, der ihn sähe, schaudernd den gegenwärtigen Gott, den Vater und König der Götter fühlen und erkennen müßte? Seine Seele arbeitete Tag und Nacht an der großen Geburt, stieg vom größten der Menschen zum Halbgott — vom Halbgott zum Gott auf — strebte noch höher empor — aber hier — hier sank sie immer wieder.

Die Idee des Olympischen Vaters konnte nicht durch Abstraction noch Zusammensetzung gebildet werden; erscheinen mußte sie ihm — und sie erschien ihm, da er sich's am Wenigsten versah — da er einst, über den Markt gehend, einen Rhapsodisten das erste Buch der Ilias singen hörte. Im Vorübergehen trafen sein Ohr die drei berühmten und unübersetzlichen Verse,[1]) in welchen Zeus der flehenden Thetis die Gewährung ihrer Bitte mit einem Winke der Augenbraunen und des Hauptes, der den Olymp in seinen Tiefen erzittern macht, bestätiget. Diese Verse trafen sein Ohr oder vielmehr sein Innerstes, und siehe! auf einmal stand die himmlische Erscheinung vor seinem Geist — und man schließe auf die Vollkommenheit dieser Idee von der Wirkung, die sie nach Allem, was sie durch ihre Einlenkung in die Materie verlieren mußte, selbst in dem unvollkommenen Nachbilde noch immer auf alle Anschauenden machte!

Der große Erz-Kritikus,[2]) Julius Cäsar Scaliger, ist mir nirgends kleiner und in seiner windigen Aufgeblasenheit verächtlicher, als wenn er diese Anekdote*) lächerlich findet.

*) Sie gründet sich zwar nur auf die Erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Makrobius — aber wenn sie auch schlechtere Gewährsmänner hätte, so ist, däucht mich, der innere character indelebilis der Wahrheit in ihr, der Diejenigen, welche Augen zu sehen haben, stärker überzeugt als alles Ansehen fremder Zeugen.

---

[1]) I. 528—530. Im Merkur hatte Wieland den ersten Vers griechisch angeführt; die hier (Zeile 23—25) stehende Inhaltsangabe fehlte. — A. d. H.

[2]) Im Merkur: „Hyper-Kritikus". — A. d. H.

„Entweder Phidias hat uns, oder die Herren, die es von ihm erzählen, haben ihn zum Narren," sagt der kunstrichterliche Julius Cäsar; „ich dächte doch, Phidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht, um zu wissen, daß Jupiter Augenbraunen und Haarlocken habe".[1]) Was ist einem Menschen zu antworten, der alles innern Sinnes für Geist und Leben so ganz ermangelt? Von dem kann man wol im eigentlichsten Verstande mit Euripides sagen, er verstehe nichts von Göttersachen. Freilich hatten zehntausend und zehntausendmal zehntausend Leute diese nämlichen Verse singen gehört, ohne in die Kraft derselben einzugehen oder — einen Jupiter Olympius zu machen. Aber von allen diesen Myriaden war auch Keiner ein Phidias — und ein Phidias, der sich gerade in diesen eigensten Umständen, in diesem Drange der Seele, dieser Empfänglichkeit der Imagination befand, wie er in dem Augenblicke, da eine solche Wunderkraft aus Homer's Genie in den seinigen überging.[2])

25.

Uebrigens kann ich zur Steuer der Wahrheit nicht umhin, zu erinnern, daß die große Wirkung, welche dieses in der alten Welt so berühmte Bild auf Alle, die es — mit Menschenaugen[3]) ansahen, machte, nicht ganz allein der Vollkommenheit des geistigen Urbildes, von welchem es abgeformt worden, beigemessen werden könne. Wenn die Religion selbst, wie Quintilian sagt, durch die Majestät dieses Werkes gewann, so ist nicht weniger zu glauben, daß das religiöse Gefühl, womit es von den Meisten angesehen wurde, hinwieder dem Werke Vortheil gebracht und einen Nimbus von Göttlichkeit darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch jetzt stände, für uns Unglaubige nicht haben würde. Es kommt so viel darauf an, in was für einer Stimmung der Seele man ein Ding ansieht! Auch die kolossalische Größe dieses Jupiter's und daß (wenn es erlaubt ist, den Ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) sein Saum den ganzen Tempel füllte — trug

---

[1]) Hier stand im Merkur noch das spöttische „Ain tu?" — A. d. H.

[2]) Früher folgte noch im ersten Druck: „Denn jawohl gilt auch hier das große Axiom: Wasser thut's freilich nicht allein." — A. d. H.

[3]) Dafür im Merkur: „nicht mit Stieraugen". — A. d. H.

unfehlbar nicht wenig bei, den Anschauenden diesen schauervollen Eindruck der unmittelbaren Gegenwart des Gottes zu geben. Aber was diesen Eindruck nothwendig bis auf den höchsten Grad der Möglichkeit treiben mußte, war dies: daß der Olympische Jupiter nicht etwa, wie die gewöhnlichen Bilder der Götter, allein da stand, sondern daß er, wie mitten im Olymp, hoch auf seinem Throne sitzend und umgeben von den übrigen himmlischen Gottheiten (deren Subordination unter ihn durch Stellung und verhältnißmäßige Größe sichtbar wurde) dargestellt war.

Auch sogar die trockne Beschreibung, die uns Pausanias (der Kälteste unter Allen, die jemals ihren Mund aufgethan haben, von Kunstwerken zu sprechen) in seiner flachen Reisebeschreibermanier davon hinterlassen hat, ist hinlänglich, jedem Leser, dessen Einbildungskraft nicht ebenso frostig ist, einige Ahnung von dem erstaunlichen Effecte zu geben, den das Ganze dieser gewaltigen Composition auf den ersten Blick machen mußte.*)

26.

Doch — so wenig ich auch vielleicht mit Allem, was ich bisher über die Ideale der alten Künstler vorgebracht, gesagt haben mag — so viel ich selbst noch darüber zu sagen hätte oder ein Andrer, der des Alterthums und seiner Ueberbleibsel kundiger ist und tiefer sieht als ich, darüber sagen könnte — es ist Zeit, aufzuhören. Alles läuft am Ende doch in diesen Dingen auf Hypothese und die besondere Art, wie Jeder sie sieht, faßt und zusammenstellt, hinaus. Drei oder vier Statuen, von denen man gewiß wüßte, sie seien aus der Epoche des Perikles — blos die Nemesis des Agorakritos,**) die

*) Die flache Art, wie der äußerst unpoetische Pausanias von allen Herrlichkeiten des Olympischen Tempels spricht, ist darum kein Beweis, daß er nicht davon gerührt worden sei. Im Gegentheil, ich stelle mir ihn vor, wie er mit weit offnen Augen, seine Schreibtafel in der Hand, da stand und gaffte und vor lauter Erstaunen nicht wußte, wo er anfangen sollte, und seinem Leibe endlich keinen Rath fand, als Alles, Stück für Stück, in der nämlichen Verwirrung, die in seiner Seele herrschte, aufzuschreiben. Was ihn am Meisten am ganzen Werke gerührt zu haben scheint, war die Kostbarkeit der Materialien, die Verschwendung von Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelsteinen, der schimmernde Thron u. s. w.

**) Die Geschichte dieser Nemesis hat etwas Merkwürdiges. Die Athener wollten ein Bild der Venus haben, um es in den sogenannten Gärten in

Sosandra des Kalamis*) und der Amor und die Venus des Praxiteles mit einem einzigen von den vielen Wunderwerken des Phidias — würden uns ganz andre Aufschlüsse geben als Alles, was man jetzt a priori oder aus den noch vorhandenen alten Kunstwerken und aus dem, was uns die Autoren davon sagen, schließen und vermuthen kann. Meine Absicht ist erreicht, wenn ich einige meiner Leser selbst über die Sache zu denken veranlaßt habe; und auch eine gründliche Widerlegung derjenigen von meinen Behauptungen, die ich selbst als problematisch ansehe, würde mir Freude machen. Denn was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen, wie sie sind?

einem Tempel der Venus Urania aufzustellen. Zwei Schüler des Phidias, Alkamenes und Agorakritos, wovon der Letzte sein Liebling war, arbeiteten in die Wette um diesen Preis: die Venus des Agorakritos verdiente ihn; aber die Athener, die einem Ausländer diese Ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem Mitbürger, zu. Agorakritos empfand diese Ungerechtigkeit so hoch, daß er sogar nicht mehr leiden konnte, daß sein Werk eine Venus heißen sollte. Er nannte sie also Nemesis und verkaufte sie mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nie nach Athen gebracht werden sollte. Varro, der gewiß Kenner war, hielt diese Nemesis für das vollkommenste Werk der griechischen Kunst. Der Umstand, daß Phidias die letzte Hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, ist entweder ein Versehen des Plinius oder seiner Copisten; es ist wider alle Wahrscheinlichkeit. Wenn Phidias Einem von Beiden half, so war's gewiß Dem, der ihm am Liebsten war.

*) Zwei Stellen Lucian's geben uns von dieser Sosandra eine große Meinung. Die eine (im dritten der Dialog. Meretric.), wo die eifersüchtige Philinna sich gegen ihre Mutter über die Aufführung ihres Liebhabers beklagt, der in ihrer Gegenwart, und um sie zu ärgern, die Thaïs wegen der Zierlichkeit ihres Tanzes und ihres geschickten Fußes und ihrer schönen Knöchel und wegen tausend andrer Schönheiten ganz ausschweifend erhoben hatte. „Nicht anders", sagt sie, „als ob die Rede von der Sosandra des Kalamis gewesen wäre und nicht von dieser Thaïs, von der wir ja Beide wissen, was an ihr ist, da wir mit ihr baden."

Die andre Stelle findet sich in den Bildern, wo er nebst etlichen andern Statuen eben diese Sosandra auswählt, um aus Zusammensetzung dessen, was an jeder das Schönste war, das Bild seiner Panthea oder der vollkommnen Schönheit zu entwerfen. Lucian nimmt von ihr den Ausdruck von holder Scham, das leise verborgne Lächeln und die Anständigkeit und ungesuchte Zierde in dem Wurf ihrer Kleidung. (S. Winckelmann's „Geschichte der Kunst", S. 482 nach der Wiener Ausgabe.)

Ueber eine Stelle des Cicero, die Perspective in den Werken der griechischen Maler betreffend.[1])

Es ist schon lange eine von Gelehrten und Kunstkennern beinahe allgemein angenommene Meinung gewesen, die griechischen Maler und Künstler in erhobener Arbeit hätten von den Regeln der Perspective entweder gar keine oder doch nur eine sehr geringe Kenntniß gehabt und in ihren Werken von dem, was sogar die bloße Beobachtung der Natur sie hierüber hätte lehren sollen, wenig oder keinen Gebrauch gemacht.

Perrault in seiner übel berüchtigten „Parallele der Alten mit den Neuern" ging so weit, den Parrhasien und Apellen und in der That den alten Künstlern überhaupt die Kenntniß der Perspective und der stufenweisen Verkleinerung entfernter Gegenstände gänzlich abzusprechen.

Der Abbé Sallier, der dieses Vorgeben in einer besondern Abhandlung untersucht hat,[2]) bemüht sich, das Gegentheil und wenigstens so viel zu beweisen, daß die alten Künstler in den Gesetzen der Perspective nicht so unwissend gewesen, als Perrault aus einigen Basreliefs, besonders aus denen auf der Säule Trajan's, geschlossen; und dann, daß, wofern sie auch (wie freilich nicht zu leugnen ist) von diesen Gesetzen abgewichen, dies nicht aus Unwissenheit, sondern mit gutem Bedachte und zu Erzielung anderer, ihrem Urtheile nach größerer Schönheiten geschehen sei.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, II. S. 218—224; von Wieland in den sechsten Band der Supplemente seiner Werke aufgenommen, nach welchen wir den Aufsatz hier geben. — A. d. H.

[2]) Discours sur la Perspective, in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions, T. XI. — A. d. H.

Man sollte denken, Sallier hätte sich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten theils auf gewisse Basreliefs und Münzen und sogar auf einige von der Zeit noch geschonte Gemälde von unbezweifeltem Alterthume, z. B. auf die sogenannte Aldobrandini'sche Hochzeit,*) die ihn durch den Augenschein widerlegen, zu verweisen, theils ihnen aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, daß es eine offenbare Ungereimtheit sei, Künstlern wie ein Zeuxis, ein Timanthes, ein Apelles zuzutrauen, daß sie einen Umstand in der Natur übersehen haben sollten, den Jedermann alle Augenblicke zu sehen Gelegenheit hat.

Aber Herr Sallier glaubte mit seinen Gegnern am Kürzesten und Sichersten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Schriftstellern vorlegte, welche, wenigstens durch natürliche Folgerung, bewiesen, daß die griechischen Künstler mit den Regeln der Perspective sehr wohl bekannt gewesen sein müßten. Plato, Vitruv und Plinius haben ihm diejenigen, die er anführt, dargeboten; und wiewol sich vielleicht Manches gegen seine Erklärungen einwenden ließe, so muß man doch gestehen, daß sie scharfsinnig genug sind, um seiner Meinung eine starke Unterstützung zu geben.

Indessen weiß ich nicht, wie ihm und (wo ich nicht irre) noch vielen Andern eine Stelle im Cicero entgangen ist, welche mir allein hinlänglich scheint, den Perrault seines Irrthums zu überweisen; eine Stelle, die überdies noch dadurch vorzüglich ist, weil sie eine bessere Antwort als Sallier's für Diejenigen enthält, welche sich noch immer daran stoßen, daß man gleichwol in den meisten und zum Theil in sehr vorzüglichen Werken der alten Kunst die Perspective so gänzlich vernachlässigt sieht.

Diese Stelle befindet sich im siebenundachtzigsten Abschnitt des zweiten Buchs De Oratore, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtnißkunst (deren Erfindung dem Simonides zugeschrieben wird) und von den vornehmsten Regeln derselben spricht und zuletzt das Verfahren eines in dieser Kunst Geübten mit demjenigen eines großen Malers vergleicht, „welcher Oerter und Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unter-

*) S. die Abhandlung des Grafen Caylus über die Perspective der Alten im 39. Bande der Mémoires de l'Académie des Belles-Lettres. Die in Herculanum gefundenen Gemälde konnten dem Herrn Sallier nicht bekannt sein und würden ihm auch wenig gegen Perrault geholfen haben; denn die meisten verstoßen gröblich gegen die Perspective.

scheide" — pictoris cujusdam summi ratione et modo, formarum varietate locos distinguentis.

Mir dünkt, diese Worte bieten einen Sinn dar, der keine Mißdeutung zuläßt, und es folgern sich daraus zwei Sätze, worin Alles begriffen ist, was die streitige Frage entscheiden kann. Es gab nämlich unter den Malern der Alten einige, welche die Verschiedenheit der Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterschieden; aber nur Maler vom ersten Range besaßen diese Geschicklichkeit, aus welcher sie vermuthlich eine Art von Geheimniß machten, wovon die Wirkung um so mehr bewundert wurde, je weniger man von den Regeln wußte, welche sich diese Meister aus einer scharfsinnigen Beobachtung der Natur gesammelt hatten, und durch deren Anwendung sie im Stande waren, ihren Werken so viel mehr Täuschendes zu geben als gemeine Kunstverwandte.

In der That würde ohne dies unbegreiflich sein, wie die größten Maler der Griechen in einem so wichtigen Theile der Nachahmung der Natur hätten unwissend sein können, da wir von dem höchsten Künstler dieses von allen Musen begünstigten Volkes, vom Phidias, ungezweifelt wissen, daß er unter den Hilfsstudien seiner Kunst vorzüglich auch die Geometrie und die Optik getrieben, zu welchem andern Ende, als um die scheinbaren und wahren Verhältnisse der sichtbaren Gegenstände und vornehmlich die Gesetze kennen zu lernen, aus welchen sich (um mich mit unsers Lambert's Worten auszudrücken) bestimmen läßt, wie eine jede Sache, aus dem gegebenen Gesichtspunkte betrachtet, aussehen müsse, und nach welchen sie gezeichnet oder gebildet werden müsse, damit die Abbildung ebenso in die Augen falle, als ob die Sache selbst gesehen würde.

Wie weit es Phidias in dieser Geschicklichkeit gebracht, beweiset sein bekannter Wettstreit mit dem Alkamenes. Beide sollten die Bildsäule der Minerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beiden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte die des Alkamenes beim ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter und vollendeter sein. Das Werk des Phidias schien ein Ungeheuer von Häßlichkeit dagegen; stiere, weit aufgerissne Augen, ein großer gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollne Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werke ähnlich, welchem

noch allenthalben die vollendende Hand des Künstlers mangelt. Man konnte nicht begreifen, wie der Mann sich habe entschließen können, eine solche Arbeit neben dem Meisterstücke seines Mitbewerbers sehen zu lassen. „Stellet beide an den Ort, wohin sie bestimmt sind," sagte er, „und dann urtheilet!" Man that es, und nun triumphirte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun in der Höhe, wo sie stand, ein kleinliches Werk ohne Ausdruck, ohne Kunst; die vom Phidias hingegen entzückte Jedermann durch eine Großheit und Vollkommenheit, woran die Augen sich nicht satt sehen konnten. Und doch war Alkamenes ein vortrefflicher Bildhauer; aber Phidias hatte die Kenntniß der Perspective voraus, und diese mußte damals wenigstens noch ein Geheimniß sein, welches er allein besaß, weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde, mit ihm zu wetteifern, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Phidias in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Minerva im Parthenon angebracht, wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des Theseus über die Amazonen, auf der andern die Empörung der Titanen gegen die Götter, auf den Halbstiefeln der Göttin der Streit der Centauren und Lapithen und am Fußgestelle die Geschichte der Pandora angebracht war, sollte er in allen diesen erhobenen Arbeiten (es sei nun, daß er sie selbst gearbeitet oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Gesetze der Perspective weniger befolgt haben? So große und reiche Compositionen lassen sich ohne Beobachtung derselben in einem verhältnißweise kleinen Raume schwerlich denken.

Es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß die Betrachtung der Werke des Phidias nachfolgende Künstler von Genie, vornehmlich unter den Malern, die der Perspective mehr als die Bildner vonnöthen haben, auf die Spur einer Wissenschaft habe leiten müssen, mit deren Hilfe Jener so glänzende Siege selbst über die besten seiner Mitbewerber erhalten hatte. Sollte Parrhasius, ein Zeitgenosse, Gehilfe und Freund des Phidias, der Erste, der nach dem Zeugnisse des Plinius Symmetrie in die Malerei brachte, seinem Freunde und der Natur, die er so sehr studirte, daß er es in der Reinheit der Umrisse allen Andern zuvorthat, nicht auch von jenem Geheimnisse abgelernt haben? Sollt' es dem Pamphilus, dem Wiederhersteller der berühmten Malerschule zu Sicyon, dem Lehrmeister eines Apelles, verborgen geblieben sein, von welchem Plinius sagt, daß er der

Erste gewesen, der die ganze Encyklopädie aller einem Maler nützlichen Gelehrsamkeit inne gehabt und besonders in der Arithmetik und Geometrie stark gewesen sei, ohne welche seiner Meinung nach die Kunst nicht zur Vollkommenheit gebracht werden könne?[1])

Auch Herr Sallier schließt mit Recht aus dieser Stelle (die in der That keinen andern Sinn haben kann) auf die höchst wahrscheinliche Geschicklichkeit dieses Malers in der Perspective, so weit sie zu seiner Kunst nöthig war. Aber dann geht er wol zu weit, wenn er sich beredet, daß diese Geschicklichkeit so allgemein unter den alten Künstlern gewesen, und daß der Grund, warum man in ihren auf uns gekommenen Werken so wenig Gebrauch davon gemacht sehe, lediglich darin zu suchen sei, weil sie nicht für gut gefunden, Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus selbst gesteht, daß man mit dieser Antwort nicht weit reiche, und die von mir angezogene Stelle des Cicero (welche Beiden entgangen ist) scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die Beobachtung der perspectivischen Gesetze je und allezeit ein Vorzug der größten und gelehrtesten Maler geblieben sei. Pamphilus selbst, wiewol er seine Kunst lehrte, setzte einen so hohen Preis auf die Mittheilung seiner Wissenschaft, daß nur sehr Wenige reich genug waren, sich in seine Schule zu begeben oder wenigstens bis zum Ende auszuhalten. Denn er erforderte zehen Jahre zur Erlernung der ganzen Maler-Encyklopädie und nahm für jedes Jahr ein attisches Talent. Es ist also kein Wunder, daß seine gelehrten Kenntnisse in der Kunst nicht gemein werden konnten.

---

[1]) Plin. Hist. Nat., XXXV. S. XXXVI, n. 8. — A. d. H.

Die Griechen hatten auch ihre Teniers und Ostaden.[1])

Dies wird vielleicht Manchem wie eine Lästerung klingen. Denn es ist, seit Winckelmann den Ton bei uns angab, so viel von dem schönen Ideal der griechischen Kunst und von dem großen Gesetz der Schönheit, welches sie in allen ihren Werken aufs Heiligste beobachtet haben sollen, gesprochen und geschrieben worden, daß Viele daher einen allzu eingeschränkten Begriff von dem Umfang der Malerei bei den Griechen fassen und sich nicht vorstellen, daß schwerlich aus irgend einer neuern Malerschule seit den Zeiten des Cimabue und van Eyck ein Meister von einigem Ruf hervorgegangen, der unter den Griechen nicht Seinesgleichen gehabt hätte. Gleichwol ist dies so gewiß, daß sie, wie gesagt, sogar ihren Ostade hatten.

Dieser griechische Ostade oder Teniers oder Brower (denn wem von Diesen er am Aehnlichsten gewesen, läßt sich eben so genau nicht bestimmen) lebte — man weiß nicht eigentlich wann,*) und Plinius ist, so viel ich weiß, der einzige Autor, der seiner erwähnt. Er spricht von ihm mit eben der Wärme und aus eben dem Ton wie ein neuerer Kunstliebhaber, der, unbestochen von einem besondern Lieblingsgeschmacke, Genie und Kunst allenthalben und in allen Arten von Auswirkungen zu

*) Daß er ziemlich lange nach dem Apelles gelebt habe, läßt sich aus dem Plinius schließen. — [Die Stelle des Plinius steht Lib. XXXV. S. XXXVII. — A. d. H.]

[1]) Teutscher Merkur 1777, II. S. 48—57 (Nr. 6 der Miscellaneen). — A. d. H.

schätzen weiß. „Pyreikus", sagt er, „schadete sich vielleicht durch die Wahl seines Faches; aber in der Kunst hatte er nur Wenige über sich. Er malte niedrige Gegenstände, in diesen aber erwarb er sich den größten Ruhm. Er malte Barbierstuben, Schusterwerkstätten, Küchenstücke und dergleichen und bekam daher den Beinamen *ῥυπαρογράφος*" — ein Wort, das ich nicht deutsch zu machen weiß, es müßte denn durch Lumpereienmaler sein.[1]) Mr. de la Nauze (in seinen Mémoires de la manière dont Pline a traité de la Peinture) übersetzt's noch weniger glücklich durch Peintre de vilenies. Vermuthlich brachten ihm seine Feinde und Neider unter seinen Kunstverwandten diesen verächtlichen Namen auf, der sich so übel zu dem hohen Werth schickt, den das Publicum auf seine Arbeiten legte. Diese waren consummatae voluptatis, sagt Plinius; ein Ausdruck, der die äußerste Schönheit des Pinsels und Vollkommenheit der Ausführung anzudeuten scheint, die zu allen Zeiten das gewesen sind, was den Liebhabern am Meisten Vergnügen gemacht hat. „Daher", setzt er hinzu, „wurden seine Stücke auch theurer bezahlt als die größten Werke vieler Andrer."

Der vorerwähnte La Nauze — weil es ihm unbegreiflich vorkam, daß Plinius der Einzige sein sollte, der dieses Pyreikus gedacht hätte, und daß er hingegen in einem Werke, worin er die ganze Geschichte der Kunst umfaßt, des Malers Pauson, dessen doch Aristophanes, Aristoteles, Plutarch, Lucian*) und Aelian als eines bekannten Meisters erwähnen, gar keine Meldung hätte thun sollen — glaubt und behauptet ganz positiv, Pyreikus habe seine Existenz vel quasi blos der Unachtsamkeit der Copisten zu danken, und Plinius habe Alles, was vorhin angeführt worden, von diesem Pauson gesagt und sagen wollen. Es ist nicht wohl möglich, eine solche Sache anders als durch Vermuthungen auszufechten. Des Herrn de la Nauze Gründe sind nichts mehr als Vermuthungen; die meinigen, warum ich ihm nicht beipflichten kann, sind auch nichts mehr. Welche von beiden mehr wiegen, mögen diejenigen Leser, die an dergleichen literarischen

*) Dieser muß abgerechnet werden; denn das Encomium Demosthenis, worin das nämliche Histörchen von diesem Pauson erzählt wird, das man auch im Aelian findet, ist wol so wenig von Lucian als das elende Ding, Amores genannt, wiewol die Abschreiber Beides an seine Werke angeschmiert haben.

[1]) Lessing im „Laokoon", Abschnitt II., übersetzt „Kothmaler". Sonderbar, daß Wieland Lessing's nicht gedenkt. — A. d. H.

Erörterungen einiges Vergnügen finden, entscheiden. Ich entsage zum Voraus aller weitern Appellation.

Der französische Akademikus bemerkt, daß nicht alle Manuscripte des Plinianischen Werkes Pyreicus, sondern einige Pracius, andre Preicus lesen. Gut! Wie aber aus Pauson Pracius, Preicus oder Pyreicus werden könne, gesetzt auch, der Copist schreibe halb im Schlafe, begreif' ich nicht, und noch weniger, wie es zugehen sollte, daß nicht ein einziger Codex Pauson hätte. Dies ist Eins. Sodann dünkt mich, was der göttliche Aristoteles (auf den Herr La Nauze sich hauptsächlich stützt) von Pauson sagt, stimme weit weniger zu dem, was Plinius von seinem Pyreikus sagt, als Herr La Nauze vermeint. Aristoteles, da er im zweiten Absatz seines Tractats Von der poetischen Kunst zeigt, daß nur drei Arten von Nachahmung der Menschen und ihrer Sitten möglich seien, nämlich, sie entweder besser vorzustellen, als sie sind, oder schlechter, als sie sind, oder gerade so, wie sie sind — setzt erläuterungsweise hinzu: so hätten z. B. unter den Malern Polygnotus die Menschen vollkommner, Pauson schlechter und Dionysius, wie sie sind, geschildert — oder nach unsrer heutigen Art zu reden, Polygnotus habe sie idealisirt, Pauson Caricaturen gemacht und Dionysius sich an die gemeine Natur gehalten und sie getreulich copirt, wie er sie vor sich gesehen. Daß ich den Sinn des Aristoteles recht gefaßt, und daß unter dem *χείρους* nichts Anders als Caricaturen zu verstehen seien, beweist nicht nur der ganze Zusammenhang des Textes, sondern auch die Stelle aus den Politicis des Philosophen, welche Herr La Nauze ebenfalls citirt, ohne zu merken, wie viel sie wider ihn beweist. Aristoteles philosophirt nämlich im fünften Capitel des achten Buchs seines Werks von der Polizei[1]) über den Einfluß der schönen Künste, besonders der Musik, auf die Erziehung der Jugend. Da erwähnt er nun im Vorbeigehen der Malerei sehr kaltsinnig als einer Kunst, die mit Nachahmung und Darstellung der Sitten sehr wenig zu thun habe und solche durch ihre Figuren und Farben nur auf eine sehr unvollkommne Art bewerkstelligen könne, und setzt dann hinzu: „Insofern aber gleichwol auch im Anschauen dieser Dinge ein Unterschied ist, so ziemt sich, daß man jungen Leuten nicht die Stücke des Pauson, sondern die Werke des Polygnotus

[1]) Es sind die *Πολιτικά* gemeint. — A. d. H.

oder irgend eines andern moralischen[1]) Malers, wenn es noch welche giebt, anzusehen gebe.“[2]) Mit allem Respect sei es gesagt, den ein Homuncio diesem größten Denker, der vielleicht je gelebt hat, schuldig ist! — aber wahrlich kein Schulmeister und Pedant, vom baltischen Meer bis zu den Säulen des Hercules, könnte mit höher aufgezogenen Augenbraunen und weniger Gefühl der Kunst von der Malerei gesprochen haben. Doch davon ist hier die Rede nicht. Genug, die Stelle beweist, was ich mit ihr beweisen will: daß der Pauson des Aristoteles und der Pyreikus des Plinius zwei ganz verschiedne Menschen sind. Plinius sagt nicht ein Wort, woraus man nur argwöhnen könnte, daß Pyreikus ein Caricaturmaler gewesen. Er malte Barbierstuben, Schusterwerkstätten, Küchenstücke, d. i. gemeine, niedrige Natur, aber doch Natur, Natur, wie man sie alle Tage sehen kann, und die jeder junge Mensch vom Prinzen bis zum Bauerjungen ebenso gut sehen darf als der weiseste Graubart. Kurz der Pyreikus, von dem Plinius spricht, gehörte in die Aristotelische dritte Classe, welche die Menschen abbildet, wie sie sind. Pauson hingegen machte Profession davon, sie schlechter darzustellen, und darum nennt ihn Aristoteles nach seinen scharf abgezogenen Begriffen unmoralisch und glaubt, daß das Anschauen seiner Caricaturen einem jungen Menschen falsche und verächtliche Begriffe von der menschlichen Natur geben und seinen moralischen Sinn beschädigen könnte. Ja, eben daraus, weil Aristoteles der Jugend das Anschauen seiner Gemälde so scharf untersagt, läßt sich mit gutem Fug muthmaßen, daß auch die Süjets, wenigstens von vielen seiner Caricaturen, anstößig und unsittlich gewesen, da hingegen nichts in der Welt unschuldiger sein kann als die tonstrinae und aselli und obsonia des Plinianischen Pyreikus. Mich dünkt, dies allein wäre schon genug, die Meinung des Herrn La Nauze in den Grund zu bohren. Aber ich habe noch eine Vermuthung, die von seiner Art zu malen hergenommen ist und der meinigen ein neues, nicht geringes Gewicht giebt. Plinius spricht von den Werken des Pyreikus als von Meisterstücken der Kunst, die durch die Feinheit des Pinsels und das Vollendete der Ausführung die Augen entzückten; kurz, er spricht davon, wie Einer von den

---

[1]) Ethischen. Der folgende im Nachtrage (unten S. 466) vertheidigte Tadel des Aristoteles beruht auf Mißverständniß. — A. d. H.

[2]) Vgl. über die Stelle Lessing's „Laokoon“ a. a. O. — A. d. H.

besten Werken eines Gerhard Dow sprechen könnte. Dies konnte aber wol schwerlich der Fall von Pauson's Caricaturen sein, der ein Zeitgenoß des Polygnotus war und also noch vor der 90. Olympiade blühte; zu einer Zeit, wo die Malerei bekanntermaßen noch weit von dem Grad der Verfeinerung und Vollkommenheit in Absicht des Colorits, der Mitteltinten, des Helldunkeln u. s. w. entfernt war, dem sie sich bald hernach, vom Zeuxis und Parrhasius an bis zum Apelles, mit schnellen Schritten näherte. Also auch von dieser Seite betrachtet, kann Pyreikus und Pauson nicht der nämliche Mann sein. Wie kommt es denn aber, daß Plinius kein Wort von Pauson und außer ihm sonst Niemand ein Wort von Pyreikus spricht? Beinahe möchte ich, um so kurz als möglich aus der Sache zu kommen, gestehen, daß ich überfragt sei. Aber vielleicht läßt sich doch noch etwas antworten, das besser als gar nichts ist. Es ist eine bloße Hypothese, die aber das Factum so ziemlich zu erklären scheint. Ich nehme an, Pauson sei nichts weniger als ein sehr vorzüglicher Maler gewesen; er habe im Anfange seinen Succeß mehr der Neuheit und Bizarrerie seiner Stücke, dem rohen schlechten Geschmacke des großen Haufens und dem Umstande, daß auch mittelmäßige Gemälde, zumal kleine Stücke, wie die seinigen gewesen zu sein scheinen, noch etwas Seltnes waren, zu danken gehabt, so wie aber die Kunst gestiegen, sei Pauson's Name und der Werth seiner Caricaturen gefallen, bis sie, wie es allen mittelmäßigen Werken zu ergehen pflegt, sich zuletzt aus lauter Unwerth rar gemacht, so daß zu Plinius' Zeit entweder gar nicht mehr die Rede davon gewesen oder dieser große Literator, in welchem der Liebhaber und Kenner auf eine so seltne Art vereiniget war, so wenig Geschmack daran gefunden, daß ihm über der großen Menge von schätzbaren Meistern und Werken, wovon er zu reden hatte, der Sinn gar nicht an diesen Pauson gekommen.

Meine Vermuthung, daß er höchstens nur ein sehr mittelmäßiger Künstler gewesen, wird durch das Wenige, was Aristophanes, Aelian, Suidas von ihm sagen, mehr bestätiget als geschwächt. Aristophanes erwähnt seiner nur, um sich über seine Bettelhaftigkeit lustig zu machen; „denn er war so arm," sagt Suidas, „daß man sprichwortsweise zu sagen pflegte: Er ist ärmer als der Maler Pauson." Für sich allein bewiese dieser Umstand nichts gegen seine Geschicklichkeit; denn war Correggio nicht auch arm? Aber wenigstens beweist es,

daß seine Arbeiten schon damals wenig geschätzt wurden. Das Geschichtchen, das Plutarch, Aelian*) und der Verfasser des Encomium Demosthenis von ihm erzählen (und das ist Alles, was sie von ihm sagen), gereicht ihm noch weniger zur Ehre; denn es zeigt ihn zu gleicher Zeit als einen schlechten Künstler und als einen mauvais Plaisant — was kein guter Kopf nie gewesen ist. Jemand verlangte von ihm, er sollte ihm ein Pferd malen, das sich im Staube wälzte; Pauson malte einen Gaul in vollem Sprung und viel Staub um ihn her. Der Liebhaber, der das Stück bestellt hatte, beschwerte sich, daß es nicht das wäre, was er verlangt hätte, und wollt' es nicht bezahlen. „Narre," sagte Pauson, „kehr das Gemälde um, so hast Du ein Pferd, das sich im Staube wälzt." Ist sich nun noch darüber zu verwundern, daß Plinius einen Künstler von dieser Stärke vergessen konnte?

Aber wenn ein Pyreikus existirt hat und ein so beliebter Maler gewesen ist, wie Plinius sagt, wie ist's möglich, daß außer ihm nicht einer von so vielen griechischen und römischen Schriftstellern dessen Erwähnung thut? Dies ist freilich nicht so leicht zu sagen. Wiewol — was ist in dieser Art unmöglich? Pyreikus ist nicht der Einzige, den wir ohne Plinius nicht kennen würden. Gesetzt aber, er wär' es, ist sich am Ende so sehr darüber zu verwundern? Die meisten alten Schriftsteller erwähnen der Maler und der Malerei nur zufälligerweise oder reden, wie z. B. Properz**) und Quintilian,***) nur von denen von der ersten Größe. Pyreikus war aus einer Zeit, wo die Zeuxis und Timanthes und Protogenes und Apelles schon die höchsten Preise gewonnen hatten. Er malte nur kleine Stücke, die sich in den Cabinetten der Reichen verloren. Wie leicht geschah es da, daß er den meisten Gelehrten von Profession, deren Schriften und Compilationen auf uns gekommen sind, unbekannt sein konnte? Immer ist das, was Plinius von ihm sagt, hinreichend, ihm unter den vorzüglichsten alten Künstlern seinen Rang zu erhalten. Pauson hingegen möchte ebensowol ganz ungenannt geblieben sein, da die Aristophanes, Plutarch, Aelian u. s. w. nichts Rühmlichers von ihm zu sagen hatten, als was wir gesehen haben.

*) Var. Hist., XIV. 15.
**) Eleg., III. 7.
***) Instit. orat., XII. 10.

Die Alten hatten auch ihre Watteaus; wenigstens scheinen mir Kalades und Antiphilus und Ludius in diese Classe zu gehören. Die beiden Ersten malten comicas tabellas, Stücke mit komischen Personen, oder (wie Graf Caylus meint) kleine Vorstellungen des Inhalts der neuen Stücke, die gespielt werden sollten und ein paar Tage vorher, um das Publicum herbeizulocken, ausgestellt wurden, wie in Italien noch gebräuchlich sein soll. „Der Charakter des Antiphilus war Leichtigkeit," sagt Quintilian,[1]) der ihn unter den berühmtesten Malern nach der Epoche des Apelles nennt; und Plinius[2]) zählt ihn zu denen, die ihren Ruhm der Schönheit ihres Pinsels und der Lebhaftigkeit ihres Colorits zu danken hatten. Er war auch der Erfinder einer Art von Grotesken; denn er malte einen gewissen Gryllus in einer solchen Maske und Stellung, daß er (wie sein Name lautete) eine Grille vorzustellen schien. Dieser Einfall fand, wie man denken kann, bald Nachahmer, und man nannte diese Art von Grotesken Grillen (γρύλλοι). Ludius, ein Maler aus Aetolien, zu August's Zeiten, war der Erste, der den Einfall hatte, die Wände in Zimmern mit Landschaften und Vorstellungen ländlicher Geschäfte und Belustigungen aus der wirklichen Natur zu bemalen. Diese Art von Tapezerei fand so viel Beifall, daß sie bald zur allgemeinen Mode wurde. Es ging den Alten hierin, wie es uns Neuern auch gegangen. Man kriegte der idealischen, mythologischen und heroischen Stücke so genug, daß man sich endlich von Herzen nach solchen sehnte, wo man die Natur wieder fand, wie man sie immer gesehen hatte, oder wenigstens etwas, das ihr ähnlich genug war, um von Leuten, die sie doch nur vom Hörensagen kannten, für Natur genommen zu werden.

Die schönen Künste haben bei allen Völkern einerlei Gang gehabt. Zuerst kam eine Reihe von großen Meistern, die die Schöpfer ihrer Kunst wurden, und wovon der erste, wiewol er das Schwerste gethan hatte, natürlicherweise vergessen wurde oder sich wenigstens nur in einer nominalen Hochachtung erhielt, weil er von seinen immer höher steigenden Nachfolgern ausgelöscht wurde. Durch diese lernte das Publicum die Kunst kennen und nahm also der Natur der Sache gemäß Gesetze von ihnen an, anstatt ihnen Gesetze geben zu wollen. Aber

[1]) XII. 10. — A. d. H.
[2]) XXXV. 37. — A. d. H.

so wie die Kunst einmal in einer gewissen allgemeinen Achtung stund, die Zahl der Liebhaber (oder kaufmännisch zu reden) die Nachfrage sich vermehrte, und es endlich Mode, Ton, Decenz wurde, eine Galerie oder doch ein Cabinet zu haben oder wenigstens sein Haus, seine Villa mit Gemälden zu möbliren: so wurde unvermerkt das Publicum Meister über die Kunst. Die Künstler wurden nun als Leute angesehen, die man dafür bezahlte, daß sie unsern Leidenschaften dienten; sie mußten sich dem Eigensinn und den Launen der Großen und Reichen, dem Unbestand des unwesentlichen Dings, was die Weltleute Geschmack nennen, und der Eitelkeit der Eitelkeiten — etwas aufweisen zu können, das sonst Niemand hat, oder das wir wenigstens zuerst haben — Allem dem mußten sie sich unterwerfen oder sich gefallen lassen, zu hungern. Anfangs gewann die Kunst dadurch; der Wetteifer so vieler Nebenbuhler entwickelte alle Talente, machte, daß die Natur von allen Seiten studirt, alle Kräfte der Kunst geprüft und angestrengt, alle ihre Theile zur Vollkommenheit gebracht wurden; aber endlich mußte sie doch unter der Menge der Concurrenten und noch mehr unter den Bestrebungen, immer etwas Neues für den ekeln Geschmack abgestumpfter Liebhaber hervorzubringen, erliegen. Sie sank vom Idealischen und Großen zur gemeinen Natur, von dieser endlich zur Caricatur herab. Sie versuchte wol von Zeit zu Zeit, sich wieder zu erheben, aber der Sinn für das Wahre, Edle und Große war verloren; man verwechselte das Schöne mit dem Schimmernden, das Große mit dem Ungeheuern, das Sinnreiche mit dem Grotesken. Die Kunst fiel so lange, bis sie nicht mehr tiefer fallen konnte, bis sie bloßes Handwerk wurde und mit den zerstörten Werken der alten großen Meister sogar ihr Name und Andenken für ganze Jahrhunderte unterging.

Nachtrag.[1])

Sie haben Recht, man soll von großen Männern auch dann, wenn man von ihren Fehlern spricht, mit Ehrerbietung reden, wenn es auch nur des Beispiels wegen wäre; zumal

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, II. S. 232—239, unter der Ueberschrift: „Auszug aus einem Brief an einen Freund" (Nr. 13 der Miscellaneen). — A. d. H.

in unsern Tagen, da jedes der Schule entlaufne Bübchen sich anmaßt, über Die zu urtheilen, denen es in Zeiten, wo Schamhaftigkeit noch eine Eigenschaft der Jugend war, nicht ins Gesicht zu sehen gewagt hätte. Freilich sollte der Name eines Aristoteles ebenso wie der Name eines Galilei, Kepler, Descartes, Newton, Leibniz nie ohne ein sichtbares Zeichen, daß man von der Herrlichkeit dieser so hoch über der gemeinen Menschheit daherschwebenden Geister durchdrungen sei, ausgesprochen werden. Aber gleichwol, lieber Freund, hat auch diese moralische Pflicht, wie alle andere, ihre Grenzlinie. Am Ende sind wir doch immer — Menschen, die von — Menschen reden; und eben darum, weil das Ansehen großer Männer so viel Imposantes hat, giebt es Fälle, wo es ziemlich sein mag, ihre Mängel und Brësten in stärkern Ausdrücken zu rügen, als man thun würde, wenn sie nur gemeine Menschen wären. Einer von diesen Fällen — und der, wo man sich am Schwersten enthalten kann, ein Wenig aus dem gewöhnlichen Respect zu treten — ist wol dieser, wenn der große Mann einen Andern, wol gar einen Bessern, als er ist, geringschätzig von der Seite ansieht — oder wenn er von ganzen Classen, die er recht zu kennen sich nie die Mühe gegeben, und überhaupt von Gegenständen, die ihm nur obenhin, vielleicht nur a priori bekannt sind, in einem zu positiven und entscheidenden Ton — unrichtig urtheilt. Wenn Ihnen diese allgemeinen Sätze nicht hinreichend scheinen sollten, meine (Ihrer Empfindung nach) an dem göttlichen Aristoteles und an dem großen Le Brun begangenen Sünden*) zu entschuldigen — so hören Sie wenigstens, was ich noch im Besondern zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe. Den Le Brun betreffend, so gesteh' ich Ihnen reumüthig, daß ich in dem Augenblick, da ich in einem etwas spöttischen Ton, wie nicht zu leugnen ist, von ihm sprach, nicht an die Galerie von Luxemburg, sondern nur an seine große spanische Perücke und seinen chamarrirten Rock mit den Tressen auf allen Nähten dachte, im Gegensatz mit dem armen Teufel Le Sueur, der in einem schmutzigen halb zerrissnen Camisol wie ein bloßer *βάναυσος* [1]) da sitzen und im Taglohn Nebenzimmerchen bemalen mußte und doch wenigstens ein ebenso großes Genie

*) In den Miscellaneen im zweiten und vierten Stück des Merkur's dieses Jahres. — [Im zweiten Stück fand sich die Miscellanee „Etwas aus den Anecdotes des Beaux-Arts". Vgl. Wieland's Werke, Th. XXXV. S. 397 ff. — A. d. H.]

[1]) Handarbeiter. — A. d. H.

war als der große Le Brun. Hätte, dacht' ich, Le Brun nur die Hälfte von Apelles' Großherzigkeit gehabt, unmöglich hätt' er den Geist und die Fähigkeiten dieses Mannes mißkennen oder zugeben können, daß er von Andern mißkannt würde. Dieser Gedanke, ich gesteh' es, gab mir ein Wenig Laune gegen den großen Le Brun. Nehmen Sie nun noch dazu, daß das Geschichtchen, das ich da erzählte (und wobei Sie nicht zu vergessen belieben werden, daß ich's nicht erfunden, sondern nur einem Andern nacherzählt habe), an sich selbst so spöttisch ist, daß man es unmöglich in einem andern als komischen Ton erzählen kann — und sagen Sie nun, ob ich mich wirklich an den Diis Manibus des großen Mannes so sehr versündiget habe, daß ich ihnen ein Versöhnopfer schuldig sein sollte.

Was aber den göttlichen Aristoteles betrifft, so wissen Sie selbst, oder wissen es vielleicht auch nicht, daß eine Zeit war, wo ich lang und viel in seinen Werken studirt und durch das heilige Dunkel, womit sie bedeckt sind, bis zu seinem Lichte durchzudringen mich bemüht habe, und daß seit dieser Zeit schwerlich Jemand lebt, der aus dem, was er davon verstanden, eine größere Meinung von dem, was ihm dunkel geblieben, gefaßt haben mag als meine Wenigkeit. Demungeachtet und mit allem Respect wiederhole ich und beurkunde öffentlich mit diesem Briefe, daß ich noch immer der Meinung sei, die Art, wie der große Mann in dem neulich von mir angezognen achten Buch seiner Politik von der Malerei und den Malern gesprochen, sei seiner keinesweges würdig; ja, daß ich mir sogar die Ausdrücke, die ich damals gebrauchte, um eben dies zu sagen, so hart sie Ihnen auch aufgefallen sind, zu rechtfertigen getraute, insofern Sie bedenken, daß man darum noch kein Pedant ist, wenn man gleich ein- oder zweimal in seinem Leben oder auch wol noch öfter wie ein Pedant von einer Sache spricht. Damals, als ich mir dem widrigen Eindruck gemäß, den die Stelle, wovon die Rede ist, im Lesen auf mich machte, diese Ausdrücke entfallen ließ, war die Frage von etwas Anderm, und ich brach also plötzlich wieder ab. Nun aber, mein Freund, da Sie mich des Verbrechens beschuldigen — gegen das große Gesetz des Pythagoras, unehrerbietig von einem Heroen gesprochen zu haben, liegt mir ob, Ihnen meine Gründe zu sagen. Hören Sie also an und sprechen Sie dann mein Endurtheil.

Setzen Sie den Fall, ein Philosoph aus den Zeiten Leo's X.

hätte in einem moralischen Werke die Materie von dem sittlichen Werth und Einfluß einiger schönen Künste, besonders in Rücksicht auf die Jugend und deren Erziehung, berührt und hätte da, nachdem er ziemlich viel, wiewol in sehr allgemeinen Formuln über die Musik geschwatzt, endlich auch beiläufig der Malerei erwähnt und ungefähr auf folgenden Schlag davon gesprochen: „Der Malerei kann allenfalls einige Fähigkeit, sittliche Dinge nachzuahmen, zugestanden werden. Denn das Aeußerliche des sittlichen Menschen, Stellungen, Geberden, Mienen sind von ihrer Competenz. Es ist aber was sehr Weniges, was sie damit ausrichten kann, und im Grunde läßt sich nicht sagen, daß man durch Formen und Farben Sitten nachahmen könne; sondern es sind höchstens nur Zeichen, und zwar zweideutige Zeichen, da das, was sie darstellen, an sich blos körperliche Affectionen sind. Indessen, sofern gleichwol im Anschauen dieser Dinge ein Unterschied ist, ziemt sich's, daß man jungen Leuten nicht die Werke eines Galandrin,*) sondern eines Masolino,[1]) und wenn es sonst noch unter den Malern oder Bildhauern einen oder andern giebt, der moralisch ist, anzuschauen gebe."

Nun bitte ich Sie, wenn ein Philosoph, der einige Jahre am Hofe Leo's X. gelebt hätte, ein Zeitgenosse von Michel Angelo, Raphael, Correggio, Titian — ein Mann also, dessen Leben in die Zeit der größten Meister und der höchsten Blüthe der Kunst gefallen wäre, in diesem Tone von Malerei und Malern gesprochen hätte, was würden Sie von ihm denken? Und wenn der Mann dann gleichwol der größte Gelehrte und der tiefste Denker seiner Zeit gewesen wäre, was würden Sie sagen? Nun lesen Sie die Stelle, wovon die Rede ist, im Original,**) und Sie werden finden, daß, wenn anders aus der

*) Ich nenne diesen mittelmäßigen Maler aus dem funfzehnten Jahrhundert hier nur, um die Lücke auszufüllen; denn keinen Pauson aus dieser Zeit find' ich nicht.

**) *Συμβέβηκε δε τῶν αἰσθητῶν ἐν μὲν τοῖς ἄλλοις μηδὲν ὑπάρχειν ὁμοίωμα τοῖς ἤθεσιν· ἀλλ' ἐν τοῖς ὁρατοῖς ἠρέμα. Σχήματα γάρ ἐστι τοιαῦτα. Ἀλλ' ἐπὶ μικρὸν καὶ πάντες τῆς τοιαύτης αἰσθήσεως κοινωνοῦσιν. Ἔτι δὲ οὐκ ἐστι ταῦτα ὁμοιώματα τῶν ἠθῶν, ἀλλὰ σημεῖα μᾶλλον τὰ γιγνόμενα σχήματα*

[1]) Masolino oder Massolino da Panicale, erst Goldschmied, dann Maler. — A. d. H.

unsäglichen Dunkelheit desselben ein Sinn herauszukriegen ist, diese Stelle im Hauptwerk gerad' eben das sage, was ich meinen erdichteten Philosophen aus Leo's X. Zeiten sagen ließ.

Die Zeit Alexander's des Großen, in welcher Aristoteles lebte, war bekanntermaßen die goldne Zeit — nicht der schönen Künste überhaupt, denn Phidias, Polykletus, Alkamenes und Myron waren nicht mehr — aber der Malerei bei den Griechen. Apelles, Protogenes, Aristides, Nikomachus, Asklepiodorus, lauter Meister vom ersten Rang, brachten binnen 25 bis 30 Jahren diese Kunst zu der höchsten Vollkommenheit, die sie bei den Alten erreicht hat und zu erreichen fähig war. Keiner von den Vorbenannten, dem nicht der Name eines ethischen Malers so gut und besser angestanden hätte als dem Polygnotus. Und (vom Apelles im Besondern nichts zu sagen) wer konnte diese Qualification mehr verdienen als Aristides, von welchem Plinius sagt: „er sei unter Allen der Erste gewesen, der, die Seele zu malen und die sittlichen Empfindungen und Gemüthsregungen, welche die Griechen ἤθη nennen, auszudrücken, zu seinem Hauptzweck gemacht!"*) Wie lächerlich also, so von der Sache zu sprechen, als ob Pauson, der ein armseliger Caricaturschmierer, und Polygnot, dessen größtes Verdienst ist, daß er der Erste oder wenigstens unter den Ersten war, welche die Malerei aus der Kindheit gezogen — als ob diese Beiden die Einzigen wären, deren Namen Einem beifielen, wenn von Malerei die Rede wäre! Meine Meinung ist gar nicht, dem Polygnotus irgend eines seiner Verdienste absprechen zu wollen. Aber es bleibt doch gewiß, daß er den Ruhm, dessen er bei seinem Leben genoß, zur Hälfte der damaligen Unvollkommenheit der Kunst — und den Werth, den noch zu Quintilian's Zeiten die Liebhaber auf seine Stücke setzten, mehr ihrem Alterthum

καὶ χρώματα τῶν ἠθῶν. Καὶ ταῦτ᾽ ἐστιν ἐπὶ τοῦ σώματος ἐν τοῖς πάθεσιν. Οὐ μὴν ἀλλ᾽ ὅσον διαφέρει καὶ περὶ τὴν τούτων θεωρίαν, δεῖ μὴ τὰ Παύσωνος θεωρεῖν τοὺς νεοὺς, ἀλλὰ τὰ Πολυγνώτου, καὶ εἴ τις ἄλλος τῶν γραφέων ἢ τῶν ἀγαλματοποιῶν ἐστιν ἠθικός. Politic., VIII. 5.

*) Aristides Thebanus omnium primus animum pinxit et sensus hominis expressit, quae vocant Graeci ἤθη. Das omnium primus soll doch wol nur so viel sagen, daß er der Erste gewesen, der sein Hauptwerk darin gesetzt: sonst sagte es unstreitig zu viel. — [Die Stelle des Plinius steht L. XXXV. S. XXXVI. n. 10. — A. d. H.]

und ihrer Seltenheit als ihrer Vollkommenheit zu danken hatte. Denn an sich selbst waren es doch (wie dieser vortreffliche Kunstrichter davon urtheilt) noch beinahe rohe Werke, die so zu sagen nur errathen ließen, was die Kunst nun bald werden würde.*)

Und gesetzt auch, Aristoteles hätte seine politischen Discurse geschrieben, eh Apelles, Aristides und die Andern, die ich oben nannte, berühmt genug geworden, daß ihr Name und Werth bis zu einem Manne wie er hätte durchdringen können: wie konnten ihm Euphranor, Parrhasius, der Heroenmaler, Timanthes, in dessen Werken man immer mehr zu denken als zu sehen fand, Pamphilus, der Stifter einer berühmten Malerschule und Lehrmeister des Apelles u. A. unbekannt geblieben sein, welche gewiß alle seinen Polygnotus weit hinter sich gelassen und alle theils kurz vor seiner eignen Zeit, theils in seiner Jugend blühten?

Was läßt sich also Anders denken, als daß Aristoteles — doch nein! — lassen Sie uns demungeachtet nichts zum Nachtheil des großen Mannes denken! Es ist zu allem Glück noch ein Ausweg übrig. Diesen Augenblick erinnert mich ein guter Dämon an einen Umstand, der mir ganz aus dem Sinne gekommen war, und den man beim Lesen des Stagiriten, besonders einiger seiner Werke, worunter auch die Politica sind, nie vergessen darf. Sie wissen ja, mein Freund, die Geschichte der Aristotelischen Handschriften, wovon der größte Theil (denn er machte nur Weniges bei seinem Leben bekannt) über 130 Jahre in einem alten dumpfichten Keller den Motten, Würmern und Mäusen preisgegeben lag, bis endlich ein gewisser Halbgelehrter, Namens Apellikon — ein großer Verehrer des Aristotelischen Namens, aber zum Unglück ein — Schöps, den so lange verborgnen Schatz von ungefähr entdeckte, die von Moder, Ungeziefern und Ratten übel zugerichteten, kaum leserlichen, an unzähligen Orten erloschnen oder durchgefressnen Handschriften ans Tageslicht hervorzog, mit unendlicher Müh' abschrieb, die Lücken ausfüllte und stopfte, so gut und womit er konnte, oder sie auch unausgefüllt ließ und die Sache Gott und des Lesers gutem Genius anheimstellte u. s. w. — und wie es also solchergestalt nicht fehlen konnte, daß ungeachtet der spätern

*) Prope rudia ac velut futurae mox artis primordia. Quint., Inst., XII. 10.

Bemühungen des Sophisten Tyrannion die Werke des Aristoteles größern Theils in einem so mangelhaften, delabrirten und vermoderten Zustande auf uns kommen mußten, daß es die höchste Ungerechtigkeit wäre, den großen Mann wegen irgend einer Stelle, die seiner unwürdig ist, zur Rechenschaft ziehen zu wollen.[1]) Wenn irgendwo, so ist dies hier bei der vorhabenden Stelle der Fall. Offenbar haben die Mäuse, Motten und Kellerwürmer alle Schuld; mir ist, ich sehe recht eigentlich die Verwüstung, die diese gebornen Feinde der Wissenschaften in dem ganzen Capitel angerichtet, und die häßlichen Lücken in den Begriffen und Schlüssen, die unmöglich anders als durch ihre Zähne verursacht werden konnten. In dieser Ueberzeugung also, mein Freund, nehme ich die unziemlichen Ausdrücke reuvoll zurück, die Ihnen neulich so hart aufs Herz gefallen waren, und unterwerfe mich jeder nicht allzu strengen Buße, die Sie mir deswegen aufzulegen für gut finden mögen. Ehre sei dem göttlichen Aristoteles! Und übel mög' es den Motten, Mäusen und Kellerwürmern bekommen haben, die sich nicht gescheuet, den Sinn eines Mannes, der die Welt zu erleuchten gekommen war, so oft in platten und unheilbaren Unsinn zu verkehren!

---

[1]) Die ganze Sage hat man neuerdings mit Recht als ein Märchen betrachtet. — A. d. H.

Eine Handlung des Apelles, die sein bestes Gemälde werth war.[1])

Man hat immer vom Neid der Künstler oder, wie man's verächtlicherweise nennt, vom Handwerksneid so gesprochen, als ob es eine Art von moralischem Wunder wäre, wenn zwei Nebenbuhler in einer Kunst, die zu Ruhm, Ansehen und Reichthum führt, einander Gerechtigkeit widerfahren ließen oder gar Freunde wären. Man pflegt immer als etwas ganz Natürliches vorauszusetzen, sie müßten einander herzlich gram sein, und dies Vorurtheil ist zum Sprichwort geworden, weil es immer und überall durch die gemeine Erfahrung bestätiget zu werden geschienen hat. Nun möcht' ich zwar nicht leugnen, daß wol auch dann und wann große Männer (die vor Satan's Macht und List nicht sichrer sind als wir Andern) Anfälle von dieser garstigen Leidenschaft erfahren könnten; aber gleichwol scheint sie mir an edeln Seelen überhaupt und besonders an großen Künstlern (die ich mir ebenso wenig ohne enthusiastische Liebe ihrer Kunst als ohne bescheidne Meinung von sich selbst gedenken kann) etwas so Unnatürliches zu sein, daß ich sehr geneigt bin, gerad' im Gegensatz mit der gemeinen Meinung die Fälle, wo ein großer Künstler gegen den andern ungerecht und mißgünstig gehandelt, unter die Ausnahmen zu rechnen und alle Erzählungen dieser Art für ebenso verdächtig zu halten, als sie dem großen Haufen wahrscheinlich dünken und begierig von ihm angenommen werden. Und wirklich, wenn sich Jemand die Mühe nähme, die hieher ge-

[1]) Teutscher Merkur 1777, II. S. 239–244. (Nr. 14 der Miscellaneen). — A. d. H.

hörigen Beispiele zu sammeln, so würden sich vielleicht zehn finden, wo Männer, die in der nämlichen Kunst vortrefflich waren, einander wenigstens völlige Gerechtigkeit bewiesen, gegen eines, wo ein solcher sich jenes kleinherzigen Neides oder einer — es sei nun wirklich gefühlten oder nur affectirten — Verachtung fremder Talente und Vorzüge schuldig gemacht. Wie viel oder wenig solcher Beispiele aber auch zu finden sein mögen, kein edleres wenigstens, und das mehr zum Vorbild aufgestellt zu werden verdiente, kenne ich nicht, als das Betragen des größten Malers seiner Zeit, des Apelles, gegen einen seiner vorzüglichsten Kunstgenossen, den Protogenes.

Dieser Letztere lebte seiner großen Geschicklichkeit ungeachtet schon seit vielen Jahren (so wie Correggio sein ganzes Leben durch) in größter Armuth. Ein kleiner Garten vor der Stadt Rhodus mit einer schlechten Hütte war sein ganzer Reichthum. Die Rhodier machten nichts aus ihm; sordebat ille suis, sagt Plinius,[1] ut plerumque domestica. Ein Fremder mußte kommen und ihm einen Werth in ihren Augen geben; vielleicht — in gewissem Sinn — auch in seinen eignen (denn Armuth und Verachtung, wenn sie zu einem fortdauernden Zustand werden, sind genug, endlich auch die edelsten Geister niederzudrücken und kleinmüthig zu machen) — und dieser Fremde war — Apelles. Er kam nach Rhodus, besuchte seinen mißkannten Mitbruder in der Kunst, sah einige seiner Werke, fragte ihn, wie hoch er sie verkaufe, und da ihm Protogenes eine Kleinigkeit nannte, erhandelte er auf der Stelle die besagten Gemälde für sich selbst und bezahlte sie zu großem Erstaunen der Rhodier mit 50 attischen Talenten, die nach unserm Geld über 30,000 Thaler machen. Er kaufe diese Stücke, sagte er den Rhodiern ins Ohr, um sie als seine eigne Arbeit wieder zu verkaufen. Dieser Zug war die 30,000 Thaler doppelt werth. Nun wurden die Augen der Rhodier aufgethan; sie schlossen (wie denn immer die dümmsten Leute die besten Schlußfolgerer sind): der Mann, dessen Arbeit ein Apelles so theuer bezahle, um sie wieder — mit Profit, das versteht sich doch — als seine eigene zu verkaufen, müsse nothfolglichen ein großer Mann sein; und nun wollten die Herren alle von seinen Stücken in ihren Galerien oder Cabinetten haben; der Preis seiner Arbeit stieg mit seinem Ruf; und wenn Protogenes

[1]) XXXV. S. XXXVI. n. 13. — A. d. H.

demungeachtet, wie es scheint, kein sonderliches Glück machte, so kam es wol blos daher, weil er den Eigensinn hatte, langsam zu arbeiten, oder, richtiger zu sprechen, weil er seine Werke mit solcher Liebe arbeitete, daß er nie mit seiner Ausführung völlig zufrieden war und sich nur mit Mühe entschließen konnte, ein Stück für vollendet anzusehen.

Die Rhodier wußten sich in der Folge den Umstand, den Protogenes bei sich zu haben, sehr gut zu Nutze zu machen, als Demetrius Poliorcetes ihre Stadt belagerte und eben Anstalten machte, eine ihrer Vorstädte in den Brand zu stecken, weil dies der einzige Weg war, sich der Stadt selbst zu bemächtigen. Glücklicherweise für sie war das berühmteste Werk des Protogenes, sein Jalysus, in einem öffentlichen Gebäude dieser Vorstadt aufgestellt, und zu noch größerm Glück war Demetrius ein Liebhaber der Kunst. Die Rhodier schickten eilends Deputirte an ihn, ihm vorzustellen, wenn er die Vorstadt anzünden ließe, würde er den Jalysus des Protogenes vernichten; und dieser Umstand wirkte so stark auf den Helden, daß er die Belagerung lieber aufheben und den Rhodiern verzeihen als ein so herrliches Werk zerstören wollte.*)

Aber — um wieder auf den Apelles, von dessen Großmuth gegen den Protogenes die Rede war, zurückzukommen — beweiset das angeführte Beispiel auch wol Alles, was ich damit beweisen wollte? — Ich denke, ja! — „Aber", wendet mir Jemand ein, „würde Apelles auch so gerecht und edel gegen Protogenes gehandelt haben, wenn er ihn wirklich für einen Mann angesehen hätte, der ihm selbst im Lichte stehe?" — Vielleicht — nicht; wenigstens möchte ich nicht für das Gegentheil Bürge sein. Es ist schwer, in die innersten Falten des menschlichen Herzens zu sehen; und immer ist's verwegen, allgemeine Grenzen ziehen zu wollen, wie weit die Schönheit und Güte einer schönen und guten Seele gehen könne. Indessen gesteh' ich gerne, daß in allen Fällen, wo ein großer Künstler oder überhaupt ein großer Mann dem andern auf eine so edle Art Gerechtigkeit erweiset, die Eigenliebe immer etwas in petto hat, wodurch sie sich wenigstens im Gleichgewicht erhält; und wenn Helvetius gleich zu weit gegangen ist, da er behauptet, jeder Mensch sei in seinen

*) So erzählt A. Gellius diese Anekdote [XV. 31, 3—5]. Plutarch (im Leben des Demetrius) erzählt sie auch, aber wahrlich nicht (wie Pater Hardouin in seinen Noten zum Plinius sagt) totidem fere verbis, sondern mit ganz andern Umständen. — [Sie steht auch bei Aelian, Var. Hist., XII. 41. — A. d. H.]

eignen Augen der erste aller Menschen, so möchte sich doch wol mit gutem Grunde vermuthen lassen, Jedermann habe etwas (was es nun auch sein mag), worin er sich selbst vor Allen, die er als Rivalen betrachtet, den Vorzug giebt, und dem er (wenigstens in den täuschenden Augenblicken, wo er am Besten mit sich selbst zufrieden ist) Werth genug beilegt, um sich selbst sagen zu können: „So groß und vortrefflich dieser Mann ist, so ist doch etwas, worin er Dir nicht gleichkommt und, wenn er auch wollte, nicht gleichkommen kann." Was den Apelles betrifft, so wollen wir unsern Lesern nicht verbergen, daß dies just sein Fall mit dem Protogenes war. Der Letztere hatte an seinem Jalysus sieben Jahre lang gearbeitet, und dieses Gemälde war in einem so hohen Grade schön und in allen seinen Theilen so vollendet, daß es unter die vollkommensten Meisterstücke gerechnet wurde, welche Griechenland aufzuweisen hatte. Cicero nennt es in diesem Sinne neben der berühmten Venus (Anadyomene) des Apelles — und, was mehr als dies Alles sagt, Apelles selbst fand, daß es ein herrliches Werk sei. Beim ersten Anblick stund er wie erstaunt davor, und nachdem er's lange stillschweigend betrachtet hatte, sagte er zu den Umstehenden: „Es ist ein Werk von erstaunlichem Fleiß und die Arbeit eines großen Künstlers; aber", setzte er hinzu, „die Grazie fehlt ihm; hätt' es diese noch, so würde es das erste Stück in der Welt sein." So erzählt's Aelian. Nun wissen wir aus dem Plinius, daß es gerade diese χάρις, diese Grazie, die sich besser fühlen als erklären läßt, war, worauf sich Apelles am Meisten zu gut that, und was er, wenn er von den Werken der andern berühmten Maler seiner Zeit sprach, vor ihnen allen vorauszuhaben sich rühmte. „Vor dem Protogenes", setzt Plinius hinzu, „legte er sich noch einen andern Vorzug bei, da er seinen Jalysus, ein Werk von unermeßlicher Arbeit und von einem über alle Maßen ängstlichen Fleiß, bewunderte. Denn er sagte: Protogenes sei ihm in allen andern Stücken gleich, ja in einigen gar überlegen; aber in dem einzigen bleibe ihm (dem Apelles) der Vorzug, daß Jener nicht aufzuhören wisse," oder (wie es Cicero ausdrückt) daß er nicht fühle, was genug sei. Ich glaube nicht, daß Apelles sich hierin noch einen andern Vorzug habe beilegen wollen, sondern daß er das Nämliche nur mit einer andern Formul ausgedrückt habe. Denn eben durch den ängstlichen Fleiß, der nicht aufzuhören weiß, geht jene Grazie verloren, die den Apelles auszeichnete, und die dem

Protogenes fehlte, oder, richtiger zu sprechen, sie ist unverträglich mit ihm. Und so hätten wir denn gefunden, was die Großmuth des Apelles in den Augen Derer, die nicht gerne moralische Wunder glauben, unverdächtig machen kann.[1])

Im Vorbeigehen sei mir noch erlaubt, eine doppelte Unrichtigkeit des de Piles zu rügen. Die Art, wie er in seinem Abrégé de la vie des Peintres die Wirkung, die der Anblick des Jalysus auf den Apelles gethan, erzählt, giebt seinen Lesern einen ganz falschen Begriff von der Sache. „Er stund sprachlos da", spricht de Piles, „als Einer, der keine Worte finden konnte, um die Idee von Schönheit, die dieses Gemälde in ihm erweckte, auszudrücken." Von dem wichtigen Mangel, den Apelles daran fand, sagt er kein Wort. Und dann ist unrichtig, daß Apelles für ein einziges Gemälde des Protogenes 50 Talente bezahlt habe; Plinius, aus dem er gleichwol die Anekdote genommen, sagt sehr deutlich das Gegentheil.

---

[1]) Gruber hat bemerkt, Wieland hätte hervorheben können, daß Protogenes sich schon als Rival des Apelles gezeigt hatte (nach Plin., XXXV. S. XXXVI. n. 11.). — A. d. H.

Römer.

Geschichte.

Ehrenrettung des Sallustius.[1])

Außer dem Torrentius sind alle mir bekannte Ausleger der Meinung, daß der Sallustius, welchen Horaz hier einer bis zum Unsinn ausschweifenden Leidenschaft für die Nymphen aus der zweiten Classe beschuldigt, kein Andrer als der berühmte Geschichtschreiber C. Sallustius Crispus sei. Diese auch von den Biographen des Sallustius angenommene Meinung hat keinen festern Grund, als 1) das bloße Vorgeben des Scholiasten des Cruquius in seiner Note zu den Worten: *Tutior at quanto* etc.; 2) den Umstand, daß man keinen andern Sallustius kennt, auf welchen diese Stelle gezogen werden könnte; und 3) das allgemein herrschende Vorurtheil gegen die Sitten des Geschichtschreibers dieses Namens.

Die Ehre und der Nachruhm eines vortrefflichen Schriftstellers ist meiner Meinung nach auch alsdann, wenn ihm selbst nichts mehr daran gelegen ist, der Menschheit keine gleichgiltige Sache. Sie ist, so zu sagen, eine unverletzbare Hinterlage, deren Bewahrung der Redlichkeit und Sorgfalt der Nachwelt anvertraut ist; und wenn es von je her bei allen Völkern für ein Verbrechen gegen die Humanität angesehen worden ist, die Gebeine eines Verstorbenen zu mißhandeln oder seine Asche zu beunruhigen, wie viel mehr ist es unedel und grausam, den Nachruhm eines Mannes, dessen Verdienste um die Welt noch immer fortdauern, durch Schändung seines sittlichen Charakters, den er selbst nicht mehr vertheidigen kann, zu besudeln! Es sei mir also erlaubt, den Ge-

[1]) Horazens Satiren aus dem Lateinischen übersetzt 2c., I. S. 65—80 (Leipzig 1804). Neue verb. Ausg., Erläuterungen zur 2. Satire des 1. Buchs, V. 48 ff. — A. d. H.

halt der Gründe zu würdigen, auf welchen die Meinung beruhet: C. Sallustius Crispus, der sich durch seinen Catilina und Jugurtha als einen Geschichtsmaler gezeigt hat, dem Quintilian in der historischen Kunst vor dem Thucydides selbst den Vorrang giebt, sei derjenige Sallustius, von welchem in dieser Stelle unsers Dichters die Rede ist. Daß der erste Grund, nämlich das bloße unbewiesene Vorgeben eines unbekannten Notenmachers, auf der Wagschale der Kritik kein Gewicht habe,*) braucht keines weitern Beweises. Es leuchtet von selbst in die Augen. Ein Zeuge, dessen Glaubwürdigkeit wir nicht untersuchen können, den man nicht einmal fragen kann, wie er heiße, wie alt, und wie er zu seinem Zeugniß gekommen sei — ein solcher Zeuge ist so viel als gar keiner.

Der zweite Grund hat nicht mehr Gewicht. Man kennt nur zwei Salluste aus der Zeit, worin Horaz lebte: den Schriftsteller, der, ehe er sich in seine berühmten Gärten und in seine schöne Tiburtinische Villa zurückzog, um in einer edel beschäftigten Ruhe sich dem Dienste der historischen Muse zu ergeben, Tribunus Plebis, Quästor, Prätor und Präfectus von Numidien gewesen war; und seinen Schwestersohn gleiches Namens, den er an Kindesstatt angenommen, der nach dem Zeugniß des Tacitus (Annal., III. c. 30), so lange Mäcenas lebte, ihm der Nächste und nach dessen Tode der Erste in der Gunst und dem engsten Vertrauen des Augustus und der Livia war, und an welchen Horazens zweite Ode des zweiten Buches gerichtet ist. Die Sallustische Familie war aus der kleinen sabinischen Municipalstadt Amiternum gebürtig und vor diesen beiden Sallusten ohne alle Illustration, wiewol der Altdorfische Professor Moller in seiner im Jahre 1684 herausgegebenen Dissertation De C. Sallustio Crispo ohne einigen Beweis vorgiebt, *Sallustiorum gentem Romae quondam fuisse amplissimam.* Es ist zu ver-

*) Das wenige Gewicht dieses Scholiasten ist unter den Gelehrten eine ziemlich ausgemachte Sache. Als ein Beispiel, mit welcher Sorglosigkeit seine Scholien hingeschmiert sind, will ich nur dieses anführen, daß er ganz dreist versichert, die Ode des Horaz an C. Crispum Sallustium sei an den Geschichtschreiber Sallust gerichtet, der doch damals schon lange todt war. Denn daß diese Ode nicht vor dem Jahre der Stadt Rom 734 geschrieben sein könne, ist aus dem Verse *Redditum Cyri solio Phraatem* klar (v. Masson., *Vita Horat.*, p. 303). Des Geschichtschreiber Sallust's Tod hingegen erfolgte im Jahre 719, also 15 Jahre wenigstens eher, als Horaz eine Ode an ihn geschrieben haben soll. Was für einen Glauben kann ein so unwissender und unachtsamer Commentator verdienen?

muthen, daß sie um diese Zeit wenig zahlreich war; indessen bleibt doch möglich, daß der Geschichtschreiber Sallust noch einen andern Geschlechts- und Namensverwandten hatte, der sich durch nichts als seine Ausschweifungen bekannt gemacht, und welchen, da er von Seiten des guten Namens nichts zu verlieren hatte, Horaz also um so weniger zu schonen brauchte. Dies ist freilich eine bloße Vermuthung, aber wie viel oder wenig man sie auch gelten lassen will, immer bleibt gewiß, daß sich daraus, „weil der hier gemeinte Sallustius nicht anderswoher bekannt ist", nicht beweisen läßt, es müsse nothwendig der Geschichtschreiber Sallustius gemeint sein.

Es ist also nur noch zu untersuchen, worauf sich der dritte Grund, nämlich das allgemeine Vorurtheil gegen den sittlichen Charakter des Geschichtschreibers, stütze. Ich nenne es allgemein, weil außer dem einzigen Corte (der sich durch eine vortreffliche Ausgabe um die Werke desselben verdient gemacht und eine Apologie seiner Sitten im Sinne gehabt, aber nicht ausgeführt hat) alle ältern und neuern Lebensbeschreiber, selbst Moller, Vossius und Le Clerc (von ihren Abschreibern nichts zu sagen), ihn einhellig als einen Menschen von den schändlichsten Sitten und dem schlechtesten moralischen Charakter abschildern. Bei so bewandten Umständen möchte es wol, da es hier um seine Restitution in integrum zu thun ist, nöthig sein, den Proceß ganz von Neuem zu instruiren und vor allen Dingen die Glaubwürdigkeit der Zeugen, die man gegen ihn auftreten läßt, und ihre Aussagen, die man bisher auf ihr bloßes Wort gelten ließ und für Wahrheit nachsagte, etwas schärfer zu untersuchen.

Es ist ungereimt, wenn neuere Lebensbeschreiber des Sallust sich auf einen Pomponius Lätus berufen, der 1600 Jahre später lebte als Sallust und selbst ein bloßer Compilator war; und ebenso wenig kann man den Declamator Lactantius für einen Zeugen gelten lassen,*) wiewol er nur 400 Jahre später in die Welt kam, zumal da sein Ausfall gegen die Sitten Sallust's sich auf keine angeführte, viel weniger erwiesene Thatsache stützt, sondern die Sache, die man dadurch bekräftigen

*) Quod non fugit *hominem nequam Sallustium*, qui ait: „Sed omnis nostra vis in animo et corpore sita est; animi imperio, corporis servitio magis utimur." *Recte, si ita vixisset*, quemadmodum locutus est. *Servivit enim* foedissimis *voluptatibus*, suamque ipse sententiam *vitae pravitate* dissolvit. Lactant., *Instit.*, II. 12.

will, schon als notorisch voraussetzt — ein Umstand, der aber meinem Clienten nicht zum Präjudiz gereichen kann, da wir bald erfahren werden, wie wenig Achtung Diejenigen verdienen, die ihm eine so schlimme Reputation gemacht haben. Horaz kann nicht als Zeuge auftreten, weil erst noch zu erweisen ist, daß er von Sallust dem Geschichtschreiber spreche; und sein Scholiast beweiset nichts, wie wir schon gesehen haben. Diese also, wie billig, abgerechnet, bleiben nur vier Zeugen übrig, die wir noch zu untersuchen haben, und auf deren Aussage eigentlich alles das Böse, was von Sallust gesagt wird, beruhet. Es sind 1) der berühmte M. Terentius Varro, dessen Treue und Glauben für das einzige Factum, das gegen die Sitten des Sallust's namentlich angeführt werden kann, die Gewähr leistet; 2) Dio Cassius, der im 40. Buche seiner römischen Geschichte berichtet, daß Sallustius von den Censoren Appius Claudius Pulcher und Lucius Piso wegen von ihm selbst eingestandenen Ehebruchs aus dem Senat gestoßen worden; 3) ein gewisser Lenäus, der ein Pasquill gegen den Sallust geschrieben, woraus noch einige Blümchen zur Probe auf uns gekommen sind; und endlich 4) der unbekannte Verfasser einer unter Cicero's Namen laufenden Declamatio in Sallustium.

Die Anekdote, die auf der Glaubwürdigkeit des Varro beruht, war in seinem Tractat Pius oder *De Pace* zu lesen, der nicht mehr vorhanden ist. Aber Gellius oder Agellius, ein Gelehrter aus den Zeiten des Kaisers Marcus Antoninus, hat sie daraus abgeschrieben und in seine unter dem Namen Attische Nächte bekannten Miscellaneen eingetragen, wo sie das kleine 18. Capitel des 17. Buches ausfüllt. Sie lautet dahin: „C. Sallustius, der nachmalige Geschichtschreiber, sei vom Annius Milo in flagranti ertappt worden und nach einer tüchtigen Geißelung nicht anders als gegen Erlegung einer großen Summe mit dem Leben davongekommen.“ Ich habe zu viel Achtung für das Wort eines Mannes wie Varro, und das Vergehen, das dadurch auf unserm Sallust ersitzen bleibt, war damals eine zu alltägliche Sache, als daß ich versucht sein könnte, es bezweifeln zu wollen. Nur höre man, was sich mit genugsamem historischem Grunde zu Verringerung seiner Schuld sagen läßt. Die Gemahlin des Milo, von welcher hier die Rede ist, war die schöne Fausta, die würdige Tochter des Dictators Sulla; eine Dame, die an Hoheit der Geburt Niemand über sich und

an Ausgelassenheit wie an Reizungen Wenige ihresgleichen hatte. Fausta war keine Frau, deren Tugend ein Liebhaber seinen Wünschen im Wege fand; und wiewol eine Matrone vom ersten Rang, war sie doch, was ihre Ausschweifungen betrifft, wenig besser als eine — togata.[1]) Unter der römischen Jugend, der sie ihre Netze stellte, hatte auch der junge Sallustius das Unglück, darin hängen zu bleiben. Ich verlange ihn, wiewol ich seine Apologie unternommen habe, für keinen keuschen Joseph auszugeben. Er lief nicht davon, als die schöne Fausta nach seinem Mantel griff. Aber welcher junge Römer von Stande in den damaligen Zeiten wäre davongelaufen? Kurz, Sallust wurde von Milo überrascht und mußte mit seiner Haut und mit seinem Vermögen bezahlen. Vermuthlich schreibt sich der Vorwurf, der ihm in der bekannten Declamation gemacht wird, „daß sein väterliches Vermögen schon in seiner frühen Jugend ein Opfer seiner Ausschweifungen geworden", lediglich von diesem Vorfalle her. Aber jeder billig denkende Leser mag urtheilen, wer von Beiden mit ewiger Schande gebrandmarkt ist: der Jüngling, der den verführischen Reizen einer Fausta unterliegt, oder ein Mann vom ersten Range in Rom, der sich für die Schande seines Ehebettes mit klingender Münze bezahlen läßt und einen ins Netz gefallnen Unglücklichen dahin bringt, sein Leben, oder was ihm ebenso lieb war, mit dem größten Theile seines zukünftigen Erbgutes loszukaufen. Die Makel, welche sich Sallust durch diese Begebenheit und (wie ich nicht zweifle) durch andre Ausschweifungen dieser Art in seiner Jugend zuzog, war ihm beinahe mit allen jungen und mit vielen alten Römern seines Standes gemein. Es wäre daher abgeschmackt, seine Verstoßung aus dem Senat auf Rechnung seiner Sitten zu schreiben und sich einzubilden, er müsse (wie er im Pasquill des Lenäus genannt wird) ein Ungeheuer von Lastern gewesen sein, weil ihn die Censoren Appius und Piso unter dem Vorwande seines ausgelassnen Lebens aus dem Senat ausgestrichen hätten. Dieses Letztere erfolgte im Jahre 702 der Stadt Rom; und wer die damaligen römischen Angelegenheiten etwas genauer aus der Geschichte kennt, wird nicht unwahrscheinlich finden, daß der wahre Grund, warum es geschah, nicht in dem großen Eifer eines selbst so tadelhaften Mannes

---

[1]) Vgl. Hor., Sat., I. 2, 63. 82. — A. d. H.

wie Appius*) für die Reinigkeit der Sitten in einer solchen sentina malorum wie das damalige Rom, sondern in dem Hasse der Partei des Milo und Cicero gegen ihn zu suchen sei. Die Sache hing, däucht mich, so zusammen. Der Streit zwischen Pompejus und Cäsar um die Oberherrschaft war dem letzten entscheidenden Ausbruch nahe; aber mehrere Jahre zuvor hatte er im Innern dieser Republik gegährt, und ganz Rom war in die Factionen dieser zwei großen Männer getheilt. Denn die Herren, welche dafür angesehen sein wollten, als ob sie blos die Partei der Republik hielten, stunden auf des Pompejus Seite. Milo und Cicero, Beide von der letztern Partei, waren durch große Verbindlichkeiten, die der Letztere dem Erstern hatte, sehr genaue politische Freunde geworden, und zwischen ihnen und Clodius, einem eifrigen Anhänger Cäsar's, hatte eine tödtliche Feindschaft geherrschet, von welcher Clodius das Opfer wurde. Milo, ein sehr brutaler Sterblicher, ermordete ihn, indem sie auf der Via Appia aneinanderstießen, zu eben der Zeit, da er, Milo, von den Pompejanern aus allen Kräften unterstützt und von Clodius und der ganzen Partei Cäsar's auf alle mögliche Weise gehindert, sich um das Consulat bewarb. Milo hätte seine Zeit nicht schlechter zu dieser Heldenthat nehmen können; denn eben damals war Sallustius, der beides seinen Rücken und seinen Beutel an ihm zu rächen hatte, Tribunus Plebis; und da er sich vermöge dieses Amtes an der Spitze des Volkes befand und überdies von der Cäsarischen Partei unterstützt wurde, so konnte der Criminalproceß, der wegen der Ermordung des Clodius gegen Milo geführt wurde, aller angestrengten Bemühungen des Cicero ungeachtet nicht anders als unglücklich für ihn ausfallen. Allein Sallustius hatte sich durch die Rolle, die er in diesem Handel gespielt, alle Gegner des Clodius und Cäsar's und alle Freunde und Creaturen des Cicero und Pompejus zu Feinden gemacht; und kaum war sein Tribunat vorüber, so ließ man ihn bei der ersten Gelegenheit, die sich dazu darbot, die Wirkung davon empfinden. Appius Pulcher, der im J. R. 703 Censor wurde, hatte eben damals die Freundschaft des Cicero in seinen eignen Angelegenheiten nöthig; Cicero und alle Freunde Milo's waren auf den Sallust erbittert: wie wahrscheinlich also, daß — zu einer Zeit, wo in

*) Man sehe hierüber in den Briefen des M. Cölius an Cicero den zwölften und vierzehnten. *Epist. ad Familiar.*, L. VIII

Rom Alles durch Cabalen ging und Privatleidenschaften oder Privatabsichten die wahren Springfedern aller öffentlichen Handlungen waren — auch die Ausstoßung des Sallust's aus dem Senat das Werk einer solchen Cabale gewesen sei! Immer bleibt es lächerlich, sich einzubilden, daß sein ärgerlicher Lebenswandel ihm diese Schmach zugezogen. Die damaligen Römer waren auch die Leute, die sich an so was ärgerten! Und was würde aus dem Senat geworden sein, wenn man Alle hätte ausstoßen wollen, die in diesem Punkte sträflich waren?

Nach dem, was ich von den Ursachen, wodurch sich Sallustius den Haß der Pompejanischen Faction zugezogen, gesagt habe, ist es wol kein Wunder, daß ein Freigelassner des Pompejus (der nach seines Herren Tod den Schulmeister zu Rom machte und es für Pflicht gegen die pios manes desselben hielt, sie an einem respectwidrigen Ausdruck zu rächen, der dem Sallust gegen den Pompejus entfahren war), was Wunder, sage ich, daß dieser Mensch, Lenäus genannt, ein Pasquill gegen ihn schrieb, worin er ihn mit Schimpfnamen überschüttet, die nur aus dem Munde oder der Feder eines so niedrigen Menschen kommen konnten?*) Hier ist wol sonst nichts zu bewundern, als wie man noch jetzt, nach so vielen Jahrhunderten, um das armselige Vergnügen zu haben, von einem Manne wie Sallust Böses zu sagen, sich auf die Ueberbleibsel eines Pasquills von einem solchen Furcifer berufen kann.

Was endlich die bekannten Declamationen des Sallust gegen Cicero und des Cicero gegen Sallust betrifft, die unter dem Namen des Einen und des Andern den Ausgaben ihrer Werke angehängt zu werden pflegen, so ist es unter den Gelehrten ausgemacht, daß sie, des nachgeahmten Stils ungeachtet, diese berühmten Namen fälschlich an der Stirne führen. Beide sind der edeln Männer, denen man sie angedichtet hat, ganz unwürdig; sie sind kaum eines römischen Karrenschiebers aus jenen Zeiten würdig, und wenn man auch glauben könnte, daß Sallust und Cicero das, was sie dem Senat und sich selbst schuldig waren, so gänzlich hätten vergessen können: wer kann sich einbilden, daß der Senat Geduld genug gehabt hätte, so niedrige, den Staat gar nichts angehende Schmähreden anzuhören? Die gemeine Meinung ist, daß diese Declamationen einen gewissen Porcius Latro oder Vibius Crispus zu

*) S. Sueton., Vit. Gramm. Lat., c. 15.

Verfassern haben könnten, welche Schulen der gerichtlichen Redekunst hielten; wahrscheinlich ist es wenigstens, daß es nichts als ein paar Schulexercitien sind, wodurch irgend ein damaliger Meister der Sykophantenkunst seine Zöglinge vor Gericht schimpfen lehren wollte, und wozu die gemeine Sage von der Feindschaft, die zwischen Cicero und Sallust wegen der Milonischen Händel obgewaltet, Gelegenheit gegeben haben mag. Wie dem aber auch sein mag, vor welchem Gerichte in der Welt könnte eine solche Schmähschrift wie die vorgebliche Declamation des Cicero gegen Sallust als ein Document gegen die Ehre des Letztern angeführt werden? Und was muß man also davon denken, wenn man einen Gottfried Ephraim Müller in seiner „Historisch-kritischen Einleitung zur Kenntniß der lateinischen Schriftsteller" ohne alle Kritik und in einem Tone, als ob er gegen den Sallust gedungen wäre, alle die schimpflichen Beschuldigungen gegen den Charakter desselben, welche keinen andern Gewährsmann als diesen pseudonymen unbekannten Declamator haben, sorgfältig zusammengetragen und zum Beweise diese unterschobene vaterlose Hirngeburt anführen sieht?

Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß man der Wahrheit sehr verfehlen würde, wenn man sich die Feindschaft zwischen Cicero und Sallust so vorstellen wollte, wie sie der Verfasser der beiden Declamationen vorausgesetzt hat. Braucht es hievon wol einen stärkern Beweis als diesen, daß man in allen Schriften des Cicero des Sallustius mit keinem Worte gedacht findet? und daß hingegen Sallust in seinem Catilina dem Cicero (der den Ruhm seines Consulats beinahe einzig auf die von ihm entdeckte und unterdrückte Catilinarische Verschwörung gründete) alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren läßt? Wenn dieses dem Charakter des Sallust als Geschichtschreiber und als Mensch Ehre macht, so beweiset jenes wenigstens so viel, daß Cicero's Haß gegen ihn weder sehr heftig noch von langer Dauer gewesen sei; denn es wäre sonst kaum zu begreifen, wie auch nicht ein Wort davon in seine Briefe ad Familiares und an Atticus (welche doch größtentheils in der Periode zwischen dem J. R. 696 und 710 geschrieben sind) eingeflossen wäre.

Wenn nun aus der vorstehenden Untersuchung der Zeugen und Documente, auf welche sich die allgemein angenommene Meinung von dem moralischen Charakter des Sallustius gründet, deutlich genug erhellet, daß seine jugendliche Intrigue mit der

schönen Fausta das Einzige ist, was ihm mit Wahrheit vorgeworfen werden kann — eine Jugendsünde, die ihm mit Tausenden seinesgleichen gemein war, und für die unter Zehntausenden vielleicht nicht Einer jemals so strenge büßen mußte —, so ist es nun wol Zeit, sich zu Bestätigung der bessern Meinung, die mir dieser Schriftsteller als Mensch zu verdienen scheint, auf seine Werke, in denen sich durchaus ein edler, gesetzter und männlicher Charakter ausdrückt, und besonders auf die introductorischen Capitel seines Catilina und Jugurtha zu berufen. Ich verlange diesem Argumente nicht mehr Gewicht beizulegen, als es hat; aber man lasse es auch gerade so viel gelten, als es wiegt. Entweder Sallust war der verächtlichste Heuchler, der je gewesen ist, oder er war ein besserer Mann, als wofür ihn seine Biographen ausgaben, und der Widerspruch seines Lebens mit seinen Grundsätzen, den ihm Lactanz vorwirft, ist ein unbilliger Vorwurf, da er keinen andern Grund hat als Jugendfehler, die ich nicht entschuldigen will, aber wovon selbst unter den edelsten und größten Menschen aus seiner Classe wenige jemals frei gewesen sind. Was in der Welt hätte einen Mann wie Sallust, einen Mann von seinem Rang und Vermögen, der in seiner wahren Gestalt, wie cynisch oder grob Epikurisch sie auch gewesen sein möchte, nichts zu befürchten hatte, und dem eine solche Tartüffische Gleißnerei nichts eintragen konnte; den sie, wenn sein Leben im Widerspruch mit ihr gewesen wäre, der Welt nur noch verächtlicher gemacht hätte: was hätte ihn bewegen können, die Gesinnungen eines Curius zu affectiren, wenn er Bacchanalien gelebt hätte?[1]) Man lese die ersten Capitel seines Catilina und frage sich: „Wozu hatte er nöthig, die Heuchelei so weit zu treiben, in einer Stadt und zu einer Zeit, wo selbst ein Metellus Pius sich nicht scheuen durfte, ein rühmliches Leben, das einen ganz andern Ausgang erwarten ließ, mit Bacchanalien zu beschließen?" Er wollte sich bei der Nachwelt dadurch in eine bessere Meinung setzen, als seine Zeitgenossen von ihm gehabt hatten, kann man sagen. Ich glaube selbst, daß er dies wollte; aber auch diesen Gedanken hat kein schlechter Mensch — so wenig, als ein Wüstling in den glänzendsten Glücksumständen seine Muße mit Anstrengung des Geistes und edeln Arbeiten für die Nachwelt zubringt. Mich dünkt, dieser innere psychologische Beweis für den Charakter des Sallustius wäre allein schwer genug, zehn

[1]) Nach Juven., Sat., II. 3. — A. d. H.

solche Anekdoten wie die Varronische und zwanzig Pasquille wie die Declamation des unbekannten Rhetors an den Wagebalken springen zu machen. Doch meine Absicht ist nicht, selbst eine Declamation für ihn zu schreiben; und ich habe genug gesagt, damit die Leser fortdenken und ein billiges Urtheil fällen können. Immerhin mag die Moral gegen die Jugend des Sallust, gegen sein öffentliches Betragen in der Republik, gegen die großen Reichthümer, die er durch Julius Cäsar's Gunst in wenigen Jahren erworben, Vieles einzuwenden haben. Ich sage nicht, daß man ihn als ein Tugendbild aufstellen soll; ich behaupte nur, daß es unrecht sei, ihn ohne hinlängliche Gründe, auf bloße Vermuthungen und sogar auf offenbare Pasquille hin noch in unsern Zeiten zu einem Lotterbuben und Bösewicht zu machen. Wir wissen sehr wenig von seinem Leben; lassen wir es also dahingestellt sein und halten uns an das, was er uns hinterlassen hat. Er lebt für uns in seinen Werken; und in Rücksicht auf die Nachwelt sind Werke wie die seinigen tugendhafte, verdienstliche Handlungen und wahrlich von einem ganz andern Werthe als die häuslichen Tugenden aller uns unbekannten guten Bürger von Amiternum,[1]) welche jemals lebten, Weiber nahmen und starben, wie unsträflich auch ihr Lebenswandel gewesen sein mag.

Wiewol diese Erläuterung bereits zu einer kleinen Dissertation angewachsen ist, so muß ich doch um Erlaubniß bitten, sie noch zu verlängern. Denn nachdem ich die Schwäche der Gründe dargethan habe, um derentwillen andere Gelehrte diese Stelle auf Sallustius den Geschichtschreiber ziehen, bin ich noch die Gründe schuldig, welche mich überzeugen, daß Horaz nicht an ihn gedacht haben könne.

Es sind folgende. Erstlich. Horaz spricht hier in der gegenwärtigen Zeit von dem, was Sallustius thue, als diese Satire geschrieben wurde. Er spricht von seiner Leidenschaft für die Mädchen aus der Classe der Freigelassenen als einer notorischen Ausschweifung, welche Sallustius bis zur Raserei treibe, und wodurch er sich um guten Namen und Vermögen bringe; und der Ton, wie er ihn deswegen züchtigt, ist derjenige, worin man mit einem jungen Sausewind spricht; ein Ton, wodurch sich ein Dichter, der selbst ein Weltmann ist, lächerlich machen würde, wenn er ihn gegen einen Mann vom ersten Rang an

[1]) So muß es wol statt des falschen Minturnum heißen. — A. d. H.

Stande und Vermögen annehmen wollte. Dies Letztere war aber Sallustius, als Horaz diese Satire schrieb; er lebte zwar von Staatsgeschäften entfernt, aber als ein Vir Praetorius und ehmaliger Freund Cäsar's, *in otio cum dignitate,* mit der römischen Geschichte beschäftigt und im Besitze großer Reichthümer. Ein Beweis davon waren sein Haus auf dem Quirinalis und die herrlichen Gärten, die er an demselbigen angelegt hatte,*) und seine Villa zu Tibur. Wie paßt nun das Alles auf den Sallustius des Horaz? Man müßte daher, um den Dichter von einer so offenbaren Absurdität zu retten, sich mit der Ausflucht behelfen: er rede von dem, was Sallustius ehmals gethan, und habe hier nur die gegenwärtige Zeit statt der vergangenen gesetzt, weil eine solche Zeitverwechslung den Dichtern sehr gewöhnlich ist. Die Grammatiker, die für alle Fälle immer ein Kunstwort bei der Hand haben, um sich und ihrem Autor aus der Noth zu helfen, nennen das eine enallage temporis. Aber (ohne hier die Unschicklichkeit einer solchen Enallage aus andern Gründen**) zu zeigen) welche Wahrscheinlichkeit, daß Horaz mit seiner liberalen Art zu denken und, was hier sehr entscheidend ist, in seiner Lage, in seinen Verhältnissen fähig gewesen sein sollte, einem Sallust, der ein eifriger Anhänger und Vertrauter des Divus Julius gewesen war und nur blos aus diesem Grunde, wo nicht die Freundschaft, doch gewiß die Achtung des jungen Octavius Cäsar's besaß, welche Dieser allen Freunden seines Vaters zu erweisen pflegte — welche Wahrscheinlichkeit, sage ich, daß Horaz fähig gewesen sein sollte, einem solchen Manne unter solchen Umständen die Ausschweifungen seiner jüngern Jahre auf eine so beleidigende und impertinente Art vorzurücken?

Ich müßte mich sehr betrügen, wenn dieses Argument nicht ganz allein hinlänglich wäre, jeden Vernünftigen zu überzeugen, daß der Sallustius des Horaz und der Geschichtschreiber Sallu-

*) Die Gärten des Sallustius waren ihres Umfangs und ihrer Schönheit wegen so vorzüglich, daß sie nach dem Tode des jüngern Sallustius, der sie von seinem Oheim, dem Geschichtschreiber, geerbt hatte, an die Kaiser kamen und noch zu Ulpian's Zeiten zu den Domänen derselben gerechnet wurden.

**) Um nur einen zu berühren, so beweiset, däucht mich, das auf diese Stelle, wo vom Sallustius in der gegenwärtigen Zeit gesprochen wird, unmittelbar folgende: Ut *quondam* Marsaeus, amator Originis, ganz augenscheinlich, daß in jener de praesenti und in dieser de praeterito die Rede sei. Denn aus dem *quondam* ist klar, daß Marsäus nicht mehr lebte, wiewol der Dichter *per enallagen* donat und inquit von ihm sagt.

stius zwei sehr verschiedene Personen sein mußten. Aber zu allem Ueberfluß ist hier noch ein Anderes, das (wie man zu sagen pflegt) ex visceribus causae hergenommen und meines Erachtens ganz entscheidend ist. Des Dichters Zweck in dieser Satire ist, wie oben schon gesagt worden, die Liebhaber der Intriguen mit verheiratheten Frauen ihrer Thorheit zu überzeugen und ihnen zu zeigen, daß sie das, was sie bei den Matronen suchten, mit unendlichmal weniger Gefahr und mehr Vergnügen bei den Freigelassenen finden könnten. Aber freilich, setzt er hinzu, kann ein junger Thor, der weder Ziel noch Maß zu halten weiß, sich auch mit diesen zu Grunde richten; und es ist Unsinn, wenn z. B. Sallustius, den seine Liebschaften aus dieser Classe zu einem ebenso verderblichen Aufwand verleiten, als wenn es Damen vom ersten Rang wären, sich noch ein Verdienst daraus machen will, daß er keiner Matrone zu nahe komme. Horaz setzt also hier offenbar den Sallustius, von dem er spricht, den *moechis* entgegen, und das *Matronam nullam ego tango* ist ein Beweis, daß sein Sallust von dieser Seite keinen Vorwurf zu befürchten hatte. Das aber war nun gerade nicht der Fall des Geschichtschreibers Sallustius. Denn wir haben oben gesehen, daß seine Intrigue mit der schönen Fausta, Milo's Gemahlin, der einzige Vorwurf ist, der durch die Aussagen des Varro und Dio Cassius auf ihm ersitzen bleibt. Es ist also offenbar, daß Horaz von einem ganz andern Sallustius reden muß, und daß die Gelehrten, die so eifrig gewesen sind, das Vorurtheil von dem schlechten Charakter des Geschichtschreibers Sallustius zu verewigen, sehr Unrecht gehabt haben, sich auf das Zeugniß unsers Dichters zu berufen.

Ueber den Charakter des Mäcenas.[1])

Mäcenas, der Gönner und Beschützer Virgil's und Horazens, der Mann, dem diese berühmten Dichter den Zutritt bei August und die glückliche Muße, wovon ihre besten Werke die Früchte waren, zu danken hatten, hat sich dadurch in eine so allgemeine Hochachtung bei der neuern gelehrten Welt, besonders unter uns Deutschen gesetzt, daß sein Name, eh er durch allzu häufige und unedle Anwendung abgewürdigt worden, nicht anders als mit einer Art von religiöser Ehrerbietung ausgesprochen wurde. Die Literatoren machten's mit ihm wie die Klerisei mit Constantin dem Großen und die Juristen mit ihrem Divus Justinianus: sie behandelten es ordentlich als Pflicht, den Mann, der den Virgilen und Horazen Landgüter geschenkt hatte, und dessen Haus und Tafel den Gelehrten seiner Zeit offen gestanden, nicht nur als den Musarum Euergetem Optimum Maximum (wie ihn sein andächtigster Verehrer Meibom nennt), sondern auch als ein Muster aller Regenten- und Ministertugenden abzuschildern und gegen Alles, was etwa einen Schatten auf seinen Charakter werfen könnte, besonders gegen die Anschwärzungen des tadelsüchtigen Seneca, mit Faust und Ferse zu vertheidigen. Auch wo sie mit allem Krümmen und Winden seine schwache Seite doch nicht ganz verbergen können, geben sie sich so viel Mühe, sie zu bemänteln, und bringen so viele Entschuldigungen vor, warum sie ihn dennoch leider nicht von allen den Fehlern und Gebrechen freisprechen können, ohne die er — nicht Mäcenas gewesen

---

[1]) Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt rc., I. S. 1—21 (Der neuen verb., mit dem Originale begleiteten Ausg. 2. Aufl. Leipzig 1801). Einleitung zum 1. Briefe des 1. Buchs. — A. d. H.

wäre, daß man glauben sollte, es sei der Welt und den Wissenschaften unendlich daran gelegen, daß der große Musenwohlthäter durch alle Prädicamente einer Leichenrede ein Muster aller Tugenden gewesen sein müßte. Wenn man bedenkt, daß diese Herren am Ende doch wol keinen andern Beweggrund dazu gehabt haben, als ihm für Wohlthaten, welche nicht sie, sondern Leute, die schon viele hundert Jahre todt und verwest sind, von ihm empfingen, ihre Dankbarkeit zu bezeigen, so kann man nicht umhin, zu gestehen, daß die Gelehrten eine sehr gutherzige Art von Menschen sind; und die lobbegierigen Großen unsrer Zeit haben alle Ursache, sich dies zum Beweggrunde dienen zu lassen, dem guten Kaiser August und seinem tugendhaften Minister Mäcen in ihrer Freigebigkeit und Achtung gegen so dankbare Seelen rühmlichst nachzuahmen.

Bei Allem dem, und wiewol man wenig berühmte Namen des Alterthums öfter und mit einem günstigern Vorurtheile genannt findet, scheint es doch, als ob die Vorstellung, die man sich gewöhnlich von seinem Charakter und von der Rolle, die er in August's merkwürdiger Regierung spielte, zu machen pflegt, nicht die richtigste sei. So ist's z. B. ganz irrig, wenn er, wie häufig geschieht, ein Minister oder gar (wie ein gewisser Heinrich Salmuth in seinen Notis ad Pancirollum de Novis Inventis gethan hat) ein Staatskanzler August's genannt wird. Es ist wahr, daß er diesem Fürsten, dem es so schwer ist, seinen wahren Namen zu geben — so lange er noch Cäsar Octavianus hieß, bis zum Jahre der Stadt Rom 727, wo ihm die Oberherrschaft unter gewissen von ihm selbst klüglich vorgeschlagnen Modificationen übertragen wurde —, viele wichtige Dienste leistete. Er theilte in dieser Zeit mit Agrippa, dem nachmaligen Schwiegersohn August's, das unumschränkteste Vertrauen des jungen Cäsar's; er war ihm bei allen entscheidenden Gelegenheiten zur Seite, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Octavianus ohne den Beistand dieser beiden Männer das Ziel seiner Wünsche nie erreicht hätte. August selbst fühlte so stark, wie unentbehrlich ihm ein Freund wie Mäcenas war, daß er einige Jahre nach dessen Tode im Verdruß über die Folgen der heftigen Maßregeln, die er gegen seine Tochter Julia genommen hatte, schmerzlich ausrief: „Das wäre mir nicht begegnet, wenn Mäcenas noch lebte!" Indessen machen doch alle diese guten Dienste den Günstling August's so wenig zu seinem Minister, als ihn das Privatsiegel desselben, welches

ihm eine Zeit lang anvertraut war, zu seinem Kanzler macht.*) Er that in diesem Allem blos, was ein Freund für einen Freund thut, dessen Partei er ergriffen hat, dem er persönlich ergeben, und mit dessen Interesse sein eigenes aufs Engste verbunden ist. Er blieb dabei immer im Privatstande, verwaltete nie eine öffentliche Staatsbedienung, begnügte sich mit dem Ansehen, das ihm sein persönliches Verhältniß zu Augusten gab, und war zufrieden, unter zehntausend andern römischen Rittern nur um eine einzige Stufe höher zu stehen als der gemeine Mann in Rom.

Gesetzt aber auch, man wollte ihn wegen seines Einflusses auf August ebenso uneigentlich, wie man Diesen den ersten oder zweiten römischen Kaiser zu nennen pflegt, dessen Minister heißen (wiewol solche Vermengungen der Namen immer auch Unrichtigkeit in den Begriffen nach sich ziehen), so scheint doch das große Aufheben, das die Neuern von ihm als dem größten aller Musageten machen, und was seinen Namen zum höchsten Ehrentitel aller Staatsmänner, die den Gelehrten günstig sind, gestempelt hat, mehr auf übertriebenen Vorstellungen zu beruhen als auf Wahrheit. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Arten (wenn sie Leute von guter Gesellschaft waren) gerne um sich leiden mochte und sie gelegenheitlich dem August empfahl, hatte vors Erste einen sehr in die Augen fallenden politischen Grund; und dann, was war es mehr, als was sich bei jeder nicht ganz barbarischen Nation beinahe von jedem Manne von seinem Stande und Vermögen sagen läßt? — „Seine Tafel stand diesen Herren, deren Küche oft nicht die zuverlässigste ist, offen.“ — Dafür war sie auch (wie August zwischen Scherz und Ernst sagte) eine *mensa parasitica*, wo die Nomentanen, Balatronen und Bathyllen ebenso gut ihren Platz fanden als Virgil und Varius — kurz, was die Tafeln der Großen und Reichen von je her waren. — „Aber er schenkte ja dem Horaz ein Landgütchen und machte, daß August gegen Virgilen die nämliche Freigebigkeit bewies.“ — Gut! Was Horazen betrifft, so liebte er Diesen ganz vorzüglich; das Geschenk war auch an sich eben nicht beträchtlich**) und für einen Mann, den August aus der

*) Die Praefectura Urbis et Italiae, die ihm Octavian nach dem Siege bei Actium auf einige Zeit anvertraute, war eine bloße Privatcommission, keine öffentliche Staatsbedienung.

**) Wie man aus dem sechzehnten Briefe sehen wird.

Beute der Proscriptionen und Bürgerkriege unermeßlich reich gemacht hatte, eine Kleinigkeit. Und für Virgilen, der durch Octavian selbst während dem schändlichsten und grausamsten aller Triumvirate um sein väterliches Erbgut gekommen war, was konnte Dieser für einen Dichter wie Virgil weniger thun, als ihm wiedergeben, was ihm mit Ungebühr genommen worden war? Und wenn auch Horaz und Virgil eine Art von kleinem Glücke, womit nur so unschuldige und genügsame Leute als Ihresgleichen zufrieden zu sein pflegen, durch Mäcen's Vermittelung gemacht hätten: was hat Mäcen hierin vor einer Menge Anderer seiner Art vor und nach ihm voraus? Nie ist vielleicht, wenn man die Sache genau untersuchen wollte, ein größerer Ruhm wohlfeiler erkauft worden als der seinige. Man hat ihm zum Verdienst angerechnet, was der Zufall für ihn, ja sogar was er für sich selbst that, und am Ende ist es doch weit weniger sein eignes Licht als der Glanz, der von den Verdiensten und dem Ruhm seiner Freunde auf ihn zurückfiel, woraus der Nimbus entstand, in welchem die Nachwelt diesen vermeinten Musageten zu sehen gewohnt ist.

Wie wenig übrigens den Meisten daran gelegen sein mag, ihre Begriffe von einem Manne, der seine Rolle längst ausgespielt hat und ihnen weder Böses noch Gutes thun kann, mehr oder weniger zu berichtigen, so darf dies doch weder dem Uebersetzer der Horazischen Briefe noch Lesern, denen es darum zu thun ist, sie besser zu verstehen und einen Sinn für ihre feinsten Schönheiten zu bekommen, gleichgiltig sein. Ich bin mit Shaftesbury*) völlig überzeugt, daß man, ohne mit den Charaktern eines August, Mäcen, Florus, Lollius u. s. w. genauer bekannt zu sein, an den Briefen, die an sie gerichtet sind, den Geschmack nicht finden könne, den sie sonst für jeden Leser, der zum zartern Gefühl des Wahren und Schönen organisirt ist, haben müssen. Und da dies die hauptsächliche Ursache ist, warum ich mir die Arbeit der gegenwärtigen Uebersetzung durch eine jedem Briefe vorangeschickte Einleitung mit Vergnügen erschwert habe, so wird das engere und besondere Verhältniß, worin unser Dichter mit dem Mäcenas gestanden, mich um so mehr rechtfertigen, wenn ich noch einige Blätter dazu anwende, den Charakter dieses berühmten Mannes in so viel Licht zu setzen, als zu einer richtigern Vorstellung von diesem Verhältniß

*) Characteristiks, Vol. III.; Misc. I. c. 3.

und zu besserm Verständniß der an ihn geschriebnen Briefe dienlich sein kann.

Mäcenas hatte ungeachtet seiner Abstammung von alten hetrurischen Lucumonen weder einen von Voreltern geerbten Ruhm zu behaupten, noch scheint ihn die Natur mit der Anlage zu dem, was man einen großen Mann nennt, beschenkt zu haben. Desto mehr hatte er hingegen dem Glücke zu danken, welches ihn gerade in die Umstände setzte, worin er sich am Meisten geltend machen konnte; und gerade darin, daß er aus diesen günstigen Umständen den möglichsten Vortheil zu ziehen wußte, scheint sein größtes Verdienst bestanden zu haben. Ohne starke Leidenschaften, ohne Ambition, aber mit feinen Sinnen und hellem Kopfe, lebhaft genug, um in entscheidenden Augenblicken thätig zu sein, klug und kaltblütig genug, um Alles, was er auf sich genommen, recht und ganz zu thun, sanguinisch genug, um sich immer einen guten Erfolg zu versprechen und nicht leicht vor Schwierigkeiten zu erschrecken, aber zu bequem und wollüstig, um die Geschäfte zu lieben und zu suchen, wenn ihn keine Nothwendigkeit*) dazu trieb; angenehm von Person, jovialisch im Umgang, mit einem guten Theil Gefälligkeit und Bonhomie; ebenso geduldig, über sich scherzen zu lassen, als geneigt, über Andre zu scherzen; auf eine angenehme Art, auch wol bis zum Seltsamen sonderbar in Kleinigkeiten, aber desto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geschmeidig, um Andre zu seinen Absichten zu gebrauchen, geschickt, von allen Arten von Menschen Partie zu ziehen, aber behutsam in der Wahl seiner engern Freunde, treu und standhaft, sobald er gewählt hatte, und im Nothfall jeder Aufopferung fähig: mit allen diesen Eigenschaften scheint Mäcenas recht ausdrücklich zu einem Vertrauten des August's gemacht und der Mann gewesen zu sein, den dieses eitle und ehrgeizige, aber schwache, furchtsame, unentschlossne und demungeachtet der größten Uebereilungen fähige Schooßkind des Glücks vonnöthen hatte. Mit diesen Eigenschaften wußte er ihm vom Anfang ihrer Verbindung an ein Zutrauen einzuflößen, welches (eine einzige vorübergehende Erkältung ausgenommen) sich bis an seinen Tod immer gleich erhielt. Bei seinem Freunde Mäcen war Augusten immer wohl; denn er fand da immer Alles, woran es ihm gerade

*) Vir, ubi res vigiliam exigeret, sane exsomnis, providens atque agendi sciens etc. *Vellej.*, L. II. 88.

fehlte, Rath, Auswege, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune — und (was in Verbindungen dieser Art nicht das Unwesentlichste ist) auch immer etwas, worin er sich selbst stärker und weiser fühlte, womit er seinen Freund aufziehen konnte, ohne daß dieser dadurch von seiner guten Meinung verlor. August spottete gern über Mäcen's Weichlichkeit, über seine Liebe zu Raritäten, Edelsteinen und Gemmen, über seine Affectation, alte hetrurische Wörter ins Römische zu mengen oder neue Wörter zu stempeln; dafür aber durfte auch Dieser das bekannte *Surge tandem, carnifex!**) wagen, ohne Furcht, daß ein so kräftiger Lakonismus beleidigen werde.

Mäcen — der unter andern Umständen nie etwas Anders, als was die Engländer einen Man of wit and pleasure nennen, gewesen wäre — da er durch die Umstände zum Vertrauten eines jungen Mannes wurde, der vielleicht die schwerste Rolle, die einem Staatsmann aufgegeben werden kann, zu spielen hatte, war eben darum, weil Witz und Liebe zum Vergnügen die Hauptzüge seiner Sinnesart waren, kein Mann, der sich im politischen Leben jemals einen Epaminondas oder Cato zum Muster vorgesetzt haben würde. Der Heroismus der Tugend, der immer bereit ist, das Edelste zu thun und einer hohen Idee von moralischer Schönheit oder Größe jedes Opfer zu bringen, setzt eine Energie der Seele und eine Stimmung ihres reinsten Organs voraus, die nicht die seinige war. Er glaubte, daß Octavianus (da die Frage war, ob er die höchste Gewalt behalten oder dem römischen Senat und Volke zurückgeben sollte) nicht das, was in gewissem Sinn das Edelste, sondern was für den Staat nach seinen damaligen Bedürfnissen das Nützlichste und zugleich für seine eigne Person das Sicherste sei, thun müsse. Die Gründe, warum er gegen die von Agrippa angerathene Zurückgabe stimmte, und der Regierungsplan, den er dem Octavianus bei dieser

*) Octavius saß einstmals (noch in den Zeiten des Triumvirats) zu Gericht, um eine Menge Leute zum Tode zu verurtheilen. Mäcenas, der davon benachrichtigt wurde und besorgte, er möchte der Sache zu viel thun, hätte ihm gerne was ins Ohr sagen mögen; weil er aber vor der Menge des umstehenden Volkes nicht bis zum Richtstuhle bringen konnte, schrieb er nur die drei Worte: „So steh doch einmal auf, Scharfrichter!" auf seine Schreibtafel und ließ sie durch die Umstehenden aus einer Hand in die andre dem Octavianus überreichen. Dio, Buch 55, Cap. 7

Gelegenheit vorzeichnete,*) beweisen beide, daß Mäcen von dem, was nach damaliger Beschaffenheit der Menschen und Zeiten und in Betrachtung der ungeheuern Größe des römischen Reichs dem Staate das Nützlichste und für den Erben Cäsar's das Sicherste war, sehr richtig geurtheilt habe. In der That wurde in den letzten Zeiten der freien Republik das Interesse des Staats immer als Beweggrund und Zweck im Munde geführt, aber gewiß nie mit mehr Wahrheit und Würde, als es Mäcen bei dieser Gelegenheit that. Sein Plan würde das römische Reich so glücklich gemacht haben, als es möglicherweise sein konnte, und glücklicher, als es unter der immer in sich selbst erschütterten oder die übrige Welt verheerenden Republik nie gewesen war, wenn es nicht im Buche der Schicksale geschrieben gewesen wäre, daß die Welt durch die Tiberen und Caligula und Neronen und Domitiane erst gezüchtigt werden müsse, ehe sie durch die Titus, Trajane und Antonine wieder getröstet werden sollte.

Man hat dem Günstling August's die Bescheidenheit, womit er auf alle Ehrenstellen im Staat Verzicht gethan, um als ein bloßer römischer Ritter in der Dunkelheit des Privatstandes ein Leben zuzubringen, welches er so leicht durch Consulate und Triumphe hätte glänzend machen können, als eine große Tugend angerechnet. Ich zweifle sehr, daß diese Tugend etwas Anders als sein Temperament, seine Liebe zum Müssiggang und Vergnügen und vielleicht auch seine Klugheit zur Quelle gehabt habe. Er besaß das Solide, das Ohr und Herz August's, die Liebe des Volks, unermeßliche Reichthümer und Alles, was einem Manne von seiner Denkart das Privatleben angenehm machen konnte; was kümmerte ihn also, ob sein Rock mit einer schmalen oder breiten Purpurstreife besetzt war? Für ihn selbst war kein sichereres Mittel, sich zu gleicher Zeit in der Gunst des Fürsten und des Volkes zu erhalten, als diese Mäßigung, die ihn von allen gefährlichen Collisionen, von aller Verantwortung, von allen Gelegenheiten, mißfällig zu werden, entfernte.

Man rühmt seine Gutherzigkeit, seine Unschuld; Tausenden hatte er Gutes, Niemanden jemals durch seinen Einfluß Uebels

*) S. Dio, Buch 52 [Cap. 14—40]. Ungeachtet die Authenticität der Rede, welche dieser Geschichtschreiber dem Mäcen in den Mund legt, aus guten Gründen bezweifelt werden kann, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß das Wesentliche des erwähnten Regierungsplans wirklich von Mäcen herrührte.

gethan.*) Sein Verhältniß gegen August erlaubte ihm, allen verhaßten Diensten auszuweichen; er behielt sich nur die beliebten vor. Er empfahl, wirkte Gnaden aus, rieth immer zur Gelindigkeit und Milde. Auf diese Weise hatte sein Ansehen eine Popularität, wobei er weder dem Fürsten verdächtig, noch den Männern, mit denen er seine Gewalt theilte, furchtbar werden konnte. Würde er sich in diesen Schranken haben erhalten können, wenn er dem Privatstand entsagt hätte?

Aber auch für Augusten, den er so herzlich liebte, als er Etwas außer sich selbst lieben konnte, war Mäcen's Privatleben gerade die Lage, worin er ihm am Nützlichsten sein konnte. Eine gewisse Entfernung von den öffentlichen Geschäften ist gerade der Standpunkt, wo ein Mann, dem es weder an Welt- noch Menschenkenntniß fehlt, über die Geschäfte und die Personen, die darin verwickelt sind, am Richtigsten urtheilen kann; und ein solcher Mann schickt sich in dieser Stellung am Besten zum Rathgeber und Erinnerer Dessen, der in dem Gedräng' und der Hitze des activen Lebens nie Augen und Ohren, noch weniger innere Stille und Unbefangenheit genug hat, um keines Erinnerers zu bedürfen.**) Ueberdies, wo hätte August sich so gut erholen, aufheitern, wieder aufziehen oder so bequem und angenehm unpäßlich sein können***) als im Hause des glücklichen und sorgenfreien Mäcen? Wie wichtig war für ihn ein Freund, an dessen selbst ruhigem Busen er wenigstens Augenblicke von Ruhe finden, in dessen Hause er den Beherrscher der Welt vergessen und einige Stunden wieder Octavianus sein konnte!

Wir haben den Mäcenas von der Seite angesehen, von welcher er sich am Vortheilhaftesten ausnimmt. Sein Verhältniß gegen August, die Art, wie er sich seines Einflusses über ihn bediente, macht ihn liebenswürdig. Wenigstens verliert er in meinen Augen wenig dadurch, wenn er diesem Fürsten auch aus keinem andern Grunde so ergeben gewesen wäre, als weil er im ganzen römischen Reiche unter Allen, welche einander die

*) Omnia cum posses tanto tam carus amico,
Te sensit nemo velle nocere tamen.
Pedo in Epiced. Maec., Dist. 5.

**) *Speculatus est* per *summam quietem* ac *dissimulationem* praecipitis consilia juvenis (*Octaviani*) etc. *Vellej.*, ibid.

***) August hatte eine sehr schwächliche Gesundheit und erwählte allemal das Haus des Mäcenas, um darin seine Unpäßlichkeiten abzuwarten. Sueton.

Oberherrschaft noch streitig machen konnten, Keinen kannte, der mehr gute Eigenschaften, erträglichere Fehler, mehr Anlage zu dem, was ein Mann, der die römische Republik unvermerkt in eine Art von Monarchie umschmelzen sollte, sein mußte — und (was doch jeder Günstling eines Fürsten in petto hat) der mehr Gelehrigkeit, sich von ihm leiten zu lassen, gehabt, kurz, der zu Mäcen's eignem Plan von Glückseligkeit besser gestimmt hätte — als August.

Was Mäcen in seinem eigentlichen Privatleben, in seinem Hause, in seiner Lebensweise, in seinem Geschmack, in der Wahl seiner Gesellschafter und in seinen Vergnügungen war, wird uns vielleicht über das, was wir (mit einem Worte, das nicht Duns oder Occam, sondern kein Geringerer als Cicero selbst*) erfunden hat) seine Mäcenität nennen möchten, noch nähere Aufschlüsse geben.

Das Haus eines Römers von Stande und großen Reichthümern glich damals mehr einer prächtigen Hofhaltung als der Wohnung eines Privatmannes; und Mäcen hielt vielleicht ein größeres Haus als irgend ein andrer Römer, gewiß ein weit größeres als August selbst. Wir lassen uns hier weder in die Vorwürfe ein, die ihm Seneca — unter allen Sterblichen der, aus dessen Munde diese Vorwürfe am Anstößigsten sind — wegen seiner Ueppigkeit macht, noch in die Rechtfertigungen oder Entschuldigungen, womit seine Lebensbeschreiber solche abzulehnen suchen. Genug, daß der Grund jener Vorwürfe nicht geleugnet werden kann.

Mäcen baute sich auf den Exquilien einen Palast, eine Art von Colosseum (molem vicinam nubibus arduis nennt es Horaz), der, vermuthlich seiner Höhe wegen, gewöhnlich der Thurm des Mäcen's genannt wurde. Man findet eine Abbildung davon auf dem 104. Blatt des zweiten Theils von *Lauri* Splendor antiquae Urbis, die wenigstens eine wahrscheinliche Idee giebt, wie dieses Wundergebäude ausgesehen haben mag. Mäcen hatte daraus die Aussicht über die ganze Stadt und Gegend von Rom bis nach Tivoli, Tusculum, Palestrina u. s. w., eine der herrlichsten, die sich denken läßt, und die ihm mitten in den wollüstigen Gärten, zu welchen er den vorher höchst ungesunden exquilinischen Berg umgeschaffen hatte, die Annehmlichkeiten der schönsten Villa zu genießen gab. Hier

*) Ep. ad Famil., L. VII. 3.

überließ er sich nach den Arbeiten und Unruhen der Bürgerkriege, und nachdem er endlich den Zweck aller seiner Bemühungen im 727. J. R. (welches ungefähr das vierzigste seines Lebens sein mochte) erreicht und Augusten in ruhigen Besitz einer Macht und Würde, welche gewissermaßen sein Werk war, gesetzt sah — hier überließ er sich nun gänzlich seinem natürlichen Hang zur Ruhe, zum Vergnügen und zu den Künsten, welche Töchter und Mütter des Vergnügens sind. Sein Haus, seine Tafel, seine Gärten waren der Sammelplatz aller witzigen Köpfe, Virtuosen, Baladins, fröhlichen Brüder und angenehmen Müssiggänger in Rom. Alles athmete da Freude, Scherz und Wohlleben. Es war eine Art von Hof des Alcinous, wo Jeder willkommen war, der zum Vergnügen des Patrons und der Gesellschaft etwas beizutragen hatte.

Mäcen war der Epikurischen Philosophie zugethan, sagen die Meibome. Dies mag von einem Theile der Theorie des Epikur's gelten. Sie war die natürlichste für Günstlinge des Glücks, die ihr Leben so sanft als möglich über die Blumen des Vergnügens hinrinnen lassen wollten und auch im Philosophiren die Bequemlichkeit liebten. Aber in der Ausübung raffinirte er die Wollust gewiß ganz anders als sein angeblicher Meister, der seine Mahlzeit mit etwas Brod und Käse hielt, und die Wollust, die ihm eine so schlimme Reputation gemacht hat, in bloße Freiheit von Schmerzen setzte. Mäcen glaubte vermuthlich, daß Epikur an seinem Platze sich selbst ebenso verstanden haben würde wie er. Er dehnte die negative Wollust bis auf Freiheit von allem Zwange dessen, was nach den ältern römischen Sitten Anständigkeit geheißen hatte, und bis auf die ausgesuchtesten Gemächlichkeiten aus, und er that noch so viel von der positiven hinzu, als er dienlich glaubte, den Geschmack des Lebens zu erhöhen und zu mannichfaltigen, ohne sich eben sehr genau an das goldne NE QUID NIMIS zu binden. Ueppigkeit und Frivolität bezeichnen auf eine sehr augenscheinliche Art den Charakter seiner liebsten Ergetzungen und Zeitvertreibe. Unter allen Schauspielen zog er die pantomimischen Tänze vor. Er war's, der sie zuerst öffentlich in Rom einführte, und jener seiner Kunst und Schönheit wegen so berühmte Bathyllus war sein Liebling.*)

*) Indulserat ei ludicro *(histrionum)* Augustus, dum Maecenati obtemperat, *effuso in amorem Bathylli*, sagt Tacitus, *Annal.*, I. c. 54, mit einer Stärke von Ausdruck, die ich sehr gemäßigt habe.

Wir sehen aus einer Stelle des Plinius, daß sogar die culinarische Philosophie ihm eine neue Erfindung zu danken hatte; denn er war der Erste, der auf den Einfall kam, Füllen von Eselinnen*) als ein leckerhaftes Gerichte auf die Tafel zu bringen.

Die Schlaffheit des Geistes, welche die natürliche Folge eines wollüstigen Müssiggangs ist, und die sich beim Mäcen sogar in seiner Kleidung, seinem Gang, in der Art, wie er seinen Kopf trug, äußerte, war auch in seiner Schreibart. Mäcen machte zum Zeitvertreib Prose und Verse; aber der Umgang mit den besten Schriftstellern des goldnen Alters der römischen Literatur hatte wenig Einfluß auf seine Art zu schreiben. Sein Geschmack, sein Stil, seine Affectation, sich ungewöhnlich auszudrücken, veraltete Wörter ohne Noth zu brauchen und neue ohne Noth zu schmieden, sein *labris columbari*, und was dergleichen mehr ist, verrathen (wie Seneca**) sagt) den Weichling, der sich auf öffentlichem Markt den Kopf mit seinem Pallio bedeckte und mitten in den Unruhen des bürgerlichen Krieges, da die ganze Stadt bewaffnet war, in einem weiten ungegürteten Rocke mit zwei Castraten zu seiner ganzen Bedeckung in den Straßen von Rom herumging. Es ist sehr möglich, daß Seneca ihm gerade diese beiden Kleinigkeiten schlimmer aufnimmt, als sie gemeint waren. Jenes konnte wol eine nothwendige Aufmerksamkeit auf seine Gesundheit zur Ursache haben, weil er (wenn Plinius***) Glauben verdient) sein ganzes Leben durch mit einem ununterbrochnen Fieber behaftet war; und mit diesem konnte er blos zeigen wollen, wie sicher er sich im Vertrauen auf seine gute Sache mitten in den Verwirrungen der Republik halte, und wie stark er auf die Zuneigung des Volks rechne. Indessen ist nichts gewisser, als daß Mäcen ein ausgemachter Wollüstling war,†) und daß sein Beispiel zu der großen Veränderung in den römischen Sitten, die (nach Tacitus' Bemerkung) unter August's Regierung vorging, Vieles beitrug, wiewol man weder einen Sallust noch Cicero noch Plutarch gelesen haben müßte, wenn man ihn (wie Seneca zu thun scheint) für den ersten Verderber der Sitten in Rom halten wollte.

*) Pullos asinarum epulari Maecenas instituit. Hist. Nat., L. VIII. 43.
**) Im 114. seiner Briefe.
***) Hist. Nat., L. VII. 52.
†) Otio ac mollitiis paene ultra feminam fluens. *Vellej.*, 1. c.

Aber etwas, das bei einigem Nachdenken Jedem einleuchten muß, ist die Betrachtung: daß in Allem diesem die Politik des Mäcenas mit seinem eignen natürlichen Hang in einem Punkt zusammengetroffen sei. Eine so große Veränderung in der Staatsverfassung, wie er dem August hatte bewirken helfen, machte eine allgemeine Abspannung der Sitten bis auf einen gewissen Grad politisch nothwendig; und es wäre ungereimt gewesen, wenn man vor dem, was in der freien Republik anständig geheißen hatte, mehr Respect hätte tragen wollen als vor den Gesetzen selbst. Die Römer, welche nun dem Willen eines Einzigen gehorchen lernen, ihre ehemaligen Rechte und Wichtigkeit vergessen und bis auf den bloßen Begriff des Widerstehens verlieren sollten, mußten unter allen Arten von Ergetzungen und Zerstreuungen abgeartet, weichlich gemacht und zu dem kindischen, parasitischen und sclavischen Charakter umgestimmt werden, den der leidende Gehorsam voraussetzt. Das unbeschreibliche allgemeine Verlangen nach bloßer Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die Ungeduld, von den zahllosen Drangsalen der bürgerlichen Unruhen endlich befreit zu werden, hatte schon viel gethan, ihren ungelehrigen Nacken geschmeidiger zu machen, und August, von den Eingebungen Mäcen's geleitet, ließ ihnen in Absicht der Staatsverfassung Alles, was sie in der Täuschung, daß die Republik noch stehe, erhalten konnte. Eadem Magistratuum *vocabula*, sagt Tacitus. Aber in Absicht der Sitten mußte Alles je bälder je lieber ein neues Gepräge und das Ansehen einer angenehmen Veränderung bekommen: und was man im Senat, im Forum und im Campus Martius an Freiheit verloren hatte, mußte an Befreiung vom Zwang des strengern Wohlstands, an Freiheit, nach seinem eignen Belieben leben und dem Genius indulgiren zu dürfen, ersetzt werden. Das waren freilich keine Maximen, die man pro rostris ankündigte oder in den Schulen lehren lassen konnte. Aber Mäcen lehrte sie durch sein Beispiel; und die Römer waren so gelehrig und übertrafen hierin ihren Meister in Kurzem so weit, daß der Luxus, den ihm Seneca mit so vieler Declamation vorwirft, in Vergleichung mit demjenigen, wovon er in seinem 95. Briefe als Augenzeuge spricht, sich in die Einfalt des Saturnischen Weltalters verliert.

Was ich bisher von Mäcenas gesagt habe (und wozu man noch mehr Belege in der Compilation des Meibomius, wiewol

in sehr schlechter Ordnung zusammengeworfen finden kann), scheint mir hinreichend zu sein, jedem Leser begreiflich zu machen, wie Diejenigen, die als Freunde mit ihm lebten und aus günstigem Vorurtheil oder Sympathie oder Dankbarkeit oder aus allen diesen Ursachen zusammengenommen ihn nur von der schönen Seite sehen wollten (in welchem Falle unser Dichter sich mit ihm befand), ja, wie sogar ein Pedo, der ihm (wie es scheint) nicht einmal von Person bekannt war, von dem Liebenswürdigen seines Charakters eingenommen, sich beeifern konnten, seine Schwachheiten zu entschuldigen.

Ich kann mir nichts Sonderliches dabei denken, wenn ihm Seneca um des einzigen Verses willen:

Nec tumulum curo, sepelit Natura relictos,

worin ich nichts als die Vorstellungsart eines ächten Epikureers sehen kann, einen großen und männlichen Geist zuschreibt, wofern er ihn (wie der Philosoph hinzusetzt) nur nicht zugleich mit seiner Person entgürtet hätte.*) Aber wenn man keine Ursache hat, ihn einen großen, geschweige (wie der gelehrte Rodomont Julius Cäsar Scaliger thut) einen göttlichen Mann zu nennen, so kann man hingegen schwerlich irren, wenn man sich ihn als einen Mann vorstellt, der alle Eigenschaften besaß, die ihm das Herz seiner Freunde gewinnen und sein großes Glück, was sonst den Neid zu reizen pflegt, zu einem neuen Beweggrund des Wohlwollens für Alle, die ihn kannten, machen konnten. Horaz rühmt ihn nie anders, als wegen der Eigenschaften seines Geistes und Herzens, wegen der Offenheit und Munterkeit seines Umgangs, wegen seiner Bekanntschaft mit der Literatur beider Sprachen, wegen seiner Bescheidenheit in einem so schimmernden Glücke, wegen des edeln, freien und von allen Intriguen gänzlich entfernten Fußes, wie man in seinem Hause lebte, und dergl. Aber wer hatte auch mehr Ursache als Horaz, ihn zu lieben und das Beste von ihm zu sagen, was sich ohne Schmeichelei sagen ließ?

Indessen däucht mich, aus dem Bilde, das wir uns von ihm gemacht haben, und welches das Resultat aller bis zu uns gekommenen Züge seines Charakters ist, sei auch so viel klar, daß man sich ihn demungeachtet in Rücksicht auf die Gelehrten,

*) Epist. 92 am Schlusse. Habuit ingenium grande et virile, nisi illud secum *discinxisset*.

deren Freund und Gönner er war, nicht viel anders denken müsse, als wie Personen von seinen Umständen auch in unsern Zeiten zu sein pflegen. Er war mehr Weltmann als Philosoph, mehr Liebhaber als Kenner, hatte mehr Witz als Geschmack und war zu gelehrt in der Kenntniß der Smaragde, Beryllen und Perlen,*) um für die sublimen Schönheiten der Werke des Genies einen vorzüglichen Sinn zu haben. Ein Mann, der die Pyladen und Bathyllen[1]) so ungemessen liebte, konnte schwerlich den ganzen Werth eines Varius fühlen. Kurz, Eitelkeit, Bedürfniß, sich zu amüsiren, und politische Rücksicht auf die Vortheile, welche August in mehr als einer Betrachtung von einem liberalen Betragen gegen die besten Köpfe, besonders die Geschichtschreiber und Dichter seiner Zeit, ziehen konnte, hatten nach aller Wahrscheinlichkeit wenigstens ebenso viel Antheil an seiner Freundschaft für die Mercurialischen Männer (wie Horaz sich und Seinesgleichen nennt),**) als seine wirkliche Theilnehmung an ihren Personen und sein Geschmack an ihren Werken. Wenn etwa eine Ausnahme hierin zu machen ist, so wäre es für unsern Dichter, zu welchem Mäcenas, wie es scheint, eine besondre und persönliche Zuneigung trug, und von welchem er hinwieder zärtlich geliebt wurde, wie die schöne[2]) Ode, *Cur me querelis exanimas tuis*, einem Jeden beweisen muß, der nicht Alles, was ein Dichter in dem wärmsten Tone des Gefühls sagt, für Täuschung der Phantasie und Aufwallung des Augenblicks hält. Horaz, scheint es, würde ihm, wenn er auch kein so guter Odendichter gewesen wäre, durch die Eleganz seines Geistes und seiner Sitten, durch seinen Witz, seine angenehme Laune, kurz, durch Alles das, weswegen ihn Shaftesbury the most *Gentleman-like* of Roman Poets***) nennt, noch immer wohl genug gefallen haben, um ihn zu seinem Freunde zu machen und ihn zu der Art von Vertraulichkeit zu berechtigen, die wir in Verbindung mit der feinsten Urbanität aus allen seinen an Mäcenas gerichteten Werken athmen sehen.

*) *Sueton.*, Vita Horat.
**) Od. II. 17.
***) Characteristiks, Vol. I. p. 328.

---

[1]) Pantomimen. — A. d. H.
[2]) Eben angeführte (II. 17). — A. d. H.

Ob der Brief, welcher unter den dreien an Mäcenas den ersten Platz einnimmt und die Stelle einer Zueignung und Vorrede zu vertreten scheint, wirklich erst damals, da Horaz das erste Buch seiner Briefe herausgeben wollte, zu diesem Ende verfertigt worden — wie man sowol aus dem Inhalt als aus der Ueberschrift *Ad Maecenatem adlocutio*, welche Torrentius in einer sehr alten Handschrift gefunden, schließen könnte — oder ob er schon zuvor, als eine Art von Apologie für die Unthätigkeit seiner Muse, in Antwort auf einige freundliche Vorwürfe, welche ihm Mäcenas deswegen gemacht, geschrieben worden sei, läßt sich schwerlich ausmachen und thut auch nichts zur Sache. Wahrscheinlich scheint es immer, daß die Freunde unsers Dichters, zumal diejenigen, welche sich ein näheres Recht an ihn erworben zu haben glaubten, von dem Succeß seiner Satiren, Epoden und Oden und von der großen Meinung, die man daraus von seinen Fähigkeiten gefaßt hatte, Gelegenheit genommen hatten, seiner Muse mehr zuzumuthen und größere Dinge von ihr zu erwarten, als er zu leisten Beruf und Neigung in sich fühlte. Vermuthlich glaubte man auch damals, Dichtern, welche das Glück oder Unglück hatten zu gefallen, ein gar schmeichelhaftes Compliment zu machen, wenn man, so viel sie auch schon gegeben haben mochten, dennoch nie zufrieden war, sondern immer mehr erwartete. Eine Art von Compliment, womit man dem Schriftsteller, wiewol auf eine höfliche Art (damit er sich für die Beleidigung noch bedanken müsse) zu verstehen giebt, daß er am Ende doch nur ein Leibeigener des Publicums sei, wie etwa die Baladins und Gladiatoren zu Rom, welche man als Leute ansah, die für das Bißchen Antheil an den vier Elementen, das man ihnen gönnte, und für die Ehre eines Beifalls, der nicht immer vor Hunger schützte, nie genug für das Vergnügen des müssigen Theils der Welt arbeiten könnten.[1]) —

Etwas, was die Briefe an Mäcen ganz besonders auszeichnet, ist eine gewisse leichte Farbe von Persiflage, welches (nach Allem, was wir von ihm wissen) der Ton war, der in dem Hause dieses reichen und üppigen Günstlings August's herrschte, und der auch unserm Dichter so natürlich war, daß er oft bei den ernsthaftesten Gegenständen gleichsam unvermerkt davon überrascht wird. Immer hören wir den feinen Welt-

[1]) Hier folgte eine kurze Inhaltsangabe des ersten Briefes. — A. d. H.

mann, der mit dem Witz als einer Art von Waffen, wovon er vollkommen Meister ist, so frei und sicher spielt, als ob er alle Augenblicke verwunden wollte, aber immer nur spielt, nie verwundet und eben dadurch, daß er Andere nie seine ganze Stärke fühlen läßt, dem Schicksal der meisten witzigen Köpfe, bewundert und gehaßt zu werden, glücklich zu entgehen weiß.

Augustus und Horaz.[1])

Die Veranlassung dieses an August gerichteten Discurses wird von einem neuen Schriftsteller so erzählt: „Augustus, bezaubert von den Sermonen des Horaz, die ihm Mäcenas zu lesen gegeben, und überzeugt, daß sie sich bis in die späteste Nachwelt erhalten würden, ließ eine Menge Abschriften davon machen und wünschte seinen Namen darin zu sehen. Er erwies sogar dem Dichter die Ehre, ihm ein Handbriefchen zu schicken, worin er, nachdem er sehr rühmlich von seinen Werken gesprochen, ihm einige Unzufriedenheit darüber bezeigt, daß sie nicht an ihn gerichtet seien. „Warum", schreibt ihm August, „willst Du mir keine Stelle in Deinen Dialogen gönnen? Besorgst Du etwa, die Nachwelt möchte Dir's übel nehmen, wenn Du sie sehen ließest, daß Du auf einem freundschaftlichen Fuß mit mir gestanden?"*)

Wir wissen nicht, was für geheime Nachrichten die Verfasser dieses Werkes (dem übrigens durch diese Anführung an seinem übrigen Werthe nichts benommen sein soll) gehabt haben können, oder vielmehr wir wissen ganz gewiß, daß sie hier aus keiner andern Quelle schöpfen konnten als aus der bekannten kleinen Lebensbeschreibung unsers Dichters, welche den Namen des Suetonius an der Stirne führt und, wenn auch kein untergeschobenes, doch gewiß ein ziemlich verunstaltetes Werk dieses berühmten Biographen der zwölf ersten Cäsarn ist.

*) *Mémoires de la Cour d'Auguste*, edit. de 1781. Tom. II. p. 465.

[1]) Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt 2c., II. S. 3—38 (Der neuen verb., mit dem Originale begleiteten Ausg. 2. Aufl. Leipzig 1801). Einleitung des 1. Briefes des 2. Buchs. — A. d. H.

Wer jene Erzählung des neuen Autors mit dieser ihrer Quelle vergleicht, kann sie als ein Beispiel ansehen, wie die Neuern gewöhnlich mit der alten Geschichte zu verfahren pflegen, und wie viel die Zuverlässigkeit dabei verliert, wenn ein Verfasser des lebhaftern Vortrags wegen seiner Einbildungskraft erlaubt, den Mangel historischer Nachrichten mit willkürlichen Dichtungen auszufüllen. Denn Alles, was Suetonius von der Sache sagt, besteht blos in Folgendem: „August, nachdem er einige von Horazens Sermonen gelesen, habe sich darüber, daß seiner nicht darin erwähnt worden, folgendermaßen beschwert: „Wisse, daß ich böse auf Dich bin, daß Du dergleichen Schriften nicht vorzüglich (oder größtentheils) an mich richtest. Fürchtest Du etwa, es möchte Dir bei der Nachwelt zur Schande gereichen, für einen meiner guten Freunde gehalten zu werden?““*) Durch diesen Vorwurf, meint der Verfasser der Vita Horatii, habe August unserm Dichter die gegenwärtige Epistel abgedrückt; und in der That, wenn die Aechtheit dieser Anekdote außer Zweifel wäre, so könnte man wohl sagen, er habe dem armen Dichter diese Epistel mit dem Dolch auf der Brust abgezwungen.

Beim ersten Anblick scheint nichts unwahrscheinlicher, als daß Augustus, der sich um diese Zeit ohne übertriebne Einbildung als die erste Person in der Welt ansehen konnte, sich eines so auffallenden Ausdrucks gegen unsern Dichter bedient haben sollte. Denn wann sollte er so gesprochen oder geschrieben haben? In den Zeiten des Triumvirats könnte ihm sein Gewissen vielleicht noch wol in einem unbewachten Augenblick einen solchen Gedanken — aber wenn auch einen solchen Gedanken, doch gewiß keinen solchen Ausdruck — abgenöthigt haben. Allein diese Epistel ist unstreitig wenigstens acht Jahre nach der Epoche geschrieben, wo die große Verwandlung des Usurpators Octavius Cäsar in einen gesetzmäßig regierenden August vorgegangen war. Wenn sie also als eine unmittelbare Frucht des Vorwurfs, den er unserm Dichter gemacht haben soll, anzusehen wäre, so müßte dieser Fürst zu einer Zeit, da die Dankbarkeit der Römer für das gegenwärtige Gute, das sie als seine Wohlthat ansahen, alle Erinnerungen des ver-

*) Iratum me tibi scito, quod non in plerisque ejusmodi scriptis mecum potissimum loquaris. An vereris, ne apud posteros *infame* tibi sit, quod videaris familiaris nobis esse?

gangnen Elends, mit dessen Schuld sie die Zeit und den bösen Dämon der Republik belasteten, verschlungen hatte — zu einer Zeit, da er im eigentlichen Verstand der Abgott der Römer war und gleichsam in der Atmosphäre des Weihrauchs lebte, der täglich von tausend Altären zu ihm aufstieg und ihn mit der süßen Illusion, geliebt und angebetet zu sein, berauschte — fähig gewesen sein, sich selbst auf eine seltsame Art zu vergessen und zu einem Ausdruck herabzusinken, der nur einem Tyrannen, der seine Infamie in der Nachwelt vorausfühlt, und auch einem solchen nur in einer starken Abwesenheit des Geistes entwischen zu können scheint. Kann etwas Unglaublichers sein?

Man könnte allenfalls dieser anscheinenden Ungereimtheit dadurch entgehen, wenn man annähme, daß die Anekdote nur zur Hälfte wahr sei. August, dessen Eitelkeit nach allen Arten von Verherrlichung geizte, könnte gar wohl zwischen Scherz und Ernst einige Empfindlichkeit darüber geäußert haben, daß Horaz keinen von seinen sogenannten Sermonen an ihn gerichtet, oder (was sich noch eher glauben ließe) er könnte einige Verwunderung darüber gezeigt haben, daß ein so vorzüglicher Dichter, wie Horaz ihm vermuthlich von Mäcenas, Pollio und Andern angepriesen worden war, sein Talent nicht auf eine patriotischere Art anwende — sich nicht nach dem Beispiel eines Varius und Virgil unmittelbarer um den Staat verdient mache und die alten Helden der römischen Republik oder die großen Begebenheiten seiner eignen Zeit zum Gegenstand seiner Muse wähle. Horaz, könnte man sagen, habe den Wink verstanden; da er aber entschlossen gewesen, seinen eignen Weg zu gehen und keiner andern Muse zu folgen als seiner Laune oder dem lebhaften Gefühl des Augenblicks, kurz, da er aus guten Ursachen sich in kein großes Werk, am Wenigsten von der Art, wie ihm August oder Mäcenas gerne zugemuthet hätten, einlassen wollen, so habe sich's wenigstens geziemt, seine Entschuldigungen an Augusten selbst zu richten; und er habe sich vermuthlich um so lieber dazu bequemt, weil er dadurch Gelegenheit bekommen, die Begriffe dieses Fürsten von der römischen Literatur in manchen Stücken zu berichtigen und so unter dem Schein, als ob dies der Hauptgegenstand seines Discurses sei, die Entschuldigungen, die es wirklich waren, auf eine ungezwungne Art herbeizuführen.

So scheinbar diese Auflösung des Knotens beim ersten Anblick sein möchte, so wird sich doch eine andere, die mit dem

Texte des Suetonius besser zusammenstimmt, von selbst ergeben, wenn wir das wahre Verhältniß zwischen unserm Dichter und August genauer bestimmt und zu diesem Ende einige Betrachtungen über den Charakter des Letztern und seinen Einfluß auf die Literatur seiner Zeit überhaupt vorausgeschickt haben werden; eine Arbeit, der wir uns in der Einleitung zu dieser Epistel um so weniger entziehen können, da sich daraus ein Licht über sie verbreiten wird, ohne welches vielleicht manche von ihren feinern Schönheiten unempfunden bleiben würde.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte in ihrem ganzen Umfang einen Sterblichen aufzuweisen hat, dessen Charakter zweideutiger, räthselhafter und schwerer unter einen Hauptbegriff zu fassen wäre als eben dieser Augustus, von welchem, als der Hauptfigur in dem großen Gemälde dieser Zeit, in gegenwärtigem Werke schon so oft die Rede gewesen ist. Wer, der die Begebenheiten der funfzehn Jahre seines Triumvirats unter dem Namen Octavianus und die Geschichte der übrigen zweiundvierzig Jahre seiner Regierung in einem andern Buche unter dem Namen August's gelesen hätte, könnte sich vorstellen, daß er das Leben einer und ebenderselben Person gelesen habe? daß der feigherzige, undankbare, treulose, kaltblütig-grausame junge Bösewicht, dem keine Bande der Natur, keine Gesetze der menschlichen Gesellschaft, keine Verhältnisse des Lebens, mit einem Wort, dem nichts Göttliches noch Menschliches heilig, dem zu Beruhigung seiner mißtrauischen Furchtsamkeit und zu Erreichung seiner ehrsüchtigen Plane kein Bubenstück zu schändlich war — eben Derjenige sei, der unter dem Namen August eine den Römern von je her so verhaßte Autokratie durch eine Mäßigung, eine Klugheit, eine Aufmerksamkeit und Thätigkeit für das allgemeine Beste, die fast ohne Beispiel ist, beliebt und zu einer Wohlthat für die Welt gemacht — eben Derjenige sei, mit dessen Namen die Römer ihre folgenden Beherrscher zu jeder Tugend eines guten Fürsten, eines allgemeinen Vaters, eines wohlthätigen Genius zu verpflichten und einzuweihen glaubten? Es scheint unbegreiflich, und doch ist nichts gewisser, als daß der nämliche Mann in verschiednen Perioden seines Lebens Beides war.

Die Geschichte der Menschheit kennt kein andres Beispiel

einer solchen Verwandlung; die Natur scheint ohne ein Wunder, welches hier schwerlich Jemand annehmen wird, keine solche Verwandlung zuzulassen, und diese seltsamste unter allen seltsamen Erscheinungen würde immer ein unauflösliches Räthsel bleiben, wenn wir nicht den Schlüssel dazu gebrauchten, den uns Augustus selbst in dem einzigen aufrichtigen Augenblick seines Lebens — in seinem letzten — gegeben hat. „Nun," sagte er zu seinen umstehenden Vertrauten, „dünkt Euch, daß ich den **Mimus***) **des Lebens** leidlich gespielt habe?**)

August hätte sich nicht deutlicher über das, was wir von seinen so hoch gepriesenen Tugenden zu denken haben, erklären können als durch diesen Ausdruck. Es würde uns zu weit von unserm Vorhaben abführen, dies umständlich zu entwickeln. Genug, daß durch diesen Aufschluß alle löblichen Handlungen seines Lebens in ihr wahres Licht gestellt, alle die schönen Gestalten, unter welchen er sich von seinem vierunddreißigsten Jahre an der Welt zeigte, begreiflich werden und nichts Bewundernswürdiges mehr an ihm übrig bleibt als die Kunst, womit er die Rolle, die ihn Mäcenas und Agrippa spielen gelehrt hatten, über vierzig Jahre auszuhalten wußte. Und auch da verliert sich noch viel von unsrer Bewunderung, wenn wir den mitwirkenden Ursachen — der Geschicklichkeit seiner Vertrauten, seiner eignen Schwäche und nie gänzlich schlummernden Furcht vor dem Schicksal Julius Cäsar's, seiner Eifersucht über die großen Eigenschaften des Agrippa und die vielversprechenden Tugenden des jungen Marcellus, seines Schwestersohns***) — und

*) Geberdenspiel oder, wie wir's nennen, Pantomime. Tragische und komische Süjets wurden in diesem damaligen Lieblingsschauspiel der Römer, wo nicht blos, doch hauptsächlich durch Geberden und Bewegungen gespielt oder getanzt, wie man es damals hieß, weil Alles seinen gewissen Rhythmus hatte und mit Musik begleitet war.

**) Ecquid iis videretur mimum vitae commode transegisse? *Sueton.* in Aug., c. 100.

***) Ich bin überzeugt, daß die Welt in den ersten Jahren seiner alleinigen Oberherrschaft über das römische Reich der bloßen natürlichen Wirkung, welche ein so großer Mann wie Agrippa und ein so hoffnungsvoller Jüngling wie Marcellus auf den zaghaften und so viel Böses sich bewußten Usurpator machen mußte — mehr, als man gewöhnlich in Anschlag bringt, von seinen Tugenden zu danken gehabt habe. Alle Augen waren mit Bewundrung und Vertrauen auf diesen Mann, mit Liebe und Hoffnung auf diesen Jüngling geheftet, dessen im Jahre 731 erfolgter frühzeitiger Tod als eine das ganze Reich betroffne Calamität beweint wurde. Augustus mußte wenigstens zu sein scheinen, was Jene waren, mußte alle die Tugenden, die ihre Namen den Römern so werth machten, zu ehren und zu lieben scheinen, wenn die Römer ganz und auf

endlich, nachdem er alle Freunde seiner schönsten Jahre überlebt hatte, dem Einfluß der staatsklugen Livia und der Gewohnheit, die zur andern Natur wird — so viel Wirkung zuschreiben, als jede dieser Ursachen natürlicherweise auf ihn machen mußte.

Augustus spielte also seine ganze glorwürdige Regierung durch nur Komödie mit den albernen Römern. Er war nur Komödiant, wenn er sich die unbeschränkte Herrschaft, die er schon besaß und nie im Ernst abzutreten Lust hatte, stückweise und nach und nach unter allen möglichen legalen Titeln vom Senat und Volk aufzwingen ließ; er war Komödiant, wenn er die Mäßigung eines Privatmanns affectirte und doch erlaubte, daß ihm Altäre gebaut und Tempel gewidmet wurden; Komödiant, wenn er einen bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten ausgedehnten Respect gegen die alten Gesetze und Formen spielte, die er doch alle Augenblicke zu eludiren sich erlaubte; Komödiant, wie er die Mailänder bei Erblickung einer dem M. Brutus (ihrem ehmaligen Patron) errichteten Bildsäule wegen dieses Beweises ihrer Dankbarkeit und Treue gegen das Andenken eines unglücklichen Freundes öffentlich lobte. Und er, der eine so große Leichtigkeit hatte, alle Arten von Regententugenden zu agiren, sollte er nicht auch Komödiant gewesen sein, wenn er mit einer Liebe der Musen Parade machte, die gewiß nie in eine so kalte, falsche und selbstische Seele wie die seinige gekommen ist, noch jemals kommen wird?

Die gelehrte Erziehung, die er in seiner ersten Jugend zu Apollonia erhielt, war entweder nicht darauf gerichtet, die Untugenden seiner natürlichen Sinnesart zu verbessern und das feinere Gefühl des Schönen und Guten in ihm zu entwickeln, welches die wahre Grundlage der Tugend und der so nahe mit ihr verschwisterten Liebe der Musen ist — oder sie wurde durch den Tod seines Großoheims, dessen Erbe er war, zu früh unterbrochen, um von merklichem Nutzen zu sein. Wenige Monate in dem neuen Element, worein er auf einmal geworfen wurde, in dem raschen Wirbel der Staatsangelegenheiten, in den er sich, ohne zu wissen, wie ihm geschah, hineingezogen fand, in dem schwindlichten Taumel einer Größe und Wichtigkeit, wozu er mit Gewalt erhoben wurde, ohne sie ertragen zu können —

immer vergessen sollten, was er gewesen war. Wie leicht hätten sie nicht einmal unversehens gewahr werden können, daß Agrippa des ersten Platzes in der Welt würdiger sei als er? Oder wie leicht konnte sie ein präsumtiver Erbe wie Marcellus ungeduldig machen, die Zeit seiner Succession abzukürzen?

eine sehr kurze Zeit in solchen Umständen war weit mehr, als es brauchte, um das wenige Gute, was die Modeerziehung eines jungen Römers von Stand und großen Erwartungen bewirken konnte, wieder auszulöschen. Der alte Cicero, der sich geschmeichelt hatte, der Mentor dieses Telemach's zu sein, sah sich gar bald in einer so unwahrscheinlichen Hoffnung aufs Grausamste betrogen und bezahlte die Schuld, die er an der gesetzwidrigen Erhebung dieses zweideutigen Knaben zu einem Protector der Republik hatte, mit seinem grauen Kopfe. Der junge Octavius Cäsar überließ sich, sobald er sich nur von ihm loswickeln konnte, seinem natürlichen Hang, warf sich dem Antonius in die Arme, verlor in der Gesellschaft des Abschaums von Rom jeden Rest von Scham und Zurückhaltung und entfaltete in den ersten Jahren des berüchtigten Triumvirats einen natürlichen Charakter, dem nichts als Muth und Stärke fehlte, um ihn zu einem zweiten Sulla zu machen.

Eine schwächliche Leibesbeschaffenheit, die schon in seinem einundzwanzigsten Jahre den Folgen seiner Ausschweifungen unterlag, und eine natürliche Furchtsamkeit, die allen seinen thätigen Leidenschaften die Wage hielt, rettete Rom vom gänzlichen Untergang und ihn selbst von der Schande, der Nachwelt blos als der Zerstörer seines Vaterlandes bekannt zu sein. Die Schrecknisse des allgemeinen Hasses, dessen er sich würdig fühlte, zwangen ihm den Wunsch ab, Liebe zu verdienen, und das Verlangen nach seiner eignen Sicherheit wurde die Sicherheit des Staats.

Aber wie viel Gutes mußte er thun, um die Folgen des Bösen, das er nicht wieder ungeschehen machen konnte, zu vergüten! Was für Pflichten legte ihm eine solche Entschließung auf! Niemals würde er fähig gewesen sein, ihr getreu zu bleiben, wenn er in der Ausführung seinen eignen Kräften überlassen gewesen wäre. Allein da er weiter nichts zu thun hatte, als zu dem, was ein Agrippa, ein Mäcenas, ein Pollio, ein Messalla an seiner Statt dachte und that, seinen Namen herzuleihen; da er die sichre Bahn, die ihm diese Männer vorzeichneten und bahnten, nur zu gehen, die Talente und Tugenden, die sie hatten, nur zu heucheln, und von ihren Arbeiten, ihren Gefahren, ihren Verdiensten nur die Früchte einzuernten brauchte: so fühlte er sich durch die Leichtigkeit der Ausführung so aufgemuntert, durch die fremden Kräfte, die ihm geliehen wurden, so gestärkt, durch den über alle seine Hoffnung glücklichen Erfolg mit so viel Vertrauen auf seinen Genius er-

füllt, daß er Lust zum Werke bekam und alle seine Aufmerksamkeit anstrengte, die Bemühungen seiner Freunde durch seine eignen zu unterstützen. Er studirte die Rolle, die sie ihn spielen lehrten, mit unermüdetem Fleiße; und da er nicht ohne Talent zur hypokritischen Kunst war, lernte er sie so gut spielen, daß sie ihm endlich natürlich wurde. Er schien wirklich der Mann zu sein, den er vorstellte; die zu ihrem eignen Glücke getäuschten Römer erleichterten ihm die Mühe, sie zu betrügen, indem sie die Augen freiwillig zuschlossen; und so groß wird die mit der Zeit vermehrte Kraft der Gewohnheit, daß er zuletzt selbst den künstlichen Charakter, den er so lange nur als Maske getragen hatte, wenigstens in gewissen Momenten mit seinem eignen verwechselte und wahre Thränen weinte, als ihm an dem schönsten Tage seines Lebens der glorreiche Name Vater des Vaterlandes von einem Volke, das sich wirklich glücklich durch ihn fühlte, mit schwärmerischer Liebe aufgedrungen wurde.

Agrippa und Mäcenas, denen die Welt für diese wundersame Verwandlung eines tyrannischen Usurpators in einen der besten Fürsten hauptsächlich verpflichtet war, hatten sich in ihren Einfluß so getheilt, daß Jener an der Staatsverwaltung öffentlich und unmittelbar Antheil nahm, Dieser hingegen, ohne sich jemals des Vortheils seines Privatstandes zu begeben, sich der Freund und Vertraute des Fürsten zu sein begnügte. Im Charakter des Ersten zeichnete sich eine angeborne Neigung zum Großen, in dem des Andern die Liebe des Schönen aus. Jener besaß alle Talente und Tugenden des Feldherrn und Staatsmannes, Dieser alle Eigenschaften des feinen Weltmanns und angenehmen Gesellschafters. Beide liebten die Künste, aber Jener wendete sie hauptsächlich zur Verherrlichung der Stadt Rom durch große öffentliche Werke, Dieser mehr zur Verschönerung des geselligen Lebens an. Agrippa beeiferte sich, der Regierung des neuen August's Stärke, Festigkeit und Majestät zu verschaffen, Mäcenas, sie den Römern angenehm und liebenswürdig zu machen; und während Jener preiswürdige Thaten verrichtete, munterte Dieser Diejenigen auf, welche sie würdig zu besingen fähig waren. Alles aber kam auf Rechnung Desjenigen, unter dessen Auspicien und zu dessen Vortheil sie Jeder in seinem besondern Kreise wirkten.

Das Glück, welches vielleicht niemals für einen Sterblichen so viel als für Augusten gethan hat, hatte fast zu gleicher Zeit mit ihm einige von den seltnen Günstlingen der Natur geboren

werden lassen, welche dazu gemacht sind, die Zeit, in der sie leben, bei der spätesten Nachwelt als Epoche auszuzeichnen. Es schickte den Virgil nur sieben, den Horaz nur zwei Jahre vor ihm her, als Herolde, welche dereinst seine Regierung den Zeitgenossen als das große Werk des Schicksals, woran die Götter von Jahrhunderten her gearbeitet, und als den Anfang eines neuen bessern Weltalters anpreisen sollten. Gleichwol würde August diese Dichter vielleicht nie bemerkt oder doch gewiß so hoch nicht geschätzt haben, wenn ihn Pollio und Mäcenas nicht von den Vortheilen zu überzeugen gewußt hätten, die er von ihren Talenten ziehen könne. Weder seine natürliche Sinnesart noch der immerwährende Taumel, worin er seine Jugend zugebracht, noch die Größe und Weitläufigkeit der Sorgen, in welche ihn die Regierung des kaum übersehbaren römischen Reichs verwickelte, waren mit der zarten Empfindlichkeit und reinern Stimmung der Seele verträglich, die erfordert werden, um einen wahren Sinn für die Composition eines Virgil's und ein Ohr für den Zauber seiner Verse zu haben. Allein an dem Platze, wo Augustus stund, hätte er noch weniger Geschmack haben können, als er vielleicht wirklich hatte, ohne darum weniger ein Beschützer und Belohner von Talenten zu sein, die ihm von seinen Vertrauten angepriesen wurden, die der öffentliche Ruf anerkannte, und die er sich durch ein edles und großmüthiges Betragen auf eine seiner Regierung und seinem Nachruhm so vortheilhafte Weise verbinden konnte. Es war auf alle Fälle hinreichend, wenn er nur begriff, daß es wenigstens ebenso sehr sein Interesse sei, sie zu Clienten, als das ihrige, ihn zum Patron zu haben, und es konnte ihnen sehr gleichgiltig sein, ob er den Werth ihrer Werke wirklich fühlte, wenn er nur so handelte, als ob er ihn fühlte.

August, wiewol er das Ansehen haben wollte, daß er den Talenten dieser Art eine allgemeine Protection angedeihen lasse,*) war doch nicht gleichgiltig, wie und von wem er besungen werde. Er hätte natürlicherweise gern die eminentesten Köpfe zu Anhängern und Herolden gehabt. Aber gerade unter diesen befand sich Einer, den weder die Eifersucht über das Ansehen, so sich ein Virgil durch seine Aeneïde erworben, noch die Belohnungen, die ihm dafür geworden waren, hatten erhitzen können; Einer, dessen Talenten man Alles zutraute, und der

*) Ingenia seculi sui omnibus modis fovit. *Sueton.* in *Aug.*, c. 89.

doch wenig oder nichts für seine Zeit und für Den, um dessen Gunst sich die ganze Welt bewarb, gethan zu haben schien; kurz Einer, der mitten in Rom und im wollüstigen Hause des Mäcenas, das dem Hofe des Homerischen Alcinous so ähnlich sah, immer von Retraite sprach und mitten unter Leuten, die um Gunst und Reichthum in die Wette buhlten und um diesen Preis Alles zu thun und zu leiden bereit waren, kein Geheimniß daraus machte, daß er anders denke als sie, und eine Mittelmäßigkeit, die nach dem gemeinen Maßstab nichts mehr als Armuth war, mit Unabhängigkeit und Selbstgenuß Allem, was Könige geben könnten, vorziehe. Und dieser Einzige war — unser Dichter.

Doch seine Begnügsamkeit und Liebe zur Unabhängigkeit (Eigenschaften, welche zu allen Zeiten die *viros Mercuriales* charakterisirt haben) war ihm vermuthlich noch mit mehrern Dichtern seiner Zeit gemein. Aber was ihn vor ihnen Allen auszeichnete, war ein andrer Umstand, der Augusten weit weniger gleichgiltig sein konnte. Virgil und Ovid z. B. waren nie etwas Anders als Dichter gewesen und trieben die Kunst der Musen als ein Talent, wozu sie sich von der Natur berufen fühlten, und dessen Cultur sie zum Geschäfte ihres Lebens machten. Horaz hingegen hatte in seiner Jugend eine Laufbahn betreten, die ihn, wenn das Schicksal seiner Partei günstiger gewesen wäre, zu einem ganz andern Ziele geführt haben könnte.

Man weiß nicht, wie Horaz als ein junger Mensch ohne Geburt und Vermögen, der sich Studirens wegen zu Athen aufhielt und noch keine Proben von militärischen Fähigkeiten gegeben hatte, zu der Ehre kam, unter einem so großen Feldherrn wie Brutus Obrister über eine Legion zu werden. Lessing schloß aber blos daraus, weil es geschah, sehr richtig, daß Brutus persönliche Eigenschaften an ihm müsse gesehen haben, die ihn eines solchen Postens würdig gemacht; und ich glaube mit Shaftesbury nicht zu irren, wenn ich den Zug in dem kleinen Gedicht an sein Buch:[1])

Me primis Urbis BELLI placuisse domique,

für eine Andeutung ansehe, daß er dem Brutus vorzüglich werth gewesen und eines nähern Zutritts und vertrautern Umgangs von diesem großen Manne gewürdiget worden. Allem Ansehen

---

[1]) Epist., I. 20. — A. d. H.

nach war es nicht nur die Schönheit und feine Cultur seines Geistes, die ihn für Personen von ähnlicher Art zum angenehmsten Gesellschafter machte, sondern vornehmlich seine edle Art zu denken, sein Haß gegen die Tyrannie und Eifer für die gute Sache der Republik, was ihm eine so ansehnliche und ohne dies ganz unbegreifliche Unterscheidung vor tausend Andern seines Alters und Standes bei den Häuptern der republikanischen Partei verdiente. Denn es fehlte ihnen damals an nichts weniger als an jungen Männern von Familie und Vermögen, und es war gewiß nicht die Noth, die den Brutus zwang, bis zum Sohn eines Freigelassnen und Zollbedienten von Venusium herabzusteigen, um seine Legionen mit Befehlshabern zu versehen.

Ohne Zweifel ahnte dem Horaz, als er seine besten Abende noch im Gezelt des Brutus zubrachte, wenig davon, daß er in den Fall kommen würde, diesem unstreitbaren jungen Octavius, gegen den er zu Felde lag, nach fünfundzwanzig Jahren in einer poetischen Epistel das Compliment zu machen:

„Gerecht und weis' ist Deines Volkes Urtheil,
Indem es vor der Griechen Feldherrn Dir
Und vor den unsrigen den Vorzug giebt."

Aber vielleicht hatte auch August, da er diese Verse las, noch nicht ganz vergessen, daß es vor fünfundzwanzig Jahren nicht an Horazens gutem Willen gelegen hatte, wenn das Schicksal des Brutus und Cassius nicht das seinige geworden war.

Nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Philippi und dem Tode dieser letzten Römer stund es bei Horaz, ob er (wie viele Andre) zu dem jungen Pompejus flüchten oder (wie noch Mehrere thaten) unter Antonius oder Octavius Dienste nehmen wollte. Zum Letztern war er zu edelmüthig und zum Erstern zu klug; denn daß es um die Republik nunmehr geschehen sei, war mit einer mäßigern Kenntniß der Lage der Sachen, als man bei ihm voraussetzen kann, leicht vorherzusehen. Es blieb ihm also keine andre Wahl übrig, als fürs Erste blos seine Person in Sicherheit zu bringen und — man weiß nicht, wie oder durch wessen Vermittlung*) — von den

*) Die gemeine Meinung ist zwar, Mäcenas habe unserm Dichter unmittelbar nach der Schlacht bei Philippi das Leben erhalten. Ich weiß nicht, ob

Siegern wenigstens so viel zu erhalten, daß man ihn existiren ließ. Die Frage war aber, wovon? Denn sein kleines väterliches Erbgut war dem triumviralischen Fiscus angefallen. Für einen Mann von seiner Denkart und in seiner Lage würde es schwer gewesen sein, einen Ausweg zu finden, wenn die Musen, zu deren Dienst er erzogen worden war, ihn nicht in ihren Schutz genommen hätten.

Ob von den ersten Versuchen, wodurch er sich zu Rom hervorgethan, etwas bis auf uns gekommen sei, läßt sich nicht wohl entscheiden. Wir sehen aber aus einem seiner Sermonen, daß er seiner Freundschaft mit den Dichtern **Virgil** und **Varius** die erste Bekanntschaft mit Mäcenas zu danken gehabt.*) Neun Monate darauf fand er sich unter die vertrautern Clienten oder Freunde desselben aufgenommen**) und erhielt (vermuthlich erst nach einigen Jahren) von der Freigebigkeit dieses fürstlichen Privatmanns, dessen Herz er gewonnen hatte, das sabinische Gut, wovon so oft die Rede in seinen Werken ist.

Es scheint nicht, daß er während der ganzen Zeit des Triumvirats mit dem Octavius oder nachmaligen Augustus in nähere Bekanntschaft gekommen sei, und außer einer einzigen, noch zweifelhaften Stelle, wo er einen **Octavius** unter Denjenigen nennt, deren Beifall ihm schmeichelhaft sein würde,***)

sie einen andern Grund hat als das unbedeutende Zeugniß des **Sidonius Apollinaris**; aber ich habe für meine Meinung das Zeugniß eines Mannes, der am Besten von der Sache unterrichtet sein mußte, und das ist Horaz selbst, der die Geschichte seiner Bekanntschaft mit Mäcen im sechsten der **Sermonen** des ersten Buchs deutlich genug erzählt, um keinem Zweifel über diesen Punkt Raum zu lassen.

*) Nulla — mihi te fors obtulit. Optimus *olim*
Virgilius, *post hunc* Varius dixere, quid essem. — [Ibid.]

Man sieht hieraus, daß es mehr als **einen** Angriff auf den Liebling und Vertrauten des Octavius brauchte, bis er sich entschließen konnte, den Dichter, der sich ihm vermuthlich empfehlen wollte, vorzulassen.

**) Revocas nono post mense, jubesque
Esse in amicorum numero. — *Ibid.*

***) **Cruquius** und **Baxter** finden zwar nicht im Mindesten zweifelhaft, daß hier von dem nachmaligen August die Rede sei, aber andre Ausleger, denen auch Gesner beitritt, können nicht glauben, daß ein *Homuncio* wie Horaz den *Caesarem Divi Filium* so sans façon unter seinen **Freunden** und dazu noch schlechtweg unter dem Namen *Octavius* genannt haben sollte — und wollen lieber zu irgend einem unbekannten Octavius ihre Zuflucht nehmen. Man könnte aber dagegen sagen, daß der junge Cäsar Divi Filius damals noch nicht **Augustus** geheißen und seinen Geschlechtsnamen Octavius schwerlich für eine Beleidigung werde aufgenommen haben; daß er überdies sich noch in einem **unentschiednen** Zustand befunden, und ungeachtet er die unbestimmte Gewalt

findet sich in Allem, was er vor der Schlacht bei Actium geschrieben, nichts, das einige nähere Beziehung auf Denselben hätte oder zu erkennen gäbe, daß er sich für die Person oder Sache dieses Triumvirs interessire. Die ansehnliche, wiewol kurze Rolle, die er unter der anticäsarischen Partei gespielt hatte, würde in den abhänglichen Umständen, worin er sich jetzt befand, schon blos um seiner Ehre und Sicherheit willen diese Zurückhaltung erfordert haben. Aber eine Menge leiser Winke, die keinem aufmerksamen Leser in seinen ältern Werken entgehen können, machen es glaublich, daß sein Herz wenigstens ebenso viel Antheil daran gehabt habe als seine Klugheit, und daß er nicht anders als mit Mühe und nach langer Zeit von sich habe erhalten können, dem Haupte der Partei, für welche die Götter sich erklärt hatten, öffentlich Weihrauch zu streuen. Jn finde sogar in der dreizehnten Epode einen Zug, den man für nichts Anders als einen gleichsam wider Willen seiner Brust entflohenen, aber ziemlich lauten und nicht hoffnungslosen Wunsch, die Republik wiederhergestellt zu sehen, nehmen kann. Er muntert einen seiner Freunde auf, sich einen fröhlichen Tag mit ihm zu machen:

Rapiamus, amici,
Occasionem de die, dumque virent genua
Et decet, obducta solvatur fronte senectus.
Tu vina Torquato move Consule pressa meo!

Und nun setzt er, gleichsam um allen Einwürfen, die sein Freund von dem Unglück der Zeiten hernehmen könnte, zuvorzukommen, hinzu:

Cetera mitte loqui! Deus *haec* fortasse benigna
Reducet in sedem vice: nunc et Achaemenia
Perfundi nardo juvat, et fide Cyllenea
Levare diris pectora sollicitudinibus —

eines Triumviri Reipublicae constituendae noch immer an sich behalten, gleichwol, um das Verhaßte dieser tyrannischen Gewalt zu mildern, viele Popularität affectirt und in Sachen, die das Gouvernement nicht betrafen, sich keiner Vorrechte vor andern Römern seines Standes angemaßt habe, und endlich, daß Horaz in der Stelle, wovon die Rede ist, aller Wahrscheinlichkeit nach die vornehmsten Glieder der Gesellschaft nenne, die sich im Hause Mäcen's zusammenzufinden pflegte und aus den qualificirtesten Männern und besten Köpfen in Rom bestund, und daß es dem jungen Cäsar, der von Seiten der Sitten und des Geistes sich erst noch eine Reputation zu machen hatte, sehr viel Ehre war, in solcher Gesellschaft zu erscheinen und unter den Personen, deren Beifall Horaz ambitionirte, genannt zu werden.— [Die Stelle findet sich Sat., I. 10. 82. — A. d. H.]

halb räthselhafte Worte, die in unsers Dichters Munde keinen andern Sinn haben können als diesen: „Schlage Dir die politischen Angelegenheiten aus dem Sinne! Kein Wort von unangenehmen Dingen! Vielleicht wendet sich noch das Blatt, und ein Gott, der sich auf unsre Seite schlägt, stellt Alles wieder in den vorigen Stand her. Jetzt, Freund, wollen wir uns reichlich mit Narden salben und mit Gesang und Saiten den Kummer verjagen, zu dem wir so ungeheure Ursache haben, und der uns doch so wenig helfen würde." In der siebenten Epode an das römische Volk, *Quo nunc, scelesti, ruitis?* und in der sechzehnten,

Altera jam teritur bellis civilibus aetas,
Suis et ipsa Roma ruit viribus,

macht er den Römern mit einer Leidenschaft, die nicht wie bloße poetische Begeistrung klingt, mit der vollen Ergießung eines Herzens, dessen geschwellte Empfindungen alle Dämme der Klugheit durchbrechen, die bittersten Vorwürfe. In beiden ist freilich kein directes Wort gegen den jungen Cäsar, aber auch kein Laut, der die mindeste Affection zu seiner Sache verriethe. In der letztern geht er gar so weit, seine Mitbürger oder wenigstens den bessern Theil derselben aufzufordern, nach dem alten Beispiel der Phocäer,*) das dem Verderben geweihte Rom zu verlassen**) und, so weit ihre Füße sie tragen oder so weit irgend ein Wind sie treiben würde, nach einem neuen Wohnort zu gehen, aber sich auch vorher, wie die Phocäer, durch einen hohen Eid alle Freiheit, jemals wieder zurückzukehren, zu benehmen. Diese ganze Ode ist in einem Geiste von Unmuth und Ueberdruß über den heillosen Zustand der Republik geschrieben, der wahrlich keinen Dichter, der dem Octavius die Cour machen will, verräth! Selbst in der ersten Epode, wo er sich seinem geliebten Mäcenas mit aller möglichen Wärme der Freundschaft zum Gefährten in die Schlacht bei Actium aufdringt — ja sogar in der neunten, wo er eben diesem Freunde seine Freude über den erhaltnen Sieg bezeugt, hat er nicht daran gedacht, eine so natürliche Gelegenheit zu ergreifen,

*) Als sie ihr Vaterland auf ewig verließen und nach Gallien zogen, wo sie die Stifter der so lange blühenden Republik Massilia wurden, deren Stelle das heutige Marseille einnimmt.

**) Eamus *omnis* exsecrata civitas
Aut *pars* indocili *melior* grege: mollis et exspes
Inominata perprimat cubilia etc.

Demjenigen, den dieser Sieg zum Herrn der Welt machte, etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Kurz, so lange Octavius noch als ein bloßer Usurpator angesehen werden konnte, blieb Horaz dem, was er in bessern Zeiten gewesen war, getreu; und erst nachdem Jener alle triumviralische Gewalt dem römischen Senat und Volke feierlich zurückgegeben hatte, aber von allen Ständen des nach Ruhe lechzenden Rom's mit der wärmsten Schwärmerei erbeten worden war, eine rechtmäßige Gewalt aus ihren Händen wieder anzunehmen — vereinigt er in der zweiten Ode des ersten Buchs seine Stimme mit der allgemeinen, um den neuen August als Denjenigen anzuerkennen, den die Götter ausersehen hätten, die Welt für so viel erlittenes Elend zu trösten, und beschließt, wie von der epidemischen Liebesschwärmerei der Römer mit ergriffen, mit diesen im Original so schönen Strophen:

„Möchtest Du doch späte gen Himmel wiederkehren,
Lange fröhlich verweilen bei Quirinus' Volke,
Daß Du nicht, von unsern Lastern beleidigt,
Schnell uns entschwindest!

„Laß Dir hier vielmehr die hohen Triumphe,
Laß, uns Vater und Fürst zu heißen, lieber
Dir gefallen!"

Von diesem Zeitpunkt an finden sich in den drei ersten Odenbüchern noch verschiedene, worin des August's auf eine sehr ehrenvolle Art gedacht ist, aber nicht eine einzige, die geradezu an ihn selbst gerichtet wäre oder als ein Lobgesang auf ihn angesehen werden könnte. Denn daß die zwölfte im ersten Buche *Ad Augustum* überschrieben ist, daran ist Horaz ebenso unschuldig, als daß die vierzehnte eben dieses Buchs in einigen Ausgaben die unverständige Aufschrift *In Brutum bellum civile parantem* führt. Diese zwölfte Ode ist eigentlich nichts als eine lange Aufzählung vieler theils mythologischer theils altrömischer Helden, die er alle gern auf einmal besingen möchte und eben darum keinen besingt. Er nennt den Regulus, die Scauren, den Aemilius Paulus, den Fabricius und Curius u. s. w. und endigt endlich mit dem Complimente:

Micat inter omnes
Julium Sidus, velut inter ignes
Luna minores.

Aber Alles, was er in den drei folgenden Strophen, die an den Vater der Götter gerichtet sind, hinzusetzt, ist die Nachricht, daß die Regierung des Olympus und des Erdkreises zwischen ihm und August getheilt sei und Dieser, sofern er noch die Parther, Indier und Serer unterworfen haben werde, nur nach Jupitern der Zweite, die ganze weite Welt regieren werde.

Te minor latum reget aequus orbem.

Dies war viel mehr eine Thatsache als ein Schmeichelei; und die ganze Ode verliert, denke ich, einen guten Theil dessen was sie dem August hätte angenehm machen können, durch die Ungewißheit des Dichters, wen er besingen soll, und durch die kühne Stelle:

An quietum
Pompili regnum memorem, *an superbi*
Tarquini fasces, dubito, an Catonis
Nobile Letum?

Ueberhaupt hat diese Ode ungeachtet des schönen Pindarischen Schwungs, womit sie sich anhebt, ziemlich die Miene, als ob sie den Entschuldigungen zur Beilage dienen sollte, die er in der sechsten des ersten Buchs dem großen Agrippa und in der zwölften des zweiten Buchs dem Mäcenas über sein vorgebliches Unvermögen, die Thaten Cäsar August's würdig zu singen, macht — Entschuldigungen, die allem Ansehen nach eine gegebne Veranlassung gehabt haben und mit denjenigen völlig einerlei sind, womit er in gegenwärtiger Epistel den Augustus selbst abfindet. Die wahre Ursache lag weder in dem Unvermögen noch in der Trägheit des Dichters noch in dem frivolen Vorwande,*) den er sich nicht scheute, einem Manne wie Agrippa vorzugeben —

*) Etwas Politik mochte doch wol dabei sein, wenn er durch diese Affectation von Frivolität und den Beisatz,

Vacui, sive quid urimur,
Non praeter solitum leves,

bei Agrippa lieber für einen leichtsinnigen, arglosen und blos seinem Vergnügen nachhängenden Flattergeist als für einen Mißvergnügten gelten wollte.

Nos convivia, nos proelia virginum
Sectis in juvenes unguibus acrium
Cantamus —,

sondern in dem Gefühle, daß es sich nicht für ihn schicke, den Thaten des Mannes Lob zu singen, gegen den er als gegen den Unterdrücker der römischen Freiheit einst gefochten hatte, und von dessen Händen alle *aqua lustralis* in der Welt das Blut eines Brutus und Cassius und so vieler andrer edler Römer, die als Opfer seiner Herrschsucht gefallen waren, nicht abwaschen konnte. Es würde Unsinn gewesen sein, solche Gesinnungen öffentlich und geradezu von sich zu geben, aber er ließ doch bei jeder Gelegenheit sogar den ansehnlichsten Männern des Staats mehr davon merken, als er gethan haben würde, wenn seine Gesinnungen über diesen Punkt weniger habituell gewesen wären und ihre Lebhaftigkeit ihn nicht zuweilen über die Grenzen einer furchtsamen Klugheit fortgerissen hätte. Proben hiervon glaube ich insonderheit in der schönen Ode an den Consularen Asinius Pollio (der ersten im zweiten Buche) zu sehen, wo er von dem letzten Triumvirat und den daher entstandnen Bürgerkriegen, deren Geschichte Pollio zu schreiben im Begriff war, in einem Tone spricht, der gewiß keinen Cäsarianer verräth, und wo diese einzige Strophe:

Audire magnos jam videor Duces
Non indecoro pulvere sordidos,
Et cuncta terrarum subacta
Praeter atrocem animum Catonis,

das schönste Denkmal werth ist, welches dem unbezwingbarn Cato und den übrigen edeln Männern, die für die Freiheit bluteten, gesetzt werden konnte.[1])

Man begreift leicht, daß unser Dichter — bei so warmen und wenig verhehlten Gesinnungen für die Verfechter der alten guten Sache und bei so vieler Kälte für Denjenigen, dem seine Verbrechen und das Schicksal die Oberhand gegeben hatten — alle seine Amönität im Umgang, alle seine Talente und alle Freundschaft des Mäcenas, die er dadurch gewonnen, nöthig hatte, um nicht auf eine oder andre Art in den Verdacht einer

---

[1]) Wieland bezieht, wie damals wol alle Erklärer, die beiden ersten Verse irrig auf die Bürgerkriege. — A. d. H.

geheimen Abneigung gegen die neue Staatsverfassung zu fallen. Aber man begreift auch, wie nöthig ihm die Entfernung vom geschäftigen Leben und von Rom, die Einsamkeit in seinem Sabinum und die Gleichgiltigkeit gegen ein größeres Glück war, ja selbst die Bereitwilligkeit, auch das Wenige, was er hatte, fahren zu lassen, die er dem Mäcen so oft bezeugt, und die er besonders in der 29. Ode des dritten Buches mit der Wärme und Wahrheit eines Mannes, der so große Beispiele des Unbestands der menschlichen Dinge erlebt hatte, in diesen Strophen ausdrückt:

Fortuna, saevo laeta negotio et
Ludum insolentem ludere pertinax,
  Transmittit incertos honores,
    Nunc mihi, nunc alii benigna.

Laudo manentem: si celeres quatit
Pennas, resigno, quae dedit, et mea
  Virtute me involvo, probamque
    Pauperiem sine dote quaero.

Man wird sich schwerlich irren, wenn man in dieser Denkart und Gemüthsverfassung unsers Dichters den wahren Grund sucht, warum er den Antrag, den ihm August durch den Mäcenas thun ließ, in seine Dienste zu treten und die Besorgung seiner Privatcorrespondenz zu übernehmen*) — unter dem Vorwand seiner

*) Augustus epistolarum ei officium obtulit, ut hoc ad Maecenatem scripto significat: Ante ipse sufficiebam scribendis epistolis amicorum: nunc occupatissimus et infirmus, Horatium nostrum te cupio adducere. Veniet igitur ab ista *parasitica mensa* ad hanc *regiam*, et nos in epistolis scribendis adjuvabit. *Sueton.* in Vita Horat. Man kann nicht wohl bestimmen, wann dem Horaz dieser Antrag gethan worden; es ist aber zu vermuthen, daß es bald nach der Zeit, wo der Erbe Cäsar's mit dem gloriosen Namen Augustus beehrt worden, etwa um das Jahr 729 geschehen sein möchte. Es ist nicht zu bergen, daß der Ausdruck: „Laß ihn also von jener (nämlich Deiner) parasitischen Tafel an diese königliche übergehen", die ganze Sache verdächtig machen könnte, wenn man sich erinnert, daß Octavius, ehe ihm das Prädicat Augustus beigelegt wurde, von dem Gedanken, sich Romulus nennen zu lassen, blos deswegen abgestanden, weil er wahrgenommen, wie sehr er den Römern durch einen Namen, wodurch er die ihnen so verhaßte königliche Würde zu affectiren schien, mißfallen würde. (*Dio*, L. 53.). Was für eine Wahrscheinlichkeit, daß August seinen Tisch einen königlichen genannt habe; er, der durch ein Edict verbot, ihm nur den Namen *Dominus* zu geben, und nicht einmal von seinen Enkeln und adoptirten Söhnen weder im Scherz noch Ernst sich Herr nennen ließ (*Sueton.*, *Aug.*,

schlechten Gesundheitsumstände von sich ablehnte. Ich zweifle sehr, ob man einen stärkern Beweis verlangen kann, daß Horaz weder von seinen Zeitgenossen noch von der Nachwelt so nahe bei der Person des Unterdrückers seiner ehemaligen Partei und der ganzen Republik gesehen sein wollte, und daß es ihm weder an Muth fehlte, die Gefahr, dem August mißfällig und verdächtig zu werden, zu untergehen, noch an Tugend, eine Stelle auszuschlagen, die ihm aller Wahrscheinlichkeit nach Ansehen, Einfluß und Gelegenheit, seine Glücksumstände unendlichmal glänzender zu machen, verschafft haben würde. Denn daß er keine bessere Bewegursache zu seiner Weigerung gehabt haben sollte als Liebe zu Bequemlichkeit und Müssiggang, wird sich Niemand einfallen lassen, der seinen Charakter mit einiger Aufmerksamkeit in seinen Werken studirt hat, und der selbst edel genug ist, um gegen einen edeln Menschen gerecht sein zu können. Wessen Wünsche nicht über den Mittelstand zwischen Ueberfluß und Dürftigkeit — das Nothwendige eines Ehrenmannes — hinausgehen, der kann freilich bei dieser seiner Denkart sehr glücklich sein; aber Niemand, in dessen Willkür die Mittel, zu Reichthum und Ansehen zu gelangen, gestellt werden, hat diese Denkart, wenn er kein besseres Principium seines Thuns und Lassens in sich trägt als Trägheit und Wollust.

August merkte ohne Zweifel Horazens wahren Beweggrund; aber er hatte sich, seitdem er die römische Welt in Ruhe und allein beherrschte, zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, in Allem, was sein Privatleben betraf, sich nichts über andere Römer herauszunehmen und die Freiheit der einzelnen Glieder zu respectiren, damit der Halfter, den er dem ganzen Staat ange-

c. 53)? Gleichwol dünkt mich nicht, daß die Authenticität des von Sueton angezognen Briefes deswegen zu bezweifeln sei; und August, der mit Mäcenas immer zu scherzen und zu witzeln gewohnt war, könnte sich bei aller seiner Vorsichtigkeit dieses Ausdrucks doch wol zum Scherz, und um durch die mensa *regia* eine Antithese mit der parasitica zu machen, bedient haben, zumal in einem Handbriefchen an einen Vertrauten, wovon er sich gewiß nicht vorstellte, daß es jemals in fremde Hände fallen, oder doch gewiß war, daß es bei seinem Leben nicht unter die Leute kommen würde. Daß Sueton eine ganze Sammlung von Familiarbriefen des August's (die vielleicht in der Bibliotheca Palatina verwahrt wurden) in Händen gehabt, ist aus seinem Leben dieses Prinzen zu schließen — und der Brief, von welchem hier die Rede ist, wird noch zum Ueberfluß durch einen andern an Horaz selbst bestätigt, welchen Sueton im Folgenden excerpirt hat. Was für ein Interesse hätte Jemand haben können, diese Briefe zu erdichten? Oder würde zu Sueton's Zeiten der Betrug nicht schon offenbar gewesen sein?

legt hatte, weniger gefühlt werden möchte. Einen Antrag von der Art, wie er dem Horaz gethan, einem Tiberius oder Domitian abzuschlagen, möchte gefährlich gewesen sein; August hingegen nahm die Entschuldigung des Dichters nicht nur gut auf, sondern affectirte noch, von dieser Zeit an ihm mehr als jemals Merkmale seiner Achtung zu geben. Je weiter sich Horaz in ehrerbietige Entfernung zurückzog, je verbindlicher und beinahe aufdringender wurde August. Es war, als fehlte ihm etwas zur völligen Befriedigung, die ihm seine Größe geben sollte, wenn er nicht auch das Herz dieses sonderbaren Menschen gewinnen könnte, der unter dem äußern Ansehen eines *Man of wit and pleasure* Gesinnungen und Tugenden in seinem Herzen trug, die mit dem Stempel der erhabnen Freunde seiner Jugend bezeichnet waren und ihn besserer Zeiten würdig machten. August hatte so manchen hitzigen ehemaligen Pompejaner geschmeidig zu machen gewußt, und Horaz allein sollte nicht zu einem warmen Anhänger seiner Person und Regierung verführt werden können? Die drei kleinen Handbriefe, wovon uns Sueton Auszüge erhalten hat, beweisen augenscheinlich, daß Augusten dieser Punkt nicht gleichgiltig war. Er setzt immer wieder an, versucht es bald im affectuosen bald im scherzhaften Tone und, da nichts verfangen wollte, endlich mit einer Art von Empfindlichkeit, die dem Dichter keinen Ausweg mehr übrig ließ. — „Glaube doch," schreibt er ihm, „daß Du Dir ebenso viel Recht bei mir herausnehmen kannst, als ob Du wirklich einer meiner Commensalen wärest; Du weißt, wie gerne ich mir dies Verhältniß mit Dir hätte geben wollen, wofern es Deine Gesundheitsumstände zuließen."*) — Einige Zeit hernach scheint er ihm unter einer scherzhaften Wendung zu verstehen zu geben, daß er seine vorgeschützte Entschuldigung für das nehme, was sie war. „Wie wohl Du in meinem Andenken stehest, kannst Du auch von unserm gemeinschaftlichen Freunde Septimius vernehmen, in dessen Gegenwart ich Gelegenheit fand, Deiner zu erwähnen; denn Du mußt nicht glauben, weil Du stolz genug gewesen bist, unsre Freundschaft zu verachten, daß wir deswegen auch ebenso stolz-erhaben über Dich hinweg-

*) Sume tibi aliquid juris apud me, tanquam si convictor mihi fueris; quoniam id usus mihi tecum esse volui, si per valetudinem tuam *fieri possit*. *Sueton.*, l. c. Die letzten Worte geben deutlich zu verstehen, daß er ihm die Pforte noch immer offen lassen wollte.

sehen."*) Dieser Brief scheint während dem Aufenthalt August's in Spanien im Jahre 729 geschrieben zu sein. Der Stich war scharf genug; es scheint aber nicht, daß er bei Horaz mehr gewirkt habe, als ihm etwa die vierzehnte Ode im dritten Buche abzunöthigen, worin er die Römer zur Freude über die bevorstehende siegreiche Zurückkunft ihres Fürsten von dem Feldzuge gegen die Asturier und Biscayer auffordert. August hatte während desselben eine beschwerliche Krankheit ausgestanden und war in Rom sogar todt gesagt worden. Die ängstlichen Bewegungen, die dieses Gerüchte unter dem Volke verbreitete, und die Beweise, die August bei dieser Gelegenheit von der Zuneigung der Römer erhielt, gaben dem Dichter die natürlichste Veranlassung zu rührenden Gemälden; und in welch ein schönes Licht konnte er, ohne sich den mindesten Vorwurf von Schmeichelei und Uebertreibung zuzuziehen, das Bild des Fürsten stellen!**) Aber Horaz konnte sich nicht überwinden, den Dichter auf Unkosten seines Herzens zu machen, oder vielmehr sein Herz hatte so wenig Antheil an dieser Ode, daß er sogar weit unter der historischen Wahrheit blieb. Was kann frostiger sein als dieser Anfang:

Herculis ritu modo dictus, *o Plebs*,
Morte venalem petiisse laurum
Caesar, Hispana repetit Penates
Victor ab ora.

Und das ist Alles, was er über einen, auch blos aus poetischem Gesichtspunkt betrachtet, so interessanten Gegenstand zu sagen hatte! Fehlte es ihm an Fähigkeit? Dies wird sich Niemand, der ihn kennt, einfallen lassen. Es fehlte ihm also blos am Willen. In der ganzen Ode ist außer der kalten und zwangs-

*) Tui qualem habeam memoriam, poteris ex Septimio quoque nostro audire; nam incidit, ut coram illo fieret a me tui mentio. Neque enim si tu superbus amicitiam nostram sprevisti, ideo nos quoque ἀνθυπερηφανοῦμεν. *Ibid.*

**) Der Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste meint, es sei bei dieser Gelegenheit, daß Horaz die schöne Ode Divis orte bonis (die fünfte im vierten Buche) gesungen habe. Es ist aber in der Ode selbst kein Wort zu finden, das sich auf diese Gelegenheit besonders bezöge; und man hat hingegen sehr guten Grund zu glauben, daß sie mehrere Jahre später, nämlich vor August's Zurückkunft von seiner im Jahre 736 nach Gallien gethanen Reise, geschrieben worden sei.

vollen Anrede an den römischen Pöbel nichts, das einem Compliment für August ähnlich sähe, als die vierte Strophe:

Hic dies, vere mihi festus, atras
Eximet curas: *ego nec tumultum*
Nec mori per vim metuam, tenente
Caesare terras.

Deutlicher und bestimmter hätte Horaz die einzige Ursache, warum er und alle übrigen ehemaligen Verfechter der Republik sich bei ihrem jetzigen Zustande beruhigten, schwerlich angeben können. Aber war das genug, ich will nicht sagen für den Höfling, sondern nur für den Dichter, der mit einem weniger widerspenstigen Herzen so viel Schönes über diesen Punkt sagen konnte? — anstatt daß er beinahe die Hälfte der Ode dazu verwendet, seinem Bedienten zu befehlen, daß er Zurüstungen zu einem Abendschmause mache und die Sängerin Neära hole, wenn sie anders nicht schon besprochen sei. Und wer sollte denken, daß er sogar in diesem nämlichen Stücke, in einer Ode auf August's Zurückkunft — aus der andern Welt, wohin ihn das Gerüchte schon versetzt hatte, Gelegenheit finden würde, sich des Jahres, worin er die Waffen gegen August getragen, mit einer gewissen Exultation zu erinnern? „Wenn Dich Neärens Thürhüter nicht vorlassen will," sagt er, „so geh und laß es gut sein! In meinem Alter vergeht die Lust zu muthwilligen Händeln. So was hätt' ich freilich nicht gelitten, da ich unter dem Consul Plancus (im Jahre 712) noch im vollen Feuer der Jugend stund!" Vermuthlich wär diese Ode nicht für August's Augen bestimmt; oder wenn sie ihm je zu Gesicht kam, so konnte er sie doch wol schwerlich für eine besondere Probe von Horazens Ergebenheit gegen seine Person aufnehmen.

Man erlaube mir — weil der Punkt, den ich hier abhandle, doch einen sehr wesentlichen Zug des noch nicht genug gekannten oder vielmehr durch die vorgefaßten Meinungen der Ausleger in ein ganz falsches Licht gesetzten Charakters unsers Dichters betrifft — diesen Beispielen von seiner wahren Gesinnung gegen August nur noch diese einzige Betrachtung beizufügen. Beinahe in allen seinen Gedichten schwimmt Horaz gegen den Strom seiner Zeit. Bei aller Gelegenheit und selbst in eigenen dazu bestimmten Stücken bestraft er ihre Verdorbenheit, ihren ausschweifenden Luxus, ihre Ausartung von den Gesinnungen und

Tugenden ihrer Vorfahren. Nie wird er wärmer, nie ist er erhabner, als wenn ihm der Gedanke an die ehmaligen großen Männer der freien Republik, die Erinnerung dessen, was Rom gewesen war, das Herz aufschwellt. Sogar in Stücken, die sich mit einem kalten, zweideutigen oder hyperbolischen Lobe des August's anfangen oder enden, überläßt er sich dieser Neigung seines Herzens,*) so wie es immer in den Stücken an Mäcenas ist, wo er seine Liebe zur Freiheit, seine Gleichgiltigkeit gegen ein Glück, das von der Meinung Andrer abhängt, und seine Zufriedenheit mit einer Armuth, worin er sich noch immer über seine Wünsche reich befand,**) am Lebhaftesten ausdrückt. Und dies waren nicht etwa nur Gesinnungen, womit er in Gedichten Parade machte; so war er, so lebte er, und man müßte vorsätzlich ungerecht gegen ihn sein, wenn man dies länger verkennen wollte. Glauben wir aber, daß Horaz auch dadurch dem August Cour zu machen vermeint habe? glauben wir, daß er, der die Welt und das menschliche Herz so gut kannte, einfältig genug gewesen sei, sich durch die anscheinenden Bemühungen dieses schlauen Fürsten um die Verbesserung der römischen Sitten täuschen zu lassen? oder können wir uns einbilden, August habe an dem altrömischen Geiste, der so häufig aus den Werken unsers Dichters hervorblitzt, ein wahres Wohlgefallen finden und Denjenigen für einen Freund seiner Regierung halten können, der seine republikanischen Gesinnungen so wenig verbirgt und so oft deutlich genug zu verstehen giebt, daß nur die gerechte Furcht vor noch größern Uebeln ihn nöthige, den gegenwärtigen Zustand für ein Gut zu halten?

Indessen beobachtete der Dichter doch das Decorum gut genug, um einem Prinzen, der die Welt durch eine milde und wohlthätige Regierung gleichsam mit sich aussöhnen wollte, keine Ursache zu geben, bei ihm eine Ausnahme zu machen; und

*) Man sehe unter Andern nur die fünfte Ode im dritten Buch, wo er, nachdem er (als ein guter Bürger, der nicht, wo es zu nichts helfen kann, den Nonconformisten machen will) der neuen Divinität des August's mit zwei Zeilen den schuldigen Weihrauch gestreut hat, sich so bald möglich von ihm wegwendet, um beinahe die ganze Ode mit dem großen Bilde der Tugend und freiwilligen Aufopferung des Regulus auszufüllen.

**) Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus etc.
Auctius atque
Di melius fecere. Bene est, nihil amplius oro etc.
Serm., II. 6, 1. 3. 4.

August mußte natürlicherweise unter den Sorgen des Staats und unter den unzähligen und fast grenzenlosen Beweisen von Unterwürfigkeit und Anbetung, die er von allen Seiten und aus allen Enden der Welt erhielt, einen einzelnen, in der Masse des Ganzen so wenig bedeutenden Menschen öfters aus den Augen verlieren. Allein er verlor ihn doch nicht ganz; und es konnte ihm weder an Gelegenheit fehlen, die wenige Beeiferung unsers Dichters, sich Verdienste bei ihm zu machen, wahrzunehmen, noch an Ursache, empfindlich darüber zu sein. Diese Empfindlichkeit, die er in seinem letzten, vom Sueton angeführten Billet an Horaz zwar in einem scherzhaften Ton, aber doch lebhaft genug geäußert hatte, um erwarten zu können, daß Horaz den Stich fühlen würde, konnte nicht anders als zunehmen, da er aus der Abschrift der sämmtlichen damals vorhandenen Werke des Dichters, die dieser ihm durch den Vinius Asella*) auf Begehren überreichen ließ, ersehen hatte, wie wenig die Horazische Muse noch für ihn gethan. Unter so vielen Sermonen, so vielen Episteln keine einzige — an August; unter so vielen Oden — nur so wenige, wo er, wie gezwungen und mit abgewandtem Gesicht, im Vorbeigehen ein paar Weihrauchkörner auf seinen Altar wirft! Kein einziges Werk, dem Ruhm des Imperators und der Verherrlichung seiner Zeiten gewidmet, wenigstens keines, das zugleich seiner und des Dichters würdig und Leben genug zu haben schien, die Nachwelt zu erreichen! Dies war mehr, als die Eitelkeit August's ertragen konnte. Er wurde im Ernst ungehalten, und in der ersten Bewegung seines Unwillens entfuhr ihm das oben aus dem Sueton angeführte Handbriefchen, worin er dem Dichter näher auf den Leib rückt und ihn in die Nothwendigkeit setzt, entweder sein Betragen zu ändern oder stillschweigend einzugestehen, daß August die wahre Ursache desselben errathen habe.

Mich dünkt, diese auf lauter Thatsachen gegründete Darstellung mache sehr begreiflich, daß August unter diesen Umständen und mit einem Temperamente, das ihn von seinen ersten Bewegungen nicht immer Meister sein ließ, gar wohl fähig gewesen sei, sich eines Ausdrucks zu bedienen, der, so auffallend er auch klingt, doch das kürzeste und unfehlbarste Mittel war, seinen Zweck bei Horazen zu erhalten. Die Aechtheit des mehr erwähnten Handschreibens kann also dieses Ausdrucks wegen mit

*) S. den dreizehnten Brief im ersten Theile.

keinem hinlänglichen Grunde angefochten werden, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß die gefährliche Frage, an vereris, ne apud posteros *infame* tibi sit, quod videaris familiaris nobis esse? dem guten Dichter die etwas hochgetriebnen Complimente in der gegenwärtigen Epistel und in einigen Oden des vierten Buchs (die erst nach dieser Zeit geschrieben sind) abgedrungen habe. Es würde ihm auch ohne einen andern Beweggrund als diesen nicht zu verdenken sein, daß er's mit einem Fürsten nicht aufs Aeußerste treiben wollte, dessen angenommener sanfter und leutseliger Charakter in den Augen Derjenigen, die ihn in den Zeiten der Proscriptionen gekannt hatten, nicht natürlich genug scheinen konnte, um sie immer vor dem heimlichen Grauen zu bewahren, womit man die Liebkosungen eines zahm gemachten Wolfs erwidert.

Doch wir wollen nicht ungerecht gegen Augusten sein, der die Infamie der ersten zwölf Jahre seines öffentlichen Lebens durch eine beinahe viermal so lange milde und ruhmwürdige Regierung so reichlich zu vergüten und beinahe auszulöschen gewußt hat. Mit jedem Jahre wurde ihm die schöne Rolle, die er spielte, natürlicher; mit jedem Jahre vermehrten sich seine Verdienste um Rom, dessen zweiter Stifter er gewissermaßen war, und welches ihm immer lieber wurde, je mehr er Recht erlangte, es als sein eigen Werk anzusehen. Horaz, der als Augenzeuge aller dieser so großen, so schnellen, so wunderbaren Veränderungen der Illusion des Moments doch wol nicht immer widerstehen konnte, müßte nicht das Herz eines Dichters gehabt haben, um nicht zuweilen von seinem gegenwärtigen Gefühl hingerissen zu werden, nicht wenigstens auf einige Augenblicke das Vergangne zu vergessen und in Augusten nur den Wiederhersteller der öffentlichen Sicherheit und Ruhe, nur den wohlthätigen Genius eines unter ihm wieder aufblühenden neuen Zeitalters zu sehen. In solchen Augenblicken von Wärme konnte er, ohne den Vorwurf einer kaltblütigen Schmeichelei zu verdienen, von ihm singen:*)

Quo nihil majus meliusve terris
Fata donavere bonique Divi,
Nec dabunt, quamvis redeant in aurum
    Tempora priscum.

*) Carm., IV. 2.

In einem solchen Augenblicke konnte er wol in diese affectuose Anrede ausbrechen:*)

Quae cura Patrum quaeve Quiritium,
Plenis honorum muneribus Tuas,
Auguste, virtutes in aevum
Per titulos memoresque fastos
Aeternet?

Indessen bestehen doch die Oden an August, die man die schmeichelhaftesten im vierten Buche nennen könnte, die fünfte und funfzehnte, im Grunde blos in einer historisch-wahren Aufzählung aller der Vortheile, welche die Welt unter der neuen Regierung wirklich genoß; und wenn man sie auch als abgenöthigte Loblieder ansehen wollte, so müßte man doch gestehen, daß Horaz das, was er Augusten nicht länger verweigern konnte, mit dem, was er seinem eignen Charakter schuldig war, sehr gut zu vereinigen wußte.

Die gegenwärtige Epistel scheint also wirklich auf die von Sueton angegebene Veranlassung geschrieben zu sein, und wir haben nun, däucht mich, den wahren Gesichtspunkt, woraus sie betrachtet werden muß. August — der bei aller seiner Eitelkeit Verstand genug hatte, zu sehen, wie unendlichmal mehr Glanz der Beifall der vorzüglichsten Geister seiner Zeit ihm bei der Nachwelt geben würde als alle Ehrenbezeugungen, deren unermüdete Erfindung beinahe das einzige Geschäfte des Senats war — August wollte, daß Horaz wenigstens eines seiner größern Werke unmittelbar an ihn richten sollte, und der Dichter, der sich dieser Pflicht nicht länger entziehen konnte, fühlte ohne Zweifel die ganze Schwierigkeit und Delicatesse einer solchen Unternehmung. Er sollte ein Werk hervorbringen, das August's würdig, aber seiner selbst nicht unwürdig, für Jenen nicht zu klein, für ihn nicht zu groß, kurz, das so beschaffen wäre, daß der Imperator zufrieden sein könnte, ohne daß Horaz sich dadurch weder vor sich selbst noch vor der Nachwelt mehr, als er verantworten könnte, auflasten müßte. Das Süjet mußte ebenso unverfänglich als interessant und dabei fähig sein, in der Manier seiner Sermonen und Episteln mit der ihm eignen Laune behandelt zu werden. Es mußte ihm eine Mannichfaltigkeit von Sachen darbieten, die sich in ein schönes Ganzes verarbeiten ließen; die den erhabnen Leser,

*) L. IV. 14.

dem es besonders gewidmet war, unterrichteten, indem sie ihn blos zu unterhalten schienen, und die zugleich dem Dichter Gelegenheit gäben, seine Eitelkeit auf eine so feine Art zu kitzeln, daß die Annehmlichkeit des Vehiculums die darein gemischte Medicin unmerklich machte.

Horaz hätte schwerlich ein Süjet wählen können, das alle diese Eigenschaften so vollkommen in sich vereinigt und zugleich der von ihm selbst gegebenen Regel:[1])

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus,

besser entsprochen hätte als dasjenige, das er in diesem poetischen Discurs ausgeführt hat. August, der in seiner ersten Jugend von Griechen und unter Griechen erzogen worden war und in dem unermeßlichen Wirbel von Geschäften und Zerstreuungen, worin er seit seinem neunzehnten Jahre herumtrieb, wenig Zeit gehabt hatte, sich mit der römischen Literatur genauer bekannt zu machen, konnte nicht anders als Vergnügen daran finden, daß ihm von einem so zuverlässigen Kenner als Horaz die Geschichte derselben in einem einzigen leicht zu übersehenden Gemälde dargestellt und zugleich die Ursachen angezeigt wurden, warum die Römer in den verschiednen Fächern der poetischen Kunst noch so weit hinter den Griechen zurückgeblieben. Horaz erhielt dadurch Gelegenheit, dem August die Dichtkunst in ihrem wahren Lichte, in ihrem Verhältniß zur Cultur und in ihrem Einfluß auf die Sitten der Nation zu zeigen und ihm begreiflich zu machen, daß der Zustand des Geschmacks in den Musenkünsten dem Beherrscher eines Staats auch blos um seiner eignen Ehre willen nicht ganz gleichgiltig sein dürfe. In dieser Rücksicht kann man sagen, daß dieser Brief an alle Auguste, so wie der siebente im ersten Buch an alle Mäcene der folgenden Zeiten geschrieben sei. Er konnte sich über diesen Punkt um so anständiger erklären, da er theils aus Bescheidenheit und Lebensart, theils um seinen am Schlusse dieser Epistel auf eine gar ungezwungne Art angebrachten Entschuldigungen nicht selbst die Kraft zu benehmen, sich gar nicht die Miene giebt, als ob er für seinen eignen Theil sonderlich bei der Sache interessirt wäre.[2])

[1]) Ars poet., 38. 39. — A. d. H.

[2]) Hierauf folgte die Darlegung der Composition des Briefes. — A. d. H.

Julia, Cäsar August's Tochter.[1])

Wiewol ich die zärtliche Achtung, die man dem schönen Geschlechte in so vielerlei Rücksichten schuldig ist, nicht so weit treiben möchte als der berühmte Boccaccio, der — in einem Buche,*) das zu seiner Zeit in den Händen aller Florentinischen Damen war — sogar von einer Messalina als von einer liebenswürdigen Unglücklichen spricht und die Schuld ihrer Unthaten auf den unvermeidlichen Einfluß der Sterne schiebt, unter welchen sie und ihre Liebhaber geboren worden, so kann ich mich doch nicht entbrechen, einer andern Dame jener Zeiten das Wort zu reden, für welche der Name einer schönen Unglücklichen sich besser zu schicken scheint, und gegen welche die Geschichtschreiber und die Nachwelt eine Härte beweisen, die sie, einer sehr großen Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens in diesem Grade nicht verdient hat.

Arme Julia! war es nicht genug, daß Du einen so großen Theil Deiner besten Jahre in den Felsen der verhaßten Insel Pandataria hinschmachten mußtest? nicht genug, der Politik und Schwäche eines argwöhnischen und immer für seine usurpirte Alleinherrschaft zitternden Vaters, den geheimen Verfolgungen einer grenzenlos herrschsüchtigen Stiefmutter und der kaltblütigen langsamen Rache eines Unmenschen wie Tiberius aufgeopfert zu werden? Mußtest Du, um das Maß Deines Schicksals voll zu machen, auch noch von Geschicht- und

*) De claris mulieribus („Von berühmten Frauen") betitelt. Es fängt mit unsrer allgemeinen Mutter Eva an und hört mit der Königin Johanna II. von Neapel auf.

[1]) Zuerst im „Historischen Kalender für Damen auf das Jahr 1790", von Wieland in den vierundzwanzigsten Band der Werke aufgenommen. Vgl. oben S. 48, Anm. 1. — A. d. H.

Romanschreibern*) als ein Geschöpf, das sogar dem weiblichen Namen Schande gemacht habe, mit den schmählichsten Beiwörtern gebrandmarkt und der Verachtung und dem Abscheu aller Zeiten preisgegeben werden?

Wenn die unglückliche Julia eine solche Behandlung von der Nachwelt nicht verdient hätte, wäre es dann nicht mehr als grausam, das Unrecht von einem Jahrhundert zum andern in jedem Buche, worin von ihr die Rede ist, fortzusetzen?

Oder wenn es auch nur zweifelhaft wäre, ob sie die verächtliche Creatur gewesen sei, wozu so viele Bücherschreiber (um ihren Eifer für die Tugend in die Wette an ihr auszulassen) sie gemacht haben: forderte nicht die Humanität von uns, den weißen Stein der Minerva, dessen bei Gelegenheit Aspasiens erwähnt worden ist,[1]) zu den schwarzen, wodurch sie verurtheilt würde, zu legen und lieber zu billig als ungerecht von ihr urtheilen zu wollen?

Wenn aber sogar Gründe von nicht geringem Gewicht es wahrscheinlich machten, daß sie vielmehr das Opfer einer abscheulichen Cabale als ihrer eigenen Ausschweifungen gewesen sei: würde da nicht, wenn wir sie auch nicht von allen Verirrungen, die unter den Römerinnen ihrer Zeit und ihres Standes so gemein waren, freisprechen können, doch die Gerechtigkeit selbst erfordern, daß man sie, nach einer billigen Schätzung ihrer schönen Eigenschaften, wenigstens mit der ebenso liebenswürdigen Maria von Schottland (gegen welche doch die Nachwelt endlich unparteiisch wird) in dieselbe Linie stelle? Wäre es nicht Pflicht der Menschlichkeit, das, was ein ungewöhnlich strenges Schicksal und die von ihrer Unbesonnenheit Vortheil ziehende Bosheit ihrer Feinde an ihr selbst in ihrem Leben verschuldeten, wenigstens an ihrem Andenken zu vergüten und (wenn ich hier nach altrömischer Weise reden darf) ihren seufzenden Schatten durch eine Thräne, die von der Tugend selbst nicht verdammt werden kann, zu versöhnen und zu beruhigen?

*) Ich stelle unter diesen den Herrn von Serviez mit seiner Histoire des impératrices Romaines und den Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste billig obenan, da sie — um hier nur bei dem Artikel Julie stehen zu bleiben — in ihrer Erzählung der kritisch-historischen Wahrheit nichts weniger als treu geblieben sind.

[1]) Vgl. oben S. 64. — A. d. H.

Ehe ich die Gründe, die der Tochter August's bei einer Revision ihres Processes zu Statten kommen, in einiges Licht zu setzen versuche, sei mir erlaubt, das Nöthigste von ihren Lebensumständen und einige charakteristische Züge, die uns sowol ihren Geist als ihre Sinnesart anschaulich machen können, voranzuschicken.

Sie war August's einzige Tochter und wurde ihm, da er noch Octavianus Cäsar hieß, von seiner zweiten Gemahlin Scribonia geboren, welche er im Jahre der Stadt Rom 712 oder 713 (politischer Verhältnisse wegen, die von kurzer Dauer waren) geheirathet hatte und drei bis vier Jahre hernach seiner heftigen Leidenschaft für die jüngere und schönere Gemahlin des Tiberius Claudius Nero, die berühmte Livia, aufopferte, die von ihm selbst durch Adoption mit dem Geschlechtsnamen Julia und von den Römern in der Folge mit dem erhabenen Titel Augusta beehrt wurde; eine Frau, welche die Gewalt, die sie in ihrem achtzehnten Jahre durch ihre blendende Schönheit über den ausschweifenden Octavian erhielt, über den Herrn der Welt Augustus vierzig Jahre lang durch die Feinheit und Geschmeidigkeit ihres Geistes und die Obermacht ihres Genius über den seinigen in immer zunehmender Stärke zu erhalten wußte. Juliens Unglück war — eine solche Frau zur Stiefmutter zu haben oder, wenn dies nun ja einmal nicht zu ändern war, ihr an Klugheit und Gewalt über sich selbst so wenig gewachsen zu sein.

Julia war noch ein Kind, als sie im Jahre 717 mit dem Neffen und präsumtiven Erben August's, Marcellus, einem Knaben von zehn Jahren, vermählt, oder nach unsrer Weise zu reden, verlobt wurde; und sie mochte etwa sechzehn oder siebzehn Jahre haben, als er in seinem vierundzwanzigsten (nicht ohne daß der Verdacht seines Todes auf Livien fiel) zu großem Leidwesen der Römer aus der Welt ging. Es ist also eine seltsame Art zu reden, wenn Herr de Serviez sagt: „Marcellus habe Juliens Herz (in einem Alter, wo sie kaum wußte, ob sie ein Herz habe!) nicht fixiren können, und vielleicht habe er es gar nie besessen". Dies kann sehr möglich sein, ohne daß es billig wäre, Julien ein Verbrechen daraus zu machen.

Kaum war sie wieder frei, so wurde sie, ohne daß ihr Herz darum befragt worden wäre, zum zweiten Male das Opfer der Politik ihres Vaters, indem er sie mit M. Vipsanius

Agrippa vermählte, einem Manne von niedriger Herkunft, aber an Verdiensten dem ersten Mann in Rom, und welchem nebst dem Mäcenas August Alles, was aus ihm geworden war, zu danken hatte. Agrippa, der damals in seinem zweiundvierzigsten Jahre stand, war unstreitig der größte Feldherr und Staatsmann seiner Zeit; aber sind dies die Eigenschaften, die eine junge, äußerst lebhafte und leichtsinnige Wittwe von siebzehn Jahren an dem Manne sucht, von dem sie geliebt zu sein wünscht? Julie wußte unfehlbar sehr gut, daß Agrippa nicht sie selbst, sondern die einzige Tochter des Herrn der damaligen Welt heirathete, und daß die Wahl ihres Vaters nicht deswegen auf Agrippa fiel, weil er Julien durch einen liebenswürdigen Mann glücklich machen wollte, sondern weil er (wie ihm Mäcenas sagte) den Agrippa schon so hoch erhoben hatte, daß nun nichts Anders übrig blieb, als ihn entweder aus dem Wege zu räumen oder zu seinem Schwiegersohn zu machen. August betrachtete seine Tochter als einen Effect, den er mit möglichstem Vortheil zu negociiren suchte; und Agrippa schloß den Contract, weil er in der ganzen Welt keinen bessern Handel treffen konnte.

Und wenn nun die kleine Julie — die doch mit Niemand näher verwandt war als mit sich selbst — ihr Herz, worauf bei diesem Handel so wenig Rücksicht genommen wurde — für einen Effect angesehen hätte, worüber man ihr selbst zu disponiren überlasse — wäre es ihr wol so sehr zu verdenken?

Aber Julia hatte ein so richtiges Gefühl von dem, was der Gemahlin eines Agrippa geziemte, daß auch Agrippa hinwieder billig genug war, mit den unbesonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters und Temperaments Nachsicht zu tragen.*) Diese leichtsinnigen, dem Rang und Charakter ihres Gemahls ebenso wenig als der Tochter August's geziemenden Unbesonnenheiten in ihrem Betragen machten dem Publicum — das entweder nach dem äußerlichen Schein oder gar nicht urtheilen müßte —

*) Was ich hier sage, vergiftet der Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste folgendermaßen: Agrippa ne tarda pas à s'appercevoir de ces déréglements secrets (dächte man nicht, dieser Autor wäre sein und ihr Vertrauter gewesen?); il aima mieux souffrir en silence que de publier son infamie par un coup d'éclat, qui ne l'eût peut-être pas corrigée. Man vergesse aber nicht, daß dies Alles bloße Vermuthungen des Herrn Blackmore sind. Meines Wissens ist es nur dann erlaubt, das Schlimmste von einer Person zu vermuthen, wenn es unter den gegebenen Umständen absurd wäre, etwas Andres als möglich anzunehmen, und dies ist hier schwerlich der Fall.

ihre Sitten verdächtig; man wunderte sich, wie die Kinder, die sie dem Agrippa gebar, ihrem präsumtiven Vater so ähnlich seien; und um dieses vorgebliche Räthsel aufzulösen, läßt man sie ein unartiges Bon-mot sagen, das aus dem Munde einer Schifferin zu Ostia natürlicher klänge als aus dem Munde der ersten Prinzessin der damaligen Welt. Aber so lange man mir den Mann nicht nennen wird, der es aus Juliens eigenem Munde gehört zu haben versichert, werde ich mir die Freiheit nehmen, es für den Einfall irgend eines platten römischen Witzlings zu halten, den die Welt (wie sie in solchen Fällen immer sehr gütig ist) unvermerkt auf Juliens Rechnung setzte. Die Pythagoreerin Phintys hielt es für keinen schlechten Beweis der Tugend einer Ehefrau, wenn sie Kinder bringe, die ihrem Manne gleich sehen. Warum sollte dieser Beweis nicht auch zum Vortheil der armen Julia gelten? oder warum soll der Schein nur dann aufhören, betrüglich zu sein, wenn er gegen sie ist?

„Julia", sagt Macrobius,*) „liebte die schönen Wissenschaften und hatte einen sehr ausgebildeten Geist; dabei war sie von einer leutseligen und gutherzigen Gemüthsart, ohne den mindesten Zug von Härte und Grausamkeit; auch wurde sie deswegen allgemein und außerordentlich geliebt." Mit einem solchen Herzen konnte viel Leichtsinn und Hang zum Vergnügen verbunden sein; und eine junge Prinzessin, die außer ihrer Stiefmutter keine Person ihres Geschlechts in der ganzen römischen Welt über sich sah, die in dieser Größe aufgewachsen war, der Alles schmeichelte, Alles zu Gebot stand — konnte in Beidem nur zu leicht über die Grenzen der Klugheit und Anständigkeit ausschweifen, nur zu leicht die Begriffe ihres Vaters von dem, was sich für die Tochter des Augustus schicke, für allzu streng halten und sich einbilden, daß der jungen Gemahlin des Agrippa mehr erlaubt sei als der immer ernsthaften, immer auf ihrer Hut stehenden Julia Augusta.

August liebte seine einzige Tochter, wie ein Mann von seiner Art lieben kann, d. i. er liebte sich selbst in ihr. Sie war in ihrer Kindheit ziemlich streng erzogen worden, und er sah vermuthlich, daß es, nachdem sie unter die Gewalt und Aufsicht des Agrippa gekommen war, nöthig sei, einen solchen Charakter mit Nachsicht zu behandeln, und daß ihr Gemahl nicht so Unrecht habe, ihr mehr Freiheit zu lassen, als die

*) Macrobius, Saturnalische Gespräche, B. II. Cap. 5.

bedenkliche Livia vermuthlich bei Gelegenheit gut heißen mochte. Es ist ganz wahrscheinlich, daß er, so lange Agrippa lebte, über diesen Punkt seiner eigenen Neigung und den weisen Maximen seines Schwiegersohns mehr Gehör gab als seiner Gemahlin. Er betrachtete das, was an der Aufführung seiner Tochter die Miene von Leichtfertigkeit und Ausschweifung hatte, als die Wirkung eines leichten, fröhlichen Gemüthes, das sich seiner muntern Laune und Lebhaftigkeit arglos überlasse,*) unbekümmert, wie ihr diese Freiheiten, die in ihren eigenen Augen unschuldig waren, von Andern würden ausgedeutet werden; und vermuthlich sah er Julien, so lange er so von ihr dachte, in dem Lichte, worin er sie immer hätte sehen sollen.

Indessen ist gewiß, daß Augustus das Wohlgefallen an seiner Tochter nie hatte, welches er an ihr gefunden haben würde, wenn ihre flüchtige Sinnesart und Koketterie (um die Sache mit ihrem rechten Namen zu nennen) ihr erlaubt hätte, sich mehr nach seinem Sinne zu bequemen. Sie war nie völlig so, wie die Tochter August's seinen Begriffen nach sein sollte; und der Contrast, den sie in ihrem Aeußerlichen und in ihrer ganzen Art zu leben mit der prüden Livia machte, war ihr in seinen Augen immer nachtheilig. Seitdem er unter dem geheiligten Namen Augustus die römische Welt allein beherrschte, hatte er (aus Beweggründen, die nicht hierher gehören) nichts Angelegeners, als das Andenken der abscheulichen Zeiten des Triumvirats auszulöschen und die Römer, denen er den ganzen äußerlichen Prunk der Republik wiedergegeben hatte, mit einer so großen Mäßigung und Bescheidenheit zu beherrschen, daß sie nicht gewahr werden sollten, daß sie einen Herrn hätten. Schon damals, als das Reich noch zwischen ihm und Antonius getheilt war, machte er sich's zum Gesetz, in Absicht auf seine eigne Person und Lebensweise der völlige Antipode von seinem Nebenbuhler um die Alleinherrschaft zu sein; und diese Art zu leben wurde ihm in der Folge, da er sich so wohl dabei befand, endlich zur andern Natur. Er war als das Oberhaupt des Staats, als der Mann, in welchem das Vertrauen der Römer, die Politik seiner Minister und das Glück des Cäsarischen Hauses alle Zweige der höchsten Gewalt vereinigt hatten, der unumschränkteste Monarch; in seinem Hause und in seinem Privatleben hingegen affectirte

*) Macrobius a. O.: „Augustus pflegte zu sagen: er habe zwei Töchter, die mit vieler Schonung behandelt sein wollten, die Republik und seine Julia."

er, vor dem geringsten Senator nichts voraus zu haben. Und so wie er sich selbst nichts zu erlauben schien, was als ein Eingriff in die Gesetze oder eine Beleidigung der guten Sitten, die er sich die Miene gab, wieder herstellen zu wollen, ausgelegt werden konnte, so wollte er auch, daß seine ganze Familie, seine Gemahlin, seine Tochter und ihre Kinder, die er adoptirt hatte, in allen Stücken untadelig sein, als lauter Muster aller Vollkommenheiten und Tugenden hervorglänzen und um dieser hohen persönlichen Vorzüge willen von Jedermann des erhabenen Gipfels, worauf das Glück sie gestellt, würdig geachtet werden sollten.

Es fehlte viel, daß seine Julia ihm diese Zufriedenheit gegeben hätte; und wiewol er vielleicht viele Jahre lang nichts Schlimmeres von ihr erfuhr, als was er selbst an ihr zu tadeln fand, so war es doch, weil sie über diese Punkte unverbesserlich blieb, mehr als genug, um der ganzen Maschinerie, wodurch ihre Feinde endlich ihren Fall bewirkten, in seinem Gemüthe zur Unterstützung zu dienen.

Julia erschien einst in einem etwas freien Anzuge vor ihrem Vater.*) Sie bemerkte sein Mißfallen darüber, wiewol er nichts sagte. Den folgenden Tag besuchte sie ihn in einer andern anständigern Kleidung und umarmte ihn mit einer ebenso ernsthaften Miene, als diejenige, womit er sie empfing, heiter war. „So", sagte August, „gefällst Du mir! dies ist ein Anzug, der sich für August's Tochter schickt!" „Gestern", erwiderte Julia, „hatte ich mich für meinen Mann geputzt, heute für meinen Vater."

Livia und Julia waren einst Beide bei einem Gladiatorspiel erschienen. Sie zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und man machte die Bemerkung, was für ein Unterschied

*) Macrobius, aus welchem diese Anekdote genommen ist, bedient sich in seiner Sprache des Ausdrucks licentiore habitu, den ich wörtlich übersetzt habe. Der Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste, der sich gegen Julien Alles für erlaubt hält, übersetzt diese Worte: vêtue d'une robe d'étoffe des Indes si transparente, qu'Auguste en fut choqué. Wer wird glauben, daß Julia in einem durchsichtigen ostindischen Habit vor ihrem Vater erschienen sei? Funfzig Jahre später wirft zwar Seneca eine so ausschweifende Unverschämtheit den römischen Damen vor; aber zu August's Zeiten waren die Sitten noch anständiger. Doch dieser romanhafte Geschichtschreiber, der aus der armen Julia einen „Schandfleck ihres Geschlechtes" machen wollte, konnte ja wol nicht weniger thun, als sie im Costüme einer — ihrem Vater unter die Augen treten zu lassen! Wieviel kommt doch in allen Dingen auf ein Bißchen mehr oder weniger an! Man kann es nicht zu oft erinnern.

in ihrem Gefolge sei. Livia hatte lauter ehrwürdige gravitätische Männer um sich, da hingegen Julia von einem Schwarm junger Herren, wovon die meisten für ziemlich ausschweifend passirten, umdrängt war. August schrieb in seine Schreibtafel, „sie möchte sehen, welch ein Unterschied zwischen den zwei ersten Frauen in Rom wäre", und schickte sie ihr zu. Julia schickte sie ihm sogleich wieder mit der darunter geschriebenen Antwort zurück: „Mit der Zeit werden wir auch alt werden."

Ich bitte zu bemerken, daß die ehrwürdigen alten Herren um Livia ebenso wenig für die Keuschheit dieser Dame als die jungen Stutzer und Schwärmer um Julien gegen die letztere beweisen. Alles, was sich daraus folgern läßt, ist: daß Livia die gehörige Rücksicht auf das Schickliche und Anständige nahm, Julia hingegen sich der Fröhlichkeit eines leichten Jugendsinnes überließ, gern einen bunten Schwarm von Verehrern um sich herumgaukeln sah und das Alles so natürlich fand, daß ihr vermuthlich gar nicht einfiel, wie man so etwas übel deuten könne. Indessen sind diese zwei Anekdoten hinlänglich, uns zu zeigen, daß August und seine Tochter über diese Punkte niemals gleiches Sinnes werden konnten.

Der Tod des Agrippa, welcher im Jahre Rom's 742 erfolgte, brachte in Juliens Umständen eine Veränderung hervor, die durch ihre eigenen Unbesonnenheiten und den tief angelegten Plan einer Stiefmutter, deren Ehrgeiz vor keinem geheimen Verbrechen zitterte, zu ihrem Verderben ausschlug.

Es war einer von August's angelegensten Wünschen, die Oberherrschaft über die römische Welt in seiner Familie zu erhalten. Da er sich selbst ohne einen Sohn sah, so hatte er die beiden Söhne seiner Tochter von Agrippa, Cajus und Lucius, schon bei Lebzeiten ihres Vaters in die Cäsarische Familie versetzt und zu seinen eigenen gemacht. Beide wurden als seine künftigen Erben und Nachfolger betrachtet; aber sie waren noch Kinder, und Augustus, der nicht ohne einen Regierungsgehilfen, dessen Interesse so enge als möglich mit dem seinigen verbunden wäre, leben konnte, fand dazu keinen geschicktern als den ältern Sohn seiner Gemahlin Livia, Tiberius Nero, der, damals in seinem zweiunddreißigsten Jahre, durch das angeborne Talent, den abscheulichsten Charakter, den vielleicht die ganze alte Geschichte kennt, unter einer täuschenden Außenseite zu verbergen, Mittel gefunden hatte, seinem Stiefvater eine große Meinung von seinen Fähigkeiten und der Welt von seiner

Klugheit und Mäßigung und von der Untadelhaftigkeit seiner Sitten beizubringen.

Wenn in einer Sache, die ihrer Natur nach keine Gewißheit zuläßt, jemals etwas höchst wahrscheinlich gewesen ist, so ist es dieses: daß der Plan, ihren geliebten Sohn Tiberius zum Nachfolger August's zu machen, schon damals tief in Liviens stolzer Seele lag. Eine grenzenlose Ambition und Regiersucht war der Hauptzug des Charakters der Mutter und des Sohnes. Aber sie hatten es mit einem bei aller seiner Schwäche äußerst feinen, mißtrauischen und auf seine höchste Autorität unendlich eifersüchtigen Manne zu thun. So wenig August merken durfte, daß er von Livien regiert werde, so wenig durfte auch nur der Schatten eines Argwohns in ihm aufsteigen, daß sie oder ihr Sohn sich einfallen lassen könnten, die natürlichen Erben August's, die Söhne seiner einzigen und selbst mit allen ihren Fehlern geliebten Tochter, von der Regierungsfolge verdrängen zu wollen. Es mußte also lange unter Grund gearbeitet werden; Alles, was einen so großen, so unwahrscheinlichen, aber der Mutter und dem Sohne so angelegenen Ausgang der Sachen von ferne vorbereiten und nach und nach unvermerkt herbeibringen konnte, mußte lange zuvor auf die natürlichste und unverdächtigste Art eingeleitet worden sein, und sowol der Plan selbst als seine Räder und Springfedern mußten so geheim angelegt sein, daß Augustus, wenn er sich endlich genöthigt sehen würde, den Sohn der Livia zu seinem Erben zu ernennen, blos dem Schicksal nachzugeben glauben und sich noch glücklich schätzen müßte, den einzigen Mann in ihm zu finden, der den ersten Platz in der Welt an seiner Statt mit Würde zu behaupten fähig wäre.

Der erste Schritt zur Realisirung dieses großen Entwurfs war die Vermählung des Tiberius mit der jungen Wittwe des Agrippa; eine Verbindung, die, ohne dem Rechte der jungen Cäsarn nachtheilig zu sein, den Tiberius auf das Engste mit August und seiner Familie verkettete, ihm Gelegenheit gab, seine Talente immer mehr zu seinem Vortheil schimmern zu lassen, und ein Mittel wurde, das Herz des alternden, immer strenger, mürrischer und mißtrauischer werdenden Augustus unvermerkt und auf eine Art, daß die Schuld alles Mißvergnügens allein auf Julien fiel, immer mehr von der Letztern abzuwenden.

Es ist kein Zweifel, daß die Juno[1]) Livia bei Stiftung dieser unglücklichen Heirath so fein zu Werke ging, daß Augustus glauben mochte, er habe diesen Gedanken selbst gehabt, und — indem er sich dadurch der Treue und Anhänglichkeit eines jungen Mannes, den er geneigter war zu fürchten als zu lieben, zu versichern glaubte — sich schmeichelte, eine sehr staatskluge Maßregel genommen zu haben. Wie es aber auch damit war, so viel ist gewiß, daß Juliens Neigung bei dieser dritten politischen Vermählung weniger als jemals zu Rathe gezogen wurde. Das Vorgeben der Romanschreiber, als ob sie den Tiberius schon bei Lebzeiten des Agrippa geliebt oder wenigstens in ihr Netz zu ziehen gesucht habe, gründet sich zwar auf eine nichts beweisende Stelle im Sueton,*) verdient aber bei näherer Beleuchtung keine Aufmerksamkeit. Nie sind wol zwei Personen in der Welt gewesen, die einander vermöge einer natürlichen Antipathie in einem höhern Grade zuwider sein mußten als die leichtsinnige, arglose und allen ihren Phantasien in der Fröhlichkeit ihres Herzens sich überlassende Julia und der finstere, in sich selbst verschlossene, gravitätische, die behutsamste Weisheit und Moralität in seinem Betragen affectirende Heuchler Tiberius. Suetonius und Dio Cassius stimmen überein, daß er sich nur mit der größten Mühe entschlossen habe, seine Gemahlin Agrippina der Verbindung mit der Tochter August's aufzuopfern. Allein wer den Charakter des Tiberius mit einiger Aufmerksamkeit erwogen hat, wird sich leicht mit mir überzeugen, daß diese Grimassen des abscheulichen Menschen blos zur Absicht hatten, dem August Staub in die Augen zu werfen und ihn glauben zu machen, als ob er dem tugendhaften, von allen ehrgeizigen Wünschen weit entfernten Tiberius für das Opfer seiner ehelichen Zärtlichkeit zu Agrippinen noch große Verbindlichkeiten schuldig sei. Ganz gewiß kostete dieses Opfer dem gefühllosen Menschen sehr wenig; ganz gewiß war damals nichts, was seinem Ehrgeiz mehr schmeichelte, als sich an den Platz eines Agrippa erhoben zu sehen; aber er haßte oder liebte Julien darum weder mehr noch weniger, und wenn er (wie natürlich und von einem Menschen, dessen ganzes Leben eine immerwährende Verstellung war, nicht anders zu erwarten ist) sich stellte, als ob er auf

*) S. dessen Tiberius, Cap. 7. — [Dort heißt es, Juliens Betragen habe den Unwillen des Tiberius erregt, der wohl gemerkt, daß sie noch bei Lebzeiten ihres Mannes seiner begehrt habe, was auch allgemein geglaubt worden. — A. d. H.]

[1]) Juno ist die Göttin der Ehe. — A. d. H.

seiner Seite alle Pflichten, die ihm diese neue Verbindung auflegte, aufs Pünktlichste zu erfüllen gedenke, so hätte sich doch Suetonius dadurch nicht verleiten lassen sollen, zu sagen, er habe anfänglich mit Julien einträchtig und in wechselseitiger Liebe gelebt; denn man muß nichts Ungereimtes sagen. Es war ebenso unmöglich, daß Julia den Tiberius hätte lieben sollen, als daß Tiberius irgend etwas hätte lieben können. Indessen ist leicht zu glauben, daß Beide eine Zeit lang den äußerlichen Wohlstand gegen einander beobachtet haben werden, und dies ist bei Personen von ihrem Rang Alles, was man gewöhnlich zu verlangen pflegt. Wäre Augustus nicht von Livien wie durch den Zauber eines unwiderstehlichen Talisman's beherrscht worden; hätte er bei der Wahl eines dritten Schwiegersohnes sich, anstatt durch den Einfluß dieses Ulysses im langen Rocke (wie sie ihr eigener Urenkel Caligula nannte)[1]) vielmehr durch die Neigung seiner Tochter, ja durch seine eigene leiten lassen: so würde er vielleicht den Sohn des Triumvir Antonius, Julus Antonius, der vor allen andern jungen Römern von der ersten Classe seine Hoffnungen bis zu der Tochter August's zu erheben berechtigt war, jedem Andern vorgezogen haben. Er selbst hatte diesen jungen Mann, der an Geburt, Reichthum und persönlichen Vollkommenheiten Wenige seinesgleichen sah, um sich in ihm mit dem Schatten seines Vaters auszusöhnen, mit Beweisen seiner Huld überhäuft; und Julia hatte schon seit einigen Jahren eine Neigung zu ihm gefaßt, die sich endlich in Leidenschaft verwandelte und Beiden verderblich wurde. Warum wurde nun auf Juliens eigene Wünsche gar keine Rücksicht genommen? warum mußte sie sich, auch als die Wittwe des Agrippa und die Mutter zweier junger Cäsarn, noch immer wie einen bloßen Handlungsartikel des Cäsarischen Hauses tractiren lassen? warum einem Menschen aufgedrungen werden, den sie verabscheute, und der aller Wahrscheinlichkeit nach schon am Vermählungstage mit Anschlägen umging, wie er sie zu Grunde richten wollte? Würde wol, wenn ihre Mutter Scribonia ihren Platz der ehrgeizigen Livia nicht hätte abtreten müssen, jemals nur die Rede von Tiberius gewesen sein? Und ist es billig, der unglücklichen Julia daraus, daß sie ein Herz hatte, das sich den grenzenlosen Entwürfen der Neronen nicht aufopfern lassen wollte, ein so großes Verbrechen zu machen?

Man kann sich bei einem so falschen und schlauen Men-

---

[1]) Suet., Calig., 23. — A. d. H.

schen wie Tiberius darauf verlassen, daß er es nicht war, der jemals gegen Augustus Klagen über seine Tochter führte; aber man darf es ihm auch zutrauen, daß er die Kunst besaß, einer Frau von Juliens Lebhaftigkeit und Leichtsinn mit allem kalten Blute von der Welt tausend Mortificationen zu geben, die nur von ihr bemerkt und gefühlt wurden, und daß es ihm in wenig Jahren glückte, sich so sehr von ihr verabscheuen zu machen, als er nur wünschen konnte. Aber was für sie das Schlimmste war, mit einem Manne von diesem Schlage mußte eine Frau von dem ihrigen in den Augen der Welt immer Unrecht haben.

Tiberius beklagte sich noch immer nicht; aber ehe man sich's versah, bat er sich von August, abwesend (damit es zu keiner nähern Explication kommen könnte), die Erlaubniß aus, sich nach Rhodus zurückziehen zu dürfen — ein Schritt, der den August, wiewol er ihm seine Bitte zugestand, ebenso sehr befremdete, als es das ganze römische Publicum intriguirte, die wahre Ursache davon zu errathen. Einige schrieben diesen Schritt auf Rechnung seiner Staatsklugheit: er wollte, sagten sie, den jungen Cäsarn, Juliens Söhnen — die nun die Jünglingsjahre angetreten hatten, zu Fürsten der Jugend erklärt und zu Consuln designirt worden waren, kurz, als Söhne und präsumtive Nachfolger August's eine öffentliche Rolle zu spielen anfingen und von den Römern bis zur Ausschweifung geliebt wurden — aus dem Wege gehen und der ganzen Welt zeigen, wie entfernt er von dem Gedanken sei, sich des Ansehens seiner Mutter und seiner eigenen bisherigen Vielvermögenheit und Wichtigkeit im Staate zum Nachtheile der Enkel seines Stiefvaters überheben zu wollen. Andere setzten den geheimen Beweggrund hinzu, August selbst habe ihn merken lassen, er würde es gern sehen, wenn er sich von Rom entfernte. Noch Andere glaubten, Tiberius habe dadurch sein Mißvergnügen, daß er nicht auch in die Familie der Cäsarn aufgenommen worden, zu erkennen geben wollen. Endlich fehlte es auch nicht an Solchen, die keinen andern Beweggrund dieser plötzlichen Entfernung von den Geschäften und von Rom sahen, als daß ihm Julia und ihr Betragen gegen ihn unausstehlich geworden sei. Selbst der tiefsehende Tacitus[1]) will keinen andern zulassen, wie wahrscheinlich es auch immer ist, daß ein so argwöhnischer Mann als Tiberius an August,

[1]) Ann., I. 53. — A. d. H.

dessen Zuneigung zu seinen Enkeln damals in ihrer größten Lebhaftigkeit war, einige Veränderungen zu bemerken glauben mochte, die es rathsam machten, sich so lange zurückzuziehen, bis man seine Abwesenheit fühlen und selbst wieder nach ihm verlangen würde. Aber die Ursache, die in seinem und seiner würdigen Mutter Herzen am Allertiefsten lag, war wol diese: daß die Zeit nun immer näher kam, wo die Mine, die man der unglücklichen Julia grub, springen sollte, und daß die Gegenwart des Tiberius aus mehr als einem Grunde dabei unschicklich gewesen wäre.

Ich habe — da es meine Absicht nicht ist, Julien für unschuldiger auszugeben, als sie war — schon so viel von der Flüchtigkeit ihrer Sinnesart und der Lebhaftigkeit ihrer Leidenschaften zugestanden, daß man nichts natürlicher finden wird, als daß sie ihren Liebeshandel mit dem Sohne des Antonius mit zu wenig Vorsicht getrieben haben werde, um der Nachrede nicht so viel Stoff zu geben, als ihre geheime Feindin nur immer wünschen konnte. Julia, die sich nur zu oft erinnerte, daß sie August's Tochter war, that sich in ihrer Lebensweise um so weniger Zwang an, da sie sich schon seit geraumer Zeit alles nähern Umgangs mit ihrem Gemahl entschlagen hatte und aus ihrem Abscheu gegen ihn kein Geheimniß machte. Wie weit sie in dieser Freiheit gegangen sei, läßt sich, da alle alten Autoren, die von ihr sprechen, sich nur in mehr oder weniger starken allgemeinen Redensarten ausdrücken, mit keiner Zuverlässigkeit bestimmen. Ich begnüge mich also zu sagen: daß, wenn auch ihre ganze Schuld in bloßen Unbesonnenheiten bestanden hätte, ihre Feinde doch nach der Art und Weise, wie ihr der Proceß gemacht wurde, ebenso leicht die schändlichsten Verbrechen daraus hätten machen können. Wäre dieser Proceß vor dem ordentlichen Richter gesetzmäßig geführt worden, so würde vermuthlich eine Sache, wobei die Ehre des erhabensten Hauses der damaligen Welt so unmittelbar betroffen war, von den Geschichtschreibern für wichtig genug gehalten worden sein, in einer umständlichern und genugthuenden Erzählung auf die Nachwelt gebracht zu werden. Aber die Sache wurde so summarisch oder vielmehr so tumultuarisch behandelt, daß bis auf den heutigen Tag Niemand mit Gewißheit sagen kann, ob auch nur ein einziges Verbrechen, das eines solchen Lärms und solcher Strafen würdig gewesen wäre, auf Julien und ihre Mitschuldigen hinlänglich erwiesen worden sei.

Das Ungewitter brach im Jahre 752 über sie aus. „Augustus (so erzählt uns Dio Cassius diesen Handel im zehnten Abschnitt des fünfundfunfzigsten Buchs seiner Geschichte), der zwar schon zuvor vermuthete, daß seine Tochter nicht ordentlich lebe, es aber doch immer nicht glauben wollte, erfuhr, daß sie in der Ungebundenheit so weit gegangen sei, sogar das Forum und die Rostra zum Schauplatz nächtlicher Schmäuse und Gelage zu machen, und gerieth darüber in den heftigsten Zorn.“ Und wer war denn wol in ganz Rom Der- oder Diejenige, die sich hätten einfallen lassen, um eines an sich so wenig bedeutenden Excesses willen die so allgemein geliebte Tochter August's, die Mutter der jungen Cäsarn, die vom Volke beinahe angebetet wurden, bei ihrem Vater so heftig zu verklagen — wenn es nicht die weise und tugendhafte Livia war, die am Besten wußte, wo man den alten Herrn berühren mußte, um ihn schreien zu machen, wie äußerst empfindlich er über den Punkt des Wohlstandes und der Würde seines Hauses war, und wie wenig er es ertragen konnte, daß eine Person, die ihn so nahe anging, sich unziemliche Freiheiten gegen gute Zucht und Ordnung herausnehmen sollte? Wer anders als Livia hätte eine solche Angabe wagen dürfen? Wer hatte ein so großes Interesse, Julien aus dem Herzen ihres Vaters zu vertilgen? Wer hatte das Herz dieses in seinen Leidenschaften so unmäßigen Mannes mehr in seiner Gewalt als Livia? Und wer sonst als Livia konnte — seitdem kein Agrippa, kein Mäcenas mehr lebte, der ihn bald wieder zu sich selbst und auf die einzige Maßnehmung, die in diesem Falle schicklich war, gebracht haben würde — sich sicherer versprechen, ihn in der ersten Hitze zu Schritten treiben zu können, die er, wenn er sie auch lebenslänglich bereuen würde, doch nie, ohne sich selbst zu entehren, zurückmachen könnte?

Eine Frau, deren erste Triebfeder die Herrschsucht ist, ist eines jeden Verbrechens fähig. Zwischen Livien und dem Throne der Welt war Niemand mehr als Julia und ihre Söhne. August hatte bereits über sechzig Jahre und versprach kein so hohes Alter, als er wirklich erreichte. Livia, die über ihren Sohn Alles zu vermögen hoffte, hatte hingegen gutes Vertrauen zu ihrem Genius, noch eine lange Reihe von Jahren als Julia Augusta die Welt regieren zu helfen. Aber da stand ihr eine andere, so viel jüngere Julia im Wege, die ein unbestrittenes Recht hatte, sobald Augusten etwas Menschliches begegnete,

mit ihrem Sohne Cajus Cäsar den erhabenen Platz einzunehmen, den Jene sich selbst und ihrem geliebten Tiberius so anständig fand.

Diese fatale Julia mußte also aus ihrem Wege geschafft, mußte bei Augusten, beim Senate, beim Volke, bei der ganzen römischen Welt so arg angeschwärzt, so unwiederbringlich beschimpft und entehrt werden, daß künftig gar nicht mehr die Rede von ihr sein könnte. Es war keine Zeit dabei zu verlieren. Man ergriff also die erste Gelegenheit eines ziemlich öffentlichen Scandals, welches Julia und der muthwillige Hof, den sie um sich zu haben pflegte, durch eine vermuthlich aus irgend einer besondern Veranlassung vorgenommene nächtliche Schwärmerei der ganzen Stadt gegeben hatte. Ich überlasse es meinen Leserinnen selbst, sich die Miene, die Geberden, den bestürzten Ton, die stockenden Vorreden, die heuchlerischen Weigerungen — einen Gemahl, einen Vater mit so schrecklichen Entdeckungen von den Schandthaten seiner einzigen unwürdigen Tochter nicht ums Leben bringen zu wollen — kurz, alle die Kunstgriffe sich vorzustellen, deren eine Livia fähig ist, um in den Augenblicken selbst, wo sie dem Gemahl und der Tochter den giftigsten Dolch im Herzen umkehrt, sich die Miene einer zärtlichen Gattin und Mutter zu geben, die unglückliche Beklagte durch die Art, sie zu entschuldigen, noch schuldiger scheinen zu machen und den aufgebrachten Richter, selbst indem man ihn zu besänftigen sucht, noch mehr aufzubringen. Alles, was seit zwanzig Jahren her gegen Julien gesammelt worden war, alle Blößen, die sie durch ihre Unvorsichtigkeit gegeben hatte, Alles, was in ihrem Betragen zweideutig, an ihrem Putze zu kokett, in ihren Manieren oder Reden zu frei war, ihre Vertraulichkeit mit jungen Mannsleuten, denen man über einen gewissen Punkt Alles zutrauen konnte, ihre wahren oder vermutheten oder nur angeschuldeten Liebeshändel mit einem Sempronius Gracchus, einem Julus Antonius, einem Crispinus, Appius Claudius, Scipio u. s. w. — Alles wurde in das verhaßteste Licht gestellt, Alles geltend gemacht, das Abscheuliche des öffentlichen Unfugs, der das Fundament der Klage ausmachte, zu erhöhen. August erstaunte, wie es möglich gewesen sei, daß die väterliche Liebe ihn so lange bei offnen Augen habe verblenden können; er gerieth in die heftigste Wuth, faßte die rascheſten Entschlüsse — aber er hatte noch nicht das Aergste gehört. Die für sein theures Leben so

zärtlich besorgte Livia sparte ihm noch eine schrecklichere Entdeckung auf. „Das geheime Verständniß seiner unwürdigen Tochter mit seinem undankbaren Günstling Julus Antonius hatte aller Wahrscheinlichkeit nach, oder vielmehr nur allzu gewiß, tiefere, abscheulichere Absichten. Von einem Weibe, das schon längst alle Scham abgeschworen hatte, von einem jungen Ehrsüchtigen, in dessen Adern das wilde Blut des Antonius und der Fulvia schäumte, konnte, mußte man das Aergste erwarten. Eine abscheuliche Verschwörung gegen Augustus selbst — ihre Zunge erstarrte, es auszusprechen — aber man hatte die stärksten Anzeigen — nur nicht gar redende Beweise — es war keine Zeit zu verlieren — man mußte sich der Schuldigen unverzüglich bemächtigen und einer so gefährlichen Schlange wie Julia, einem beim Volke so beliebten Mitschuldigen wie Julus Antonius keine Zeit lassen, sich in Verfassung zu setzen."

Man wird mich fragen, welcher Gott oder Genius mir diese geheime Scene zwischen Livien und August geoffenbart habe. Ich gestehe gern, daß weder der schändliche Schmeichler des Tiberius und der Livia, Paterculus — noch Suetonius, der diese ganze, doch wahrlich nicht triviale Katastrophe der Familie Cäsar's nur in wenigen Zeilen berührt und von Julus Antonius gar nichts sagt — noch Tacitus, der ebenso wenig von dem Letztern weiß — noch Dio, der noch kürzer ist, am Glimpflichsten von Julien spricht und von dem Complot (wovon der Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste als von einem ausgemachten historischen Factum so viele Worte macht) nichts weiter sagt, als daß es ihm habe zur Last gelegt werden wollen — Keiner von diesen Allen hat sich auch nur einfallen lassen, die Diva Julia Augusta in diese Tragödie einzumischen. Aber in Sachen dieser Art kenne ich keinen bessern Genius, um uns auf die Spur der Wahrheit zu bringen, als denjenigen, der uns fähig macht, nach Vergleichung aller gegebenen Umstände uns so lebendig als möglich in die Entstehung einer Begebenheit und in den Geist, den Charakter und das Interesse der handelnden Personen hineinzudenken und, wo die Geschichtschreiber uns im Dunkeln lassen oder verwirren, im Reiche der Wahrscheinlichkeiten die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen sich eine geschehene Sache am Deutlichsten begreifen läßt. Von Julien läßt sich Alles glauben, wozu flüchtiges Blut, leichter Sinn, ein warmes Temperament und ein Ueberfluß an Gesundheit

eine junge Person von hohem Stande, guter Erziehung und glänzenden Glücksumständen bringen können; aber solche Abscheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater in seiner Anzeige an den Senat Schuld gegeben wurden,*) sind nur alsdann zu glauben, wenn sie aufs Schärfste bewiesen worden sind. Wer hingegen von einer Frau, die für ihre eigene und ihres Sohnes Ambition Alles zu unternehmrn fähig war, einer Frau, die man in sehr wahrscheinlichem Verdacht hatte, den Tod des Marcellus, der jungen Cäsarn und zuletzt des Augustus selbst befördert und beschleunigt zu haben, um dem Ungeheuer, womit sie die Welt belästigt hatte, den Weg zur Regierung zu öffnen — wer von einer solchen Frau vermuthet, daß sie auch Julien und ihre Freunde ihrem herrschsüchtigen Plane aufgeopfert habe, zumal wenn sich das Geschehene ohne diese Voraussetzung kaum als möglich denken läßt — der kann schwerlich beschuldiget werden, daß er seiner Einbildungskraft mehr erlaube, als billig ist. Warum, wenn Livia nicht die geheime und erste Bewegerin aller dieser tragischen Begebenheiten war, warum wurde Alles so übereilt und unförmlich betrieben? warum wurde nicht Sorge getragen, daß Welt und Nachwelt sich von der Gerechtigkeit eines so strengen Verfahrens gegen die Beschuldigten überzeugen könne? warum war Augustus Richter in seiner eigenen Sache? und warum wurde Julus Antonius so eilfertig und ingeheim aus der Welt geschafft?

Man kann sich vorstellen, was für eine Wirkung es im Senat machen mußte, als ein Quästor in voller Versammlung ein Notificationsschreiben des Imperators ablas, worin dieser dem Senat mit der Beredsamkeit eines wüthenden Zorns alle die Schändlichkeiten seiner Tochter entdeckte, die ich in der Note aus dem Seneca angeführt habe, und vermuthlich auch zugleich anzeigte, wie er diese Unthaten an ihr und ihren Mitschuldigen zu bestrafen für gut befunden habe; denn daß in dieser ganzen Sache gesetz- und ordnungsmäßig verfahren worden sei, davon findet sich nirgends eine Spur. Was mußten sie von ihrem beinahe schon in seinem Leben vergötterten Augustus denken, der ohne alle Noth und gegen

*) Sie sind so, daß sie sich nur auf Lateinisch sagen lassen: „Admissos gregatim adulteros, pererratam nocturnis comissationibus civitatem, forum ipsum ac rostra in stupra placuisse, quotidianum ad Marsyam concursum, cum ex adultera in quaestuariam versa jus omnis licentiae sub ignoto adultero peteret.“ Seneca, De Benef., VI. 32.

allen Menschensinn die Schande seines eigenen Hauses, wovon man, wenn sie auch bekannt gewesen wäre, kaum zu murmeln sich erkühnt hätte, eigenhändig und schriftlich dem römischen Senat und dem ganzen Erdkreise kund und zu wissen that! Ohne Zweifel erkannte ein Jeder in diesem unnatürlichen Verfahren die schwere Hand einer Stiefmutter, die dem Hause Cäsar's Verderben drohte; aber so gebrochen war schon in diesen Zeiten der ehemalige römische Geist, daß es Niemand wagte, sich durch eine Vorbitte verdächtig zu machen, geschweige gegen das Verfahren selbst etwas einzuwenden.

Julia wurde in die kleine Insel Pandataria (jetzt Santa Maria), unweit Ischia, verbannt und mit einer empörenden Härte behandelt. Der einzige Trost, der ihr in dieser grausamen Verwandlung ihres Schicksals gegönnt wurde, war, daß es Scribonien erlaubt wurde, ihrer unglücklichen Tochter freiwillig ins Elend zu folgen.

Nach einiger Zeit, sagt Seneca, ließ sich's Augustus nicht wenig gereuen, daß er in der ersten Hitze (ein brausender Jüngling von — zweiundsechzig Jahren) so weit gegangen und dessen, was er seiner Würde und der Ehre seines Hauses schuldig war, so gröblich vergessen hatte, und da soll ihm sogar die Ausrufung entfahren sein: „Von dem Allen wäre mir nichts begegnet, wenn Agrippa oder Mäcenas noch lebten!“ Livia war wol nicht zugegen, wie er diese Worte von sich hören ließ, aber sie war zu gut bedient, als daß sie ihr unbekannt geblieben sein sollten; und man kann sich leicht vorstellen, ob sie irgend etwas vergessen haben werde, was den ohnehin von Natur grausamen Alten in der Partei, die er nun einmal gegen seine Tochter ergriffen hatte, bestärken konnte. Er blieb also selbst gegen die dringenden Bitten des Volkes um Juliens Zurückberufung um so unerbittlicher, je unangenehmer es der stolzen Livia sein mußte, ihre verhaßte Rivalin so allgemein geliebt und so öffentlich bedauert zu sehen. Alles, was endlich von ihm zu erhalten war (und auch dies erst, nachdem er seine Tochter fünf Jahre lang in dem elenden Pandataria hatte schmachten lassen), war, daß er ihr einen etwas erträglichern Aufenthalt zu Reggio anwies, ohne auf die immer bis zum Ungestüm wiederholten Bitten des Volkes, ihr gänzlich zu verzeihen und sie nach Rom zurückzuberufen, eine andere Antwort zu geben, als daß er den Römern öffentlich solche Weiber und Töchter wünschte.

Wenn noch ein Zweifel möglich wäre, daß Livia und ihr Sohn die geheimen Beweger der ganzen Maschinerie, wodurch

Julia zu Grunde gerichtet wurde, waren, so müßte er verschwinden, sobald man hört, wie Tiberius sich benahm, als die Nachricht nach Rhodus kam, was sich mit seiner Gemahlin zugetragen habe, und daß seine Ehe mit ihr von Augustus aus eigener Machtgewalt aufgelöset worden sei. Er stellte sich, als ob er von allen diesen Begebenheiten nicht die geringste Ahnung gehabt habe, affectirte, sehr betrübt darüber zu sein, und ermüdete den August mit den Vorbitten, die er in allen seinen Briefen für sie einlegte. Wenigstens, bat er, möchte er ihr doch Alles lassen, was er, Tiberius, ihr jemals geschenkt hätte, um doch ihr trauriges Schicksal in etwas zu erleichtern. Aber wie ernst es ihm mit allen diesen Grimassen gewesen sei, bewies er, sobald er nach August's Tode zur Regierung kam. Der hartherzige Vater hatte der Unglücklichen eine kleine Pension, wovon sie nothdürftig leben konnte, ausgeworfen, die ihr, so lange er selbst lebte, richtig bezahlt wurde. Tiberius Cäsar ließ es eine der ersten Handlungen seiner Regierung sein, diese Pension — einzuziehen; er nahm ihr überdies noch ein kleines Eigenthum, das ihr der Vater gelassen hatte, schloß sie zu Reggio in ein Haus ein, woraus ihr kein Schritt zu thun erlaubt war, verbot allen Menschen, Umgang mit ihr zu haben, und ließ sie in diesen Umständen, nachdem er sie durch die Ermordung ihres dritten Sohnes, Agrippa Posthumus, ihrer letzten Hoffnung beraubt hatte, im Jahre 767 vor Elend und Mangel umkommen.

Die schönen Lehren, welche sich Leichtsinn und gutes Herz aus dieser Geschichte ziehen können, machen sich zu leicht von selbst, als daß ich mich dabei aufhalten sollte. Ich würde zufrieden sein, wenn dieser kleine Versuch die Wirkung hätte, das Andenken Juliens von der Schande, womit es siebzehnhundert Jahre lang so unbilligerweise belastet worden ist, zu erleichtern und einen Theil derselben auf die erhabene Livia zu wälzen,[1]) die mit aller ihrer Rechtfertigkeit in den Augen aller guten Menschen eine ganz andere Sünderin war als die schöne und unglückliche Julia, und wenn sie auch (was doch ohne allen Grund von Einigen vermuthet wird) die Corinna des leichtfertigen Ovidius gewesen wäre.[2])

---

[1]) Vgl. Wieland's Zweites Göttergespräch, Werke, Th. IX. S. 16 ff. — A. d. H.

[2]) Man hat darin den Grund seiner Verbannung finden wollen. — A. d. H.

Faustina die Jüngere.[1]

Und auch Du, schöne Faustina, auch Du möchtest in besserm Andenken bei der späten Nachkommenschaft dieser Markomannen, Quader und Hermundurer stehen, die Dein erhabener Gemahl so oft besiegte und nie bezwang? Auch Du verlangst eine Ehrenrettung?

Wer könnte diesem arglosen, offnen, Liebe athmenden Gesichte etwas abschlagen? Ich, mit dem Du blos durch Dein kaltes Gipsbild sprichst, ja, ich begreife, ich fühle es, daß es unmöglich sein müßte, Nein zu Dir zu sagen.

Auch Dir, Schönste unter allen Augusten des alten Rom's, haben die Lästerzungen Deiner eigenen Zeit und die undenkenden Zusammenstoppler der unsrigen übel mitgespielt! Aber gewiß hat keiner von diesen Unglücklichen weder Dich selbst noch Deine Büste gesehen!

Wer könnte bei diesen sanften, gutartigen Zügen, bei dieser beinahe kindlichen Unwissenheit, daß etwas Süßes schädlich, etwas Angenehmes unrecht sein könne, die aus Deinem ganzen reizvollen Gesichte spricht, Arges von Dir denken? Wer könnte so unbillig sein, Dich dafür zu bestrafen, daß die Weisheit vielleicht zu wenig, die Grazien beinahe zu viel für Dich gethan haben?

Doch schon dieses vielleicht ist mehr, als irgend ein Zweifler zum Nachtheil der schönen Faustina beweisen könnte; es wäre denn, daß es — um den Ruhm einer Tochter des

[1] Teutscher Merkur 1790, I. S. 19—26 („Faustina. Ein Seitenstück zu Aspasia und Julia im Historischen Kalender für Damen 1790"). Von Wieland als dritte der Ehrenrettungen nach Aspasia und Julia in den vierundzwanzigsten Band der Werke aufgenommen. — A. d. H.

Antoninus Pius, einer Gemahlin des Marcus Aurelius, auf immer zu vernichten — genug wäre, wenn so ein Erdensohn wie Julius Capitolinus oder ein historischer Romanschreiber wie Serviez ohne Beweis, ohne Wahrscheinlichkeit, ja sogar gegen die entscheidende Stimme eines unverwerflichen Zeugen so viel schändliche Dinge von ihr sagte, als er Lust hätte.

Es wäre mehr als unbillig, wenn wir einem elenden Volksgerüchte (denn dies ist doch der einzige Grund, worauf die Verleumdungen beruhen, womit das Andenken der schönen Faustina befleckt worden ist) so viel Gewicht beilegen wollten, daß ein bloßes „Es ging die Rede"*) in einer Sache, wo der stärkste gerichtliche Beweis kaum zureichend ist, statt alles Beweises dienen könnte.

Das in jeder Betrachtung unwahrscheinliche Vorgeben des Dio Cassius, als ob Faustina die Empörung des Avidius Cassius gegen ihren Gemahl nicht nur heimlich befördert habe, sondern sogar die Anstifterin derselben gewesen sei, hat schon der römische Senator und Consul Vulcaz in seinem Leben des Avidius so gut widerlegt, daß es Ueberfluß wäre, hier mehr davon zu sagen.

Aber als eine Probe, wie weit in jenen guten Zeiten der Antonine die Freiheit des gemeinen Volkes, von seinen Fürsten Alles zu schwatzen, was ihm einfiel, gehen durfte, und was die Einen zu lügen und die Andern zu glauben fähig waren, sei mir erlaubt, dieses einzige Beispiel anzuführen. Faustina, sagte man, sah einsmals einen Trupp Gladiatoren vorbeiziehen und verliebte sich in einen von ihnen so heftig, daß sie krank davon wurde und sich zuletzt genöthiget fand, ihr Anliegen ihrem Gemahle zu entdecken. Der Kaiser brachte die Sache vor die Chaldäer. Diese weisen Meister gaben ihm den Rath: er sollte den Gladiator abwürgen lassen, Faustina sollte sich in dem warmen Blute desselben baden und unmittelbar darauf ihrem Gemahl beiliegen. Der Rath wurde befolgt, die Kaiserin fand sich von ihrer Liebeskrankheit entledigt, wurde schwanger, gebar aber anstatt eines Prinzen einen — Gladiator, und so erklärte sich das Volk die Möglichkeit, wie von Marcus Aurelius und Faustinen ein Commodus habe entspringen können.

*) Sermo erat, sagt Capitolinus im Leben des Kaisers Lucius Verus, Cap. 10.

Capitolinus gesteht zwar, daß er diese schöne Geschichte für ein Märchen halte; hingegen erröthet er nicht, Faustinen eines Geschmacks an Bootsknechten und Gladiatoren zu beschuldigen, der sich kaum von einer Messalina, und auch von dieser nur, weil sie die Gemahlin eines Claudius war, denken läßt. Ja, was beinahe noch ärger ist, er schämt sich nicht zu glauben, es habe Leute gegeben, die sich unterstanden hätten, dem Kaiser Marcus Aurelius zu rathen, er sollte Faustinen wenigstens verstoßen, wenn er sie ja nicht umbringen lassen wollte, und der Kaiser habe ihnen geantwortet: „Wenn wir unsre Gemahlin verstoßen, so müssen wir auch ihre Mitgift (nämlich das Reich) zurückgeben." Als ob ein Mann von seinen Grundsätzen sich jemals hätte einfallen lassen können, das römische Reich für ein Eigenthum des Antoninus Pius zu halten, das dieser seiner Tochter habe mitgeben können; oder als ob Marcus dadurch Kaiser geworden sei, weil er Faustinen geheirathet, und nicht vielmehr umgekehrt blos darum Antonin's Schwiegersohn geworden sei, weil er zu seinem Nachfolger am Reiche erklärt war!

Wer einen Marcus Aurelius so reden lassen kann, wie sollte Der Glauben verdienen, wenn er eine Faustina unter die verächtlichsten Creaturen ihres Geschlechtes herabwürdigen will? Wie konnte der Mann so bald wieder vergessen, daß er selbst kurz vorher als ein trauriges Loos der Fürsten angemerkt hatte, „daß keiner von ihnen hoffen dürfe, von bösen Nachreden verschont zu bleiben, da sogar Marcus sich habe nachsagen lassen müssen, daß er seinen Bruder Lucius Verus vergiftet habe"?

Doch warum halte ich mich bei diesen negativen Beweisen der Unschuld der schönen Faustina auf, da ich einen Zeugen derselben aufstellen kann, dessen positive Aussage von solchem Gewichte ist, daß sie kaum die Möglichkeit eines Zweifels übrig läßt? Wer hatte mehr Gelegenheit, Faustinen kennen zu lernen, und wer war geschickter, richtig von ihr zu urtheilen, als Marcus Aurelius selbst? Würde Dieser, wenn er auch nur die geringste Ursache gehabt hätte, an ihrer Tugend zu zweifeln, in seinem berühmten Denkbuche unter den Glückseligkeiten seines Lebens, wofür er den Göttern den größten Dank schuldig sei, auch diese angeführt haben: „daß ihm eine solche Gemahlin, so gefällig und leicht zu lenken, so zärtlich gegen ihren Mann und ihre Kinder, so einfach, genügsam und

kunstlos in ihrem Betragen und in Allem, was ihre Person angehe, zu Theil geworden sei"?*) Was in aller Welt hätte ihn bewegen können, in einem blos zu seinem eigenen Gebrauch geschriebenen Denkbuche so von seiner Gemahlin zu schreiben, wenn er nicht aus Gefühl und Ueberzeugung geschrieben hätte? „Er wußte Faustinens liederliche Aufführung nicht, oder er dissimulirte sie," sagt Capitolinus. Wie hätte er, der gewiß nichts weniger als ein schwacher Mann war, sich so unbegreiflich in dem Charakter einer Person irren können, die so selten von seiner Seite kam, ihn sogar auf seinen Feldzügen begleitete, sogar im Lager bei ihm lebte? Und, falls etwas zu dissimuliren war, wer dissimulirt gegen sich selbst?

Ich müßte mich sehr irren, oder der Charakter, den der Kaiser Marcus seiner Gemahlin beilegt, und weswegen er sich selbst in ihrem Besitz glücklich preiset, kann nicht der Charakter einer Frau sein, die sich zu Cajeta Bootsknechten und Gladiatoren preisgiebt; und wenn ich sehe, wie schön ihr Brustbild Zug für Zug das Bild bestätiget, das der Mann, der sie am Besten kennen mußte, von ihrer Sinnesart und ihren Sitten macht, und wie auffallend es hingegen von Messalinens Bildniß absticht, so könnte ich mich ebenso leicht bereden lassen, daß Marcus seinen Bruder vergiftet habe, als daß Faustina mit einem solchen Charakter und einer solchen Physiognomie eine zweite Messalina gewesen sei.

Wenn nach einer so vollgiltigen Wahrscheinlichkeit noch etwas nöthig wäre, das Uebergewicht gänzlich zum Vortheil der liebenswürdigen Faustina zu entscheiden, so wären es, dünkt mich, die außerordentlichen Ehrenbezeigungen, die ihr der römische Senat nach ihrem Tode erwies. Er ließ ihr nicht nur neben ihrem Gemahl in dem Tempel der Göttin Rom eine silberne Bildsäule, sondern auch einen Altar errichten, auf welchem alle römischen Jungfrauen an ihrem Hochzeittage opfern mußten. Auch veranstaltete er, daß, so oft der Kaiser ins Theater kam, eine auf einem Lehnstuhle sitzende goldene Bildsäule der Faustina auf den ersten Platz, da, wo sie in ihrem Leben zu sitzen pflegte, gesetzt wurde, und die vornehmsten römischen Damen ihr zur Seite saßen.**)

Und dies that eben der Senat, der den Muth gehabt hatte, sich der Vergötterung des Kaisers Hadrianus zu widersetzen!

*) Marc. Aurel., L. I, zu Ende.

**) Dio Cassius, B. LXXI. Cap. 31.

that es in den freien glücklichen Zeiten der Antonine, unter der Regierung des mildesten, bescheidensten, popularsten Fürsten, der jemals gewesen ist!

Läßt es sich auch nur als möglich denken, daß dieser Senat — dem eben diese Antonine alle seine Würde wiedergegeben hatten — der Niederträchtigkeit, der allen Begriff übersteigenden Schamlosigkeit fähig gewesen wäre, die öffentliche Ehrbarkeit, die Ehre ihrer Jungfrauen und Matronen, die Ehre des Kaisers und ihre eigene so gröblich zu schänden und von freien Stücken solche öffentliche Beweise der innigsten Liebe und Verehrung an das Andenken einer Person zu verschwenden, deren bloßer Anblick das Auge einer Jungfrau und Matrone verunreiniget hätte, wenn sie das gewesen wäre, wozu die Unbesonnenheit einiger Historienschreiber sie zu machen gesucht hat? Was müßte der römische Senat gewesen sein, um einer zweiten Messalina nach ihrem Tode solche Ehren zu erweisen? oder was der Kaiser Marcus, um es zu dulden?

Man erlaube mir noch hinzuzusetzen: welch ein trauriges Gefühl muß der Gedanke an die unselige Geneigtheit zu verleumden und der Verleumdung Gehör zu geben, die ein so häßlicher Flecken an der menschlichen Natur ist, in einem Jeden erwecken, der nicht auf eine gänzliche Vergessenheit bei der Nachwelt rechnen kann — wenn bloße Sagen und Gerüchte mehr Glauben finden als solche Zeugnisse!

Nachtrag zur Faustina.[1])

Auszug aus einem Schreiben
einer
ungenannten Dame an den Herausgeber.

„T. H. H.

„Darf eine Unbekannte es wagen, Ihnen schriftlich für die Vertheidigung der liebenswürdigen Faustina zu danken, deren Charakter sie nie ohne Unwillen und innigem Bedauern so tief herabgewürdigt sehen konnte, als es bisher von allen Schriftstellern, die sie uns nannten, geschehen ist? Es ging mir wie Ihnen: nie konnte ich den Gedanken an diese Frau mit den häßlichen Beschuldigungen vereinen, von deren Grund ich keine Spur in dem Ausdruck der schönen Physiognomie fand, ebenso wenig, als ich mir den edeln Marcus Aurelius schwach genug denken konnte, den Göttern für den Besitz einer solchen Gemahlin gedankt zu haben. Aber was hatte ich gegen die Autorität der Männer anzuführen, welche so bestimmt ihre Ankläger waren? Ich durfte nur schweigend zweifeln. Durch Ihren Aufsatz sind nunmehr alle Zweifel gehoben; es ist ausgemacht, daß Faustina ein Opfer der Verleumdung und der Leichtgläubigkeit ward. Sie haben Recht: die Neigung, auf das Wort Anderer

[1]) Teutscher Merkur 1790, I. S. 328—332. Die Ueberschrift „Nachtrag zur Faustina" wurde von uns zugefügt. — A. d. H.

so geradezu das Schlimmste von Personen zu glauben, die wir nicht einmal kennen, ist gewiß eine der traurigsten Seiten des menschlichen Herzens. Haben Sie Dank, daß Sie dieses sagten; haben Sie Dank, daß Sie auf eine so überzeugende Art die Ehre der schönen Kaiserin retteten! Mein ganzes Geschlecht sollte Ihnen billig dafür danken; da aber höchst wahrscheinlich sich Wenige darum bekümmern werden, ob eine Frau, die vor mehr als sechzehnhundert Jahren lebte, für ausschweifend lasterhaft oder unschuldig erklärt sei, so erlauben Sie mir, Ihnen nur allein für mich das Gefühl der Zufriedenheit, ja der lebhaften Freude auszudrücken, welche ich empfand, als ich vor wenig Tagen diesen Aufsatz im Teutschen Merkur las. Ich weiß, daß es beinahe unverzeihlich ist — Sie mit unbedeutenden Briefen heimzusuchen, und wenn Sie über meine Zudringlichkeit zürnten, hätten Sie vielleicht Grund genug dazu; denn was geht Ihnen mein Gefühl von Billigkeit, meine Zufriedenheit über die Vertheidigung der Faustina an? Zürnen Sie aber nicht; denn ich bin ein Frauenzimmer und mache mich zum ersten Mal in meinem Leben einer solchen Kühnheit schuldig. Nie beging ich die Thorheit, mich der Aufmerksamkeit berühmter Männer werth zu glauben; nie wagte ich es unter irgend einem Vorwand, einem Gelehrten zu schreiben; nie ließ ich etwas weder in Prosa noch Versen drucken; kurz, ich lasse mir Gerechtigkeit widerfahren und bin in der That eine für die Welt sehr unbedeutende Frau, deren Existenz nur einigen Werth für die wenigen Menschen haben kann, die sie kennen. Sie kennen mich nicht und verlieren auch nichts dabei; erlauben Sie mir nur noch hinzufügen u. s. w. Beurtheilen Sie mich mit Nachsicht, wenn Sie können; können Sie es aber nicht . . . nun, so schützt mich das Incognito, und ich erfahre es nicht, wenn Sie böse werden. Diese Gewißheit — beruhigt mich über die Folgen dieses seltsamen Schrittes, ob ich gleich (im Vertrauen) nicht gern einmal träumen möchte, Sie hielten die Unbekannte für eine thörichte Frau."

Zusatz des Herausgebers.

Ich sehe keinen andern Weg, dieser ebenso bescheidenen als gütigen Unbekannten meine Dankbarkeit für das Vergnügen, so mir ihre Zuschrift und ihre Zufriedenheit mit meiner kleinen

Apologie der schönen Faustina gemacht hat, zu erkennen zu geben, als daß ich diesen Auszug ihres Briefes im Teutschen Merkur abdrucken lasse. Sollten scharfsichtigere Herzenskündiger, als ich bin, finden, daß es Eitelkeit sei, die mich unter der Maske der Dankbarkeit getäuscht habe, so werde ich doch wol nur von Denen ein strenges Urtheil befürchten müssen, die in ihrem Leben nie von dieser Zauberin getäuscht wurden.

Was meine Rechtfertigung der jüngern Faustina betrifft, so erwartete ich nichts Anders, als daß alle Damen, die ihre eigene Unschuld und Gutherzigkeit geneigt macht, auch von Andern das Beste zu denken, entweder bereits auf meiner Seite sein oder durch meinen Aufsatz gewonnen werden würden. Noch mehr, es ist kein Gerichtshof in der Welt, vor welchem Faustina (zumal wenn sie jeden Richter mit ihrer Büste bestäche) ihren Proceß nicht einhellig gewinnen müßte, wofern ihr Ankläger oder der Advocatus Diaboli keine andern und bündigern Beweise als die bisher bekannten beizubringen hätte.

Aber mit Allem dem ist Faustinens Unschuld noch nicht so ganz ausgemacht, als es meine unbekannte Correspondentin zu glauben scheint; und eine gewisse schalkhafte Zweifelsucht, von einem gewissen Unglauben an die Weisheit sehr reizender Damen, zumal wenn diese Damen Kaiserinnen sind, unterstützt, hat noch immer Spielraum genug, die Gründe ihres Sachwalters durch mehr oder weniger scheinbare Einwendungen zu entkräften, so lange nicht auf eine begreifliche Art gezeigt wird, wie und woher die häßliche Nachrede, welche Capitolinus (als Etwas, das ziemlich laut gesagt wurde) auf die Nachwelt gebracht hat, habe entstehen und haften können, wenn Faustina so ganz unschuldig war, als wir es aus Achtung für ihr Geschlecht, aus Respect vor dem weisesten aller Kaiser und — aus Liebe zu ihrer Büste gerne glauben möchten. Irgend eine Veranlassung muß sie immer dazu gegeben haben, wofern es sich auch nur als möglich denken lassen soll, daß selbst der Dämon der Verleumdung von der Tochter des so allgemein geliebten Antoninus Pius, der Gemahlin des allgemein verehrten Marcus Aurelius eine solche Abscheulichkeit habe ausbrüten dürfen oder ihr einigen Glauben verschaffen können.

Eine Dame hat nicht nur eine leichtere Hand, um Fragen von solcher Zartheit aufzulösen, als wir Männer, sondern ist auch vielleicht, da es eine Sache ihres Geschlechts betrifft, geschickter, uns Aufschlüsse über Probleme dieser Art zu geben.

Darf ich es also ohne Unbescheidenheit wagen, die liebenswürdige Unbekannte (gewiß verdient sie dieses Beiwort, da sie so viel Antheil an der schönen Faustina nimmt) aufzufordern, uns ihre Gedanken über diesen Punkt mitzutheilen, der meines Bedünkens nicht unberührt bleiben darf, wenn das Publicum den Proceß der angeklagten Kaiserin für geendigt und ihre Unschuld für entschieden halten soll?[1])

---

[1]) Der Merkur brachte darüber keine weitere Erörterung. Wieland selbst kam in einem Zweiten Göttergespräche darauf zurück. Vgl. auch Peregrinus Proteus, IX (Werke, Th. XXII. S. 83 ff.). — A. d. H.

Literatur.

Ueber zwei metrische Uebersetzungen des Lucrez.

a.[1])

Eine poetische Uebersetzung des Lucrezischen Gedichtes Von der Natur in unsrer Sprache ist vielleicht das größte aller Wagestücke, zu deren Unternehmung die Musen einen höchstbegünstigten Liebling oder die rächenden Erinnyen irgend einen Unglücklichen, qui minxit in patrios cineres aut triste bidental movit,[2]) treiben können. Um sich einen glücklichen Ausgang eines so gefahrvollen Abenteuers versprechen zu können, wäre es wol nicht zu viel, wenn der Unternehmer alle Talente, die in Demjenigen sich zusammenfinden müssen, der den Namen eines Dichters mit Ehre tragen soll, mit einem sehr hellen philosophischen Geiste und mit einer ausgebreiteten, tiefen, aus den Quellen selbst geschöpften Kenntniß der alten, besonders der Epikureischen Philosophie vereinigte. Zu Allem diesem müßte dann noch eine vieljährige vertraute Bekanntschaft mit Lucrezen selbst hinzukommen; eine Bekanntschaft, die nur aus einem unermüdeten Lesen und Studiren seines Werkes entstehen kann. Der Uebersetzer müßte sich, ehe er noch die Hand ans Werk legte, das System, die Vorstellungsart und das Eigene in der Sprache des Lucrez so deutlich und geläufig gemacht haben, daß in dem ganzen Gedichte nichts Dunkles für ihn wäre; er müßte sich auch alle die ungeheuern Schwierigkeiten, mit welchen er wäh-

---

1) Zu einer Probe von I. 1—373. Teutscher Merkur 1792, III. S. 22—44. Die Uebersetzung steht daselbst S. 3—22. — A. d. H.

2) Hor., A. P., 471. 472. — A. d. H.

rend der Ausführung einer solchen Unternehmung zu kämpfen haben werde, sehr deutlich vorgestellt und sich selbst mit aller Kraft, die zu ihrer Besiegung nöthig ist, ausgerüstet gefühlt haben; und wenn nun auch alle diese Bedingungen erfüllt wären, so würde die Ausführung noch immer die Arbeit vieler Jahre sein und die Vollendung derselben bis zum möglichsten Grade der Vollkommenheit vielleicht sein ganzes Leben beschäftigen müssen.

Doch ich bin vielleicht zu streng, indem ich von einem Uebersetzer des Lucrez fordere, was ich an seinem Platze von mir selbst gefordert hätte, und was mich mehr als einmal von dem Gedanken, mir dieses Verdienst um unsre Sprache und Literatur zu machen, zurückgescheucht hat. Denn es fand sich nach einigen gemachten Versuchen, daß ich einem mäßigen Anschlage zufolge ein halbes Jahrhundert zu dieser Arbeit hätte anwenden müssen, wenn ich mir selbst auch nur einigermaßen eine Genüge thun wollte.

So streng scheint nun freilich unser Publicum nicht zu sein! Indessen, wie viele Nachsicht es auch gegen die menschlichen Schwachheiten eines Werkes, das seinen Beifall erlangt hat, tragen mag, so macht es doch an den Uebersetzer irgend eines berühmten Alten, der die Absicht hat, gelesen zu werden, verschiedene Forderungen, die, beim Lichte besehen, nicht viel milder als die meinigen sind; und es macht sie, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwer ihre Erfüllung sei, und ohne irgend eine Entschuldigung gelten zu lassen, die durch die Antwort: „Wer hieß Euch etwas unternehmen, dem Ihr nicht gewachsen seid?" zum Schweigen gebracht werden kann. Es fordert z. B. von Demjenigen, der den Lucrez in Versen übersetzt, daß sich sein ganzes Werk mit Vergnügen, mit Leichtigkeit oder doch nur mit mäßiger Anstrengung des Verstandes lesen lasse, ohne daß man den Uebersetzer, geschweige die saure Mühe, die ihm die Arbeit gekostet, merke. Es fordert daher eine immer richtige und fehlerlose, von den Gesetzen des Sprachgebrauchs nie oder doch nur selten (und auch alsdann nicht um der bloßen Bequemlichkeit des Autors willen) abweichende, reiche, fließende und geschmeidige Sprache, eine immer kräftige, edle, zierliche Diction, ohne Schwulst und Ziererei und von Steifheit ebenso weit entfernt als von jener uneleganten Nachlässigkeit, die nichts als die Eilfertigkeit und Geschmacklosigkeit eines Schriftstellers verräth und ebenso unerträglich ist, als wenn ein

Mensch ungekämmt und ungewaschen, in einem schmutzigen, schlotternden Anzug sich in gute Gesellschaft mengen wollte. Endlich kann sich jeder Uebersetzer eines alten oder neuen Dichters versichert halten, daß die Leser ihm keinen Dank dafür wissen werden, wenn er sich die traurige Mühe giebt, sie mit übel organisirten, hinkenden, unlesbaren und Ohrenzwang verursachenden Hexametern zu unterhalten. Der ungelehrte oder wenigstens unzünftige Theil der lesenden Welt hat so gut Ohren als der strengste Prosodist; und wiewol die meisten Leser dieser Classe keinen deutlichen Begriff von Hexametern haben, so fühlen sie doch sehr gut, ob Wohlklang in den einzelnen Zeilen und Numerus in den Perioden ist oder nicht; der gelehrte Theil hingegen findet es, wie billig, sehr übel, daß Jemand, der keine guten Verse machen kann und nicht Ohr genug hat, zu merken, ob seine Verse schlecht oder gut sind, sich einer Kunst anmaße, wozu er weder von Natur noch durch Unterricht und Fleiß tauglich ist.

Außer diesem großen Publicum giebt es noch ein kleineres, an dessen Befriedigung einem Uebersetzer des Lucrez nicht weniger gelegen sein darf, und dies besteht aus den Gelehrten, die das Original kennen und seinen ganzen Werth zu schätzen wissen. Wenn diese zu schonender Nachsicht gegen die Fehler, die der Dichter

„Entweder übersehn hat oder, weil
Er Mensch wie Andre ist, nicht stets verhütet",[1])

vielleicht geneigter als Andre sind, weil sie die Größe und Schwierigkeit der Unternehmung besser kennen, so ist es auf der andern Seite auch desto schwerer, ihren Beifall zu erhalten, weil sie am Besten wissen, was zu leisten war, und was geleistet werden konnte. Diese fordern von dem Uebersetzer eines Lucrez nicht nur Alles, was Jene verlangen, die nicht sowol eine schöne Copie als ein Aequivalent für das Original erwarten, sie fordern auch Treue und Genauigkeit in der Nachbildung der Gedanken des Autors; sie wollen im Ganzen und im Detail überall, so viel nur immer möglich ist, nicht den Uebersetzer, sondern das Original selbst sehen; und wiewol sie sehr gut wissen, wie viel dem verschiedenen Genius der Sprache sowol als der Rücksicht, die der Uebersetzer auf Geschmack und

[1]) Horaz' „Dichtkunst", 352. 353 nach Wieland. — A. d. H.

Sitten seiner Nation und seiner Zeit zu nehmen hat, zugestanden werden muß, so wollen sie doch den Stil des Originals, das Eigenthümliche des ersten Urhebers, seinen ganzen Geist und wenigstens etwas von seiner individuellen Manier in der Nachbildung wiederfinden.

Ich zweifle sehr, daß der Verfasser der vorstehenden Uebersetzung des Lucrez alle diese Reflexionen gemacht und alle diese Forderungen an sich selbst gethan habe, als er sich zu einer so kühnen Unternehmung gürtete. Was er geleistet hat, liegt nun in dieser Probe vor den Augen aller Kenner und Nichtkenner des Originals. Die Ersten werden, wie ich besorge, ein hartes Gericht über ihn ergehen lassen, Beide aber vermuthlich darin übereinstimmen, daß seine Uebersetzung (vom Ganzen nach dieser Probe zu urtheilen), wie sie auch sonst beschaffen sein möchte, wenigstens diesen wichtigen Fehler habe, daß sie sich nicht lesen lasse. Ich für meinen Theil wünschte indessen, daß die Kolbe der Handlanger der kritischen Gerechtigkeit nicht zu hart auf einen Mann fallen möchte, der schon deswegen Achtung verdient, weil er den Muth hatte, sich an ein Abenteuer zu wagen, dessen bloßer Anblick die Herzhaftesten abzuschrecken fähig ist, und dies unter Berufsgeschäften, die mit den Musen nichts gemein haben — mit sehr wenigen Hilfsmitteln, ohne einen kritischen Freund, ohne irgend eine Aufmunterung von außen — in bloßen Nebenstunden zur Erholung und Uebung seines eigenen Geistes. Ich gestehe, daß diese Umstände und verschiedene Betrachtungen, auf welche ich beim Nachdenken über dieses literarische Phänomen geleitet wurde, mich geneigter machen, dem Verfasser (der mir übrigens von Person ganz unbekannt ist), so viel an mir ist, auf den Weg zu helfen, der ihn zu einem glücklichen Erfolg führen könnte, als ihn von der Fortsetzung einer Arbeit, wozu mir der bloße innere Trieb schon Beruf zu sein scheint, zurückzuhalten.

Es dünkt mich nämlich, die Ursache, warum dieser Versuch so weit hinter meiner Vorstellung von dem, was er sein sollte, zurück ist, liege nicht sowol in der Unfähigkeit des Verfassers als in dem, freilich sehr natürlichen Verlangen, eine Arbeit, deren ungeheure Schwierigkeiten er nur zu sehr fühlte, sich so leicht als möglich zu machen. Unglücklicherweise haben sich seit einiger Zeit verschiedene Versemacher, von einer glänzenden Autorität verführt, das Uebersetzen alter Autoren in Hexameter oder andere reimfreie Versarten durch allerlei eigenmächtige

Dispensationen von den Gesetzen unsrer Sprache, hauptsächlich durch ungewöhnliche, auffallende und theils an sich selbst, theils durch den gar zu häufigen Gebrauch unerträgliche Versetzungen der Worte zu erleichtern gesucht. Unser Unbekannter hat also, was sich Andere, was selbst ein Dichter und Philolog wie Voß (freilich mit mehr Bescheidenheit und Geschmack) sich erlaubte, auch ihm für erlaubt gehalten; und da er aus Erfahrung fand, wie viel leichter ihm nun die sonst so unsäglich mühsame Arbeit, den Lucrez in deutsche Hexameter zu übersetzen, von den Händen ging, so begreift sich leicht, wie es kam, daß er eine poetische Licenz (die, wenn sie in hundert Versen höchstens einmal vorkäme, vielleicht geduldet werden könnte) unvermerkt für ein Privilegium ansah und dadurch das Maß seiner übrigen Versificationssünden so voll machte, daß seine Uebersetzung schon dadurch allein unlesbar wird. Denn welches deutsche Ohr kann eine solche Art zu construiren dulden, wie z. B.

„— — Denn Alles, was ist verweslichen Ursprungs,
Muß der Vergangenheit Alter || lange schon haben verzehret:
Aber wenn Alles, was ist, aus dem, was war, erneuert,
Stets fortdauert: so muß von Natur es sein unverweslich;
Also kann kein Wesen || kehren ins Nichts zurücke;"

oder:

„Nun, wolan, weil gelehret ich habe, nichts könn' erschaffen
Werden aus Nichts, noch kehren ins Nichts das Geschaffne zurücke,
So vernimm, auch welche Körper — — —
Dennoch, wie bekennen Du mußt, sind wirklich vorhanden."

Ueberhaupt hat der Ungenannte in allen Arten der Vergehungen gegen die Regeln der schönen Organisation des Hexameters, z. B. in Versen, die in der Mitte in zwei Halbverse zerfallen (dergleichen hier in vier Zeilen zwei vorkommen), in Vernachlässigung des schönen Verhältnisses der kleinern Einschnitte und des symmetrischen Baues der Perioden, in willkürlicher Correption und Production der Silben, ohne Rücksicht auf den Accent u. s. w., so viele zum Theil ansehnliche und hochbelobte Vorgänger, daß es ihm (unter vorausbedungener Besserung) zu verzeihen ist, wenn er solchen Mustern sicher folgen zu dürfen wähnte. Aber aus allen diesen Licenzen gegen Sprachgebrauch, Prosodie und Versekunst zusammengenommen, mußte natürlicherweise eine Versification herauskommen, die man gerne mit der alltäglichsten

Prose vertauschen würde und noch viel dabei gewonnen hätte. Indessen beweiset meines Erachtens diese meistens tadelhafte und nicht selten den auriculis des Königs Midas[1]) selbst unerträgliche Versemacherei nichts Entscheidendes gegen die Fähigkeit unsers Ungenannten; denn es hängt blos von seinem Willen und hartnäckigen Fleiß ab, bessere Hexameter, ja selbst so vortreffliche zu machen, als z. B. die in Herrn Denis' freier Uebersetzung Ossian's sind; mehrere Stellen (z. B. die ersten 25 Verse) lassen mich hieran nicht zweifeln.

Ich habe also wohl daran zu thun geglaubt, dieses Fragment, so wie es dermalen ist (d. i. ungeachtet einiger Modificationen, die ich hier und da mit den Versen des Verfassers vorzunehmen mir die Erlaubniß genommen, in einem noch sehr rohen Zustande), öffentlich auszustellen, theils um dem Verfasser dadurch die Gelegenheit zu verschaffen, unerkannt die Urtheile der Verständigen zu vernehmen, theils um selbst noch einige allgemeine Erinnerungen sowol über die beste Art, den Lucrez zu übersetzen, als über einige andere Punkte mit Rücksicht auf den vorliegenden Versuch beizufügen, in Hoffnung, daß sie nicht ohne allen Nutzen sein werden, es sei nun, daß der Ungenannte das angefangene Werk bonis avibus selbst vollende oder diesen Ulyssesbogen einem Andern überlasse.

Es wäre überflüssig, zumal nach dem, was oben gesagt worden, mich über die Pflichten auszubreiten, die ein Uebersetzer des Lucrez mit allen andern Uebersetzern, besonders der Werke des griechischen und römischen Alterthums, gemein hat. Treue und Deutlichkeit sind die ersten und wesentlichsten, eine Treue, die so viel, als es nur immer möglich ist, den Sinn und Geist des Originals wie ein reiner Spiegel darstellt und sich an die Worte desselben nur insofern bindet, als es ohne Nachtheil der Sprache, in welche man übersetzt, und des Autors, der durch eine ängstliche und buchstäbliche Uebersetzung fast immer entstellt und verunziert wird, geschehen kann.

In dieser Rücksicht kann man sich vielleicht an keinem Alten mehr versündigen als an Lucrez. Die Kenner stimmen darin überein, daß ihn kein andrer Römer an Reinigkeit der Sprache übertroffen habe; Quintilian schreibt ihm sogar *elegantiam* in sua materia, d. i. in einer der Eleganz nicht sehr empfänglichen Materie zu. Indessen geht doch Lambinus

---

[1]) Nach Pers., I. 121. — A. d. H.

(welcher freilich zu viel Verdienste um den Text des Lucrezischen Werkes hat, als daß ihm einige Parteilichkeit nicht zu verzeihen wäre) offenbar zu weit, wenn er den Lucrez für den elegantesten und zierlichsten aller auf uns gekommenen lateinischen Dichter erklärt. Denn gewiß werden mir auch die wärmsten Verehrer desselben eingestehen, daß er in dem, was man Poesie des Stils heißt, überhaupt vom Virgil weit übertroffen wird; daß er hierin sich selbst nicht gleich ist; daß seine Uebergänge, die alle Augenblicke bei ihm vorkommenden Formeln „dicam, tu percipe, tum porro, huc accedit, postremo, denique, praeterea, nunc age, in his rebus, quod quoniam docui“ u. dergl. seinem Vortrag keine große Anmuth geben; daß er sehr oft nach dem ersten besten Ausdruck greift, kurz, daß etwas in seiner Diction und Versification ist, das man nicht Nachlässigkeit zu nennen wagt, aber das doch zeigt, er sei zu voll und begeistert von seiner Materie gewesen, um sich durch eine große Aufmerksamkeit auf die Zierlichkeit der Einkleidung seiner Gedanken und die Auspolirung seiner Verse im Erguß seiner Gedanken aufhalten zu lassen. Zudem muß doch auch billig in Anschlag gebracht werden, daß er der erste römische Dichter war, der es wagte, das trockene System eines griechischen Materialisten in eine noch ziemlich rohe und zum Vortrag abstracter Speculationen, wissenschaftlicher Erörterungen, Beweise und Disputen wenig ausgebildete Sprache überzutragen, und daß (selbst den Vater Ennius nicht ausgenommen) Rom damals noch keinen Dichter besaß, der ihm den Weg gebahnt und ein Muster, was die römische Sprache in diesem Fache fähig sei, gegeben hätte. Daher läßt sich denn auch ganz wohl begreifen, daß — ungeachtet Lucrezen überhaupt das Verdienst einer bewundernswürdigen Deutlichkeit im Vortrag dunkler Sachen für Leser, die der alten Sprachen und Philosophie kundig sind und eine etwas feine Nase haben, nicht abgesprochen werden kann — Quintilian ihm doch nicht zu viel thue, wenn er ihn difficilem nennt; und ich wenigstens unterschreibe aus Erfahrung, was Fréret, einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten Literatoren unsers Jahrhunderts, irgendwo von ihm sagt: Lucrèce lui-même a besoin, en plusieurs endroits, que le lecteur veuille bien se prêter à l'inexactitude et au défaut de précision, que la contrainte du vers répand quelque-fois sur ses expressions.

Aus Allem diesem erhellet, däucht mich, daß ein Uebersetzer,

der sich vor dem Vorwurf scheuet, welchen Vatry den meisten Uebersetzungen macht, „daß sie dem großen Haufen der Leser keine sonderliche Hochachtung für Gräciens und Latium's Schriftsteller einzuflößen geschickt seien“ — sich zwar nicht zur Ungebühr herausnehmen soll, den Lucrez verschönern zu wollen; aber daß er es hingegen den Manen des Dichters nicht weniger als seinen modernen Lesern schuldig sei, ihm alle vorerwähnten Flecken, so viel möglich, abzuwischen und die Treue, die er dem Original zu leisten hat, nicht so weit zu treiben, daß er, wo Lucrez nur durch den Zwang des Verses dunkel ist, ohne alle Noth auch dunkel sei, ihm auch in seinen brüsken und einförmigen Uebergängen und in den prosaischen Formeln, womit er sich an seinen Lehrling so oft zu wenden pflegt, Fuß vor Fuß folge und fast immer schwerfällige oder hinkende oder sonst mißtönende Verse mache, weil Lucrez zuweilen etwas harte Verse macht oder sich häufige Licenzen gegen die Sprache und Nettigkeit des Ausdrucks erlaube, weil Lucrez doch auch materiai, lunai, statt materiae und lunae, oder consumse statt consumsisse sagt.

Im Gegentheil, es ist vielleicht das einzige Mittel, wodurch ein Uebersetzer seine unfreiwilligen Vergehungen gegen einen Autor, der so manche unerreichbare Schönheiten hat, vergüten und den Leser, der doch immer auch bei der besten Uebersetzung viel verliert, einigermaßen entschädigen kann, wenn er vielen Fleiß auf die Klarheit und Eleganz der Diction und auf die Harmonie der Verse wendet.

Man sieht, daß ich hiermit die vermeinten Verschönerungen nicht gut heiße, womit ein Uebersetzer zuweilen sein Original aus purer Freigebigkeit beschenkt und dadurch von uns andern Lesern oft wenig Dank verdient. Dies ist auch unserm Ungenannten nicht selten begegnet. Er besorgte ganz unnöthig, der trockne Vortrag Lucrezens möchte uns Langeweile machen, und glaubte ihn hier und da durch kleine poetische Kunstgriffe aufstutzen, beleben und egayiren zu müssen. Aber nach meinem Gefühl hat Lucrez nichts dabei gewonnen. Von dieser Art sind z. B. die öfters vorkommenden Apostrophirungen in Stellen, wo Lucrez ganz kalt und ruhig fortraisonnirt: als z. B.

V. 64. 65.

— zu zerbrechen die Riegel
Deiner Feste, Natur,

Ut arcta
Naturae primus portarum claustra cupiret.

V. 132. 133.

Sondern Dein Wesen, Natur, vertreiben, und Du, Vernunftkraft,
Sed
Naturae species, ratioque —

und V. 206—214 die Apostrophe an die Venus, die Erde, die sanften Flüsse, die fernherrauschenden Ströme, die Heitre, wo Lucrez, der hier keine Begeisterung fühlte, sich weit schicklicher und dem dogmatischen Tone seines ganzen Werkes angemessner begnügt, blos zu fragen:

Praeterea, quaecunque vetustate amovet aetas
Si penitus perimit, consumens materiam omnem,
Unde animale genus generatim in lumina vitae
Redducit Venus? aut redductum daedala Tellus
Unde alit atque auget, generatim pabula praebens?
Unde mare, ingenui fontes externaque longe
Flumina suppeditant? unde aether sidera pascit?
Omnia enim debet mortali corpore quae sunt,
Infinita aetas consumse anteacta diesque.

Ferner, bei Dingen, die endlich vor Alter den Sinnen entschwinden,
Wenn bei solchen die Zeit den Urstoff gänzlich verzehrte,
Sprich, woher brächte denn Venus der Thiere Geschlechter und Arten
Immer wieder? Wo nähme die Bildnerin Erde den Stoff her,
Jedes nach seiner Art zu nähren und wachsen zu machen?
Sprich, wie ersetzten unsterbliche Quellen und Ströme dem Meere,
Was es verdünstet? Womit ernährte der Aether die Sterne?
Denn so müßte ja wol der Zeiten unendliche Folge
Längst die sterblichen Körper zermürset und aufgezehrt haben.

Ich gebe diese eilfertig hingeworfne Dolmetschung für kein Muster; aber lesbarer und getreuer ist sie doch als die vorcitirten Verse des Ungenannten.

Zu den undankbaren Verschönerungen rechne ich auch das unschickliche Ausbilden und Coloriren solcher Naturdinge, welche Lucrez, dem es gerad' um nichts weniger als um poetische Floskeln zu thun war, blos mit ihrem rechten Namen nennt. Z. B.

Warum sehn wir nebst dem die Rosen im Frühling uns lächeln?
Warum vergoldet die stärkenden Felder der Sommer? Warum
Träufelt die Freude nur im nässern Herbste der Weinstock?

So poetisirt nun freilich Lucrez, qui nil molitur inepte, nicht! Er sagt ganz schlicht:

Praeterea, cur vere rosam, frumenta calore,
Viteis autumno fundi sudante videmus?
Warum sehn wir die Rose im Lenz, das Getreid' in der wärmsten
Jahrszeit, die Frucht des Weinstocks im feuchtern Herbste nur reifen?

Denn ihm ist's nicht um das müssige Coloriren so bekannter Gegenstände, sondern um die Schlußfolge zu thun, die er aus dieser Anordnung der Natur zieht.

Noch anstößiger ist die Verzierung in folgender Stelle (V. 278 f.).

Brennende Hitze die sehn wir auch nicht, Kälte nicht, Stimmen,
Herzerhebende Stimmen nicht, u. s. w.

Wie müssig und geschmackwidrig ist hier das Beiwort herzerhebend! Lucrez sagt schlechtweg: nec voces cernere quimus:

Kann man doch auch die Wärme, die Kälte, die Töne nicht sehen!

Gleich darauf läßt ihn der Uebersetzer sagen:

„Endlich, Du hängst am scheitervollen Gestade Dein Kleid aus,
Sieh, es wird feucht; Du breitest es aus an der Sonn', und
es trocknet."

Lucrez ließ sich nicht einfallen, eine so alltägliche Erfahrung mit einer so unzeitigen Emphase vorzutragen; er sagt ganz simpel:

Denique fluctifrago suspensae in littore vestes
Uvescunt, eaedem dispansae in sole serescunt.
Ebenso werden Gewänder, am wellenbrechenden Ufer
Aufgehängt, feucht und trocknen, der Sonne entgegengespreitet.

Ich wiederhole es, die einzige gute Art, den Vortrag des Lucrez zu verschönern, ohne ihm die eigenthümliche Trockenheit des Stils nehmen zu wollen, ist, daß man ihm alle nur mögliche Klarheit mit etwas mehr Nettigkeit und weniger Nachlässigkeit in der Diction gebe. Und dies ist gerade, was unser Uebersetzer so wenig geleistet hat, daß er, im Gegentheil, sowol was die Deutlichkeit als die Eleganz betrifft, sehr oft hinter dem alten Dichter zurückbleibt. Nicht als ob er den Sinn des Textes nicht meistens gefaßt hätte, sondern weil er öfters das, was Lucrez sagt, sich selbst nicht deutlich genug gemacht hat, um es auf mehr als eine Art in Worte kleiden und also immer diejenige Einkleidung wählen zu können, die den Satz, welcher vorgetragen oder bewiesen oder widerlegt werden soll, dem Leser am Verständlichsten macht; meistens auch wol, weil es ihm an Geschmeidigkeit und Biegsamkeit fehlt, sich in den Fesseln eines regelmäßigen Hexameters mit Freiheit, Leichtigkeit und Grazie zu bewegen, ohne sich durch den künstlichen Silbentanz (wie unser Bodmer den poetischen Rhythmus nannte) an richtiger Copirung des Gedankens und Ausdrucks seines Autors hindern zu lassen. Ich will indessen nicht behaupten, daß eine scharfe Kritik bei genauer Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original nicht hier und da Stellen finden könnte, wo der Uebersetzer den Sinn desselben nicht ganz getroffen hat; wie z. B. in folgender. Lucrez (V. 317—319) sagt:

Tum, portas propter, ahena
Signa *manus dextras ostendunt* attenuari
Saepe salutantum tactu praeterque meantum.

Dies übersetzt der Uebersetzer:

„Und es zeigt am gegossenen Thore die eherne Bildsäul',
Daß der Vorübergehnden, die grüßen, öftre Berührung
Mit der Hand sie verringre."

Das sagt Lucrez nicht. Der nicht schwer zu errathende Sinn seiner Worte ist: man sehe öfters, wie die rechte Hand der ehernen Götterbilder, die neben den Tempel- oder Hausthüren zu stehen pflegten, blos vom häufigen Berühren der hinein- oder heraus- oder vorbeigehenden Personen, welche diesen Göttern durch Berühren oder Küssen der rechten Hand ihre Devotion bezeugten, abgerieben würden. Diese Stelle müßte etwa so übersetzt werden:

Auch zeigen die ehernen Götterbilder
Neben den Pforten uns ihre vom bloßen Berühren der Lippen,
Die im Vorbeigehn sie grüßen, ganz abgeriebenen Hände.

Eine zufällige Unterbrechung verhindert mich (vielleicht zu großem Vergnügen der Leser, die keine Freunde von solchen kritischen Verhandlungen sind), Verschiedenes, was ich über diesen Gegenstand noch zu sagen hätte, hinzuzusetzen. Indessen kann ich nicht umhin, zwei für Jeden, der sich an Uebersetzung des Lucrez wagen will, sehr wesentliche Fragen zu berühren.

Es fragt sich nämlich: ob es nicht besser wäre, einen so schweren und (wenigstens dem ungleich größten Theile seines Werkes nach) so unpoetischen Autor lieber in Prosa als metrisch zu übersetzen, und, falls die Entscheidung für das Letztre ausfiele: ob der Hexameter oder der zehn- und elfsilbige Jambus die schicklichere Versart dazu sei.

Auf die erste Frage erkläre ich mich ungeachtet Alles dessen, was sich zu Gunsten der Prosa sagen läßt, für die metrische Uebersetzung, aus zwei Ursachen. Erstens, weil Lucrez doch nicht selten viel Poesie des Stils hat, ja an mehrern Stellen, von wahrer Musenbegeisterung (von Platon's *μανία ἀπὸ τῶν Μουσῶν*) ergriffen (z. B. im Eingang des zweiten und des dritten Buchs und in der herrlichen Rede, die er gegen das Ende des dritten (V. 944) der Natur in den Mund legt), sich bis zum Erhabenen emporschwingt und uns glauben macht, er habe poetische Kraft genug in sich gehabt, wofern die Liebe zu Epikur und seiner Philosophie ihm eine weniger dogmatische, aber desto poetischere Behandlung seines Gegenstandes erlaubt hätte, es dem Virgil selbst schwer zu machen, ihn zu übertreffen.

Zweitens, weil die Versification — wenn sie das wirklich ist, was sie sein kann und soll, nämlich wenn sie durch die Declamation dem Ohr eine Art von Musik wird, und wenn der Uebersetzer (was freilich eine indispensable Bedingung ist) alle mögliche Aufmerksamkeit und den hartnäckigsten Fleiß auf dieselbe verwendet — gar viel dazu beiträgt, ein Werk wie das Lucrezische genießbarer zu machen. Wiewol ich sehr besorge, daß, auch mit Allem, was der talentvollste Kopf leisten könnte, eine Uebersetzung des Lucrez immer nur von einer kleinen Zahl der Leselustigen, selbst unter den Gelehrten, mit so viel Dankbarkeit aufgenommen werden möchte, als Derjenige, der einen großen Theil seines Lebens mit höchster Anstrengung seiner Kräfte dieser Unternehmung gewidmet hätte, sich billig sollte versprechen dürfen.

Was die zweite Frage betrifft, so gestehe ich, daß der jambische Vers unsrer Sprache überhaupt natürlicher ist als der Hexameter, und daß es in dieser Rücksicht leichter scheine, sehr gute Jamben als sehr gute Hexameter zu machen. Auch kommt vielleicht in Betrachtung, daß die englische Uebersetzung des Creech und die italienische des Marchetti, beide in dieser Versart geschrieben, dem jambischen Uebersetzer nicht selten die Arbeit erleichtern könnten. Wenn ich aber dagegen in Anschlag bringe, 1) daß uns der jambische Vers den Gebrauch vieler Wörter untersagt, die sich entweder gar nicht oder oft nur mit größter Mühe und Schwierigkeit in diese Versart hineinzwängen lassen, da doch für den Uebersetzer des Lucrez nichts nöthiger ist, als den ganzen Reichthum der Sprache zu seiner Disposition zu haben; 2) daß der Hexameter mehr Geschmeidigkeit hat und der Rede einen größern Spielraum giebt als der Jambus, und daß er eben darum 3) in einem so langen Werke das Ohr weniger ermüdet und angenehmer unterhält als jener: so würde ich für meinen Theil, wenn Jahre und Kräfte mir ein so halsbrechendes Abenteuer noch zu wagen erlaubten, mich (wiewol mir der jambische Vers leichter ist) zum Hexameter entschließen. Denn der Einwurf, daß gute Hexameter so schwer zu machen und schlechte ganz unausstehlich seien, würde mich deswegen nicht rühren, weil ich schlechte Verse in jeder Art von Metrum, mit Molière's Misanthrop, hängenswürdig finde, und weil ich aus Erfahrung weiß, daß es keine kleine Kunst ist, auch nur leidliche, geschweige denn vortreffliche Jamben*) zu drechseln. Indessen unterwerfe ich diese meine Meinung dem Urtheil der

*) Die Rede ist hier blos von der Vortrefflichkeit der Versification.

Kenner und vornehmlich dem Antrieb der Muse, die, sobald sie einen Liebhaber des Lucrez zum Uebersetzer Desselben weiht, ihm gewiß auch die Art der Modulation und des Rhythmus, worin er die große Mutter Natur besingen soll, eingeben wird.

Uebrigens hätte ich — weil es billig ist, daß ein Tadler zeige, ob er auch besser machen könne — diesem Aufsatze gern einen kleinen Versuch, den ich vor etlichen Jahren zufälligerweise mit dem Eingang des ersten Buchs gemacht habe, beigefügt, wenn ich ihn bei der Hand hätte. In Ermanglung dessen glaube ich meine Leser reichlich zu entschädigen, indem ich ihnen ein paar Proben von einer andern Hand mittheile, wobei ich nichts bedaure, als daß ich ihnen nicht Hoffnung machen kann, den ganzen Lucrez in dieser Manier übersetzt zu erhalten.[1])

b.[2])

Lucrezens Gedicht ist ein wahrer Ulyssesbogen. Unter Denen, die ihn bisher (im Teutschen Merkur wenigstens) zu spannen versucht haben, scheint mir, wenn man anders leonem ex ungue erkennen kann, der ungenannte und mir gänzlich unbekannte Verfasser dieser kleinen Probe der Mann zu sein, dem man die Kraft, diesen Bogen zu spannen, zutrauen könnte, und von welchem ich wol den ganzen Lucrez mit so vielem Sinn und Fleiß, als ich in dieser Probe bewiesen finde, verdeutscht zu sehen wünschte; ein Wunsch, zu dessen Erfüllung ich mir indessen keine Hoffnung mache, wofern der Uebersetzer nicht durch einen unwiderstehlichen Hang oder vielmehr durch die ganze Gewalt des Lucrezischen Genius zu einer so schweren, dornenvollen und selbst dem hartnäckigsten Eifer Trotz bietenden Arbeit hingerissen wird; zumal da er in einer Zeit wie die unsrige schwerlich auf eine andere Belohnung auch des glücklichsten Erfolges als sein eigenes Bewußtsein und den unfruchtbaren Beifall einer kleinen Anzahl von enthusiastischen Liebhabern der Kunst und der Philosophie der Alten rechnen darf.

---

[1]) Es folgte hierauf der Anfang des ersten und fünften Buches, unterschrieben **K. v. K.** (Karl von Knebel). Andere Proben der Uebersetzung Knebel's erschienen im Teutschen Merkur 1793, II. S. 60—72 (mit der Bemerkung: „Wer sollte nicht mit mir von dem Verfasser dieser trefflichen Proben einen vollständigen Lucrez wünschen?"), und am Anfange des Jahrhunderts in Herder's Adrastea; die Uebersetzung des ganzen Lucrez lieferte Knebel im Jahre 1821. — A. d. H.

[2]) Neuer Teutscher Merkur 1793, I. S. 232—235. Die vorangehende Uebersetzung von I. 1—80 ist unterzeichnet „Wien, den 11. Nov. 1792". — A. d. H.

Uebrigens braucht es kaum des Zusatzes, daß ich meine gute Meinung von den Kräften des Unbekannten keinesweges so ausgelegt wissen möchte, als ob ich glaubte, daß er in dieser Probe das Ziel, wornach er zu streben scheint, bereits erreicht habe.*) Niemand wird vermuthlich von der Einbildung, dem Genius des Lucrez völlig genug gethan zu haben, weiter entfernt sein als er selbst; aber Niemand, der es nicht selbst versucht hat, kann sich auch einen Begriff von der unsäglichen Schwierigkeit des Unternehmens machen. Möchte doch der Verfasser dieser Probe sich nicht durch die fatale Beeiferung, den Lucrez in gleich vielen Versen zu übersetzen, die Arbeit abschreckender und den Erfolg beinahe unmöglich machen! Man soll sich so scharf an die Urschrift anschließen als möglich, und gedrungne Kürze ohne Nachtheil der Klarheit und ohne bedeutende Aufopferungen ist allerdings ein großes Verdienst; aber ich werde so lange, bis ich durch den Augenschein widerlegt werde, behaupten, daß die Verschiedenheit der Sprachen und die mechanischen Schwierigkeiten des deutschen Hexameters oder jeder andern Versart Denjenigen, der darauf bestehen wollte, den Lucrez Zeile vor Zeile zu übersetzen, zu Ungeschmeidigkeit, Gewaltthätigkeiten an unserer Sprache und zu manchem Quid pro quo, wofür ihm Leser von Geschmack wenig Dank wissen möchten, nöthigen würde. So hätte (um nur ein einziges Beispiel zu geben) unser Uebersetzer in dem herrlichen Gemälde, nach welchem Tasso seinen auf Armidens Schooß liegenden Rinaldo so meisterhaft copirt hat, das *pascit amore* avidos — visus schwerlich verwischt und durch die Worte: „da seinen vor Sehnsucht glühenden Blick entflammt" zu ersetzen geglaubt, wenn ihn die Schwierigkeit, die fünf Verse des Lucrez in fünf deutsche zu zwingen, weniger geplagt hätte; wiewol ich damit nicht behaupten will, daß es ihm nicht bei einem neuen Versuch besser glücken könnte. Aber was an manchen schweren Stellen einem nicht ablassenden Fleiß gelingen kann, wird an hundert andern auch dem gewandtesten, sprachkündigsten und arbeitsamsten Versekünstler in einer metrischen Uebersetzung unmöglich bleiben.

*) Man vergleiche z. B. nur die beiden Gemälde V. 33—41 und V. 77—89 mit dem Original, und man wird dies Urtheil nicht zu streng finden.

Zu Proben zweier metrischen Uebersetzungen von Virgil's Aeneïde.

a.[1])

Wir haben bereits im August dieses Jahres (wiewol aus Mangel eines anständigern Platzes blos auf dem blauen Umschlag) eine Anzeige gemacht von der metrischen Uebersetzung der Aeneïde, dieses unvergänglichen Meisterstücks der römischen Dichtkunst, welche Herr Rector Jani zu Eisleben künftige Ostermesse 1783 auf Subscription herauszugeben gesonnen ist; und wir haben dieser Anzeige eine kleine Probe aus dem vierten Buche beigefügt, die den Tod der Dido, eine der interessantesten Scenen der ganzen Aeneïde, schildert. Herr Jani hat sich seit mehrern Jahren durch verschiedene Schriften, und besonders auch durch seine Ausgabe des Horaz, der Welt auf eine so vortheilhafte Art bekannt gemacht, daß man mit bestem Rechte von ihm erwarten kann, daß er einer so wichtigen Arbeit, wie eine metrische Uebersetzung der Aeneïde ist, gewachsen sei und seine Vorgänger weit hinter sich zurücklassen werde. Was uns hauptsächlich in dieser guten Meinung von ihm bestärkt, ist die Unverdrossenheit und Strenge gegen sich selbst, womit

[1]) Teutscher Merkur 1782, IV. S. 252—254, mit der Ueberschrift: „Eine neue verbesserte Probe von Herrn Jani's Uebersetzung der Aeneïde." Die Probe enthielt die Stelle Aeneïs, IV. V. 450—705. — A. d. H.

er, so lange das Werk noch in seinen Händen ist, an dessen Verbesserung und Ausfeilung arbeitet und die Bereitwilligkeit, womit er die Erinnerungen seiner Freunde sich dabei zu Nutze zu machen sucht. Wir haben hiervon eine Probe in Händen, welcher wir unsern warmen Beifall nicht versagen können, und wir nehmen um so weniger Anstand, sie unsern Lesern mitzutheilen, weil die Vergleichung dieses Stückes, wie wir es hier liefern, mit der vorigen Probe[1]) die Liebhaber und Kenner überzeugen wird, daß wir nicht zu viel gesagt haben, und daß man sich von dem geschmackvollen Fleiße, womit dieser Gelehrte sein vortreffliches Original in unsre Sprache überzutragen beflissen ist, etwas Vorzügliches versprechen kann. So groß und mannichfaltig die Schwierigkeiten sind, die er dabei zu überwinden hat, so glauben wir doch versichern zu können, daß er mit ebenso vielem Eifer als glücklichem Erfolge mit ihnen ringen werde. Die Ehre des letztern ist zwar ein mächtiger Sporn des erstern; aber sehr natürlich ist's, daß auch die Aufmunterung, die das Publicum geben kann, ein neuer Antrieb sein würde, den Beifall desselben zu verdienen.[2])

b.[3])

Ich werde ungeachtet vielfältig dagegen eingewandter Bitten und Protestationen fast mit jedem Posttage so gewaltig mit poetischen Versuchen aller Arten von Genannten und Ungenannten heimgesucht, daß dies Alles nur zu lesen, geschweige (wie die bescheidenen Verfasser mir gewöhnlich in den höflichsten Ausdrücken zumuthen) beurtheilen zu müssen, eine strengere Strafe wäre, als ich durch irgend eine meiner eigenen poetischen Sünden verdient zu haben hoffe. Manches darunter ist nun freilich so beschaffen, daß der erste flüchtige Anblick mich von weiterem Fortlesen freispricht; aber Manches verdiente doch vielleicht genauer geprüft zu werden, oder wenigstens wäre es

[1]) IV. 642–705. — A. d. H.

[2]) Hier hatte Wieland noch über das Fortbestehen der Subscription auf das Werk bis zum nächsten Januar eine Notiz hinzugefügt. — A. d. H.

[3]) Neuer Teutscher Merkur 1791, II. S. 179 f., als „Beisatz des Herausgebers" zu den Uebersetzungen aus der Aeneïs, I. 305—417 und IV. 296—392. — A. d. H.

dem Verfasser gut, zu hören, was Personen von Geschmack und Einsicht über sein Product urtheilen. Ich selbst tauge hierzu weniger als irgend ein Anderer, theils weil es mir an Zeit — und Lust dazu fehlt, theils weil es mich gar zu schwer ankommt, einen jungen Menschen, der ein Talent in sich zu fühlen glaubt, abzuschrecken, so daß schon aus dieser einzigen Ursache nichts unzuverlässiger ist als mein Urtheil über dergleichen Versuche, wofern sie nicht einen Grad von Güte haben, der ihnen ein unverkennbares Recht an den Beifall aller Kenner giebt, oder solcher wenigstens, die nicht gerade von Allem, was sie gutheißen sollen, Vollkommenheit fordern.

Ich befinde mich daher zuweilen zwischen meinem eigenen Urtheil und der Besorgniß, einem vielleicht Aufmunterung verdienenden oder bedürfenden Subject (welches nicht immer einerlei ist) zu viel zu thun, in einer Verlegenheit, woraus ich mich nur dadurch zu ziehen weiß, daß ich das Verlangen der Verfasser, ihre Versuche im Teutschen Merkur ausgestellt zu sehen, stattfinden lasse.

Dies war denn auch der Fall mit den vorliegenden Proben einer hexametrischen Uebersetzung der Aeneïs. Der Verfasser hat nun Gelegenheit, hinter dem Vorhang (wofern er selbst das Incognito streng genug gehalten hat) zu hören, was Kenner der lateinischen und deutschen Literatur von seinem Versuch urtheilen.

Was ihm meines Bedünkens am Nachtheiligsten gewesen sein mag, ist eine gewisse ängstliche Treue, womit er dem Virgil Fuß für Fuß folgen zu müssen sich verbunden hielt. Freilich kann ein Dichter wie Virgil nicht getreu genug übersetzt werden; jedes Wort, das man ihm nimmt, ist Verlust einer Schönheit, und vielleicht ist kein Dichter, an welchem man sich dadurch, daß man ihn ein Wenig mehr oder ein Wenig minder sagen läßt, als er sagt, schwerer versündigen könnte, als Virgil. Aber zu einer solchen Treue wird mehr als guter Wille erfordert. Damit sie die Uebersetzung nicht ängstlich, gezwungen, undeutsch und nur zu oft auch sehr ungetreu mache, damit die Frischheit, die Wärme, der Glanz und die Grazie des Originals nicht durch sie verloren gehe, erfordert sie einen Mann, der nicht nur den ganzen Reichthum unsrer Sprache in seiner Gewalt habe, sondern auch in der Kunst, sie rein, richtig, edel, zierlich, kurz, mit Geschmack zu schreiben, Meister sei und ihr alle die Geschmeidigkeit und Politur zu geben wisse, deren sie fähig ist.

Mit Virgil's Colorit, mit Virgil's Stil, mit seinem Vers- und Periodenbau geht Virgil selbst verloren.

Ob der Verfasser dieser Proben der Horazischen Warnung, sich vorher wohl zu prüfen, quid valeant humeri, quid ferre recusent,[1]) eingedenk gewesen sei, mag ihm sein eigenes poetisches Gewissen sagen. Auf alle Fälle wäre mein Rath, sich in den nächsten zehn Jahren noch durch leichtere Vorübungen zu einer so großen Unternehmung vorzubereiten und nicht anders als von Stufe zu Stufe sich bis zum ersten Dichter der Zeit August's zu erheben.

---

[1]) Hor., Ars Poet., 39. 40. — A. d. H.

Ankündigung von Wieland's metrischer Uebersetzung der sämmtlichen Briefe des Horaz.[1])

Es sind von dieser Arbeit einige Proben (nämlich die vier ersten und der siebente Brief) im Sommermond, Erntemond und Weinmond des Teutschen Merkur's als erste Versuche ausgestellt worden, um zu sehen, wie das Publicum eine Uebersetzung der Horazischen Briefe von dieser Hand aufnehmen würde. Der Verfasser hat seinen Zweck insofern erreicht, daß er nicht zweifeln kann, etwas dem Publicum Angenehmes unternommen zu haben; er wünscht aber nicht, daß seine Arbeit nach jenen ersten noch sehr unvollendeten Skizzen und nach den flüchtig hingeworfnen Anmerkungen beurtheilt werden möchte. Der Fleiß in der Ausfeilung und Vollendung, den er auf seine eignen Gedichte zu wenden gewohnt ist, glaubt er einem Autor wie Horaz doppelt schuldig zu sein, und das strengste Lesergericht kann schwerlich mehr von ihm fordern, als er von sich selbst fordert. Er hat daher schon die zwei letztverflossnen Monate dazu verwandt und wird diesen Winter hauptsächlich dazu anwenden, diese Uebersetzung, sowol was die Treue, als was die Deutlichkeit und andre nicht gleichgiltige Eigenschaften des Stils und der Versification betrifft, von der Unvollkommenheit so weit zu entfernen, als ihm nur immer möglich ist. Zu völliger Verständniß des Textes ist eine Art von Commentar unentbehrlich; es wird also jedem Brief eine (nach Erforderniß größere oder kleinere) Einleitung vorangeschickt und die nöthigen Erläuterungen nachgesetzt werden. In Beidem wird sich jedoch der Verfasser

[1]) Teutscher Merkur 1781, IV. S. 187–189. — A. d. H.

nicht blos auf das ganz Unentbehrliche einschränken, sondern sich freie Hand erlauben, dem Zweck, diese Briefe des Horaz zu einem für junge Studirende lehrreichen und für das feinere Publicum überhaupt angenehm und nützlich unterhaltenden Buche zu machen, das möglichste Genüge zu thun. Zu diesem Ende wird insonderheit vom Mäcen, August und andern hauptsächlichen Personen, die in diesen Briefen vorkommen, ingleichen von den Sitten und dem häuslichem Leben der Römer in diesen Zeiten u. s. w., vornehmlich aber von dem Dichter selbst so viel Nachricht gegeben werden, als der besagte Zweck erfordert; und der Verfasser wird auch in Ausarbeitung dieser Theile seines Werkes nicht vergessen, was er dem Horaz, den Lesern und sich selbst schuldig ist.

Vorreden
zur ersten und zweiten Auflage von Wieland's Uebersetzung der Satiren des Horaz.[1])

(Zur ersten Auflage.)

An den Leser.

Ich glaube voraussetzen zu können, daß das Wenige, was sich von der Satire der Römer überhaupt und von den Vorgängern des Horaz in diesem Fache insbesondere mit Zuverlässigkeit sagen läßt, den meisten meiner Leser bereits aus dem zweiten Bande von Flögel's „Geschichte der komischen Literatur" bekannt sei. Es würde also um so überflüssiger sein, was schon von Andern gesagt worden, hier wieder zu sagen, da ohnehin die Satiren und Episteln des Horaz beinahe die einzige Quelle sind, woraus jene Kenntnisse geschöpft werden können. Was ich über den Charakter der Horazischen Satiren insbesondere zu sagen hatte, glaubte ich mit besserm Nutzen des Lesers in den Einleitungen, die jedem Stücke vorgesetzt sind, so wie sich die Veranlassnng dazu anbot, beibringen zu können.

Es bleibt mir also hier nichts übrig, als ein paar Worte über die Versart, in welcher ich diese Satiren, so wie ehmals die Briefe des Horaz, zu übersetzen versucht habe.

Ich hatte zwei Ursachen, wovon jede für sich schon hinlänglich wäre, das jambische Metrum dem Hexameter vorzuziehen. Die eine ist die gerechte Besorgniß, in einer Zeit von

---

[1]) Horazens Satiren, aus dem Lateinischen übersetzt rc., I. S. III-VIII (Neue verb. Ausg. Leipzig 1804). — A. d. H.

mehr als 25 Jahren die Kunst, deutsche Hexameter zu machen, ziemlich verlernt zu haben. Es ist mit den verschiedenen Versarten beinahe wie mit den musicalischen Instrumenten; wer eines derselben gut zu spielen weiß, muß sich täglich darauf üben; und selbst ein ausgemachter Virtuos (was ich in der hexametrischen Kunst nie gewesen bin) würde es nicht mehr wagen, sich auf seinem Instrumente hören zu lassen, wenn er es viele Jahre lang ganz beiseite gesetzt hätte. Wenn aber auch dieser Umstand nicht in Betrachtung käme, würde ich doch den freien Jambus blos aus diesem Grunde vor dem Hexameter gewählt haben, weil der letzte künstlicher ist und, wenn er anders wohl klingen soll, für die *musam pedestrem* des Horaz einen zu prächtigen Schritt in unsrer Sprache hat, da hingegen (wenigstens meinem Ohre nach) der freie Jambus geschickter scheint, dem Leser einen Begriff von der Leichtigkeit, Kunstlosigkeit und oft mit Fleiß gesuchten Nachlässigkeit des Horazischen Hexameters zu geben und ungefähr dieselbe Wirkung auf deutsche Ohren wie die Verse des Originals auf lateinische zu machen. Ich sage mit Bedacht, der freie Jambus; eine Versart, worin ich zehen- und elfsilbige Verse häufig mit zwölf- und dreizehnsilbigen (so viel möglich ohne Abschnitt nach der sechsten Silbe) vermische und dadurch ein Silbenmaß erhalte, das der Prosa sehr nahe kommt und, ohne so ungebunden zu sein wie das Metrum der lateinischen Komödienschreiber, doch frei genug ist, um sich beinahe jedem Gedankenschwunge, jeder Wendung des Ausdrucks wie von selbst anzuschmiegen und (wenn man anders die Kunst, sie recht zu lesen, versteht) dem Ohre zu eben der Zeit, da es eine kunstlose Rede in dem gewöhnlichen Gange der Sprache des Umgangs zu hören glaubt, gleichwol das kleine Vergnügen, das aus leiser und ununterbrochner Wahrnehmung des Rhythmus entsteht, in einem desto höhern Grade gewähret, je mehr Mannichfaltigkeit und Abwechselung dadurch in diese Art von Silbentanz gebracht wird.

Man sieht hieraus ohne weitere Erklärung, warum ich dieses freie Metrum dem regelmäßigen zehnsilbigen Jambus vorgezogen habe. Es würde aber auch ohne diese Rücksicht, blos aus dem einzigen Grunde schon geschehen sein, weil dieses Metrum mir für die Horazischen Satiren schon zu künstlich scheint, einen zu ernsten und zu feierlichen Schritt hat und in der That dem freien Gange der Gedanken in einer Schreibart,

die der Prose so nah als möglich kommen soll, noch weit hinderlicher ist als der Hexameter.

Acht- und neunsilbige Verse habe ich mir nur, wenn ich sie nicht zu vermeiden wußte, und daher sehr selten, den anapästischen Schritt aber (meines Wissens) niemals erlaubt, als wo er in den elf- und dreizehnsilbigen Versen durch Verbindung der übrigbleibenden Endsilbe mit dem ersten Jambus des folgenden Verses von selbst entsteht.

Selten, und in der That seltner, als ich gewünscht hätte, ist (nach Milton's Beispiel) zu Anfang des Verses ein Trochäus statt des Jambus gebraucht worden, wodurch, im Fall der vorgehende Vers eine sogenannte weibliche Endung, d. i. eine kurze Endsilbe mehr hat als der fünf- und sechsfüßige Jambus, in dem zweiten Schritte des nächstfolgenden ein Anapäst entsteht; wie z. B.

— | ⏑ — | ⏑ — | ⏑
— — — mag | ich dies | zu wol | len

— | ⏑⏑ — | — — | ⏑
Recht | oder Un | recht ha | ben u. s. w.,

welches ich hier nur darum bemerke, damit man nicht für eine Härte halte, was mir, wenn es nicht zu häufig vorkommt, den Jamben eine größere Anmuth zu geben scheint.

Der Gedanke, den lateinischen Text zugleich mit der Uebersetzung zu geben, wird hoffentlich bei dem größern Theile der Leser, denen die Vergleichung der Copei mit dem Originale dadurch erleichtert wird, Beifall finden. Ich habe ihn durchgehends nach der Bentleyischen Ausgabe abdrucken lassen, bis auf wenige Stellen, wo mir die gemeine Lesart den fast immer scharfsinnigen, aber doch nicht immer glücklichen Verbesserungen dieses gelehrten Mannes vorzuziehen schien.

Geschrieben zu Weimar, den 1. Mai 1786.

Zur neuen Auflage.

Ich habe bei dieser Auflage nichts zu erinnern, als daß ich (um so mehr, da sie wahrscheinlich von der letzten Hand ist)

alle mir mögliche Aufmerksamkeit angewandt habe, meine Arbeit von allen, auch den unerheblichsten Unrichtigkeiten und Flecken, die ich in der ersten Ausgabe wahrnahm und für solche erkannte, zu reinigen. Jedoch habe ich nicht vergessen, daß, wer ein Werk dieser Art nach achtzehn Jahren zu verbessern unternimmt, vielmehr Gefahr läuft, zu viel als zu wenig zu thun, und also das weise *Manum de tabula!* nie vergessen darf.

Weimar, den 10. Januar 1804.

Wie Horaz Satiren- und Liederdichter geworden.[1])

Die kurze Erzählung, welche Horaz dem Freund und Secretär des jungen Tiberius[2]) von seiner Verwandlung aus einem Brigadier unter der Armee des Brutus in einen harmlosen Satiren- und Liederdichter macht, verdient, daß wir uns ein Wenig bei ihr aufhalten, um zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit er eine Saite, die so leicht einen sehr widrigen Ton angeben konnte, zu behandeln wußte.

Was er hier von seiner Erziehung sagt, wird durch die umständlichere Nachricht ergänzt, die er dem Mäcenas in der sechsten Ekloge[3]) des ersten Buchs gegeben hatte, und die damals schon in Jedermanns Händen war. Er erkennt darin auf eine Art, die seinem Verstand und Herzen gleich viel Ehre macht, daß er sein ganzes Glück der vortrefflichen Erziehung zu danken habe, die ihm sein Vater gegeben; eine Erziehung, die zwar weit über seinen Stand und sein Vermögen zu gehen geschienen, aber an der doch nichts hatte fehlen dürfen, wenn der junge Horaz das werden sollte, wozu ihn die glücklichste Naturanlage bestimmte. In der gegenwärtigen Epistel faßt er Alles dies in den einzigen Zug zusammen: *Romae nutriri mihi contigit*, Ich war so glücklich, in Rom erzogen zu werden; und mit einem Blick auf seine künftige, wiewol blos zufällige Dichterprofession setzt er hinzu: atque doceri, iratus Grajis quantum

---

[1]) Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt ꝛc., II. S. 153—166 (Der neuen verb., mit dem Originale begleiteten Ausg. 2. Aufl. Leipzig 1801). Aus den Erläuterungen zum 2. Briefe des 2. Buches, V. 41 ff.— A. d. H.

[2]) Julius Florus. — A. d. H.

[3]) Satire. — A. d. H.

nocuisset Achilles — eine Wendung, um zu sagen, daß er in Rom den ersten Grund in der griechischen Literatur gelegt habe. Etwa in seinem neunzehnten Jahre schickte ihn sein Vater nach Athen, der Mutter und Pflegerin aller Künste des verfeinerten Lebens, von welcher alle Römer von Stande, und wer es sonst darauf anlegte, den Fehler seines Standes durch persönliche Eigenschaften zu ersetzen, ihre letzte Ausbildung und Politur erhielten.

Man kann seit dieser Zeit bis auf die unsrige keine Stadt in der Welt nennen, die für einen jungen Menschen, der sich bilden und für einen Gelehrten, der in ungestörter Ruhe seinen Lieblingsstudien obliegen wollte, das gewesen wäre, was Athen war, seitdem es aus einer der mächtigsten Republiken zu einer römischen Municipalstadt herabgesunken war, ohne daß seine Bürger den lebhaften Geist und den unnachahmlichen Atticismus ihrer Voreltern verloren hätten, der ihnen bei allem ihrem Verfall noch immer eine sonderbare Art von Superiorität über ihre gebietenden Herren und Beschützer, die Römer, gab. Das damalige Athen war in allen andern Stücken nur ein verfallnes Denkmal jenes Athen's, wo Perikles, Cimon, Thucydides, Xenophon, Sokrates, Plato, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Phidias, Alkamenes, Zeuxis, Parrhasius, Aspasia, Diotima u. s. w. in dem Zeitraum eines halben Jahrhunderts beisammen gelebt hatten — aber mitten unter den Ruinen ihrer ehmaligen Größe und Schönheit stand, so zu sagen, der Tempel der Musen allein noch unbeschädigt da; und wiewol um diese Zeit vielleicht nicht Einer unter ihren Bürgern war, der im Jahrhundert des Perikles sein Haupt hätte erheben dürfen, so war doch (wie Cicero irgendwo sagt) die ganze Stadt voller Anzeigen und Spuren jener großen Männer, die einst da gewesen waren. Mit jedem Blicke sah man auf etwas, das an sie erinnerte, mit jedem Schritte trat man gleichsam auf eine Reliquie der glücklichen Zeiten dieser merkwürdigen Stadt,*) die an Alter, Hu-

*) In omni parte Athenarum sunt *in ipsis locis indicia summorum virorum*: quacumque ingredimur, *in aliquam historiam vestigium ponimus. Cic.*, *De* fin., I. c. 2. Ich empfehle bei dieser Gelegenheit zu eignem Nachlesen das ganze erste und zweite Capitel des eben angezognen Buches. Es ist das schönste Portal, das sich denken läßt — an einem der edelsten Gebäude der alten Philosophie!

manität und Kunstverstand immer unter allen Völkern der Welt hervorgeragt hatte.*) In der Akademie standen zwar dieselben Bäume nicht mehr, unter welchen Plato seinen Lieblingsschülern einst in der Sprache der Musen seine sublimen Träume erzählt hatte; der gefühllose Sulla hatte sie umhauen lassen, als er den Tyrannen Aristion in Athen belagerte; aber aus ihren Wurzeln war indessen ein neuer Hain aufgewachsen, in dessen schattichter Stille die Schüler eines Karneades und Philo noch immer den Spuren der Wahrheit nachforschten, welche selbst zu finden, sie für etwas hielten, das keinem Sterblichen erlaubt sei. Diese wenigen Züge können uns einen schwachen Schatten von Vorstellung jener lebendigen Erinnerungen geben, die in Horazens Seele sich drängten, da er an seine in Athen, in den Lustwäldern der Akademie, verlebte glückliche Jugend zurückdachte. Weil es ihm hier nicht um eine Beschreibung seiner ehmaligen Empfindungen oder jetzigen Reminiscenzen zu thun war, so sagt er Alles dies und noch tausendmal mehr nur mit zwei Worten; aber um unsern Dichter zu genießen, muß man, so viel möglich, bei seinen Worten denken, was er dabei dachte — und das Verlangen, meinen Lesern diesen Vortheil ohne viele Mühe auf ihrer Seite zu verschaffen, ist das Einzige, was mich bewegen konnte, in meinen Erläuterungen zuweilen umständlicher zu sein, als geschehen wäre, wenn ich blos meine eigne Bequemlichkeit hätte zu Rathe ziehen wollen.

In diesem stillen und angenehmen Sitze der philosophischen Musen war es, wo Horaz die Sokratische Vorstellungsart einsog, die ihn so sehr vor allen andern römischen Dichtern auszeichnet. Hier war es, wo er sich gleichsam auf sein ganzes Leben mit dem feinen attischen Salz versah, dessen angenehmscharfer flüchtiger Geist seinen Schriften einen so eignen, und (wie ich, leider zu spät, befürchte) so unübersetzbaren Reiz giebt. Und hier war es auch, wo er mit dem edeln Brutus in ein Verhältniß kam, welches ihn den Musen zu entreißen schien, aber durch seine Folge der entscheidendste Umstand seines Lebens wurde.

Die eigentliche Zeit des Anfangs ihrer Bekanntschaft läßt sich nicht genau angeben. Ohne Zweifel war es im Jahre 711, als Brutus sich einige Zeit in Athen aufhielt und da — in-

*) *Nepos* in Vita Attici [3, 2].

dessen daß er die Schulen der Philosophen besuchte und mit ihnen und den jungen Römern, die er bei ihnen antraf, so ruhig philosophirte als Cicero ehmals nur immer in seinem Tusculanum — zum offenbaren Kriege gegen Antonius und Octavius Cäsar, zu welchem er sich endlich gezwungen sah, die nöthigen Anstalten machte. Unter diesen jungen Römern war auch unser Horaz; und wer den Charakter des Brutus aus Cicero und Plutarch kennt und das, was unser Dichter in seiner Jugend sein mußte, aus Allem, was uns seine Werke von ihm sagen, zu diviniren weiß, wird sehr natürlich finden, daß der junge Horaz den tugendhaftesten und liebenswürdigsten aller Helden, die jemals der Menschheit Ehre gemacht haben, nur zu sehen und zu hören brauchte, um sich ihm mit aller Schwärmerei eines edeln, feurigen Jünglings zu ergeben, und daß dieser hinwieder in dem jungen Menschen Alles fand, was ihn seiner Liebe würdig machte. Als Brutus wieder von Athen abreiste, nahm er alle diese jungen Leute mit sich,*) folglich auch unsern Dichter, der in kurzer Zeit so hoch in seiner guten Meinung stieg, daß ihm das Commando über eine Legion (ein Corps von ungefähr 6000 Mann) anvertraut wurde. Daß Horaz dieses Vertrauens, ungeachtet des unglücklichen Ausgangs der Schlachten bei Philippi nicht unwürdig gewesen, ist ebenso sicher vorauszusetzen, als es gewiß ist, daß man nicht den geringsten Grund hat, das Gegentheil zu glauben; und daß er sich bei mehr als einer Gelegenheit befunden, wo er Beweise seines Muthes abgelegt, läßt sich (wiewol uns nähere Nachrichten fehlen) selbst aus der Ode an den Pompejus Varus,[1]) einen seiner damaligen Kameraden, abnehmen, welche sonst gemeiniglich zum Nachtheil der Tapferkeit unsers Dichters angeführt wird. Die Anrede:

> *O saepe mecum tempus in ultimum*
> *Deducte*, Bruto militiae Duce,

beweist wenigstens ebenso viel für seinen Muth als die Strophe:

> Tecum Philippos et celerem fugam
> Sensi, relicta *non bene* parmula,
>   Cum fracta Virtus, et minaces
>   Turpe solum tetigere mento,

*) *Plutarch.* in *Bruto* [24].

[1]) Nach den alten Erklärern ist Ode 7 Lib. II. an einen Pompejus Varus gerichtet. In der Ode selbst steht blos der Name Pompejus. — A. d. H.

allenfalls wider ihn beweisen könnte, wenn nicht sehr wahrscheinlich wäre, daß Horaz mit diesem Zuge, *relicta non bene parmula*, sich blos eine Aehnlichkeit mit dem griechischen Dichter Archilochus habe geben wollen; und dies zu einer Zeit, wo es ebenso gefährlich als vergeblich gewesen wäre, den kriegerischen Theil seines Lebens in einem schönern Lichte zeigen zu wollen, wie gut er auch dazu berechtigt gewesen sein möchte. Ueberdies sind wir's an Horaz gewohnt, daß er bald aus Bescheidenheit, bald aus Laune oft geringer von sich selbst spricht, als recht ist; und wenn wir seine Worte immer im strengsten buchstäblichen Verstande nehmen wollten, so müßten wir ihn (unsrer eignen Ueberzeugung zu Trotz) ebensowol für einen sehr unbedeutenden Versemacher als, dieser Stelle nach, für einen schlimmen Soldaten halten. Und doch — selbst diese Stelle klingt nur in einer ungeschickten Uebersetzung oder durch eine falsche Auslegung so auffallend, als sie Einigen vorgekommen ist. Horaz setzt natürlicherweise in dieser Ode alle seinem Freunde bekannten Umstände voraus; und da es blos die Freude über das unverhoffte Wiedersehen eines verloren gehaltnen Freundes ist, was ihm ihre ehmals mit einander überstandnen Gefahren ins Gedächtniß zurückruft, so erwähnt er auch nur der größten unter allen — der Gefahr, die sie bei einer Flucht liefen, die ihnen mit so vielen andern wackern Leuten gemein gewesen war. Im Grunde hatte er sich und seinem Freunde nichts vorzuwerfen. Brutus hatte auf seinem Flügel, wo auch Horaz stand, den vollkommensten Sieg über die Legionen des Octavius Cäsar erfochten, und es war eine bloße Zusammenkettung fataler unglücklicher Zufälle, welche seinen und seines großen Freundes Cassius Heldenmuth (denn auf sie geht das *fracta virtus*) brach und diese edeln Mörder eines Tyrannen, der die Welt zu beherrschen würdig war, durch ihre eigne Hand zu fallen nöthigte. Horaz wußte dies so gut als wir; aber es ist, als ob er sich des Todes der Helden, denen er einst lieb war, nicht erinnern könne, ohne sich einen Vorwurf darüber zu machen, daß er, anstatt mit ihnen zu sterben, dem Instinct, sich selbst zu retten, nachgegeben habe, und das *non bene* ist meiner Empfindung nach ein Seufzer, den er dem Andenken der Edeln nachschickt, und der Ausdruck einer Scham, deren nur eine selbst edle Seele fähig ist.

Zwischen der Zeit, da Alles dies geschehen war, und derjenigen, worin Horaz diese Epistel an Julius Florus schrieb,

waren ungefähr achtundzwanzig Jahre verflossen. Die Gestalt der Sachen hatte sich innerhalb dieser Zeit unendlich verändert. Octavius Cäsar, der bei Philippi so eine armselige Rolle gespielt hatte, in Cäsar Augustus verwandelt, herrschte, nach Jupitern der Erste, ruhig, geliebt und angebetet über die weite Welt. Horaz genoß der stolzen Ruhe, die seine Regierung Italien wiedergegeben hatte, und einer persönlichen Freiheit, die ihn für seine Person (der ohne Ehrsucht, purus et insons, lebte) für den Verlust der politischen Freiheit hinlänglich entschädigte — und sein Schicksal hatte sein Leben mit dem Leben der Besten unter Denen, die August liebte, zusammengewebt. Natürlicherweise mußte Alles dies die Wirkung thun, daß er (zumal in einem Briefe an einen Clienten der Cäsarischen Familie) Gewalt genug über sich selbst hatte, von dem großen Abenteuer seiner Jugend, da er dessen doch gelegentlich erwähnen mußte, so zu sprechen, wie es die vorsichtigste Klugheit wollte. Denn für ihn, der ehmals unter Brutus und Cassius zu Philippi, wo es um Alles gegen Alles galt, eine Legion gegen eben den Mann, der jetzt Augustus hieß, angeführt hatte, war es doppelt schwer, von Begebenheiten zu sprechen, die das Andenken einer Zeit erneuerten, welche August selbst so gerne in die Tiefen des Lethe hätte versenken mögen. Jeder Ausdruck, der seine damalige Partei gebilligt hätte, würde nicht nur beleidigend, sondern gewissermaßen Hochverrath gewesen sein. Hingegen würde aber auch jeder Ausdruck, der sie gemißbilligt hätte, Horazen in seinen eignen und aller edlern Menschen Augen verächtlich gemacht haben. Ein einziges Wort zu viel oder zu wenig war genug, Alles zu verderben; auch durfte man durchaus nichts davon merken, daß es ihm schwer geworden, sich schicklich über diese Materie auszudrücken. Mich däucht, Horaz habe sich auf eine Art aus dieser Schwierigkeit gezogen, die seinem Witz und seiner Klugheit mit den wenigsten Kosten seiner Ehrlichkeit rühmlich ist.

> *Dura* sed *emovere* loco me *tempora* grato,
> *Civilisque* rudem *belli tulit aestus in arma*
> Caesaris Augusti *non responsura* lacertis.

Da meine Uebersetzung dieser drei Verse: „Aber harte Zeiten drängten mich," u. s. w. beinahe wörtlich ist, so hoffe ich, jeder Leser werde gestehen müssen, daß Horaz diesen Salto mortale nicht geschickter und mit mehr Anstand hätte

machen können. Doch gegen den dritten Vers, „in Waffen, die Cäsar August's Armen nicht gewachsen waren", möchte vielleicht ein nicht unerheblicher Einwurf zu machen sein. „Der ist doch immer", könnte man sagen, so glimpflich auch der Ausdruck in Rücksicht auf die republikanische Partei sein mag, „im Munde eines Augenzeugen der Feigheit August's eine unverzeihliche Schmeichelei! Oder konnte ihm verborgen geblieben sein, daß dieser junge Triumvir, der so viel Muth hatte, wenn es um Unterschreibung eines Proscriptions-Edicts zu thun war, seinen *lacertis* bei Philippi so wenig zutraute, daß er der Erste war, der seine Person in Sicherheit brachte und in der Meinung, Alles sei verloren, drei Tage lang in einem Sumpf verborgen steckte?"*) Ich habe hierauf nichts zu antworten als dies: Es war schon lange allgemeiner Stil in Rom, dem August zuzuschreiben, was das Glück oder seine Generale für ihn thaten — oder man hätte auch die Schlacht bei Actium und die Siege über die Cantabrer und andre barbarische Völker nicht auf seine Rechnung setzen dürfen. Die lacerti Caesaris Augusti sind also hier nichts als ein hofstilmäßiger Ausdruck für das Glück seiner Waffen; und kein Mensch in ganz Rom verstund es anders. Augustus, der am Besten wußte, wie wenig seine persönliche Tapferkeit und Geschicklichkeit gegen einen Brutus und Cassius hätte ausrichten können, wenn das Schicksal nicht so offenbar auf seiner Seite gewesen wäre, hätte diesen Ausdruck ebenfalls für einen heimlichen Spott nehmen können; aber in diesem Falle konnte Horaz stark darauf rechnen, daß er sich von einem solchen Argwohne nichts merken lassen würde. Es bestund eine Art von stillschweigendem Vertrag zwischen ihm und dem klügern Theile seiner Römer, einander wechselsweise zu betrügen und sich von beiden Seiten zu stellen, als ob man nichts davon merke. August spielte seine Rolle wie ein Komödiant, der zufrieden ist, wenn man ihn, so lange er agirt, für den Helden gelten läßt, den er vorstellt; die Prätension, ihn auch im Herzen dafür zu halten, konnte er wenigstens an keinen vernünftigen Menschen, der vor dem Jahre 700 geboren war, machen und machte sie auch nicht. Horaz mochte, indem er diese Zeile schrieb, denken, was er wollte, genug, wenn er nur die allgemeine Sprache mitsprach; dies war am Ende Alles, was August von ihm ver-

*) *Plin.*, Hist. Nat., Lib. VII. c. 45.

langte, und wer hätte ihm eine so kleine Gefälligkeit versagen wollen?

Die nächstfolgenden Verse:

Unde simul primum me dimisere Philippi,
Decisis humilem pennis inopemque paterni
Et laris et fundi,

worin er die unglücklichen Folgen, so die Schlacht bei Philippi für ihn hatte, berührt, sind nicht weniger fein gewandt als die vorigen. Das Unangenehme und Verhaßte davon ist mit einer leichten Tinte von Pläsanterie gemildert, die gerade da liegt, wo sie Niemand beleidigen konnte, auf ihm selbst. Nach fünfundzwanzig Jahren kann man schon über ein Unglück scherzen, dessen Folgen man nicht mehr fühlt. Mit dem Tode des Brutus hatte seine Bestallung ein Ende. Der Ausdruck *dimisere* ist also ebenso schicklich als scherzhaft, und die Vergleichung mit einem Vogel, dem die Schwingfedern beschnitten worden, ist das glücklichste Bild, das er wählen konnte, um von den Umständen, worin er sich durch die Proscription der Anhänger des Brutus und Cassius nach der Unterdrückung ihrer Partei befand, auf die unanstößigste Art zu sprechen. Und nun kommt er auf den Punkt, wohin er mit dieser ganzen Erzählung wollte. „Da mir also", sagt er, „kein andrer Ausweg übrig war, so brachte mich die Armuth, die den Menschen Alles wagen macht, dazu, daß ich Verse machte,

paupertas impulit audax
Ut versus facerem.

Die Göttin Fames*) wäre also die einzige und wahre Muse,

*) „Eine vermeinte Gottheit, so nach Einigen ihren Aufenthalt in dem Eingange der Hölle mit hatte, nach Andern aber sich in Scythien befand, und zwar auf einem steinichten wüsten Felde, wo sie die einzelnen Grasstengel mit den Nägeln und Zähnen zusammenklaubte. Sie hatte dabei ein straubichtes Haar, eingefallne Augen, blasses Gesicht, bleiche Lippen, angelaufne Zähne, eine harte Haut, durch welche man selbst das Eingeweide sehen konnte, aus den Hüften hervorragende Knochen, einen leeren Raum anstatt des Bauchs, und die Brust schien nur an dem Gerippe des Rückens zu hängen, wobei alle Glieder an den Händen und Füßen desto größer aussahen, je mehr sie hervorragten, und was dergleichen Scheußlichkeiten mehr sind (*Ovid.* Metamorph., VIII. 797)," sagt der unvergleichliche Magister Benjamin Hederich in seinem Gründlichen Lexicon Mythologicum, nach der zweiten ächten Ausgabe von 1741, S. 898.

welcher wir die Werke eines Dichters zu danken hätten, der die Zierde der Augusteischen Zeit und der Liebling aller guten Köpfe seit 1800 Jahren gewesen ist? Welch eine Aufmunterung für die täglich anwachsende Schaar poetisirender Jünglinge, die, von eben dieser scheußlichen Göttin, der zehnten Muse unsrer Zeit, zur Verzweiflung getrieben, mit langen krummen Fingern nach der Apollinarischen Leyer greifen und — weil doch ihr vermeinter Mitbruder Horaz einen Mäcen gefunden und mit seinen vom Hunger eingegebenen Versen ein Sabinum zu verdienen das Glück gehabt — sich wohl berechtigt halten, die christliche Liebe ihrer Nebenmenschen wenigstens zu einer Subscription auf die Inspirationen ihres ungestümen Magens aufzufordern! Wer sollte sich länger schämen — seinen wahren Beruf zum Dichter zu gestehen, da ein Horaz selbst so unverhohlen bekennt, daß ihn blos die leidige Dürftigkeit zum Dichter gemacht habe — und daß er nunmehr, da er habe, was er brauche, der unheilbarste aller Narren sein müßte, wenn er nicht lieber seine Zeit verschlafen als aufs Versemachen anwenden wollte. Was nicht ein unglücklicher Augenblick von böser Laune für Folgen haben kann! Und wie große Ursache hatte Tristram Shandy, vor den zehentausend kleinen Teufeln des Erzbischofs de la Casa zu warnen, die jeden witzigen Kopf, so wie er sich an seinen Schreibepult setzt, unfehlbar umwimmeln! Wie er sich auch in Acht nimmt, wie er sich schüttelt, kreuzigt und segnet, eh er's gewahr werden kann, zieht er, an nichts Arges denkend, einen davon, indem er die Feder eintunkt, aus seinem Tintenfasse; und siehe, da steht ein Einfall auf dem Papier, der, ohne daß der arme Schriftsteller die mindeste Ahnung davon hat, mehr Unheil in der Welt anrichtet, als er in seinem ganzen Leben wieder gut machen kann! Horaz stand, wie wir wissen, fast immer unter der Gewalt irgend einer Laune, und Launen sind eine Art von guten oder bösen Feen, die durch die bloße Magie des Colorits und Helldunkeln aus den Dingen, die vor uns stehen, machen können, was sie wollen. Er befand sich, als er diese Epistel schrieb, in Rom, wo er in den spätern Jahren seines Lebens so ungern lebte, und mußte sich jetzt ohne Zweifel wider Willen da aufhalten. Erste Ursache, übler Laune zu sein! Die Stadt wimmelte von Poeten, Schöngeistern und Versemachern, die sich als seine Confratres ansahen, ihm vielleicht noch viel Ehre zu erweisen glaubten, wenn sie ihm, wie jene Pferdäpfel in der

Fabel, zuriefen: „Wie wir Aepfel schwimmen können!" Und diese Herren belagerten ihn in seiner Wohnung, begegneten ihm überall auf der Straße, suchten ihn in den Häusern auf, wo er gewöhnlich anzutreffen war, nöthigten ihn, ihren Vorlesungen beizuwohnen, überreichten ihm wol gar Lobgedichte, die sie auf ihn gemacht hatten, indem sie in der andern Hand ein Pasquillchen zeigten, das schon auf den Fall, wenn er sie nicht wieder loben würde, fertig lag u. s. w. Zweite Ursache, übler Laune zu sein! Und nun, da er müde, ausgetrocknet und mißmuthig von allen Plackereien und Seccaturen eines römischen Tages nach Hause kommt, findet er noch einen Brief voller Vorwürfe, daß er die längst versprochenen Gedichte noch nicht geschickt habe! die er freilich nicht schicken konnte, weil er sie nicht gemacht hatte. Nichts ist vielleicht einem Manne wie Horaz verhaßter, als an solche alte Versprechen, die ihm einmal in einem dumpfen Augenblick von Bonhomie abgeschwatzt wurden oder sonst entfuhren, wieder erinnert zu werden. Nun möcht' ich wol sehen, welche gute Laune in der Welt gegen so viel unangenehme Umstände und Zudringlichkeiten, wenn sie so auf einen Tag zusammenkommen, aushalten könnte? Horaz war, wie er an mehr als einer Stelle seiner Werke zu verstehen giebt, etwas hitziger und ungeduldiger Art, ut *genus est irritabile vatum.*[1]) „Verwünscht sei alle Poeterei!" hör' ich ihn in diesem Augenblicke rufen, „und verwünscht der Tag und die Stunde, da mir zum ersten Mal der unselige Einfall kam, Verse zu machen, wenn ich nun um deswillen, weil ich in meiner Jugend — als ich durch irgend etwas mich hervorthun mußte, und dies Talent das einzige war, was mein Schicksal mir dazu übrig gelassen hatte, — mich mit der Dichtkunst abgab, wenn ich nun um deswillen, was am Ende doch nur eine Folge des fatalen Ausgangs bei Philippi war, mein ganzes Leben lang gezwungen sein soll, den schönen Geist zu machen und mich von jedem poetischen Lumpen — Bruder grüßen und vom ersten besten Hofschranzen, der seinem Herrn gerne was Neues vorzulesen haben möchte, zum Versemachen nöthigen lassen soll!" In der Stimmung, die dieser Humor zurückließ, setzte sich nun der gute Dichter hin und begann seine Epistel. Ein Mann wie er hat immer so viel Gewalt über seine übeln Launen, daß er sie, wenigstens

[1]) Epist., II. 2. 102. — A. d. H.

gegen einen Dritten, wegscherzen kann; aber es bleibt doch auch immer was Bittres, Scharfes oder Säuerliches zurück, und wenn er so gutherzig und seines Werths so gewiß ist wie Horaz, so muß dieser Rest von böser Galle gemeiniglich über ihn selbst hinaus — und so kann es denn kommen, daß eben der Mann, der vor zehn Jahren den Gott der Musen in einer schönen Ode gebeten:

Frui paratis et valido mihi,
Latoë, dones, et, precor, integra
Cum mente, nec turpem senectam
Degere, *nec Cithara carentem!*[1])

und der, vielleicht wenige Wochen nach dieser Epistel, in einer ebenso schönen Ode an die Muse des Gesangs*) mit Vergnügen anerkannte, daß er schon in der Wiege von ihr zum Dichter eingeweiht worden, und daß er nichts weniger als unempfindlich gegen die Ehre sei, „von den Vorübergehenden als der erste lyrische Dichter der Römer mit Fingern gezeigt zu werden" — so kann es kommen, daß der nämliche Mann in einem andern Augenblicke, wo er die Sache von einer ganz andern Seite und in einem ganz andern Lichte sieht, zu sagen fähig ist, was er hier dem Julius Florus sagt, und was mir zu dieser langen Commentation — die der Leser im Besten vermerken wolle! — Anlaß gegeben hat.

*) Ode 3. Lib. IV. [Das vierte Buch der Oden ist viele Jahre jünger als die drei ersten. — A. d. H.]

[1]) Ode 31. Lib. I. — A. d. H.

Horaz und Tibull.[1])

Daß dieser Tibull eben derjenige sei, der uns den Abdruck seiner sanften und wie von den Grazien selbst zu zarten Empfindungen und wollüstig melancholischer Schwärmerei gebildeten Seele in seinen Elegien hinterlassen hat, ist ungeachtet des Skrupels des gelehrten Cruquius keinem Zweifel unterworfen. Von der Freundschaft unsers Dichters zu ihm befinden sich in dessen Werken zwei Denkmale, die 33. Ode des ersten Buchs und der gegenwärtige Brief, dessen eigentliches Datum sich zwar nicht gewiß bestimmen läßt, der aber doch einige Jahre nach jener Ode, wiewol vielleicht früher als die meisten übrigen Episteln, geschrieben zu sein scheint.

Wie das gelehrte Chor der Ausleger auf den Einfall verfallen konnte, diesen kleinen vertraulichen Brief für ein Trostschreiben zu erklären, worin Horaz seinen kummervollen Freund durch eine liebliche Ansprache seines Leids habe ergetzen wollen, wäre schwer zu begreifen, wenn man nicht aus so vielen Beispielen wüßte, daß diese Herren oft den Wald vor den Bäumen nicht sehen können. In dem ganzen Briefchen ist zwar keine Spur von der vorgeblichen Schwermuth des Tibullus, aber es kam ihnen doch gar nicht natürlich vor, daß ein Dichter, der laut seiner noch vorhandnen Elegien so viel Angenehmes mit den Delien und Neären zu verkehren gehabt hatte, auf einmal so still und einsam in Wäldern herumkriechen

[1]) Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt &c., I. S. 89—93. (Der neuen verb., mit dem Originale begleiteten Ausg. 2. Aufl. Leipzig 1801.) Einleitung zu dem 4. Briefe des 1. Buches an Tibullus. — A. d. H.

und sich in moralische Betrachtungen vertiefen sollte. Nun fiel ihnen ein, daß Tibull in seinem heroischen Gedicht an Messalla Corvinus von großen Reichthümern spricht, deren er durch die Unbeständigkeit des Glücks beraubt worden sei, und daß er gleich die erste seiner Elegien damit anfängt, sich für arm zu erklären. Dies, glaubten sie, mache nun Alles sehr begreiflich; denn natürlicherweise habe Einer, der aus einem reichen Mann ein armer Mann geworden, alle Ursache von der Welt, den Kopf hängen zu lassen u. s. w. Sie vergaßen aber, daß Tibull an eben dem Orte, wo er von seinen verlornen Reichthümern spricht, auch zu verstehen giebt, daß er noch etwas zu verlieren habe, und daß die Armuth, die er in der ganzen ersten Elegie mit sehr anmuthigen Farben schildert, und bei welcher er sich höchst glücklich preist, blos vergleichungsweise mit den Reichthümern eines Mäcen's oder Messalla oder Cneus Lentulus diesen Namen verdiente; kurz, daß es eine Art von Armuth war, wobei kein gesund denkender Mensch den besagten Cneus Lentulus um die fünfundzwanzig Millionen Gulden beneiden wird, die er (nach Seneca's Versicherung)*) besaß, ohne sie genießen zu können, und großentheils wieder verlor, ohne zu wissen, wie es damit zugegangen.

Das Wahre von Tibull's Umständen scheint dies gewesen zu sein. Er verlor in den bürgerlichen Unruhen (wahrscheinlich unter dem letzten Triumvirat) in seiner ersten Jugend die beträchtlichen Güter, welche seine Vorfahren als römische Ritter vermuthlich durch Staatspachtungen gewonnen hatten. Er bekam aber, da August die verderblichen Folgen der Bürgerkriege wieder möglichst zu vergüten suchte, so viel davon zurück oder rettete wenigstens noch so viel aus dem Schiffbruch, als er brauchte, um bei nicht allzu ausschweifenden Wünschen unabhängig und angenehm leben zu können. Dies Letztere bezeugt die gegenwärtige Epistel, und in Tibull's eignen Gedichten ist nichts, was nicht damit übereinstimmte.

Seine Anhänglichkeit an Messalla Corvinus beweiset nichts für die vermeinte Dürftigkeit des Tibull's. Denn

*) Seneca, De Benefic., II. 27. Er war, sagt Seneca, das höchste Beispiel von Reichthum bei Privatleuten; denn er sah sich durch die liberalitatem Augusti im Besitz von 400 Millionen Sestertien. Wenn vier Sestertien auf einen Denar, und vier Denare auf einen Gulden gerechnet werden, so giebt dies die obige Summe.

jeder Römer von mittelmäßigem Stande und Vermögen hatte unter den Großen seinen Patron, dessen Client er war. Dieses Verhältniß war der Kitt, womit der Stifter Rom's sein politisches Gebäude zusammengefügt hatte; und in dem Zeitpunkte, da die Republik sich unvermerkt in eine Monarchie verwandelte, war es nothwendiger als jemals, einen Freund und Beschützer zu haben, der Demjenigen nahe wäre, von welchem Alles abhing.

Aber dies Verhältniß verhinderte nicht, sondern beförderte vielmehr die Freiheit und sichre Muße, worin Tibull jenen wohlthätigen Gottheiten diente, zu deren Dienst der weise Solon noch in seinem hohen Alter sich bekannte, und von denen, wie er sagt, alle Freuden der Sterblichen kommen.

Tibull liebte, mit seiner Phantasie in den goldnen Zeiten Saturn's und in Elysischen Gefilden herumzuschweifen; er liebte, wie Horaz, Freiheit und gelehrten Müssiggang; daher lebte er auch, wie Horaz, am Liebsten auf dem Lande, und dieses Briefchen ist an ihn geschrieben, da er sich auf seinem Gute in der Gegend von Pedum*) aufhielt.

Unser Dichter, der durch ähnliche Neigungen und Studien mit ihm verbunden war, aber meistens von ihm entfernt und in einem andern Zirkel lebte, scheint dabei keine andre Absicht gehabt zu haben, als sich einmal wieder nach dem Befinden seines Freundes zu erkundigen, ihn auf eine vertraulich-höfliche, wiewol eben nicht ernstliche Art zu sich einzuladen und ihm bei dieser Gelegenheit für die gute Art, wie Tibull von seinen Sermonen oder Satiren geurtheilt hatte, ein Gegencompliment zu machen.

Die Urbanität, die über den ganzen Brief ausgegossen ist, kann besser empfunden als beschrieben oder nachgeahmt werden. Nichts geht über die Delicatesse, womit er dem Lobe des Tibull's eine solche Wendung giebt, daß es zugleich ein schönes Charakterbild eines liebenswürdigen und glücklich gebornen Menschen und eine feine indirecte Erinnerung wird, an Allem dem, was Natur und Glück für ihn gethan, sich genügen zu lassen und sich sein Wohlbefinden nicht durch unruhige Bemühungen, um sich besser zu befinden, selber zu verkümmern.

Auch die Bescheidenheit verdient bemerkt zu werden, womit er den Tibull, der doch unstreitig in mehr als einer

*) Zwischen Tibur und Präneste.

Betrachtung unter ihm war, nicht nur als Seinesgleichen behandelt, sondern durch den Werth, den er auf dessen günstiges Urtheil von seinen Sermonen legt, ihn gewissermaßen über sich selbst erhebt.

In dieser liberalen Art, der Eigenliebe der Personen, mit denen man zu thun hat, ohne Schmeichelei und unedle Selbsterniedrigung gütlich zu thun, hat Horaz etwas ganz Eigenes, und man begreift dadurch um so eher, wie er mit so vielen Nebenbuhlern aus einer Classe von Menschen, die er sonst mit bestem Fug *genus irritabile* nennt, immer in gutem Vernehmen leben konnte.

Aus dem Umstande, daß er in dem ersten Verse nur seiner Sermonen gedenkt, welche die ersten Werke waren, die er publicirte, verglichen mit dem scherzhaften Schlusse, worin er sich pinguem et bene curata cute nitidum Epicuri porcum nennt — wird ziemlich wahrscheinlich, daß dieser kleine Gelegenheitsbrief mehrere Jahre vor den übrigen geschrieben worden. Denn wiewol Bentley die Jahre, in welchen Horaz seine Werke nach und nach verfertigt und herausgegeben, ziemlich richtig angegeben zu haben scheint, so läßt sich doch daraus, daß er das erste Buch seiner Briefe nicht vor seinem sechsundvierzig- oder siebenundvierzigsten Jahre publicirt, auf keine Weise schließen, daß sie darum alle erst um diese Zeit geschrieben worden — wiewol die Logik, in welcher diese Art von Schlüssen gilt, den meisten Auslegern der Alten sehr gewöhnlich ist.

Ueber eine neue Ueberſetzung der Ovidiſchen „Verwandlungen".[1])

Mir ſind ſeit einem bis zwei Jahren verſchiedene Ueberſetzungen der Ovidiſchen Metamorphoſen als Proben zugeſchickt worden, worüber man mein Urtheil verlangte. Da ich auf alle Fälle nur eine einzelne Stimme habe, ſo laſſe ich in ſolchen Fällen gern das Publicum entſcheiden, deſſen Oberrichteramt über lebendige und todte Schriftſteller Jedermann anerkennt, wiewol es auch dieſem höchſten Richter zuweilen begegnet iſt, que *sa religion* a été *surprise,* wie die Franzoſen per euphemiam von ihren Königen ſagen, oder daß man a Publico male informato ad melius informandum zu appelliren genöthigt iſt.

Bei Gelegenheit der hexametriſchen Ueberſetzung, von welcher unſern Leſern im Auguſt des Teutſchen Merkur[2]) 1784 ein paar Proben vorgelegt worden ſind, erinnere ich mich des Contraſts wegen einer andern, welche mir ganz aus dem Sinne gekommen, und die in ihrer Art ſo einzig iſt, daß es Schade wäre, wenn nicht wenigſtens ein kleines Fragment davon, ſo lange als einige Exemplare dieſes Journals ſich ſelbſt der Ratten und Motten werden erwehren können, vor dem Untergange bewahrt würde.

Dieſe Ueberſetzung iſt in freien gereimten Zeilen abgefaßt und auch in Rückſicht auf das Original ſo frei als möglich — oder eigentlich eine Art von Mittelding zwiſchen einer freien Ueberſetzung und einem Ovide travesti. Hier alſo zur Probe die Hiſtoria, wie die ſchöne Jo in eine Kuh verwandelt wird.

[1]) Teutſcher Merkur 1785, III. S. 186—192. — A. d. H.

[2]) Die dort S. 157—171 gegebenen Proben aus dem erſten und zweiten Buche ſind F. S. unterzeichnet. — A. d. H.

Verwandlung der Jo in eine Kuh.

Es liegt in dem thessalischen Gebiet
Ein Lusthain, den von jeder Seite
Ringsum ein jäher Forst umzieht.
Man nennt ihn Tempe. Brausend flieht
Im Wellenschau'r durch dessen breite
Thalebnen Peneus hin, der aus dem Pindus sprüht,
Und der durch seines Falles Weite
Ein trüb Gewölk um sich erregt,
Das sich als dünner Staub bewegt
Und dann auf die herumgestreute
Waldwipfel träufelnd niederschlägt.
Sein Schall ermüdet Vieh und Leute
Rings in der Nachbarschaft und auch in ferner Weite.
Hier ist der Sitz, das Haus, das innre Heiligthum
Des großen Flusses. In der Höhle,
Gegraben in der Felsen Alterthum,
Saß der Regent und gab Befehle
Den Wellen, seinem Eigenthum,
Und den Najaden, die in seinen Wellen spielen
Und plätschernd dort die Leiber kühlen.
Hieher war's, wo die Landmannsflüsse zum
Peneus als die ersten schwammen.
Sie wußten nicht, wie sie sich hier benahmen,
Ob sie dem Vater condoliren,
Ob lieber ihme gratuliren
Jetzt sollten, da sie zu ihm kamen.
Es kam der alte Apidan,
Der pappelreiche Spercheos,
Der nimmer stät' Enipeos,
Der stille Amphrysos heran-
Und Aeas und noch viele hergeschwommen,
Wovon ein jeglicher, wie ihn sein Antrieb reißt,
Die Wellen bald nach mehr und bald nach minder krummen
Umwegen müd' ins Meer ergeußt.
Nur Inachus war nicht herbeigekommen;
Denn seine bittre Zähre fleußt
In seine Wellen ein. Beklommen
Saß in der tiefsten Grott' in stummen
Leidklagen er, da er nicht weißt,

Ob seine Tochter, ihm genommen,
Noch lebt, ob sie bereits ein Geist.
Er glaubt, die Tochter, die in Höhen und in Gründen,
So sehr er sucht, er nirgends fand,
Nun nimmermehr, weil ihm das Schlimmste ahnd't,
Verloren wieder aufzufinden.
Zeus hatte sie, wie sie vom väterlichen Fluß
Einst rückwärts ging, in einer solchen Stunde,
Wo man mit gutem Grunde
Viel besser thut, wenn man als Stoicus
Die Augen schließt, gesehn und war ihr auf dem Fuß
Gefolgt. „O Jungfrau, werth des Zeus Saturnius,
Die Du gewiß den Mann, wer er auch ist, beglückest,
Den Du in Amor's Vollgenuß
Im Hochzeitbett einst an den Busen drückest!
Geh, Jungfrau! geh in diesen dicken Wald
Und seine Schatten ein (mit hoffendem Behagen
Zeigt er den Schatten ihr), so lang die Allgewalt
Der Sonn' am Heißsten brennt und des Apollo Wagen
Noch in der Laufbahn Mitte wallt.
Doch fürchtest Du Dich, in den Aufenthalt
Des Wildes Dich allein zu wagen,
So kann ich, Dich versichernd, sagen,
Geh ohne Furcht ins Innerste hinein!
Ein Gott wird Dein Beschützer sein,
Und kein gemeiner Gott. Sieh! diese Hände tragen
Den Himmelsscepter selbst, und diese Arme schlagen
Mit Blitzen auf das Weltgebäude ein.
Halt! Flieh mich nicht!" Sie floh, und hinter ihrem Blicke
Lag das Circäisch' Feld, so dicke
Mit Bäumen als ein Wald besetzt,
Und Lernens schöne Wiese jetzt,
In furchtbeseeltem Lauf zurücke:
Als Zeus geschwind das breite Land
Verhüllt mit dicken Finsternissen
Schlug, sie im Fliehen hielt und neu dem Leckerbissen
Vor seiner Juno besten Küssen
Et caeteris den Vorzug eingestand.
Doch bald wird er die neue Freude büßen.
Frau Juno sah herab zum Land
Und sah's in dicken Finsternissen

Bei heller Sonne Schein. Sie fand
Es ziemlich wunderbar; zumal da nicht von Flüssen
Der Nebel, noch von nassen Regengüssen,
Noch andrer Feuchtigkeit entstand.
Ein Argwohn, den wir ihr zu Gute halten müssen,
Steigt in ihr auf; den Herrn Gemahl,
Den suchend sie schon manches Mal
Im Picke der verbotnen Nüssen
Ertappte, dacht' sie wiederum
In seinem angewohnten Naschen
Ob einem neuen Pick zu haschen.
Doch sieht sie erst sich in dem Himmel um
Nach ihrem Gatten, ihn zum Ruhm
Der Weibertreu' ein Bißchen abzuwaschen.
Allein im Himmel fand sie nichts als leere Taschen
Von ihrem Eheherrn. „Nun ist es ausgemacht,"
Sprach sie; „entweder trügt im raschen
Affecte mich mein Aug', wo nicht, so macht
Zeus mir zum Schimpf sich eine gute Jagd."
Schnell stieg, ihn irgendwo zu fangen,
Sie vom Olymp zur Erd' herab.
Auf ihr Geheiß, das sie alsbalden gab,
War schon der Nebel abgegangen.
Doch weil ihr Mann aus ahndendem Gefühl
Die Gattin, die, ihn würdig zu empfangen,
Erschien, voraus empfand, so hatte er, sein Spiel
Zu hehlen, Jo, die er so schlimm behandelt,
Schnell in die schönste Kuh verwandelt,
So daß sie Juno'n selbst gefiel.
Sie lobte ihre Form — obwolen wider Willen —
Und frug, als wüßt' sie nichts, da schon zu viel
Sie wußt', die Sach' noch weiter zu enthüllen,
Wem sie gehör', woher, von was für einer Heerd'
Sie sei. Zeus, um den Fragegeist zu stillen,
Und daß er der Inquisitorin Pillen
Auf einem Mal entledigt werd',
Log kurz und sprach: „Die Kuh ist von der Erd'" —
Und suchte das Gespräch wo anders hin zu lenken.
Doch Juno wollt' ihn diesmal nicht verstehn.
Sie bat sich — weil die Kuh so schön —
Die Gnade aus, sie ihr zu schenken.

Was soll er thun? Den größesten Verdacht
Und nebenein manch schlimme Nacht
Erweckte ihm ein zauderndes Bedenken
Und eine Weigerung. Doch allzu grausam, dacht'
Er, wäre es, die Buhlschaft so zu kränken.
Die Scham und Furcht vor stäten Zänken
Räth Jenes, und die Liebe macht
Dem Ersten Widerspruch und wollt' sie nicht verschenken.
Die Letzte hätt' den Sieg davon gebracht;
Allein wenn er der Schwester und im Bette
Der lieben Hälfte solch ein klein
Geschenk als eine Kuh dreist abgeschlagen hätte,
Wo bliebe nur der kleinste Schein,
Dies könnte eine Kuh in allem Ernste sein?
Er ginge nun, damit er sich vom Zank errette,
Saturniens Verlangen ein,
Doch murmelt er in seinen Bart hinein,
Nichts Härters finde er als Hymen's seine Kette.

Doch genug, wo nicht schon zu viel von diesem seltsamen Spiele der Natur und Kunst!

Was die oben bemeldte hexametrische Uebersetzung betrifft, so hoffe ich keines Kenners Urtheil wider mich zu haben, wenn ich sage, daß mir der Verfasser in den Proben, die man im Merkur gelesen hat, einen entschiedenen Beruf, die Verwandlungen des Ovid's in Ovidische Verse zu übersetzen, gezeigt zu haben scheint, daß ich Ovid's Geist, Lebhaftigkeit, schimmernde Leichtigkeit und anmuthige Versification darin wiederzufinden glaube und, zumal wenn er sich die Arbeit der Feile nicht verdrießen läßt, von dem Talente dieses Uebersetzers etwas Vortreffliches und Vollendetes erwarte.

Ich glaube also den Liebhabern unsrer Literatur eine angenehme Nachricht dadurch zu geben, daß diese Uebersetzung der Verwandlungen Ovid's auf Michaelis 1785 in 8° sauber gedruckt in den angesehensten Buchhandlungen jeder größern Stadt um 16 Gr. zu haben sein wird. Eine weitere Ankündigung und beigefügte Probe von der Manier, worin diese Uebersetzung gearbeitet ist, ist (wie der Verfasser sagt) dem Hamburger Unparteiischen Correspondenten beigelegt worden.

Einleitung zu ein paar Proben
einer
Uebersetzung des Juvenal in reimfreien Versen.[1])

Wenn die Cultur der Sprache und des Geschmackes unter einem Volke von Stufe zu Stufe endlich auf diejenige gestiegen ist, worauf sie sich dermalen in Deutschland befindet, so ist man berechtiget, von einer Uebersetzung eines classischen Werkes Alles zu fordern, was man von einem vortrefflichen Original fordert, und die Reinheit der Sprache, die Zierlichkeit der Diction, ein schöner Bau der Perioden u. s. w. sind Eigenschaften, wovon man den Uebersetzer eines Virgil, Horaz, Juvenal — ebenso wenig als von den wesentlichen Pflichten der Klarheit und Treue dispensiren kann. Ohne diese letztern Eigenschaften ist seine Arbeit keine Uebersetzung, ohne jene kein Werk von Geschmack. Legt sich der Uebersetzer noch gar den Zwang des Reimes und der Alexandrinischen Versart auf — desto schlimmer für ihn! Denn er macht sich die Arbeit unendlich schwerer, als sie ohnedies schon war, ohne daß wir ihm darum das Mindeste von den Forderungen, die wir an ihn zu machen haben, nachlassen. Der Reim erhöht den Werth einiger Arten von Gedichten — wenn ihnen keine andre Schönheit fehlt; aber er vergütet nicht eine einzige, die man ihm aufopfert, und ein gereimtes Gedicht muß entweder ein caelatum novem Musis opus[2]) sein, oder es ist nichts. Eine

---

[1]) Teutscher Merkur 1783, II. S. 154—158; überschrieben: „Noch ein Paar Proben einer &c." — A. d. H.

[2]) Hor., Epist., II. 2. 92. — A. d. H.

gereimte Uebersetzung des Juvenal's, welche in der That ein solches von allen neun Musen ausgemeißeltes Werk wäre, würde freilich ihren Verfasser mit Preis und Ehre krönen: aber wenn sie das nicht wäre; wenn im Gegentheil die saure Mühe, die es dem Verfasser gekostet hätte, den freien Geist seines Originals in deutsche Reime zu zwingen, dem Leser alle Augenblicke auf die Brust fiele; wenn Deutlichkeit, Richtigkeit, Rundung und Politur des Ausdrucks dem Reim alle Augenblicke geopfert würde; wenn der Reim Schuld wäre, daß wir fast immer bald nur die Hälfte, bald kaum den dritten oder vierten Theil dessen, was uns das Original giebt, bekämen; wenn die feinsten Züge und gerade das, was die Schönheit eines Gedankens, Bildes oder Ausdrucks ausmacht, um des Reims willen verloren gingen — welches Alles in der nun vergessenen, aber zu Gottsched's Zeiten so berüchtigten Schwarzischen Aeneïs oder sogenannten Schwarziade der Fall war — wie könnte da ein Uebersetzer erwarten, daß wir ihm die Qual des Reimens, die er sich als eine ganz unnöthige Selbstpeinigung freiwillig auferlegt hätte, als ein opus supererogationis zum Verdienst anrechnen sollten? Seine Reime möchten ihm sauer genug geworden sein; aber was gewönnen wir dabei, um ihm Dank dafür zu wissen?

Wir überlassen es dem Geschmacke der Leser, die neulich mitgetheilten Proben einer gereimten Uebersetzung des Juvenal's[1]) aus diesem Gesichtspunkte zu prüfen. Da der Herausgeber des Teutschen Merkur's sich noch nicht in dem glücklichen (oder unglücklichen?) Falle befindet, wo ein Dichter, wie Horaz sagt, wieder seiner Sinne mächtig und sein eigner Herr ist, so bleibt (wenige Fälle ausgenommen) eine gänzliche Zurückhaltung seines Urtheils über die Producte seiner poetisirenden Zeitgenossen das einzige Mittel, wie er der Gefahr entgehen kann, daß die Herren, die eine Nase haben, auch auf ihn anwenden, was Horaz an dem angeführten Orte von der gegenseitigen Höflichkeit der damaligen römischen Poeten sagt. Selbst das, was im Grunde bloße Billigkeit wäre, würde in manchen Fällen für Furchtsamkeit aufgenommen werden; und wirklich muß auch (um noch immer mit Horaz zu reden)

[1]) Im vorigen Hefte (Aprilheft 1783 des T. M., II. S. 51—72) stand ein „Schreiben an den Herausgeber über Herrn Doctor Abel's neue Uebersetzung des Juvenal's mit einigen Proben“ [in Reimversen]. — A. d. H.

„ein Autor, der noch selbst beim Volke
Um Beifall bettelt,*) sich so viel gefallen lassen,
Um nicht das wespenartige Geschlecht
Der Versemänner gegen sich zu reizen,"

daß es kein Wunder ist, wenn das Publicum in problematischen Fällen nicht immer errathen kann, ob es bloße Höflichkeit und Furcht vor dem Wespenstachel — oder ob es blos eine mit billiger Nachsicht gemilderte Gerechtigkeit sei, was ihn zu einem günstigen Urtheile bewegt. Doch dies nur im Vorbeigehen. Genug, da wir kein Bedenken getragen haben, von einer gereimten Uebersetzung Juvenal's, welche schon über 30 Jahre in dem Schreibepulte ihres Verfassers[1]) verborgen lag, dem Publico einige Proben vorzulegen, dem Geschmack eines Jeden überlassend, ob sie, wie gewisse Weine, durch dieses Alter besser oder schlechter geworden sei: so halten wir es für eine Art von Schuldigkeit, nun auch ein paar Proben mitzutheilen, wie eben diesem Verfasser das Uebersetzen in reimfreien Versen gelungen sei. Hier sind einige sowol in Hexametern als Jamben.

*) D. i. in dem Lichte, worin das Publicum die Schriftsteller sieht, jeder Autor. Man vergleiche (si placet) zu Erläuterung dieser Behauptung, was Horazens Weimarischer Commentator über die neunzehnte Epistel an Mäcenas, die zweite an Julius Florus und bei andern Gelegenheiten, welche Horaz häufig darbot, hieher Gehöriges gesagt hat.

[1]) Dr. Abel. — A. d. H.

Die griechische Philosophie bei den Römern bis zur Zeit des Augustus.[1])

Die Philosophie, als die Kunst zu leben, wurde bei den Griechen gleich andern schönen Künsten behandelt; sie hatte ihre Meister und Schulen wie die Bildnerei und Malerei. Sokrates machte zwar selbst keine Secte — eben weil er Sokrates war; aber alle nach ihm entstandne philosophische Schulen und Secten wurden von irgend einem der Seinigen gestiftet oder veranlaßt. Plato, der berühmteste unter seinen Anhängern, stiftete die Akademie, Aristoteles, der größte Kopf unter Platon's Schülern, das Lyceum. Aristipp machte sich zwar sein eignes System, aber kann so wenig als Sokrates für das Haupt einer Schule gehalten werden, wiewol man ihn dazu gemacht hat. Antisthenes wurde der Vater einer Secte, die mit dem wenig rühmlichen Namen der hündischen sich gleichwol in einiges Ansehen zu setzen wußte und unter den Philosophen das war, was die Franciscaner unter den Mönchen. Hundert Jahre nach Sokrates' Tode wurden Zeno und Epikur, indem Jener die Weltbürgerschaft des Antisthenes, Dieser den Egoismus des Aristippus zu rectificiren suchte, die Stifter zweier neuer Schulen, welche in Kurzem über alle übrigen hervorragten, aber in allen ihren Begriffen und Grundsätzen Antipoden waren. Die Epikurische empfahl sich durch die größte Freiheit im Denken, durch den offnen Krieg, den sie dem Aberglauben, dem Fanatismus und allen Vorurtheilen ankündigte,

[1]) Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt ꝛc., I. S. 39—44. (Der neuen verb., mit dem Originale begleiteten Ausg. 2. Aufl. Leipzig 1801.) Aus Anmerkung 5 zur Uebersetzung des ersten Briefes. — A. d. H.

und durch eine Sittenlehre, die den Meisten einleuchten mußte, weil sie mit dem wenigsten Aufwand von Anstrengung ein heitres und schmerzenfreies Leben versprach. Jene erhielt von der großen Stoa oder Halle zu Athen, wo ihr Stifter und seine Nachfolger zu lehren pflegten, den Namen der stoischen. Sie zeichnete sich auf der einen Seite durch eine Naturlehre aus, die sich mit der herrschenden Religion weit besser vertrug als die der übrigen Secten, auf der andern durch eine Moral, die den Menschen veredelte, indem sie die vollkommenste Ausübung der Tugend und die angestrengteste Thätigkeit zum Besten des Vaterlands und der allgemeinen menschlichen Gesellschaft zur einzigen Bedingung der Glückseligkeit machte. Sollte man nicht denken, die tugendhaftesten Männer, besonders diejenigen, die den immer zunehmenden Verfall der griechischen Freistaaten noch aufzuhalten suchten, müßten sich in der Stoa gebildet haben? Gleichwol weiß man davon nichts; vielmehr macht ihr Plutarch in einem eignen Tractat den Vorwurf, daß sie die Thätigkeit zum Besten des Staats zwar in ihren Schulen und Schriften lehrte, die Ausübung ihrer Grundsätze aber Andern überließe — ein Vorwurf, der gewissermaßen allen andern Secten gilt. Zwischen diesen angesehenern Familien der griechischen Philosophie erhielt sich die cynische, als die Mutter der stoischen, oder vielmehr als eine Art von philosophischem Orden, der in der Freiheit von allen gesellschaftlichen Banden die höchste Glückseligkeit und in der Entbehrung aller Dinge, die nicht schlechterdings zum Dasein unentbehrlich sind, die höchste Vollkommenheit des Menschen setzte. Mit der Folge der Zeit nahm auch die Akademie verschiedene neue Gestalten an, welche ihr unter einem so müssigen, neugierigen und alles schöne Geschwätze so sehr liebenden Volke, wie die Griechen waren, wieder Zulauf verschafften. Sie empfahl sich durch die Scharfsinnigkeit und Beredsamkeit ihrer Lehrer und durch den großen Grundsatz der Ungewißheit aller menschlichen Erkenntniß, der ihnen Gelegenheit gab, über Alles für und wider zu reden; und da die Kunst zu reden und eine Sache von allen ihren Seiten, oder von welcher Seite man es zu seiner Absicht nöthig fand, zu zeigen, in den damaligen Freistaaten das unentbehrlichste Werkzeug des Staatsmanns war, so wurde es zur guten Erziehung eines jungen Menschen von Stande für ebenso nothwendig gehalten, sich in der neuen Akademie zum Redner als

in der Stoa zu einem wohlgesitteten und rechtschaffnen Mann bilden zu lassen.

In dieser Verfassung befanden sich die philosophischen Schulen der Griechen, als die ungelehrten Römer mit ihnen bekannter zu werden anfingen. Nichts kann wol ungleichartiger sein als der Geist und Charakter der Römer und der Griechen, selbst noch um die Zeit der berühmten Gesandtschaft des Karneades,*) welche die Epoche ist, da die griechische Philosophie und Redekunst, die nur wenige Jahre zuvor durch ein Edict des Senats aus Rom verwiesen worden war, mit dem Ansehen einer öffentlichen Gesandtschaft bekleidet zurückkam, um eine Art von Triumph über die Beherrscher der halben Welt innerhalb ihrer eignen Ringmauern zu erhalten. Ungeachtet des lebhaften Eindrucks, den diese drei Philosophen (besonders Karneades, der witzigste und redseligste aller Griechen seines Jahrhunderts) auf die edle römische Jugend machten, währte es noch eine geraume Zeit, bis der rauhe römische Genius sich gewöhnen konnte, die attischen Musen für etwas Bessers als eine Art griechischer Buhlerinnen anzusehen, mit denen man sich wol ein paar müssige Stunden vertreiben könne, die aber einer ernsthaften Zuneigung nicht würdig seien. Die Wissenschaften und Künste der Griechen wurden als Gegenstände des Luxus betrachtet, welche dazu gemacht wären, den Herren der Welt zu dienen, nicht über sie zu herrschen. Die Großen von Rom hatten griechische Baumeister, griechische Maler, griechische Steinschneider, griechische Vorleser, griechische Tänzer und Baladins in ihren Diensten, ließen die Weiber von griechischen Mädchen coiffiren, ihre Kinder von griechischen Pädagogen erziehen u. s. w. Aber so lange noch ein Antiochus und Mithridates zu bekämpfen war, und so lange sie sich noch unter einander selbst über die wichtige Preisfrage zankten, wer von ihnen Meister über alle Uebrigen bleiben würde, blieb ihnen wenig Zeit zu subtilen und müssigen Speculationen, und erst nachdem Julius Cäsar jene große Frage entschieden hatte, sehen wir einen Cicero in der unfreiwilligen Einsamkeit seines Tusculanum auf akademische Betrachtungen einen Werth legen und in Verpflanzung der Platonischen und stoischen Philosophie

*) Des Stifters der sogenannten Neuen Akademie. Er wurde zugleich mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaus in Angelegenheiten der Stadt Athen nach Rom abgeschickt.

auf römischen Boden Unterhaltung und Trost*) gegen den Unbestand des Glücks und die Trübsale des Lebens suchen.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß schon in dem letzten halben Jahrhundert des freien Rom's die Philosophie von verschiedenen edeln Römern, besonders unter Denen, welche sich mehr durch Beredsamkeit und Geschicklichkeit in den bürgerlichen Rechten als durch kriegerische Talente den Weg zu den höchsten Ehrenstufen bahnen wollten, als ein Hilfsmittel zu ihrem Zweck mit einigem Ernste getrieben wurde. Da man sie aber als eine von den **griechischen** Künsten betrachtete, so war auch das Vorurtheil ganz natürlich, daß man sie aus der Quelle schöpfen, d. i. von den Griechen lernen und sich also zu irgend einer von ihren Schulen bekennen müsse. Ein Philosoph — oder ein Akademiker, Stoiker oder Epikureer sein, war in ihren Augen einerlei; und es schien ihnen bequemer, die Theorien, die sie schon gemacht und fertig in den philosophischen Buden der Griechen liegen fanden, zu dem Gebrauch, den sie davon machen konnten, anzuwenden, als sich selbst eigne zu machen. Bei dem Allem aber war es wol den Wenigsten darum zu thun, die Philosophie, zu der sie sich bekannten, in ihrem Leben auszudrücken; und wenn ein Catulus, Cato und Brutus hievon Ausnahme machten, so kam es schwerlich aus einem andern Grunde her, als weil sie auch ohne Akademie und Stoa das gewesen wären, was sie waren. Aber mit dem Tode dieser großen Männer und mit der Revolution, die darauf erfolgte, veränderte sich auch der Geist der römischen Philosophie. Das Jahrhundert der Cäsarn konnte Catonen weder mehr hervorbringen noch ertragen. Indem die Republik sich unvermerkt in das Phantom einer Aristokratie verwandelte, von welcher ein Einziger die Seele war, so hörte auch die Beredsamkeit auf, die mächtigste Triebfeder des Staats zu sein, und der beste Bürger war nun Der, der am Besten gehorchen konnte. Die Philosophie sank also gar bald von der Würde herab, zu welcher sie von einigen großen Staatsmännern in Rom war erhoben worden. Sie wurde nun auch in der Hauptstadt der Welt, was sie zu Athen schon lange gewesen war, eine müssige Kunst zu grübeln und zu declamiren. Man mußte allenfalls einen Anstrich davon haben, weil es zum guten Ton gehörte, von Lite-

*) Cic. ad Familiar., L. IX. Epist. 2. Modo nobis stet illud, schreibt er an Varro, una vivere in studiis nostris, a quibus antea *delectationem modo* petebamus, *nunc vero* etiam *salutem*.

ratur und Philosophie sowie von Gemälden und Statuen schwatzen zu können; aber Philosophie zu leben, würde in den Augen der meisten Weltleute Unsinn und bei den Billigsten wenigstens eine seltsame Art von Sonderlichkeit gewesen sein.

Bei dem Allen konnte es gleichwol nicht fehlen, daß es in einer solchen Epoche, wie die Regierung des Augustus in Rom machte, nicht hier und da einen Sonderling gegeben hätte, der in der Muße eines glücklichen Mittelstandes zwischen Ueberfluß und Dürftigkeit, mit mehr Liebe zur Freiheit als Ehrgeiz oder Begierlichkeit, sich blos zu seinem eignen Vortheil ein Geschäfte daraus machte, richtiger von dem Menschen und seinen Angelegenheiten zu urtheilen und nach bewährtern Grundsätzen zu leben als der große Haufe.

Ueber Johann Michael Heinze's Uebersetzungen

der drei Bücher des Cicero von den besten Gesetzen, der Sokratischen Gespräche des Aeschines, des Krito von Plato und der Sokratischen Denkwürdigkeiten und Vertheidigung des Sokrates von Xenophon.[1])

Wir zeigen auf einmal drei gelehrte Arbeiten an, womit der rühmliche Fleiß unsers Herrn Director Heinze seine bekannten Verdienste um Beförderung der nützlichen Literatur kürzlich vermehrt hat. Von dem innern Werthe der Urschriften, welche uns hier verdeutscht geliefert werden, braucht kaum gesagt zu werden, daß — Cicero's Gespräche De legibus, wenn das, was wir noch davon übrig haben, nicht unglücklicherweise ein bloßes, wiewol beträchtliches Bruchstück wäre, unter seinen philosophischen Werken eine der obersten Stellen verdienen würden — daß die Dialogen des Sokratischen Aeschines um so merkwürdiger sind, weil ihr Verfasser einer der getreuesten und anhänglichsten Freunde des Atheniensischen Weisen war und die Denkart und Manier desselben so treulich in seinen Schriften aufgefaßt zu haben schien, daß eben daher die von allem andern Grund entblößte Sage entstund, er habe diese Dialogen nach Sokrates' Tode seiner Wittwe heimlich abgehandelt, um die

[1]) Teutscher Merkur 1783, IV., Anzeiger, S. CLXXVII—CLXXX. Die obige Anzeige der drei in demselben Jahre 1783 erschienenen Uebersetzungen des Wieland befreundeten Weimarischen Gymnasialdirector's Heinze ist zwar nicht mit Wieland's Chiffre unterzeichnet, aber, wie der Ton der Darstellung leicht erkennen läßt, unzweifelhaft von ihm verfaßt. Wir bringen dieselbe hier in dem der Literatur der Römer gewidmeten Abschnitte, obwol sie auch Uebersetzungen griechischer Schriftsteller bespricht, weil Wieland die Uebersetzung der Ciceronischen Schrift vorangestellt und in der Beurtheilung besonders hervorgehoben hat, wir aber auch, abgesehen von dem Inhalte der Anzeige, den im Merkur gegebenen Zusammenhang nicht zerreißen durften. Zudem ist die vorliegende Beurtheilung der Heinze'schen Cicero-Uebersetzung als ein Vorläufer der gleich folgenden Garve'schen Uebertragung aus Cicero zu betrachten. — A. d. H.

Werke seines Meisters für seine eigenen ausgeben zu können — und daß endlich die Sokratischen Denkwürdigkeiten sowol wegen ihres Inhalts, als insoferne sie die einzige reine Quelle sind, woraus wir zuverlässige Nachrichten von dem Charakter, dem Geist und der Lehrart des weisesten und besten Mannes unter dem aufgeklärtesten Volke der alten Welt schöpfen können, keinem andern Ueberbleibsel aus dem Jahrhundert des Perikles weichen. Ueber den Nutzen solcher Uebersetzungen, welchen Herr Heinze in dem Sendschreiben, das den Büchern De legibus vorgesetzt ist, gegen einige neuerlich wieder aufgewärmte Einwürfe behauptet, sind wol alle Vernünftigen seiner Meinung; vermuthlich auch Diejenigen selbst, die das Gegentheil blos darum behauptet haben mögen, weil in dergleichen Dingen sich doch immer mit Wahrscheinlichkeit pro und contra schreiben läßt, und weil ein Mann, der alle Jahre etliche Programmas zu schreiben hat, oft froh ist, wenn ihm die neuesten Begebenheiten in der gelehrten Republik irgend einen Stoff darbieten, der eben dadurch, daß er in den jetzigen Moment eingreift, etwas mehr Interesse erhält als andere abgenützte loci communes u. s. w.

Für die Güte der gegenwärtigen Arbeiten bürget uns die bekannte Gelehrsamkeit des Verfassers, welchen Deutschland schon lange als einen der geschicktesten Männer kennt, die aus J. M. Gesner's Schule hervorgegangen und in seine Fußstapfen getreten sind.[1]) Uebrigens sind wir in Ansicht des Maßstabs der Vollkommenheit der Uebersetzungen oder vielmehr der Ungewißheit desselben völlig mit unserm berühmten Garve (in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Cicero's Pflichten, welche wir nächstens anzeigen werden) einstimmig. Jede Classe von Lesern hat ihren eigenen; und daher kommt es, daß die nämliche Uebersetzung, aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, Lob und Tadel mit gleichem Rechte verdienen kann. Die Gelehrten verlangen größtentheils nicht mehr, als daß der Uebersetzer seinen griechischen oder lateinischen Autor verstanden habe und mit Treue und Genauigkeit verdolmetsche. „Diejenigen blos deutschen Leser hingegen, die das Nachbild mit dem Urbild nicht vergleichen können" (und, es sei uns erlaubt hinzuzusetzen, auch die Leser von Geschmack, die das Original verstehen und seinen ganzen Werth fühlen), „erwarten", sagt Herr Garve, „von der Uebersetzung so viel Unterricht und Vergnügen,

---

[1]) Vgl. Herder's Werke, XVI. S. 111 f. 121 ff. — A. d. H.

als dem Rufe des Autors gemäß ist, und halten sich berechtigt, bei einem allgemein geschätzten Buche es dem Uebersetzer Schuld zu geben, wenn dasselbe im Ganzen nicht gefällt." Alles, was Herr Garve theils zu Erläuterung dieses Satzes, theils über die Verschiedenheit der Uebersetzerspflichten in Rücksicht auf die verschiedne Beschaffenheit der Originale hinzusetzt, scheint uns ebenso wahr und bestimmt zu sein, als die Regel uns richtig däucht, wornach er selbst verfahren hat. Herr Heinze verweiset Diejenigen, welche fordern, daß eine gute Uebersetzung (eines Autors wie Xenophon, versteht sich) auch durchaus schön sein müsse, auf den Ausspruch des Sokrates selbst, welcher behauptet: ein Ding sei immer schön, wenn es gut, d. i. zu seinem natürlichen Zweck und Gebrauch tauglich sei, und dieser Meinung sind wir auch; jedoch Demjenigen, der es etwa schöner machen will und kann, in alle Wege sein Recht unbenommen.

Anzeige
der Garve'schen Uebersetzung von Cicero's Abhandlung „Von den menschlichen Pflichten“.[1])

Wenn wir mit der Anzeige dieses merkwürdigen Werkes etwas späte kommen, so ist es aus guten Gründen geschehen, von denen wir nur diesen einzigen anführen wollen, daß wir uns erst genauer damit bekannt machen mußten, um etwas Zuverlässigeres als allgemeine anpreisende Formeln darüber sagen zu können; und hierzu bedarf es bei Einem, der aus dem Bücherlesen weder das einzige noch das erste Geschäfte seines Lebens macht, freilich einiger Zeit. Dafür können wir nun mit desto gewisserer Ueberzeugung sagen, daß dieses Buch unter dem Besten, was unsre Literatur seit vielen Jahren hervorgebracht, eine der ersten Stellen einnimmt. Es würde als bloße Uebersetzung eines der vorzüglichsten Werke des Alterthums, und als eine Uebersetzung, die ihres Originals würdig ist, schon ein wichtiges Geschenke sein; aber die Erläuterungen, Abhandlungen und freieren Betrachtungen, welche den größten Theil des Ganzen ausmachen, erhöhen den Werth desselben um ein Großes über die Urschrift selbst. Man erlaube uns sowol von jener als von diesen nur so viel zu sagen, als die engen Grenzen unsers Anzeigers erlauben. Der große König, der (wie uns die Zuschrift sagt) dem Verfasser diese Uebersetzung aufgetragen, und der schon dadurch allein, daß er sie veranlaßte, für die deutsche Literatur etwas sehr Großes gethan hat, hätte, wenn es darum zu thun war, gleichsam die Kräfte der

[1]) Teutscher Merkur 1784, I. Anzeiger, S. XVII–XXIII. — A. d. H.

deutschen Sprache und den Grad von Cultur, worauf sie bereits gebracht ist, auf eine Probe zu stellen, seine Wahl kaum auf ein zu diesem Zwecke geschickteres Werk des classischen Alterthums (wenigstens aus der gemeinnützigsten Classe) lenken können als auf dieses. Bei einer Aufgabe dieser Art ist die möglichste Annäherung — der höchste Grad der Vollkommenheit; aber um zu beurtheilen, was Herr Garve hierin geleistet hat, muß man die Schwierigkeiten genauer kennen, welche theils der verschiedene Genius beider Sprachen, theils die individuelle Vorstellungsart und Manier des Cicero auch dem geübtesten deutschen Schriftsteller, besonders einem an genau bestimmte Begriffe gewöhnten Philosophen unsrer Zeit, entgegensetzen. Die Sprache der großen Römer, und Cicero's vornehmlich, ist reich an bedeutungsvollen und vielumfassenden, aber zugleich (und eben darum) weniger deutlichen und bestimmten Redensarten, für welche es nur zu oft unmöglich ist, in der unsrigen (und vermuthlich in jeder nicht aus der lateinischen selbst entstandenen Sprache) Ausdrücke von gleichem Gewicht und Umfang der Bedeutung zu finden, ohne dunkel und undeutsch zu werden. Wir müssen es auf eine andere Gelegenheit versparen, uns, selbst in Rücksicht dieser Garvischen Uebersetzung, näher hierüber zu erklären; genug zu dem gegenwärtigen Zwecke, daß Herr Garve nach unserm Urtheile sehr viel und in dem, was das Wesentliche von Uebersetzungen vortrefflicher Werke großer Meister ausmacht, mehr geleistet hat als Alle, die sich jemals in diese Laufbahn unter uns gewagt haben. Schulmäßige Treue ist hier so wenig ein Verdienst, daß sie vielmehr eines der größten Hindernisse ist, in einer solchen Arbeit der Vollkommenheit nahe zu kommen. Herr Garve hat mit großem Bedacht eine Verfahrungsart erwählt, die wir Allen, welche sich durch Uebersetzung classischer Werke ein wahres Verdienst erwerben wollen, zur Nachfolge empfehlen möchten. Er hat sich erst seinen Autor vollkommen deutlich zu machen gesucht und alsdann die Gedanken desselben, ohne sich immer an den Ausdruck und noch viel weniger an die Construction und den rednerischen Periodenbau des Originals (der im Deutschen oft die schlimmste Wirkung thun würde) zu binden, so vorgetragen, daß der deutsche Leser das Gleiche dabei denken muß (vorausgesetzt, daß er überhaupt denken kann), was der Römer bei den Worten der Urschrift gethan hat. Wir wiederholen es: hier ist sehr oft nur Annäherung möglich; aber die Bescheidenheit, womit Herr

Garve von seiner eignen Arbeit spricht, soll uns nicht abhalten, ihm volle Gerechtigkeit zu erweisen. Er spricht von Mängeln, deren er täglich neue entdecke; an uns wäre es undankbar, sie mühsam aufzusuchen und Kleinigkeiten (vielleicht mit unzulänglichem Grunde, oder ohne es besser machen zu können) rügen zu wollen, wo das Ganze unsern wärmsten Beifall verdient und selbst unsere Bewunderung erregt hat.

Es sollte von Rechtswegen eine Unziemlichkeit sein, an dem Uebersetzer eines Schriftstellers wie Cicero die Reinigkeit der Sprache und eine Schönheit der Schreibart, die zwar kunstlos scheint, aber gewiß den feinsten Geschmack und die geübteste Fertigkeit voraussetzt, als ein Verdienst anzupreisen; aber dahin ist es seit einigen Jahren mit uns gekommen, daß einem Schriftsteller, der unsere Sprache rein schreibt, beinahe öffentlich und als für eine patriotische That der Dank der Nation abgestattet werden sollte. Wir haben nicht zu besorgen, die Stimme irgend eines Mannes, dem über diesen Punkt ein Stimmrecht gebühren mag, gegen uns zu haben, wenn wir dieses Buch unter die wenigen classischen Werke unserer Sprache zählen.

Was die beigefügten philosophischen Anmerkungen und Abhandlungen betrifft, so dürfte wol leicht das größte Verdienst der Ciceronischen Bücher De officiis sein, zu denselben Gelegenheit gegeben zu haben. Wir müssen es andern Journalen überlassen, ihnen durch eine ausführliche Schätzung Gerechtigkeit zu erweisen. Wir können hier kaum etwas mehr, als dem würdigen Verfasser für diese kostbaren Früchte seiner philosophischen Muße im Namen Derjenigen zu danken, die sich mit dem *philosophari paucis* des alten Ennius nicht behelfen können, sondern mit dem weisern Horaz[1]) sagen:

Quid *verum* atque *decens, curo* et *rogo* et *omnis in hoc sum.*

Wie eine so verschiedene Sache ist es doch, ob man einen Mann angenommene Sätze, deren Wahrheit oder Falschheit ihm selbst gleichgiltig ist, aus bezahlter Pflicht behaupten hört, oder ob man mit einem Manne philosophirt, der uns nicht einen Augenblick zweifelhaft darüber läßt, daß er das Studium der menschlichen Natur blos deswegen als das große Geschäfte

[1]) Epist., I. 1. 11. Der Spruch des Ennius steht bei Cicero, Tusc., II. 1. — A. d. H.

seines Lebens treibt, weil er — ein Mensch ist, und der Wahrheit nur darum so emsig nachforscht, weil er kein angelegeneres Interesse kennt, als sie zu finden. Natürlicherweise theilt er dieses Interesse auch seinen Lesern mit; und wenn dann (wie hier der Fall ist) der feinste Scharfsinn die Wahrheitsliebe in ihren Nachforschungen unterstützt, so kann es nicht fehlen, daß auch die subtilern Speculationen unterhaltend werden und dem Geiste des Lesers durch die Entwickelung, Aufklärung und Berichtigung seiner eignen Gefühle, Wahrnehmungen, Vermuthungen u. s. w. die süßeste Befriedigung verschaffen. Herr Garve schreibt durchaus, was er selbst gedacht und aus eignen Erfahrungen oder Untersuchungen entwickelt hat. Sein Buch ist daher voll neuer Gedanken, und auch bekannte Wahrheiten werden durch die Art, wie er sie findet, entwickelt, beleuchtet, beweiset oder anwendet, zu reichhaltigen Quellen des Nachdenkens und der Belehrung für den Leser. Beinahe auf allen Seiten stößt man auf feine Bemerkungen oder sinnreiche Auflösungen moralischer Aufgaben, die man so wahr und simpel findet, daß man sie selbst gemacht zu haben glaubt, wiewol man sie nie gemacht oder sich doch nie so deutlich entwickelt hat. Die wichtigsten Objecte der Moralphilosophie der Griechen, besonders der stoischen Secte, haben wir nirgends in solcher Kürze, in ein so helles Licht gesetzt und so faßlich vorgetragen gefunden. Am Meisten aber hat uns der Verfasser in den Meditationen interessirt, die den zweiten Theil seiner Abhandlungen ausmachen, worin er (wie er selbst sagt) blos seine Empfindungen und Erfahrungen ausgedrückt oder (wie wir hinzusetzen möchten) das, was von je her die Wünsche der edelsten und besten Menschen gewesen sind, sich wahr zu machen gesucht hat. Hier ist es ganz vorzüglich, wo er dem römischen Philosophen an Beredsamkeit und Anmuth des Vortrags so nahe kommt, als er ihn meistens an Gründlichkeit und Deutlichkeit der Begriffe übertrifft. Hier ist es, wo wir Sokratischen Wahrheitssinn mit Platonischem Geiste und Aristotelischer Scharfsinnigkeit vereiniget gefunden haben, wo der lichtvolle Denker sich zugleich als gefühlvoller Mensch, der gründliche Gelehrte als ein Mann von Geschmacke zeigt; wo uns der philosophische Eremit durch seinen Reichthum von Welt- und Menschenkenntniß überrascht und unser ganzes Herz gewinnt, indem er uns zugleich erleuchtet und besser macht. Der ganz eigene und unterscheidende Charakter unsers Philosophen ist das, was die Sokratische Schule σωφροσύνη nennt (ein Wort, wofür wir kein gleich-

geltendes haben), das diejenige innere Beschaffenheit ausdrückt, welche den Verstand vor Uebereilung, die Einbildung vor Ueberspannung, das Herz vor Selbstbetrug bewahrt; die uns immer zwischen zu viel und zu wenig in der Mitte hält, und die, mit einem Worte, gleichsam dasjenige Temperament der Seele ist, wodurch sie die Eindrücke der Natur am Reinsten auffaßt, die Verhältnisse der Dinge am Richtigsten beurtheilt und das ganze System ihrer Ideen und Neigungen, ihrer Ein- und Auswirkungen in Gleichgewicht und Harmonie erhält. Daher diese Bescheidenheit ohne Mißtrauen in sich selbst; diese Freiheit des Geistes ohne Muthwillen und Laune; dieser gleich weite Abstand von Zweifelsucht und von dogmatischem Steifsinn; daher bei der hellsten Durchsicht durch allen den blauen Dunst, der den Verstand des großen Haufens von je her umnebelt, und alle die Spinneweben, womit man ihn noch zum Ueberfluß umwickelt hat; diese Behutsamkeit, nicht nur die blöden Augen Anderer zu schonen, sondern auch sich selbst nicht zu täuschen; und diese Festigkeit an dem Grundsatze: in den dunkeln und ungepfadeten Gegenden der Metaphysik, wo die Vernunft ihren Weg verliert, sich durch das Herz und durch eine Art von ahnendem Gefühl leiten zu lassen, u. s. w. Wir müßten selbst ein Buch schreiben, um alles Gute, was wir in diesem vortrefflichen Buche finden, anzugeben; und wir sind für den Raum und Zweck dieses Anzeigers schon zu weitläufig gewesen. Aber es betrifft auch eine so außerordentliche Erscheinung an dem Horizont unserer Literatur, und die Gelegenheit, in diesem Tone aus der Fülle unsers Gefühls zu sprechen, wird uns so selten gegeben! Wir brechen also ab und bemerken nur noch, daß der Vortrag unsers Verfassers sowol in den mehr dogmatischen Abhandlungen als in den Discursen, wo er freier und Sokratischer philosophirt, das vollkommenste uns bekannte Muster des philosophischen Vortrags und der Schreibart ist, welche Cicero[1]) aequabile et temperatum orationis genus nennt.

Herr Garve macht uns einige Hoffnung zu Erläuterungen der historischen Sachen, die in Cicero's Werke vorkommen, und worüber er die dazu gehörigen Aufsätze größtentheils schon ausgearbeitet liegen hat. Brauchen wir erst noch zu sagen, wie sehr wir wünschen, daß er uns dieselben nicht lange vorenthalten möchte?

---

[1]) De Off., I. 1. — A. d. H.

Vorrede zu Wieland's Uebersetzung der Briefe des Cicero.[1])

Ein Uebersetzer der Briefe Cicero's hat vor Vielen seinesgleichen den Vortheil, daß er der Sorge überhoben sein kann, seinen Autor dem Publico erst bekannt zu machen und anzupreisen oder die Wichtigkeit und Nützlichkeit seines Unternehmens ausführlich und mühsam darzuthun. Seit mehr als achtzehn Jahrhunderten ist der Name Marcus Tullius Cicero in keine andern Grenzen eingeschlossen als in die Linie, welche den civilisirten Theil des menschlichen Geschlechts von den Barbaren und rohen Thiermenschen scheidet. Der hohe Werth seiner auf uns gekommenen Schriften ist allgemein anerkannt, und selbst nach dem gänzlichen Einsturz des alten Römerreichs in Europa gab einem beträchtlichen Theil derselben ihr großer Ruf sicheres Geleit durch eine Reihe finstrer und barbarischer Jahrhunderte. Seit Wiederauflebung derjenigen Künste und Studien, deren natürliche Tendenz die Reinigung und Veredlung der Menschheit ist, haben eine Menge gelehrter und scharfsinniger Männer einen großen Theil ihres Lebens darauf verwendet, jene Schriften von dem ätzenden Einfluß der Zeit und den Nachlässigkeiten unwissender Abschreiber möglichst zu befreien, ihre dunkel gewordenen Stellen aufzuhellen und sie mit Hilfe der Sprachkunde und aller der mannichfaltigen Kenntnisse, welche die von einem der ersten Philologen unsrer Zeit[2]) vor Kurzem aufgestellte Alterthumswissenschaft umfaßt,

[1]) M. Tullius Cicero's Sämmtliche Briefe übersetzt und erläutert 2c., Erster Band, S. I—XXIV (Zürich 1808). — A. d. H.
[2]) Fr. Aug. Wolf. — A. d. H.

für die Nachwelt immer brauchbarer zu machen. Unter allen Schriftstellern der Griechen und Römer ist keiner mehr bearbeitet und benutzt worden als Cicero; unter Myriaden, welche seit mehr als 300 Jahren einige gelehrte Erziehung genossen haben, sind wol nur Wenige, die nicht die Grundlage ihrer Bildung ihm zu danken hätten, und es giebt vielleicht kein untrüglicheres Zeichen einer glücklichen und liberalen Natur, eines gesunden und zu zärterem Gefühl des ächten Schönen und Guten gestimmten innern Sinnes als der Grad des Geschmacks, welchen ein Jüngling an den Werken dieses großen Römers findet, der an üppiger Fülle so vieler von Mutter Natur an ihn verschwendeten Gaben und an höchster Ausbildung derselben bis jetzt noch Keinen seinesgleichen, geschweige Einen über sich gesehen hat.

Wenn unter dem ganzen Nachlaß des gelehrten römischen Alterthums den Schriften Cicero's, im Ganzen genommen, unstreitig die erste Stelle gebührt, so wird es dem Uebersetzer der Sammlung seiner sämmtlichen auf uns gekommenen Briefe wenigstens zu verzeihen sein, wenn er sich zu behaupten getraut, daß diese Briefe

an verschiedene mehr oder weniger bedeutende Männer seiner Zeit und einige vertrautern Freunde (gewöhnlich Epistolae ad familiares oder diversos genannt) in 16 Büchern,
die 16 Bücher an T. Pomponius Atticus,
die Briefe an seinen Bruder Quintus Cicero in 3 Büchern
und der im letzten Jahre seines Lebens mit M. Brutus geführte Briefwechsel,

für Leser aller Classen, zumal in der Zeit, worin wir leben, nicht nur der anziehendste und unterhaltendste, sondern in mehrern Rücksichten sogar der gemeinnützlichste Theil seiner Schriften sind. Die Gründe dieser Behauptung in ihr volles Licht zu setzen, erlauben die Grenzen dieser Vorrede nicht; es mag genug sein, die hauptsächlichsten nur mit wenigen Strichen anzudeuten.

Der Zeitraum von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, welchen diese Briefe umfassen, nämlich vom Jahre der Stadt 685 bis 710, insofern er die Geschichte der letzten Lebensjahre der größten und außerordentlichsten aller Republiken und der nächsten Ursachen ihres Untergangs enthält, ist ohne Zweifel

das wichtigste und (wenn die Welt über ihr höchstes Interesse Belehrung annehmen wollte) das lehrreichste Stück der ganzen römischen Geschichte. Der Schauplatz, auf welchem diese furchtbare Welttragödie gespielt wurde, erreichte gerade in dieser Zeit seine weiteste Ausdehnung und eine statistische Größe, die kein andrer Staat vor noch nach dem römischen je zu erreichen vermögend war, eine Größe, die es der Republik ihrer wesentlich fehlerhaften innern und äußern Organisation wegen schlechterdings unmöglich machte, ein so ungeheures Ganzes noch länger zusammenzuhalten. Vier so große Männer — wie sie nur in Rom und nur in dieser Zeit werden konnten — hatten sich noch niemals beisammen gefunden als Pompejus und Cäsar, Cicero und Cato; nie hatte man so große Kräfte in einem so hartnäckigen Kampf um Freiheit oder Sclaverei auf der einen, um Alleinbeherrschung der Welt oder Tod auf der andern Seite mit einander ringen sehen. Nie hatte sich noch so auffallend zu Tage gelegt, wie wenig die größten Talente, mit Rechtschaffenheit, Mäßigung und Humanität verbunden, gegen grenzenlose Herrschsucht, welcher alle Mittel, zu ihrem Zweck zu gelangen, gleichgiltig sind, auszurichten vermögen. Nie hatte sich augenscheinlicher bewährt, daß die erstaunlichsten Weltveränderungen sich zwar aus dem vorhergehenden und gegenwärtigen Zustand der Dinge, aus dem Charakter der handelnden Personen, aus ihren Lagen, Verhältnissen und Leidenschaften, kurz, aus der immer individuellen Wirkung und Gegenwirkung aller dieser noch so sehr verwickelten Ursachen so natürlich und begreiflich entwickeln, als ob die Götter und das Schicksal blos müssige Zuschauer dabei abgäben, und gleichwol der Verwegenste und Ruchloseste so offenbar von den unsichtbaren Mächten unterstützt zu werden scheint, daß man sich nothgedrungen fühlt, in Allem diesem den verborgenen Plan einer über die menschlichen Dinge waltenden höchsten Macht zu erkennen, von welcher der begünstigt scheinende Liebling des Glücks unwissenderweise das bloße Werkzeug ist.

Bedarf es eines weitern Beweises, wie interessant schon aus diesem geschichtlichen und weltbürgerlichen Gesichtspunkt Briefe, in einem solchen Zeitpunkt und von einem solchen Manne geschrieben, der nicht nur beständiger Augenzeuge des großen Schauspiels, sondern selbst eine der bedeutendsten handelnden Personen war, für uns spätere Leser sein müssen,

welche bei aller ihrer Unparteilichkeit so viele Ursachen haben, jenes Terenzische

„Ich bin ein Mensch, nichts Menschlichs ist mir fremd",[1]) täglich auf sich selbst anzuwenden?

Alles Vergangene kommt, wie es scheint, in einer Art von Kreislauf der Zeiten in mehr oder minder veränderter Gestalt wieder. Die alte Geschichte ist eine Art von Orakel zur Belehrung und Warnung Derjenigen, deren Geschichte in tausend Jahren die alte sein wird; nur Schade, daß diese prophetische Stimme das Schicksal der Weissagungen der Trojanischen Kassandra hat: man versteht sie nicht, weil man sie nicht verstehen will; man glaubt ihr nicht, weil man keine Lust hat, ihr zu gehorchen.

Nichts kann für Leser von hellem Kopfe unterhaltender sein, als aus dem hohen Standpunkt, worauf uns achtzehn verflossene Jahrhunderte gestellt haben, das ganze Spiel Derjenigen zu überschauen, die einst in der Gegenwart dessen, was für uns Vergangenheit ist, wie in einem großen unsichtbaren Netze befangen waren; zu sehen, wie oft sie mit den schärfsten Augen blos deswegen falsch sahen, weil die Gegenstände ihnen zu nahe waren, oder weil das Große, worauf ihr Blick unverwandt hätte geheftet sein sollen, durch kleine sie umgebende Dinge verdeckt oder durch krumme Pfade aus ihren Augen gerückt wurde. Wie oft, wenn man sie verlegen und ängstlich nach dem rechten Weg oder dem sichersten Ausweg hin und her rennen sieht, möchte man ihnen von oben herab zurufen: „Hieher! Hieher!" Wie oft, wenn sie im Drang unzählbar auf sie zustürmender Menschen Feinde und Freunde nicht unterscheiden können oder mit größter vermeinter Behutsamkeit sich auf einen Menschen verlassen, der ihr Vertrauen täuschen wird, möchte man ihnen zuflüstern: „Du irrst Dich! Du setzest eine Schlange in Deinen Busen!" Ein sinniger Leser, der diese Briefe nicht blos zum Zeitvertreib durchblättert, wird tausend Bemerkungen dieser Art zu machen Anlaß finden, und er würde nicht selten in Versuchung kommen, Männer von größtem Geiste, die in den größten Verhältnissen und Geschäften grau wurden, einer unbegreiflichen Schwachsinnigkeit zu beschuldigen, wenn er nicht bedächte, daß die Anscheinungen, von welchen sie sich irre führen ließen, ihn selbst blos darum nicht täuschen, weil der vor seinen

[1]) Heautont., I. 1. 25. — A. d. H.

Augen liegende Zusammenhang der Dinge, die Jenen als abgerissne Bruchstücke erschienen, ihm viel richtigere Ansichten giebt, weil keine Leidenschaften sein Urtheil trüben und kein persönliches Interesse ihm die Dinge in ein verfälschendes Helldunkel stellt.

Da diese Briefe größtentheils den einheimischen Zustand der römischen Republik, ihre innerlichen Unruhen und Erschütterungen, das unheilschwangere Triumvirat des Pompejus, Crassus und Cäsar und dessen Auflösung, kurz, die ganze von Cäsarn so besonnen angezettelte, so mühsam vorbereitete und so kühn ausgeführte Staatsumwälzung umfassen und mitten im Lauf und Andrang einer verhängnißvollen Zeit von einem scharfsinnigen Manne geschrieben sind, der in dies Alles unmittelbar verflochten war: so ist natürlich, daß sie als urkundliche Beiträge zur Geschichte des Untergangs der römischen Republik von nicht geringer Wichtigkeit sind; daß die spätern Geschichtschreiber Dio Cassius, Plutarch, Suetonius u. A. nicht selten aus ihnen entweder bestätigt oder berichtigt und ergänzt werden, und daß sie überhaupt einen Schatz von Anekdoten und Charakterzügen enthalten, welche uns zu einer wahrern und anschaulichern Kenntniß der merkwürdigsten Menschen dieses Zeitraums verhelfen können als die genannten Schriftsteller selbst.

Wie hoch indessen auch der historische Werth der Ciceronischen Briefe angeschlagen werden mag, so wird er doch von demjenigen bei Weitem überwogen, den sie dadurch erhalten, daß sie uns mit ihm selbst und seinem Charakter als Bürger, Staatsmann, Redner und vornehmlich als Mensch in so genaue und vertraute Bekanntschaft bringen, daß sie nicht sowol mit Handzeichnungen oder Abbildungen als mit unmittelbar auf das lebendige Urbild gemachten Abgüssen zu vergleichen sind. Dies gilt ganz besonders von den Briefen an Atticus und Quintus, die vertrautesten und bewährtesten seiner Freunde. Wenn wir ihn in denen ad diversos bald, so zu sagen, im Staatskleide, bald mit einem mehr oder minder durchsichtigen Schleier bedeckt, bald, in ausdrücklicher Absicht, einen unsichern oder gefährlichen Freund zu täuschen, hinter einer künstlich angepaßten Larve verborgen sehen: so liegt hingegen in diesen seine wahre Gestalt offen und unverhüllt vor uns da; ohne es zu wollen oder nur zu ahnen, läßt er uns in die innersten Falten seines Herzens sehen und deckt uns besonders seine schwache Seite, seine Eitelkeit und Ruhmsucht, seine häufigen (wiewol meist nur momentanen) Widersprüche mit sich selbst,

seine raschen Uebergänge von der muthigsten Zuversicht im Glück zu zaghafter Unentschlossenheit in Gefahr und gänzlicher Muthlosigkeit im Unglück, sein Unvermögen, Denen zu widerstehen, die sich seiner Zuneigung bemächtigt oder durch imponirende Vorzüge Gewalt über ihn bekommen hatten, kurz, alle seine individuellen Menschlichkeiten so treuherzig und unbefangen auf, daß man sich schon um dieser Arglosigkeit willen gedrungen fühlt, ihm alle seine Fehler als bloße Schranken seiner hohen Vorzüge oder natürliche Folgen einer äußerst feinen Organisation und einer seltnen Lebhaftigkeit des Geistes zu gut zu halten und ihn auch da, wo er etwas von unsrer Achtung verliert, doch immer anziehend und liebenswürdig zu finden. Wenn sich an dem gemeinsten Menschen, sobald er genau und ganz gekannt wird, irgend etwas entdeckt, wodurch er uns interessant werden kann: in welchem hohen Grade muß dies von einem Manne gelten, der durch den Reichthum seiner außerordentlichen Naturgaben und die unbegreifliche Größe seiner Virtuosität unter den Heroen der Menschheit auf einer der obersten Stufen steht? Wenn uns diese vertrauten Briefe mit seinen größten Fehlern so leicht versöhnen, wie gern und ganz wenden wir ihm dagegen unsre wärmste Achtung und Liebe zu, wenn wir in zufälligen Briefen, woran Kunst, Weltklugheit oder versteckte Absichten nicht den mindesten Antheil hatten, die Grundzüge der edelsten Natur, angebornes Zartgefühl und innere Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Humanität, Mäßigung und Genügsamkeit, innigste Wohlmeinung und Theilnahme mit und an seinem Vaterlande, Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter, Bereitwilligkeit, mit Anstrengung und Selbstaufopferung Jedem zu dienen, der sich ohne seine Hilfe für verloren hielt, und so viele andere dem verderbtesten aller Zeitalter fremde Tugenden mit der unverkennbarsten Wahrheit ausgesprochen und eingedrückt sehen!

Wie Vieles wäre noch zu sagen, wenn ich diese Briefe in andern Hinsichten würdigen und mich z. B. über das ausbreiten wollte, worin Cicero sich über alle andern Briefsteller erhebt, über das Musterhafte seiner Schreibart in allen Gattungen und Arten des Stils, seinen unerschöpflichen Reichthum an Wendungen derselben Sache oder desselben Gedankens, die Genialität seiner Laune und seines Witzes, den feinen Atticismus in leicht scherzender Einkleidung seines Tadels oder Spottes, die ihm so geläufige Sokratische Ironie und die häufigen Anspielungen auf Homerische Verse oder andere griechische

Dichter, kurz, über Alles, was seiner Diction diese Frischheit, Leichtigkeit und naive Grazie giebt, ut sibi quivis speret idem[1]) —: aber die wenige Zeit, die mir zu meiner Vorrede übrig ist, nöthigt mich, abzubrechen (und warum sollt' ich auch dem Leser das Vergnügen rauben, noch mehr in dem Buche zu finden, als ihn der Vorredner erwarten heißt?), um nun auch das Nöthige von mir selbst und von dieser Uebersetzung zu sagen, die ich hiermit als eine bis in den Winter meines Lebens verspätete Frucht in den Schooß unsers deutschen Vaterlandes niederlege.

Was kann ich Denen, welche eine so große und mit Schwierigkeiten aller Art umgebene Unternehmung, wie eine Dolmetschung der sämmtlichen Briefe Cicero's unleugbar ist, für ein allzu großes Wagestück für einen Greis von fünfundsiebzig Jahren halten, was kann ich ihnen antworten, als — daß ich selbst gänzlich ihrer Meinung bin und kaum etwas Anders zu meiner Entschuldigung anzuführen habe als die Zeit, in welcher, und die Art, mit welcher dieser verwegene Gedanke wie ein Gewappneter über mich gekommen ist? Ich fühlte damals ein zwiefaches dringendes Bedürfniß in mir, ohne dessen unmittelbare Stillung ich nicht länger ausdauern zu können glaubte: das Eine war, mich je bälder je lieber aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andere Welt, in eine Zeit und unter Menschen, die längst nicht mehr waren, wo möglich unter lauter kolossalische Menschen vom Titanen- und Gigantenstamm zu versetzen; das Andere, irgend eine große, schwere und mühselige, aber mir mit Allem dem angenehme und zu meinen gewohnten Studien passende Geistesarbeit zu unternehmen, welche mich hoffen ließe, daß sie mir durch Lust und Liebe zur Sache und durch die mit der Ausführung selbst nothwendig verbundene unvermerkte Steigerung meiner Kräfte vielleicht so weit gelingen dürfte, daß ich die Welt mit dem Troste verlassen könnte, die letzten Jahre oder Tage meines Lebens nicht ohne alles Verdienst um meine geliebten — Sprachgenossen zugebracht zu haben. Wie hätte mir zu Befriedigung dieses doppelten Bedürfnisses und zu Erreichung dieser Absicht mein guter Genius einen glücklichern Vorsatz einhauchen können als die Uebersetzung der Briefe Cicero's? Mit dem 1. November 1806 wurde der Anfang mit so gutem Erfolge für mich selbst gemacht, daß ich von Allem, was rings

[1]) Hor., Ars Poet., 240. 241. — A. d. H.

um mich vorging, wenig gewahr wurde. Nicht übertriebner, aber anhaltender Fleiß, genährt durch den mannichfaltigen geistigen Genuß, den mir Cicero gewährte, brachte mich an dem Tage, da ich dieses schreibe, so weit, daß ich dem Publico diese zwei ersten Bände, welche die Briefe an Atticus, Quintus und verschiedene Andere bis zum Jahre 699 inclus. enthalten, überreichen kann.

Wollte ich einen meiner Hauptzwecke nicht verfehlen, so mußten diese Briefe, so viel möglich, in eben der Ordnung gelesen werden können, worin sie der Zeitfolge nach geschrieben wurden. Die Briefe ad Familares mußten also aus der Unordnung, worin sie in den Handschriften und gewöhnlichen Ausgaben durcheinandergeworfen sind, herausgehoben und chronologisch gestellt, die Briefe an Atticus und Quintus überall da, wo sie der Zeit nach hingehören oder zu gehören scheinen, eingeschaltet und somit alle zu einem zusammenhangenden Ganzen vereinigt werden, das zugleich als die ächteste Biographie Cicero's und als ein schätzbarer Beitrag zur geheimen Geschichte der letzten zwanzig Jahre der römischen Republik betrachtet werden könnte. Daß ich mir hiebei kein anderes Verdienst zuzueignen habe, als (nach Mongault's und Melmoth's Vorgang) von der mühsamen Arbeit des gelehrten Hieronymus Ragazzoni Gebrauch gemacht zu haben, mußte hier blos um Derjenigen willen bemerkt werden, denen der Commentarius in Epistolas ad Familiares des Letztern unbekannt geblieben, deren, wie ich merke, nicht Wenige sind.

Eine unmittelbare Folge der chronologischen Anordnung war, daß eine neue Eintheilung der Bücher vorgenommen werden mußte. Daß ich hierin nicht nach bloßer Willkür verfahren, lehrt der Augenschein. Damit aber bei allen diesen Veränderungen den Lesern, welche Beruf oder Lust haben, meine Uebersetzung mit dem Original zu vergleichen, eine verdrießliche Mühe erspart werde, habe ich oben an jedem Briefe angedeutet, wo man ihn in allen gewöhnlichen Ausgaben finden kann.

Daß ich so viele Hilfsmittel zum Behuf meines Unternehmens, als ich deren habhaft werden konnte, zusammenzubringen und Alles, was mir zu besserm Verständniß des Textes seit dem vortrefflichen Paulus Manutius von gelehrten und scharfsinnigen Philologen und Alterthumsforschern vorgearbeitet worden, auf alle Weise zu benutzen gesucht habe und ferner benutzen werde, ist so sehr meine Schuldigkeit, daß

es hoffentlich keiner ausführlichern Rechenschaft bedarf. Noch kürzer werde ich hier über das Capitel der mannichfaltigen, großen und endlosen Schwierigkeiten sein, mit welchen die Leser der Urschrift der Ciceronischen Briefe und um so viel mehr also die Uebersetzer derselben zu kämpfen haben. Sie sind den Gelehrten nur zu wohl bekannt, und der vortreffliche französische Uebersetzer und Ausleger der Briefe an Atticus, Mongault, hat sie in seiner Vorrede, besonders in Ansehung der letztern, so ausführlich dargestellt, daß ich nichts hinzuzufügen wüßte, als daß ein sonderbarer innerer Beruf dazu gehört, um sich nicht dadurch von einem so schweren und gefährlichen Unternehmen abschrecken zu lassen; zumal wenn ein armer Uebersetzer noch das Unglück hätte, sich unsre Philologen und Kritiker als ebenso viele, das unzugangbare Zauberschloß umgebende Riesen einzubilden, welche mit funkelnden Augen und geschwungnen Keulen bereit stünden, den Verwegnen zu züchtigen, der sich eines solcheu Abenteuers unterfangen wollte. Ohne Furcht vor solchen Schreckbildern erwarte ich das Urtheil ächter und billiger Richter mit Ruhe, versichert, daß sie, nicht unmilder als die Götter, mit dem Sokratischen „Nach Vermögen geben“[1]) zufrieden sein werden, und zum Voraus herzlich dankbar für jede freundliche Belehrung und Erinnerung. Bei der Arbeit selbst habe ich überhaupt dieselben Gesetze befolgt, welche man in meinen Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen beobachtet zu sehen gewohnt ist. Klarheit und Verständlichkeit ist mein erstes Augenmerk und vermuthlich auch die erste Forderung der Leser, die ich zu finden hoffe. Indem ich dem Cicero so gutes Deutsch, als ich selbst gelernt habe, leihe, bin ich weit von dem Gedanken entfernt, ihn schreiben zu lassen, wie er vielleicht geschrieben hätte, wenn er ein Deutscher unsrer Zeit, zumal der neuesten, gewesen wäre. Ueberall, wo es mir nur immer möglich scheint, schließe ich mich so genau an den Text an, als es geschehen kann, ohne lateinisches Deutsch zu schreiben. Nichts liegt mir mehr am Herzen, als daß mir kein schöner oder kräftiger Ausdruck, keine bedeutende, in unsre Sprache übertragbare Metapher, keine der feinern Schattirungen oder Wendungen, keine Grazie, die ich erhaschen kann, entgehe. Aber besonders wünsche ich einem Etwas, das sich nur wahrnehmen und fühlen, nicht beschreiben läßt, dem Eigenthümlichen des Geistes und der Schreibart Cicero's in seinen Briefen,

[1]) Xenoph., Memorab., I. 3. 3. — A. d. H.

kurz, dem, was Einige seine Ciceronität nennen, so nahe zu kommen, als es unsre Sprache gestattet, und so weit meine Fähigkeit, sie zu erfühlen, zu errathen und zu ahnen, reichen mag. Wäre ich hierin glücklich gewesen, so würden mir vielleicht selbst die strengern Richter desto eher verzeihen, wenn ich — wahrlich nicht, um mir die Arbeit bequemer, sondern um dem Leser die Mühe des Verstehens leichter zu machen — zuweilen mehr Worte aufgewandt, als schlechterdings nöthig war, und nicht selten, wiewol nie ohne Grund, die Auslegung in den Text selbst hineingeschoben habe. Ich würde es nicht wagen, einige Nachsicht von jenen Richtern zu hoffen, wenn ich mir nicht so klar bewußt wäre, daß ich in Allem diesem mit großer Gewissenhaftigkeit verfahren bin, und mich sehr an Cicero zu versündigen geglaubt hätte, wenn ich, um ihm durchaus die edelste und eleganteste Diction eines auf moderne Weise gebildeten und glattgeschliffnen Weltmanns zu geben, mir die Freiheit mit ihm herausgenommen hätte, welche Melmoth und sogar der treffliche Mongault sich erlaubten: Jener, weil es ihm seiner Absicht nach blos um die Sachen und den wirklichen oder vermeinten Sinn der Worte zu thun war, Dieser, weil ihm der Eigensinn seiner Sprache nicht gestattete, sich dem Urtext so nahe anzuschmiegen, als die unsrige zuläßt.

Was die Anmerkungen und Erläuterungen betrifft, so möcht' es wol kaum möglich sein, für alle Leser das rechte Maß zu treffen; denn auf die Wenigen, die derselben gar nicht bedürfen, konnte freilich keine Rücksicht genommen werden. Indessen werde ich, um die Zahl der Bände des Werks nicht ohne Noth zu vergrößern, mir in der Folge angelegen sein lassen, der Erläuterungen theils weniger zu machen, theils die unentbehrlichen, so viel mir möglich, abzukürzen.

Sollte vielleicht, da diese Vorrede ziemlich eilfertig geschrieben werden mußte, etwas hier vergessen worden sein, das mir zu sagen nöthig oder dem Leser zu wissen dienlich gewesen wäre, so behalte ich mir vor, es in einem der folgenden Bände nachzutragen.

Weimar, den 26. März 1808.

Seneca's Briefe,

übersetzt von Albrecht Christoph Kayser.[1]

Seneca's 124 Briefe an seinen Freund Lucil sind bekanntlich eins der besten Stücke seiner literarischen Verlassenschaft und so zu sagen sein philosophisches Testament. Eine Reihe

[1]) Teutscher Merkur 1783, III., Anzeiger, S. CXXIV. Die Anzeige trägt ebenso wenig Wieland's W. als die unmittelbar darauf folgende, der „Bibliothek für Pädagogen und Erzieher", die ganz unverkennbar von Wieland ist, da sie auf die Ausstellungen an seiner Uebersetzung der Horazischen Briefe Rücksicht nimmt. Im Teutschen Merkur 1776, III. S. 285—287, hatte er als Lückenbüßer den Anfang einer merkwürdigen Uebersetzung des Seneca De providentia, von der ihm einige Bogen als Probe mitgetheilt worden, abdrucken lassen, zugleich mit einer Stelle aus dem „seltsam stilisirten" Begleitschreiben eines Unbekannten, worin dieser sagt: wiewol man schon lange bemüht sei, aus den Schachten der griechischen und römischen Gelehrsamkeit den Deutschen Erze zu liefern, so fehle es doch noch immer an Goldstufen; er habe geglaubt, auf einen Gang zu kommen, wenn er die Werke des Seneca „der deutschen Welte", da sie ohnehin im Lateinischen schwer zu lesen seien, mit offenbarer Deutlichkeit vorlegte. Sollte die Probe seiner Uebersetzung im Merkur gut aufgenommen werden, so „sollte seine goldne Uebersetzung in ihrem völligen Prachte an den Tag treten": im Gegensatze" könne sie in ihrer Dunkelheit, mit ihrem Erdestriche, den sie zu begünstigen des weltthätigen Vorhabens war, ohne jemalige Auferstehung begraben liegen bleiben. „Nach Mittheilung einer Seite dieser Probe in ihrer „Original-Unrechtschreibung", die so arg, wie die Uebersetzung armselig ist, daß man fast an einen Wieland gespielten Streich denken könnte, schließt er: „Unsre Leser mögen nun selbst von dieser höchst außerordentlichen Erscheinung denken und sagen, was ihnen beliebt! Ich kann dabei nichts Anders thun als die Allmacht der Natur, die uns immer durch neue Wunder überrascht, stillschweigend anzubeten und die glückliche Organisation des Ungenannten zu beneiden, der den Seneca mit so offenbarer Deutlichkeit übersetzt zu haben sich bewußt ist." — A. d. H.

praktischer Erfahrungssätze, Meinungen und moralischer Resultate, auf einer höchst wichtigen Laufbahn des Lebens vom hellsten Kopfe und standhaftesten Weisen gesammelt und in den Busen seines Vertrauten ausgeschüttet, müssen allerdings der Nachwelt ein kostbares Geschenk sein: und dies sind wirklich Seneca's Briefe. Herr Kayser hat von allen 124 nur die 46 interessantesten ausgehoben und hier geliefert; und wir billigen diese Auswahl sehr. Er hat viele Schwierigkeiten, die ihm Seneca's ganz eigene Kürze, gedrungener Stil und so manche schwere Stelle machte, glücklich überwunden. Sein Zweck war, sich stets genau an den Wortsinn und die Stellung der Sätze des Originals zu halten, und er opferte dieser, bei einem philosophischen Werke sonderlich unentbehrlichen Treue lieber manchmal ein Wenig Wohlklang und zierlichern Bau der Perioden auf. Im Ganzen genommen, ist aber diese Uebersetzung sehr gut gerathen; ein Beweis, daß Herr Kayser seinem Schriftsteller gewachsen war, und ein angenehmes Geschenk, für das ihm jeder Liebhaber der ältern Literatur, der den Seneca nicht in der Ursprache lesen kann, sehr danken wird.

Proben einer neuen Uebersetzung der Briefe des Plinius von Wieland.[1])

1.

An seinen Freund Cornelius Tacitus.

I. 6.

„Sie werden lachen, und ich gebe Ihnen meine Erlaubniß dazu. Stellen Sie Sich vor, daß ich, ich selbst — Sie kennen doch den Mann? — drei Schweine, und, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, drei recht große Schweine, gefangen habe. „Sie selbst?" hör' ich Sie fragen. Ich selbst, aber freilich — damit meine Indolenz und Ruhe so wenig als möglich dabei verlöre, saß ich nicht am Garn, und neben mir lagen statt der Lanze und des Jagdspießes Griffel und Schreibtafel. So saß ich, überließ mich meinen Gedanken und schrieb von Zeit zu Zeit etwas nieder, um, wenn ich mit leeren Händen heim käme, wenigstens mein Taschenbuch voll zurückzubringen. Sie hätten Unrecht, wenn Sie diese Art zu studiren verachteten. Es ist erstaunlich, wie sehr der Geist durch die Leibesübungen und eine mehr als gewöhnliche Bewegung aufgeweckt wird. Und dann noch das angenehme Grauen der Wälder und die Einsamkeit und selbst das allgemeine Schweigen, das beim Jagen beobachtet wird — welche Reizungen zum Denken! Folgen Sie also immer meinem Beispiel und nehmen Sie, wenn Sie auf die Jagd gehen, Ihre Schreibtafel ebenso richtig mit wie Ihren

[1]) Teutscher Merkur 1774, IV. S. 73—96. — A. d. H.

Brodkorb und Ihre Kürbißflasche: Sie werden finden, daß Minerva so gern auf den Bergen herumirrt als Diana."

Ich liebe diesen kleinen Brief, weil er, ohne daß dies eben die Absicht des Plinius gewesen zu sein scheint, ein naives Gemäldchen ist, wie Gelehrte zu jagen pflegen. Die Jagd selbst ist ordentlicherweise (denn auch hier giebt's Ausnahmen), was sie gerade am Wenigsten dabei interessirt. Omnis scriptorum chorus amat nemus, sagt Horaz,[1]) und nie ist etwas Wahrers gesagt worden. Der Wald, die frische und balsamische Luft, die man darin athmet, die tiefe Stille, die weit umher herrscht, die Leichtigkeit, womit der Seele unter diesen Umständen alle ihre natürlichen Verrichtungen von Statten gehen, dies ist Alles, was der Gelehrte in der Jagd Anzügliches findet; Hasen, Rehböcke, Hirsche und Schweine haben gute Ruhe vor ihm. Ein ächter Jäger, der die Jagd um — des Jagens willen liebt, wird zu diesem Briefe lächeln; den Denkern hingegen, gesetzt auch, daß sie sich nie in dem Falle befunden hätten, die Erfahrung selbst zu machen, wird es vorkommen, als ob nichts natürlicher sein könne.

2.

An Fundanus.

I. 9.

„Es ist was Wundersames, wie übel ein Mann, der seine Zeit zu berechnen gewohnt ist, zu Rom mit seiner Rechnung besteht. Nimmt man jeden Tag für sich, so scheint Alles richtig; nimmt man etliche zusammen, so kommt das Facit nie heraus. Fragen Sie Einen: ‚Womit haben Sie Sich heute beschäftigt?‘ so wird die Antwort sein: ‚Ich habe dieser oder jener Feierlichkeit, einem Verlöbniß, einer Hochzeit beigewohnt; Dieser hat mich zur Unterschrift eines Testaments, Jener um Führung eines Rechtshandels, ein Dritter zu einer Consultation gebeten.‘ Jedes dieser Dinge und zwanzig andre von diesem Schlage scheinen an dem Tage, da man sie gethan hat, wichtig zu sein; bedenkt man hingegen, daß man nun seit vielen Tagen nichts

---

[1]) Epist., II. 2. 77. — A. d. H.

Anders gethan hat als dies, so glaubt man nichts gethan zu haben, besonders wenn man diese Ueberlegung in der Entfernung von der Stadt und ihren Geschäften oder Zerstreuungen macht. Dann kann man sich nicht entbrechen, zu überdenken, wie viele Tage man verloren, und über welchen nichtswerthen Dingen man sie verloren hat. So pflegt es mir zu gehen, so oft ich einige Tage auf meinem Gute zu Laurentum zubringen kann. Dort weiß ich meine Zeit ganz anders zu benutzen. Entweder ich lese, oder ich schreibe was, oder ich mache Leibesübungen, die so nothwendig sind, um den Geist bei Munterkeit zu erhalten: da höre ich nichts, was mich gehört zu haben — da sag' ich nichts, was mich gesagt zu haben gereuen könnte. Da ist Niemand, der mir Böses von Andern spricht; da hab' ich an Niemand etwas auszusetzen, es müßte denn an mir selbst sein, wenn ich mit dem, was ich geschrieben habe, nicht recht zufrieden bin. Da plagt mich weder Furcht noch Hoffnung; da beunruhigen mich keine Gerüchte, und ich habe und verlange keine andre Gesellschaft als mich selbst und meine Bücher. O mein Freund, dies nenn' ich wahres Leben! O süßer, edler Müssiggang, wie wenig Geschäfte verdienen Dir vorgezogen zu werden! O Meer, o Gestade, wahres von der Welt abgeschiedenes Heiligthum der Musen, wie erfindsam seid Ihr, wie manchen guten Gedanken bin ich Euch schuldig! Glaube mir, mein liebster Fundanus, folge meinem Beispiel! Ergreif die erste beste Gelegenheit, Dich diesem Geräusche, diesem eiteln Hin- und Herrennen, dieser in so mancher Betrachtung unnützen Geschäftigkeit der Stadt zu entreißen, und wirf Dich in die Arme der Ruhe und der Musen! Denn am Ende ist es doch immer besser — nach dem ebenso wahren als feinen Ausdruck unsers Attilius — müssig zu gehen, als nichts zu thun."

Ein vortrefflicher Commentar über diese Verse des Horaz,[1]) deren Wahrheit und schöner Ausdruck sie immer so sehr empfohlen hat:

O rus, quando te aspiciam, quandoque licebit
Nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae!

---

[1]) Sat., II. 6. 60—62. — A. d. H.

3.

An seinen Freund Atrius.

I. 10.

„Wenn jemals eine Zeit war, wo die schönern und edlern Wissenschaften in unsrer Stadt blühten, so ist es gewiß die unsrige. Unter den vielen und glänzenden Beispielen, die ich hievon anführen könnte, will ich mich auf den einzigen Philosophen Euphrates einschränken. Ich lernte ihn in Syrien, seinem Vaterlande, kennen, wo ich als ein noch sehr junger Mensch meine ersten Kriegsdienste that. Der Zutritt, den er mir in seinem Hause erlaubte, gab mir Gelegenheit, ihn sehr genau kennen zu lernen. Ich bemühte mich eifrig um seine Freundschaft, wiewol es in der That wenig Mühe kostete; denn er ist offen, zuvorkommend und voll von der Menschlichkeit, die er lehrt. Und wollte Gott, ich hätte die Hoffnungen, die er damals von mir faßte, so erfüllt, wie er selbst indessen an jeder Vollkommenheit zugenommen hat — es müßte denn sein, daß ich ihn jetzt nur darum bewundernswürdiger fände, weil ich seinen Werth besser schätzen kann; wiewol ich mir auch jetzt nicht zutraue, daß ich ihn völlig zu schätzen wisse. Denn so wie von einem großen Maler, Bildhauer oder andern Künstler nur ein Meister der Kunst richtig urtheilen kann, so ist auch nur ein Weiser fähig, den ganzen Werth eines Weisen einzusehen. So viel ich indessen urtheilen kann, besitzt Euphrates eine Menge von Vorzügen in so hohem Grade, daß auch die mittelmäßigsten Köpfe davon überwältigt werden müssen. In seinen Discursen herrscht Scharfsinn, Gründlichkeit und Geschmack, und nicht selten erhebt er sich zu jener Platonischen Erhabenheit und Fülle. Sein Vortrag ist reich an glücklichen Ausdrücken und Wendungen und unterscheidet sich besonders durch eine Annehmlichkeit, die sich auch der Widerspenstigen bemächtiget, und womit er Alles aus uns macht, was er will. Zu diesem kommt noch eine ansehnliche Statur, eine schöne Gesichtsbildung, langes Haar und ein großer eisgrauer Bart; zufällige Vorzüge und Kleinigkeiten, wenn Sie wollen, die aber doch nicht wenig beitragen, den vortrefflichen Mann desto ehrwürdiger zu machen. In seinem Aeußerlichen ist nichts von Allem, was die Leute

von seiner Profession zu affectiren pflegen, seine Kleidung reinlich, sein Ansehen ernsthaft ohne Düsterkeit; man nähert sich ihm immer mit Ehrerbietung, nie mit dem Wunsche, ihm auszuweichen. Seine Sitten sind, ebenso wie sein Leben, rein und untadelhaft. Er verfolgt die Laster, nicht die Menschen; man sieht, daß er nicht züchtigen, sondern bessern will. Man hängt, so zu sagen, an seinen Augen und Lippen, indem er uns Lehren giebt, und schon völlig überzeugt, wünscht man es noch nicht zu sein, um ihn desto länger zu hören. Euphrates hat drei Kinder, worunter zwei Söhne, die er vortrefflich erzieht. Sein Schwiegervater Pompejus Julianus, ein Mann von vielen Verdiensten, würde in meinen Augen durch dies Einzige schon ein großer Mann sein, daß er, da ihm sein Rang in der Provinz unter den edelsten und vortheilhaftesten Verbindungen die Wahl ließ, sich diesen Schwiegersohn erkieste und den Vornehmsten erwählt zu haben glaubte, indem er den Weisesten erwählte. Doch wozu spreche ich Ihnen so lange von einem Manne, den ich nicht genießen kann? Als ob ich mir seine Entbehrung recht geflissentlich schmerzhafter machen wollte!

„Eines der wichtigsten, freilich aber gewiß der mühseligsten Aemter raubt mir alle meine Zeit. Da sitz' ich den ganzen Tag und muß Audienzen geben, Antworten unter Suppliken setzen, Urkunden unterzeichnen und eine ungeheure Menge Briefe schreiben; aber Himmel! was für Briefe! die ungelehrtesten, unwitzigsten, unempfindsamsten von der Welt.*) Ich beklage mich zuweilen (denn auch nur so gut wird mir's selten) gegen den Euphrates über diese beschäftigte Lebensart. Er tröstet mich, indem er behauptet, eben dies sei ein Theil der

*) Lauter Geschäftsbriefe nämlich. Ich mußte diese Wendung und eine Menge Worte dazu nehmen, um einigermaßen auszudrücken, was Plinius mit zweien Worten sagt: illiteratissimas literas. Dies ist eines von den Wortspielen, die man in einem Briefe wenigstens für ächten Witz gelten lassen kann, wiewol sie unübersetzlich sind. Umschreibungen sind übrigens allemal dem Original mehr oder weniger nachtheilig und einem Uebersetzer, der seinen Autor liebt, höchst unangenehm. Aber bei dem gedrungnen und oft ein Wenig zu sehr gedrehten Stil des Plinius und bei der großen Verschiedenheit unsrer Sprache von der römischen sind sie oft nicht auszuweichen. Vielleicht hätte ein Andrer ohne langes Besinnen ungelehrte Briefe gesetzt. Aber was wir bei dem Worte ungelehrt denken, ist, däucht mich, nicht gerade das, was Plinius mit illiteratis hier sagen will. Geschäftsbriefe sind gewöhnlich Briefe, wozu man weder Witz noch Geschmack noch schöne Kenntnisse vonnöthen hat, und eben darum kann für einen Mann von Empfindung und Geschmack (denn dies wollte man damals mit dem Worte literatus sagen) keine unangenehmere Beschäftigung sein, als viel solche Briefe zu schreiben haben.

Philosophie, und zwar der schönste, fürs gemeine Wesen arbeiten, die Gerechtigkeit handhaben und dadurch Ordnung und Ruhe im Staat erhalten helfen. Dies sei gerade, das in Ausübung bringen, was er und Seinesgleichen lehrten. Aber ich gestehe Ihnen, wenn er mich von allem Andern überreden kann, so soll er mich doch davon nicht überreden, daß es besser sei, diese Dinge zu thun, als ihm ganze Tage lang zuzuhören. Um so mehr also, mein lieber Atrius, rathe ich Ihnen, den keine Geschäfte zurückhalten, sobald Sie wieder in die Stadt kommen (und ich hoffe, Sie kommen nun desto bälder), Sich diesem vortrefflichen Manne zur völligen Ausbildung und gleichsam zur letzten Politur zu übergeben. Ich rathe es Ihnen, weil ich nicht, wie Viele, die Untugend an mir habe, Andern ein Gut zu mißgönnen, dessen ich entbehren muß, sondern im Gegentheil, es selbst einigermaßen zu genießen glaube, wenn ich sehe, daß es meinen Freunden zu Gute kommt."

4.

An seinen Freund Junius Mauricus.

I. 14.

„Sie verlangen, daß ich Ihnen einen Gemahl für Ihres Bruders Tochter aussuche? Unmöglich hätten Sie mit diesem Auftrag besser an den rechten Mann kommen können; denn Sie wissen, wie sehr ich diesen großen Mann verehrte und liebte; Sie wissen, wie freundschaftlich er sich meiner Jugend angenommen, wie viel Gutes er mir durch seine Ermahnungen gethan, und wie er sogar durch zu frühzeitiges Lob mich aufgemuntert, es desto bälder zu verdienen. Sie hätten mir also unmöglich etwas Angenehmers und meinem Herzen Wichtigers auftragen können, als mir die Wahl des Jünglings zu überlassen, der die Ehre verdiene, einem Manne wie Arulenus[1]) Enkel zu geben. Vielleicht hätte ich einen solchen Jüngling lange suchen müssen, wenn ich ihn nicht glücklicherweise in der Person des Minucius Acilianus schon gefunden und, recht als ob er blos dazu gemacht wäre, bei der Hand hätte. Der junge Mann liebt mich mit so viel Wärme und Vertraulichkeit, als ob ich von seinem Alter (in der That ist

---

[1]) „Rusticus" ist ausgefallen. — A. d. H.

er nur wenige Jahre jünger), und mit so viel Ehrerbietung, als ob ich sein Großvater wäre. Er wünscht in Allem von mir gebildet und geleitet zu werden, und mit einem Wort, er will, daß ich ihm das sei, was Ihr*) ehemals mir waret. Er ist aus Brixen gebürtig, das ist aus demjenigen Theile Italiens, wo man noch die meisten Ueberbleibsel jener alten Bescheidenheit, Mäßigkeit, und schier möcht' ich sagen, bäurischen Einfalt der Sitten findet. Sein Vater Minucius Macrinus ist gegenwärtig der Erste vom Ritterstande, weil er nichts Höhres sein wollte; Vespasianus bot ihm einen Platz unter den Prätoriern an; aber er zog unbeweglich seine glückliche Ruhe diesen beschwerdevollen Würden vor, denen unser Ehrgeiz vielleicht mehr Werth beilegt, als sie wirklich haben. Die Großmutter meines jungen Freundes von mütterlicher Seite ist Serrana Procula aus Padua. Sie kennen die vortrefflichen Sitten dieser Stadt; ich habe also Alles gesagt, wenn ich Ihnen sage, daß Serrana von den Paduanern selbst als ein Vorbild angesehen wird. Sein Oheim, Publius Acilius, ist ein Mann von seltner Unsträflichkeit, Klugheit und Redlichkeit. Kurz, Sie werden in dieser ganzen Familie nichts finden, das Ihnen nicht gut genug gefalle, um sie mit Vergnügen zur Ihrigen zu machen. Acilianus selbst hat bei der größten Bescheidenheit viel Feuer und Talente. Die Quästur, das Tribunat, die Prätur ist er bereits mit Ruhm durchgelaufen und erspart Ihnen also die Mühe, sie erst für ihn brigiren**) zu müssen. Seine Gesichtsbildung ist einnehmend, seine Farbe lebhaft, seine ganze Figur schön und edel; mit einem Wort, er hat Alles, was den liebenswürdigen Mann ausmacht und den Mann von Stand ankündigt. Dies sind nicht so ganz Kleinigkeiten; und ich denke, daß man darauf bei Verheirathung eines Mädchens als auf eine Art von Belohnung, die man ihrer Keuschheit schuldig ist, zu sehen hat. Ich weiß nicht, ob ich hinzusetzen soll, daß sein Vater viel Vermögen hat. Wenn ich mich erinnere, wer Diejenigen sind, denen ich einen Tochtermann

*) Nämlich Mauricus und sein Bruder Arulenus.

**) Wenn ich nicht irre, so ist dies eines von den ausländischen Wörtern, die das Bürgerrecht in unsrer Sprache verdienen, weil wir kein eigenes gleichbedeutendes haben, und weil wir uns dadurch der Unschicklichkeit, umschreiben zu müssen, was in allen gebildeten Sprachen ein eigenes Wort hat, erledigen, zumal, da man dessen so oft benöthiget ist. — [Im Lateinischen steht ambire. Wieland selbst kam später von dieser Einführung des französischen briguer zurück. — A. d. H.]

vorschlage, so däucht mich anständig, diesen Umstand zu übergehen; denke ich hingegen an die Sitten unsrer Zeit und selbst an die Gesetze unsrer Stadt, die bei Classificirung ihrer Bürger das Vermögen zum Maßstab genommen hat, so däucht mich auch dies kein unwichtiger Umstand. Und in der That, wenn wir bei einer Heirath die Nachkommenschaft in Betracht ziehen, so ist nichts billiger, als daß man auch das Vermögen unter die Erfordernisse rechne. Vielleicht denken Sie, daß mir die Liebe zu meinem Freunde bei dieser Beschreibung die Feder geführt habe. Aber ich verbürge Ihnen meine Ehre, daß Sie Alles noch vortheilhafter finden werden, als ich es vorgestellt. Es ist wahr, ich liebe den jungen Mann inniglich, wie er es verdient; aber eben darum, weil ich ihn liebe, möchte ich ihm nicht den Schaden thun, eine Erwartung von ihm zu geben, die er nicht erfüllen würde."

5.

An Septicius Clarus.

I. 15.

„He, guter Freund, was soll das sein? Sie versprechen Sich zum Abendessen und kommen nicht? Aber noch ist Gerechtigkeit im Lande; Sie sollen mir die Kosten bis auf den letzten Heller vergüten. Bilden Sie Sich nicht ein, daß Sie so leicht wegkommen werden; ich hatte große Zurüstungen machen lassen. Auf die Person ein Kopf Salat,[1]) ein paar Eier und einen Pfannkuchen mit einer Brüh von Wein, Honig und Eis (denn auch dies sollen Sie bezahlen, und um so mehr, da es in der Brüh zerschmilzt und also nicht wieder gebraucht werden kann); wir hatten auch andalusische Oliven, Gurken, Trüffeln und tausend andrer Sächelchen. Sie hätten währender Tafel eine kleine Komödie oder einen Gesang von Homer oder einen Virtuosen auf der Lyra oder vielleicht, nach meiner bekannten Freigebigkeit, gar alles Dreies gehabt. Aber Sie wollten lieber, der Himmel weiß bei wem, Austern und feine Ragouts und Meerigel und Gaditanische Tänzerinnen.*) Umsonst sollen Sie

*) Diese Tänzerinnen waren in dem ausgearteten Rom ihrer reizenden Figur, ihrer muthwilligen Beweglichkeit und der Schlüpfrigkeit ihrer Tänze

---

[1]) Uebergangen ist cochleae ternae. — A. d. H.

mir's nicht gethan haben; verlassen Sie Sich darauf! Es war nicht artig von Ihnen, wiewol ich Ihnen sagen muß, daß Sie Sich selbst wenigstens so viel Schaden gethan haben als mir. Wie wollten wir zusammen gescherzt, gelacht und philosophiret haben! Sie können bei hundert Andern kostbarer essen; aber glauben Sie mir, nirgends fröhlicher, ungekünstelter und sorgloser. Kurz, lassen Sie es auf eine Probe ankommen, und wenn Sie Sich dann nicht lieber gegen jede Andere entschuldigen, so lass' ich mir gefallen, daß Sie allemal schon versprochen seien, wenn ich Sie bitte."

6.

An Cornelius Titianus.

I. 17.

„So verderbt die Sitten unsrer Zeit sind, so giebt es doch noch Beispiele von Tugend und Ehre unter uns. Noch finden sich Personen, welche edel genug denken, um sich zu Freunden verstorbner Männer von Verdiensten aufzuwerfen. Titinius Capito erhielt dieser Tage die Erlaubniß vom Kaiser, dem Lucius Syllanus auf dem großen Platze eine Bildsäule zu stellen. Es ist schön und rühmlich, von der Freundschaft seines Fürsten einen solchen Gebrauch zu machen, und, wie viel man bei ihm gilt, durch die Dienste, die man Andern leistet, zeigen. Im Uebrigen ist diese Hochachtung für große Verdienste ein eigener Zug in Capito's Charakter. Sie können Sich nicht einbilden, welche beinahe abgöttische Ehrerbietung er den Bildern eines Brutus, eines Cassius, eines Cato, die in seinem Hause allenthalben, wo nur Raum dazu ist, aufgestellet sind, erweist. Ueberdies ist vielleicht kein großer Mann, dessen Verdienste er nicht in sehr schönen Versen besungen hätte. Glauben

wegen vorzüglich geschätzt. Sie pflegten einen Theil des Nachtisches an den Tafeln der Reichen und Ueppigen auszumachen und heißen daher beim Juvenal, Sat. XI. 165:

> Irritamentum Veneris languentis et acres
> Divitis *urticae*,

weil sie den entnervten Wollüstlingen die nämlichen Dienste thaten, wozu sie sonst auch, wie man in Petron sehen kann, Brennnesseln zu gebrauchen pflegten.

Sie mir, der Mann, der die Tugend an Andern mit solcher Wärme liebt, muß selbst nicht gemeine Vortrefflichkeiten besitzen. Dem Syllanus ist nichts als Gerechtigkeit widerfahren, und Capito, indem er für dessen Unsterblichkeit besorgt war, hat für seine eigene gearbeitet; denn es ist nicht rühmlicher, eine Statue auf dem Hauptplatz der Stadt Rom haben, als eine setzen lassen."

Vorausgesetzt, daß Plinius den Capito, dem er in diesem Briefe so viel Beifall ertheilt, sonst genau genug gekannt hat, um von seinem Charakter das Vortheilhafteste zu denken (und dies ist um so viel vermuthlicher, da es ohne Zweifel der nämliche Capito ist, mit dem er sich im achten Brief des fünften Buchs sehr vertraulich unterhält), so konnt' er wol Grund haben, der Handlung, wovon hier die Rede ist, so viel Verdienstliches beizulegen. Aber an sich selbst läßt sich von der Statue, welche dieser Capito dem tugendhaften Syllanus setzte, oder von den Versen, die er auf alle berühmte Männer machte, nicht sicherer auf seine eigne Tugend schließen, als man von großen Freigebigkeiten bei gewissen Leuten auf ihre Wohlthätigkeit schließen kann. Es giebt kleine Homunculos, die dadurch größer zu werden glauben, wenn sie von den Werken oder Personen großer Männer mit einer Schwärmerei sprechen, die mehr auf ihren Lippen als in ihrem Herzen ist. Und wie Manchen sehen wir, der mit einer Zudringlichkeit, die er gern für Eifer angesehen wissen möchte, sich an den großen Genie anhängt, um von ihm in seinem Flug emporgehoben und in den Tempel des Ruhms nachgeschleppt zu werden. Dies könnte sehr wohl der Fall des ehrlichen Capito gewesen sein, und dann müßte man gestehen, daß er einen von den gemächlichsten Wegen, durch fremdes Verdienst unsterblich zu werden, ausfindig gemacht hätte. Wäre dies, so fiele zwar von der Handlung, welche Plinius so lobenswürdig findet, das Verdienstliche weg (denn dies hängt von der Güte und Lauterkeit des Beweggrundes ab); aber die That selbst wäre darum nicht weniger lobenswerth, wenn gleich dem Manne, der sie gethan, kein Lob gebührte; eine Unterscheidung, die man im Leben tausendmal zu machen Gelegenheit hat, aber selten macht. Uebrigens geben wir gerne zu, daß, Männer von Verdiensten zu schätzen wissen, schon eine Art von Verdienst ist, insofern die wirklich

empfundne Hochachtung für dieselben eine Beschaffenheit des Kopfs und des Herzens voraussetzt, von welcher man erwarten kann, daß sie nicht bei einer leeren, unthätigen Bewunderung fremder Vollkommenheit stehen bleiben, sondern mit wetteifernder oder nacheifernder Bestrebung verbunden sein werde.

7.

An den Bebius.

I. 24.

„Suetonius, mein Hausgenosse, hat Lust, das kleine Gütchen zu kaufen, das Ihrem Freunde feil sein soll. Ich bitte Sie, machen Sie, daß er es um den billigsten Preis bekommt; denn nur alsdann kann's ihn freuen, es gekauft zu haben. Ein zu theuer gekauftes Gut ist allemal verhaßt, und wenn es auch nur darum wäre, weil es ein immerwährender Vorwurf einer begangnen Thorheit ist. Wenn der Preis keine Schwierigkeit macht, so hätte dies kleine Landgut sonst Alles, was meinem Suetonius Lust machen kann: es liegt nah an der Stadt, an einer Hauptstraße, ist nicht kostbar im Bau zu erhalten, zu klein, ihm viel Mühe, und gerade groß genug, ihm Vergnügen zu machen. Denn diese Gelehrten von Profession, wie er ist, sind um und um zufrieden, wenn sie so viel eignen Grund und Boden haben, als sie brauchen, um den Kopf zurückzulehnen, die Augen an einer Aussicht ins Grüne erquicken, auf dem nämlichen Fußpfade hin und her kriechen, alle ihre Weinstöckchen auswendig wissen und über alle ihre Bäumchen ein Register halten zu können. Ich melde Ihnen diese Umstände, damit Sie sehen, wie sehr ich ihn und wie sehr Sie mich verbinden werden, wenn sie ihm dies kleine Gut, das sich ihm durch alle diese Herrlichkeiten empfiehlt, um einen Preis verschaffen, der keiner Nachreue Platz lasse."

8.

An den Priscus.

III. 21.

„Ich höre, Martial ist gestorben. Sein Tod geht mir nahe. Er war ein vortrefflicher Kopf, sein Witz fein und scharf, sein

Herz ehrlich und gut, wiewol Salz und Galle genug in seinen Schriften ist. Ich hatte ihm, da er Rom verließ, ein Geschenk auf die Reise gemacht. Ich glaubte es unsrer Freundschaft und auch den kleinen Versen, die er mir zu Ehren gemacht hat, schuldig zu sein. Vor alten Zeiten war es Sitte, mit Ehrenzeichen oder mit Geld Diejenigen zu belohnen, welche zum Lob einzelner Personen oder ganzer Republiken geschrieben hatten; in unsern Tagen ist mit andern löblichen Gebräuchen auch dieser abgekommen. Seitdem wir aufgehört haben, lobenswürdige[1]) zu thun, machen wir uns auch nichts mehr daraus, gelobt zu werden. Sie fragen mich vielleicht, was das für Verse seien, die mich so dankbar gegen den guten Martial machten? Ich würde Sie an sein ganzes Buch verweisen, wenn ich nicht einige auswendig wüßte. Gefallen Ihnen diese, so können Sie die übrigen selbst nachschlagen. Er redet seine Muse an und befiehlt ihr, nach meinem Hause auf den Exquilien zu gehen. „Aber — so fährt er fort —

*) „Aber nimm Dich in Acht, in trunknem Muthe
Nicht zur Unzeit an der beredten Thüre
Anzupochen. Er pflegt den ganzen langen
Tag mit der ernsten Pallas zuzubringen,
Die die Reden ihm machen hilft, womit er
Unsre Richter (wie Orpheus einst den strengen
Unerbittlichen Höllenhof) bezaubert,
Reden, die wir mit Stolz und von der Nachwelt
Unbescholten den ew'gen Meisterstücken
Des Arpinischen Demosthen entgegen-
Stellen dürfen. Sicherer wagst Du, Muse,
Dich des Abends zu ihm, wann späte Lampen

*) Hier ist das Original dieser ziemlich freien Uebersetzung:

Sed ne tempore non tuo disertam
Pulses ebria januam, videto!
Totos dat tetricae dies Minervae,
Dum centum studet auribus virorum
Hoc, quod secula posterique possint
Arpinis quoque comparare chartis.
Seras tutior ibis ad lucernas.
Haec hora tua est, cum furit Lyaeus,
Cum regnat rosa, cum madent capilli;
Tunc me vel rigidi legant Catones!

[1]) Hier ist das Wort „Thaten" ausgefallen. Im Lateinischen steht speciosa et egregia. – A. d. H.

Zum geselligen Schmaus den Saal erleuchten.
Deine Stunden sind dies, wenn Bacchus schwärmet,
Wenn die Rose die nicht mehr finstre Stirne
Kränzt und Salben vom Haare triefen; dann ist,
Mich zu lesen, auch Cato nicht zu weise."

Finden Sie nun, daß ich Recht hatte, den Mann, der dies von mir schrieb, damals mit Beweisen der wärmsten Freundschaft von mir zu lassen und nun, da er nicht mehr ist, als einen verlornen Freund zu betrauern? Er gab mir das Größte, was er mir geben konnte, und würde gerne mehr gegeben haben, wenn er gekonnt hätte. Wiewol, was kann ein Sterblicher dem andern Größers geben als Ruhm und Unsterblichkeit? — Doch vielleicht werden seine Schriften selbst nicht unsterblich sein? Vielleicht; aber wenigstens war es, da er sie schrieb, sein Wunsch, daß sie es sein möchten."

Man weiß sonst wenig von der Lebensgeschichte des Dichters Martial, dessen Werke die Hoffnung, welche sich Plinius von ihrer Unsterblichkeit machte, glücklich gerechtfertigt haben. Aus diesem Briefe lernen wir ein paar Umstände, die jenen Mangel einigermaßen ersetzen können. Der eine ist etwas, das er mit dem größten Theile der Leute, die von den Renten ihres Witzes leben, gemein hatte; er war arm wie eine Kirchenmaus. Aber dafür hatte er den Verstand, sich einen Mann wie Plinius zum Freunde zu machen, und dies ist die größte Lobrede eines Biographen auf seinen sittlichen Charakter werth. Daß übrigens der gute Plinius sich überaus gerne loben ließ, ist von je her eine verzeihliche Schwachheit aller braven Leute gewesen. Er hat Recht; gegen das Lob der Verständigen sind nur Diejenigen gleichgiltig, die nichts thun, was man loben könnte.

9.

An seinen Maximus.

VII. 26.

„Dieser Tage brachte mich der kränkliche Zustand eines Freundes auf die Betrachtung, daß wir nie besser zu sein

pflegen, als wenn wir krank sind. Denn wo sehn wir einen Kranken von Gewinnsucht oder Ueppigkeit geplagt? Liebe und Ehrgeiz haben ihre Macht über ihn verloren, und das kleinste Vermögen übersteigt seine Bedürfnisse, da er es als etwas ansieht, das er bald hinter sich lassen wird. Wie oft begegnete es ihm ehemals, zu vergessen, daß er ein Mensch, und daß eine höhere Macht über ihm sei? Jetzt erinnert ihn jeder Augenblick an Beides. Er beneidet Niemand, bewundert Niemand, verachtet Niemand, findet weder Vergnügen noch Unterhaltung, wenn übel von Andern gesprochen wird. Bäder und schattichte Quellen sind Alles, womit seine Phantasie sich unterhält, und bezeichnen die äußerste Linie seiner Wünsche. Ein stilles, sorgenfreies, d. i. ein unschuldiges, glückliches Leben will er leben, wenn er wieder genesen sollte. Aus Allem diesem, mein lieber Freund, folgt eine Lection für Dich und mich, die in wenig Worten enthält, was uns die Philosophen mit vielem Gepränge in großen dicken Büchern lehren wollen: daß wir in gesunden Tagen so leben, wie wir in kranken zu leben uns vorsetzen würden."

So richtig die Beobachtungen sind, welche Plinius an seinem kranken Freunde machte, und welche jede Krankenwärterin alle Tage zu machen Gelegenheit hat, so gewiß ist es gleichwol, daß ein kranker oder kränkelnder Mensch gemeiniglich ebenso wenig geschickt ist, richtig von den Dingen dieser Welt zu urtheilen, als ein von Gesundheit strotzender Jüngling, seine Einbildungskraft und seine Leidenschaften immer in den Schranken der Weisheit zu erhalten. So wie dieser zu leichtsinnig, so pflegt jener zu ernsthaft zu denken. Er spricht wie Salomon,[1]) aber nicht mit Salomon's Weisheit, zum Lachen: „Du bist toll", und zur Freude: „Was machest Du?" Er ist immer geneigt, Aergerniß zu nehmen und Unglück zu weissagen. Eine junge, fröhliche, in dem angenehmen Gefühl ihres Daseins dahinflatternde Grazie ist ein Gegenstand, der ihn schwermüthig macht. Ein Scherz ist ihm Sünde, und von einem schönen Busen wendet er sein Auge seufzend auf einen Todtenkopf. Die schuldlosesten Vergnügen der Sinne sieht er für Schlingen an, die der Tugend gelegt sind, und die Welt, denkt er, ist blos darum mit so viel angenehmen Gegenständen erfüllt, damit wir sie — nicht ge-

[1]) Prediger 2, 2. — A. d. H.

nießen. Aus ängstlicher Furcht, den Grenzen des Lasters zu nahe zu kommen, macht er die Linie, die das Gute und Böse scheidet, zu einer Spirallinie, die ihn endlich so eng einschließt, daß er sich kaum noch regen kann. Wir haben hypochondrische und schwindsüchtige Sittenlehrer von diesem Schlage gekannt, und Jedermann hat Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß diese Krankheiten auf Jeden, der damit behaftet ist, mehr oder weniger den beschriebenen Einfluß haben. Was für ein hassenswürdiges Siechenhaus würde die Welt sein, wenn alle Menschen so empfänden, so dächten, so lebten wie diese armen Leute? Für einen Kranken sind unzählige Dinge unbrauchbar; er thut also wohl, sie nicht zu begehren. Aber eben diese Dinge sind für Millionen gesunde Menschen sehr brauchbar und, was noch mehr ist, sind blos dazu da, daß man sie brauche. Der Kranke hat also Unrecht, wenn er den Gesunden Alles verbieten will, was ihm unnütz oder wol gar schädlich ist. Er hat Recht, wenn er in einem Zustande, worin das Leben kein Gut mehr für ihn ist, alle Güter desselben, die ihm nicht in die gehoffte bessere Welt folgen, für Seifenblasen ansieht; aber Unrecht hat er, von den Gesunden das Nämliche zu verlangen. Niemand soll es ihm verdenken, wenn er mehr Geschmack an ernsten Todesbetrachtungen findet als an dem schönsten Lied Anakreon's; aber er hat Unrecht, das Vergnügen seiner gesunden Nebenmenschen immer durch seine Warnungen zu verbittern, und in jeden Gesang der Freude sein klägliches Memento mori zu krächzen. Die Vorschriften der wahren Weisheit gründen sich auf Verhältnisse, welche vollständig wahrzunehmen und richtig zu bestimmen, nur ein Werk der Glücklichen ist, denen eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe zu Theil geworden. Die Sokraten und Epiktete befanden sich wohl und stunden mit der ganzen Natur in gutem Vernehmen, als sie uns lehrten, wie wir leben müssen, um beim Schluß der Scene, mit uns selbst zufrieden, sagen zu können: Wir haben gelebt.

Einleitung zu Villoison's Gedicht auf die Geburt des Erbprinzen von Weimar am 3. Februar 1783.[1])

Wir fürchten nicht, uns zu betrügen, wenn wir dem größern Theile unsrer Leser durch die Mittheilung dieses kleinen Gedichtes, welches aus mehr als einem Grunde für eine seltne Erscheinung gelten kann, Vergnügen zu machen glauben. In unsern Zeiten, wo so viele Gelehrte, weit entfernt, sich mit Leichtigkeit und Geschmack in der allgemeinen Sprache der Gelehrten ausdrücken zu können, ihre wenige Bekanntschaft mit den alten Griechen und Römern oft blos der Vermittlung eines Dolmetschers zu danken haben, ist ein lateinisches Gedicht, das ein Tibull oder Properz für das seinige zu erkennen nicht erröthen dürfte, schon eine schätzbare Seltenheit. Aber das gegenwärtige erhält noch außerdem durch den berühmten Namen des Verfassers und durch den Ort und die Gelegenheit seiner Entstehung einen Vorzug, der es über gemeine Gelegenheitsverse weit erhebt und der Erhaltung würdig macht.

Herr von Villoison, dem die gelehrte Republik bereits die beste Ausgabe der *Ποιμενικῶν* des Longus und die erste des Lexikons von Apollonius schuldig ist, und von dessen enthusiastischer Liebe zur griechischen Literatur sie eine wichtige neue Ausgabe des Vaters der Dichtkunst mit Ungeduld erwartet,

---

[1]) Teutscher Merkur 1783, I. S. 192—194. Wir glaubten auch dieser Aeußerung über ein neulateinisches Gedicht hier eine Stelle geben zu müssen Obige Ueberschrift hat der Herausgeber gewählt. — A. d. H.

kam nach einem mehr als vierjährigen Aufenthalt in Venedig, oder vielmehr in der St. Marcus-Bibliothek daselbst, im Mai des letztverwichnen Jahres nach Weimar, um einem Fürsten, dem er schon im Jahre 1774 zu Paris die lebhafteste Verehrung und Ergebenheit gewidmet hatte, an seinem Hofe seine Ehrfurcht zu bezeugen und von den gelehrten Arbeiten, denen er mit einer Geduld und Anstrengung, die ohne die entschiedenste Leidenschaft für die Musen unbegreiflich wäre, mehrere Jahre hinter einander obgelegen war, in dem Umgange seiner hiesigen Freunde und unter den Schätzen des fürstlichen Büchersaals auszuruhen. Die Aufnahme, welche Herr von Villoison hier gefunden, war seinen Verdiensten ebenso angemessen, als sie geschickt war, die Dankbarkeit eines Herzens, das der edelsten Anhänglichkeit fähig ist, auf den höchsten Grad zu treiben; und so war es sehr natürlich, daß er, wiewol ein Fremdling und durch keine andre als die Bande der Verehrung und Freundschaft an Weimar gebunden, in einem für die hiesigen Lande so wichtigen Zeitpunkt von der allgemeinen Freudetrunkenheit mit ergriffen wurde, und seine Empfindungen in der Sprache, die ihm die geläufigste ist, in Verse ausströmte, die um so schöner sind, da das begeisternde Gefühl der Gegenwart und des unmittelbaren Anschauens die Stelle der Muse dabei vertrat.

Der Versuch, den einer seiner Freunde gemacht hat, dieses kleine Gedicht durch eine möglichst getreue Uebersetzung auch Denjenigen lesbar zu machen, welche berechtigt sind, das Original nicht zu verstehen, bedarf wol ebenso wenig einer Entschuldigung, als wir zu besorgen haben, daß der Gegenstand dieser Verse unsern Lesern ganz gleichgiltig sein werde. Keinem Deutschen, der die Nationalverfassung hinlänglich genug kennt, um mit einer neuen Belebung ihres ächten Geistes ihre ewige Dauer zu wünschen, können Diejenigen gleichgiltig sein, die an der Spitze der Nation stehen; und welches biedermännische deutsche Herz könnte sich enthalten, in die allgemeine Freude dieses Landes mit einzustimmen und den edeln Sprößling eines Fürstenstammes willkommen zu heißen, dessen heldenmüthiger Aufopferung seiner selbst Deutschland die wesentlichsten Güter zu verdanken hat? Güter, deren glückliche Folgen sich mit jedem Jahrhundert weiter verbreiten, und deren hoher Werth in der merkwürdigen Epoche, worin wir leben, mehr als jemals fühlbar wird.

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Leipzig.
Druck des Textes von Breitkopf & Härtel.
Druck des Umschlags von A. Waldow.